
Stanford University Libraries
6105 117 498 050



Illustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

Nachrichten

über alle wesentlichen

Zeitereignisse, Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst

155. Band

September bis Dezember 1920

Leipzig

Druck und Verlag von J. J. Weber

Illustrirte Zeitung.

155. Band. September bis Dezember 1920.

Altertumskunde.

Bildhauerkunst.

Biographien, siehe Porträte.

Erzählungen, Novellen, Humoresken usw.

Frauenwelt.

Gedichte.

Handel, Verkehr, Wirtschaftsleben.

Heere und Kriegsflotten.

Kleinkunst, Kunstgewerbe.

Kulturgeschichte, Länder- und Völkerkunde.

Kulturrundschau.

Literaturgeschichte.

Literatur und Kunst.

Luftschiffahrt.

Malerei, graphische Künste.

Naturwissenschaften, siehe auch **Wissenschaft und Technik.**

Porträte, Biographien, Nekrologe.

Roman.

Sondernummern.

Sport und Jagd.

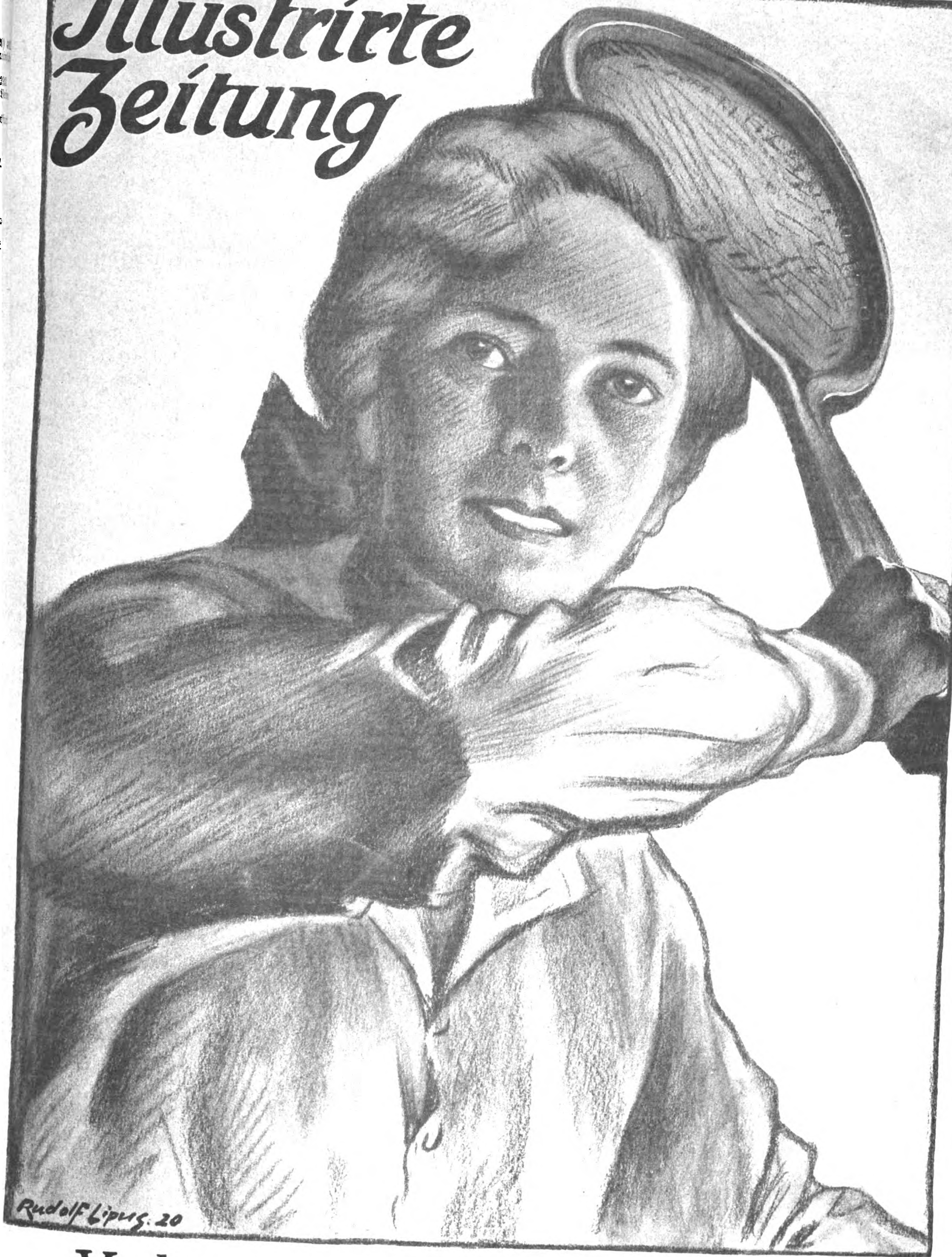
Tagesgeschichte.

Technik, siehe auch **„Wissenschaft und Technik".**

Theater und Musik.

Verschiedenes, siehe auch **Wissenschaft und Technik.**

Wissenschaft und Technik.



Verlag von J.J. Weber, Leipzig

Nr. 4028

Einzelpreis 3 Mark
(Vierteljährlich 32 Mark.)

155. Band

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Vogelmord an Leuchttürmen. Es iſt eine bekannte Tatſache, daß Tiere, die plötzlich geweckt werden, oder die nur gelegentlich nächtlich tätig ſind, vom künſtlichen Licht mächtig angezogen werden. Zu ihnen gehören zahlreiche Zugvögel. An den Fenſtern der nächtlicherweile mit elektriſchem Licht erleuchteten Fabriken ſtoßen ſich viele Hunderte der kleinen Wanderer zu Tode. Weit mehr noch aber finden an den Leuchttürmen ihr Ende. Die Leuchtfeuer, gleichgültig, welchem Syſtem ſie ihren Urſprung verdanken, locken beſonders zur Zeit des Vogelzuges eine große Anzahl gefiederter Wanderer an. Gar mancher Lichtdürſtende ſtößt, geblendet durch die Macht der hellen Strahlen, gegen den Turm, um tot oder doch gelähmt am Fuße der verführeriſchen Lichtquelle zuſammenzuſinken. Es ſei gern zugegeben, daß die Zahl der Vögel, die ſich ſofort zu Tode ſtoßen, verhältnismäßig klein iſt. Weit größer iſt die Anzahl der Zugvögel, die den Leuchtturm ſtändig umſchwärmen. Die Geſchwindigkeit, mit welcher die Tiere ihre Kreiſe um den Turm ziehen, iſt ſehr groß, denn ſie folgen dem ſich drehenden Lichtkörper und beſchreiben eine weſentlich größere Peripherielinie als der Feuerapparat, um in gleicher Zeiteinheit dieſelben Rundbewegungen ausführen zu können. Da aber die Vögel am Turme keine Ruheſtätte finden, umkreiſen ſie ihn ſtundenlang, bis ſie endlich infolge von Übermattung kraftlos zu Boden fallen, um ſich nie wieder zu erheben. Die Bewohner der umliegenden ländlichen Ortſchaften warten jedes Jahr mit Sehnſucht auf die Beute, auf die armen gelähmten Tiere. Sie werden meiſt in Säcke gepackt, getötet, teilweiſe gegeſſen oder verkauft. Auch die Katzen, die ſich in jenen ländlichen Bezirken beſonderen Wohllebens erfreuen, laſſen ſich die leicht erreichbaren Vogelbrätchen nicht entgehen und ſuchen ihren Teil zu erhaſchen. Nur eine geringe Anzahl von Vögeln vermag ſich auf den Turmſpitzen und an den Turmecken und -erkern ein Ruheplätzchen zu erobern. Manchmal halten ſich da und dort am ſteilen Geſtein einige Vögel krampfhaft feſt, um für ein paar Minuten auszuruhen. Die allermeiſten Tiere aber werden, wie oben mitgeteilt, langſam zu Tode gequält. Es muß aufs tiefſte bedauert werden, daß einer ſolchen Maſſentierquälerei in Deutſchland noch nicht geſteuert worden iſt. Vorbildlich iſt nach dieſer Richtung hin ſeit zehn Jahren die holländiſche Regierung vorgegangen. Sie hatte ſeinerzeit den holländiſchen Naturkenner Thijſſe beauftragt, Verſuche zur Abſtellung dieſes Übelſtandes anzuſtellen. Die Regierung ließ unter ſeiner Leitung rechenartige Geſtänge anbringen. Es wurden an jedem Leuchtturme für 10000 Vögel Ruheplätze geſchaffen. Die Schutzeinrichtungen wurden den Behörden der Türme zur Beobachtung ihres Wertes und zur zweckdienlichen Verbeſſerung anvertraut, die denn auch unter dem Inſpektor des holländiſchen Lotſenweſens, Herrn Gooſgen, getroffen worden ſind, ſo daß in Holland das Rettungswerk für die Vögel erfreuliche Fortſchritte gemacht hat. Es mögen hier einige Beobachtungsergebniſſe, die an dem Turm Terſchelling gemacht wurden, angeführt werden: Schon im Monat Auguſt ſammeln ſich Scharen von Vögeln, wie Strandläufer, Seeſchwalben, Auſternfiſcher u. a., um den ſtrahlenden Leuchtturm, ohne daß dieſem ein nennenswerter Schaden zugefügt worden wäre. In den erſten Oktobernächten fand ſich ein großer Schwarm von Finken, Krammetsvögeln, Staren u. a. ein und benutzte mit Behagen die Geſtänge als Ruheplätze. Die Rechen an der Nordſeite – das ſei beſonders bemerkt – blieben unbeſetzt. In den letzten Oktobernächten treffen trotz der oft recht ungünſtigen Witterung große Züge von Wandervögeln, beſonders von Krammetsvögeln, ein. In der letzten Oktobernacht ruhen durchſchnittlich etwa 3000 Vögel an dem Geſtänge, während in den darauffolgenden Nächten nicht weniger als 5000 Vögel gerettet werden. So wurden in einem Jahre während dieſer Zeit nur 49 Lerchen, 6 Krammetsvögel und 16 Stare gefunden, die ſich totgeſtoßen hatten. Die Vögel ſetzen ſich am liebſten ſo, daß ſie ganz vom Lichte des Turmfeuers beſchienen werden. Die Gemeindeverwaltungen der dem Turme nahe liegenden Dörfer haben die Vogelſchutzgeſetze verſchärft, ſo daß auch von den örtlichen Behörden mit Liebe für die geflügelten Wanderer geſorgt wird. Meines Wiſſens beſtehen in Deutſchland an den Leuchttürmen noch keine derartigen Schutzvorrichtungen. Es wäre daher dringend zu wünſchen, daß auch bei uns ſolche angebracht würden. Nicht allein, daß dadurch Hunderttauſenden von Vögeln das Leben erhalten würde, ſondern an dem zu Tode gegangenen Vogelmaterial könnte auch die Ornithologie profitieren. Von den bisher gewonnenen Reſultaten ſei nur angeführt, daß die Tatſache feſtgeſtellt wurde, daß beſtimmte Vogelarten nur bei Tage andere nur bei Nacht wandern. Ferner fand man z. B. an einem Leuchtturm in Mecklenburg ſogar aſiatiſche Wanderer, die ſich zweifellos verirrt hatten, ſo den Goldhähnchenſänger (Phylloscopus superciliosus). C. Schenkling.

Der Wettereinfluß des Mondes iſt ein beliebtes Steckenpferd namentlich vieler nicht zünftiger ſogenannter Wetterkundiger. Auch von fachmänniſcher Seite gibt es eine ſehr große Zahl von Arbeiten darüber, deren Ergebniſſe freilich im Publikum keine Verbreitung fanden, da ſie dem geliebten Mondaberglauben widerſprachen. Eine gewiſſe Beziehung zwiſchen Mond und Wetter wurde von den Fachleuten kaum jemals beſtritten, wohl aber die Größe dieſer Beziehung. So fand man, daß dieſer Einfluß des Mondes auf den Luftdruck, auf die Luftelektrizität und Gewitter, auf die Niederſchläge uſw. viel zu klein iſt, als daß er für die Wettervorherſage hätte irgendwie benutzt werden können. Die von Falb nur wieder aufgewärmte alte „Lehre“ von den kritiſchen Tagen hat nicht den geringſten Fortſchritt gezeitigt, ebenſowenig wie ſein ſtändiges Wiederholen des Ausſpruches des Helmſtedter Phyſikers Lichtenberg: „Der Mond ſoll zwar keinen Einfluß auf das Wetter haben; er hat ihn aber doch.“ Lichtenberg hat dieſen Satz niemals bewieſen, und tauſendfältiges Wiederholen durch Falb macht allein den Satz nicht zur Wahrheit. Zu den gegenwärtigen Mondwetterforſchern gehört auch der Studienrat Lamprecht in Bautzen, der 1897 glaubte, gefunden zu haben, daß der meiſte Niederſchlag ſtattfindet, wenn die Erdnähe des in Ellipſenbahn die Erde umkreiſenden Mondes auf den Vollmond fällt, der geringſte, wenn ſich Erdnähe und Neumond gleichzeitig ereignen. Im Jahre 1904 meinte er, daß Näſſe zu erwarten ſei, wenn die Erdnähe dem Vollmond näher als dem Neumond eintritt, Trockenheit aber, wenn jene dem Neumond näher liegt. Der Leiter der amtlichen Wetterdienſtſtelle Weilburg, Prof. Freybe, hat dieſe Regel für Heſſen-Naſſau jetzt geprüft und ſie beſtätigt gefunden – aber in verſchwindend geringem Maßſe! Von den Monaten, die nach Lamprecht zu naß ſein ſollten, waren es nur 53 vom Hundert, gegen 45, die zu trocken waren, und von den zu trocken ſein ſollenden Monaten waren 58 vom Hundert zu trocken und 40 zu naß. Mit ſolchen Ergebniſſen, wo die Fehlſchläge faſt ſo groß wie die Treffer ſind, kann aber die praktiſche Wettervorherſage nichts anfangen, noch dazu, wenn man erfährt, daß in den naſſen Monaten der Überſchuß an Regen im Durchſchnitt für jeden Monat nur 2,9 mm, in den trocknen Monaten der Fehlbetrag nur 3,4 mm beträgt. – Das ſind Mengen, die z. B. für die Landwirtſchaft keinerlei Bedeutung haben, denn auf jeden Tag käme ja kaum 0,1 mm, d. h. ein zehntel Liter für jedes Quadratmeter oder gerade ſoviel, wie nötig iſt, um das Straßenpflaſter obenhin gleichmäßig feucht erſcheinen zu laſſen. Prof. Dr. Kaßner.

Eiweißforſchung. Im Mittelpunkt aller Fragen, welche ſich um die Erforſchung des Lebensproblems gruppieren, ſteht die chemiſche Erkenntnis der Subſtanzen, welche Eiweiß- oder Proteinſtoffe genannt werden. Alle lebenden Gebilde enthalten dieſe Stoffe, und wo die Lebenserſcheinungen in größter Fülle und Intenſität vorhanden ſind, da finden wir auch die Proteinſtoffe in größter Menge angehäuft. Wir finden ſie in den Keimen der Pflanzen und in den Eiern der Tiere als Baumaterial für den werdenden Organismus, in der tätigen Zelle als Hauptbeſtandteil des Kerns und des Protoplasmas, in den Bakterien ſowohl als auch in den höchſtentwickelten Gewächſen und vor allem in den tieriſchen Organen. Im Laboratorium der Pflanzenzelle ſind ſie das Material, an dem ſich die Lebensprozeſſe vollziehen, während die Hülle und die Stützſubſtanzen aus andersartigen chemiſchen Produkten zuſammengeſetzt ſind; im tieriſchen Organismus hingegen ſind ſelbſt die Wände dieſes lebendigen Laboratoriums, die Apparate und die Gefäße ebenſo wie ihr Inhalt aus Proteinſtoffen aufgebaut. Sie bilden die Beſtandteile des Blutes, des Fleiſches, der Drüſen, der Haut. Sie ſind unentbehrlich in unſerer Nahrung, wir verwenden ſie im Haushalt und in der Induſtrie als Leder, als Wolle, als Seide und in unzähligen anderen Formen. Heute ſind wir mehr denn je darauf angewieſen, nach einer ſparſamen Ausnutzung und einer vollkommenen induſtriellen Verwendung der Schätze zu ſuchen, die uns in den Produkten der Landwirtſchaft und der Tierzucht erwachſen. Fortſchritte auf dieſem Gebiete ſind nur auf Grund genauer Kenntnis der Proteinſtoffe ſelbſt zu erwarten. Ähnlich verhält es ſich mit den Problemen der mediziniſchen Wiſſenſchaften, die auf das engſte mit den Fragen nach der Natur der Proteine und ihrer Umwandlungen im menſchlichen Körper verknüpft ſind. Vor dem Kriege ſtand die deutſche Wiſſenſchaft an der Spitze dieſer Beſtrebungen, heute iſt ihre führende Rolle, ja ſelbſt ihre weitere gedeihliche Mitwirkung ernſtlich bedroht. Der Staat iſt nicht mehr imſtande, die erforderlichen Hilfsmittel in ausreichender Weiſe zu gewähren – wir ſind auf private Unterſtützungen angewieſen. In der Erkenntnis dieſer Tatſache hat nun der Großinduſtrielle F. Behringer in Bielefeld den Betrag von 500000 Mark der Univerſität Heidelberg zur Gründung eines Inſtituts für Eiweißforſchung geſtiftet, das vorläufig an das phyſiologiſche Inſtitut der gleichen Univerſität angeſchloſſen und der Leitung von Geheimrat Profeſſor Albrecht Koſſel unterſtellt iſt. Dr. S. E.

Über das Schnarchen. Jeder hat wohl ſchon ſeine Beobachtung an einem Schnarchenden gemacht. Nicht nur nachts, ſondern auch beim kurzen Nachmittagsſchläfchen tritt dieſe Erſcheinung, die bei höheren Graden als „Sägen“ oder „Bretterſchneiden“ – vom Vergleich mit dem dabei entſtehenden Geräuſch – bezeichnet wird, auf. Nach Veis kann man annehmen, daß jeder fünfte bis ſechſte Menſch zeitweiſe ſchnarcht. Frauen pflegen ſehr ſelten zu ſchnarchen, während es bei Männern, die durch Rauchen und Trinken häufig an Naſen- und Rachenerkrankungen leiden, recht häufig beobachtet wird. Bei Erwachſenen tritt das Schnarchen auch bei geſchloſſenem Munde auf. Beſonders befallen ſind fettleibige Männer mit kurzem gedrungenen Hals und einer gewiſſen Enge des Schlundes (große Zunge und ſtark entwickelter Gaumen). Während des Schlafes entſteht das brummend-ſchnarrende Geräuſch, das die Franzoſen ſehr gut onomatopoetiſch als „ronflement“ bezeichnen, dadurch, daß das Zäpfchen bei der Einatmung nach unten gezogen wird. Bei offenem Munde tritt das Schnarchen beſonders auf als Symptom einer beſtehenden Naſenverſtopfung, vor allem bei Kindern mit Rachenmandeln oder bei Erwachſenen, die an Rachenpolypen uſw. leiden. Beſonders bei Tieflagerung des Kopfes entſteht dann nicht nur bei der Einatmung, ſondern auch bei der Ausatmung ein mehr oder minder ſtarkes Schnarren oder Schnarchen. Bei Kindern ſowie bei Erwachſenen kann es ſogar Anfälle von ſogenanntem Alpdrücken hervorrufen. Ebenſo wie bei in der Chloroformnarkoſe Liegenden durch das „Verſchlucken der Zunge“ ein dem Schnarchen ganz ähnliches Geräuſch auftritt, kann man ſich das nächtliche Aufſchreien der Kinder als eine Art Erſtickungsanfall erklären. Bei denjenigen Berufen, die viel zu ſprechen oder zu ſingen haben, z. B. bei Sängern, Lehrern und Rednern, kann ſich infolge des Schnarchens oft eine Empfindlichkeit des Kehlkopfs zeigen. Zwingt man den Kranken durch Anlegung einer Binde, die das Kinn nach oben und ſo den Mund im Schlafe geſchloſſen hält, durch die Naſe zu atmen, ſo können bereits binnen kurzem die Beſchwerden aufhören. In einzelnen Fällen wird es Sache des Arztes ſein, die zum Schnarchen führenden Urſachen aufzudecken und dann zu beheben. Dr. Erich Ebſtein, Leipzig.

Nummer 4028. 155. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4028. 155. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 32 Mark. Preis dieser Nummer 3 Mark. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift 4 Mark 20 Pfg. 9. September 1920.

Allgemeine Notizen.

Die Deutsche Blindenbücherei in Leipzig kann im Herbst d. J. auf ein 26jähriges Bestehen zurückblicken. Aus kleinen Anfängen mit 38 Bänden ist sie zu einer der ersten Blindenbüchereien Deutschlands geworden, die von Blinden in ganz Deutschland und über die Grenzen Deutschlands hinaus benutzt wird. Die Benutzung stieg von 1813 mit 3278 entliehenen Bänden auf 19998 im letzten Jahre. Der Krieg hat die Zahl unserer Blinden um rund 4000 Kriegsblinde in Deutschland vermehrt; viele waren Schüler höherer Lehranstalten und Studenten. Hier galt es, Bücher als Lehrmittel für alle Wissenszweige zu beschaffen. Auch das Bedürfnis nach wissenschaftlicher Lektüre ist dadurch gewachsen. Die Ausgaben der Bücherei sind dadurch gewaltig gestiegen; hierzu kommen die teuren Preise für Papier, Buchbinderarbeiten, vor allem aber die Aufhebung der Portofreiheit für Blindensendungen bei Ausleihungen der Bücher. Die Benutzung der Bücherei ist unentgeltlich; mit wenigen Ausnahmen sind es ja arme Leser. Fast alles ist bisher geschaffen worden durch Mitgliederbeiträge und freiwillige Spenden, von Geldmitteln sowohl wie von Druckgeräten usw. Der Rat der Stadt Leipzig und die sächsische Regierung gaben einen Jahresbeitrag, auch vom Reich ist ein Beitrag zu erwarten; immerhin ist das Bedürfnis noch bedeutend größer als die vorhandenen Mittel, die zu kräftigen Sache der Wohltätigkeit ist.

Die Volkshochschulbewegung in Rheinland-Westfalen. Auf der Tagung westfälischer Volkshochschullehrer wurde mit besonderem Nachdruck die Gründung von Volkshochschulen auf dem Lande gefordert, weil dadurch eine Erneuerung des Volkes in ähnlicher Weise herbeigeführt werden könne, wie es in Dänemark geschehen sei. In einer demnächst abzuhaltenden Volkshochschultagung soll ausschließlich über die Industrievolkshochschulen verhandelt werden. Diese Tagung ist für Ende September in Witten (Ruhr) in Aussicht genommen.

Bund für Schulkunstausstellungen. Dem neugegründeten Bunde für Schulkunstausstellungen, der die Kunstwerke der Gegenwart als Unterrichtsmittel in die Schulen bringen will, sind die Freie Sezession und die Novembergruppe in Berlin beigetreten, ferner das Sächsische Schulmuseum in Dresden. Der Bund umfaßt jetzt 36 Körperschaften mit zusammen über 15000 Mitgliedern.

Preisausschreiben. Die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen setzt zwei Preise aus für die besten Lösungen folgender Aufgabe: „Die natürlichen Grundlagen des hessischen und nassauischen Eisenerzbergbaues und ihre wirtschaftlichen Folgerungen." Der erste Preis beträgt 5000 Mk., der zweite 2500 Mk. Die Gesellschaft behält sich vor, weitere Preise zuzuerkennen. Bewerbungsschriften sind vor dem 1. Februar 1922 bei der Gesellschaft einzureichen. Das Amt der Preisrichter haben übernommen Generaldirektor Bergrat A. Gröbler in Gießen, Prof. Dr. Erich Kaiser in Gießen, Geh. Bergrat Prof. Dr. P. Krusch in Berlin.

Die Arbeitsvorgänge im Bauwesen auf ihre Wirtschaftlichkeit hin wissenschaftlich zu untersuchen und alle Bestrebungen zu fördern, die geeignet sind, den Baubetrieb wirtschaftlicher zu gestalten, stellt sich die im Frühjahr d. J. gegründete Forschungsgesellschaft für wirtschaftlichen Baubetrieb in Berlin SW. 19, Leipziger Straße 46 (Fernspr. Ztr. 10566) zur Aufgabe. Es sind zunächst folgende Fachausschüsse eingesetzt: 1. für Transportanlagen und Baumaschinen, 2. für Geräte, 3. Gerüste, 4. für wirtschaftlichen Betrieb der Sparbauweisen, 5. arbeitswissenschaftliche Untersuchungen der Psychotechnik, 6. allgemeine Fragen des Baubetriebs. Auskünfte erfolgen kostenlos von der Geschäftsstelle.

Das Deutsche Kriegswirtschaftsmuseum in Leipzig (Zeitzer Straße 8—12) ist in ein Reichswirtschaftsmuseum umgewandelt worden, nachdem die großen wirtschaftlichen Sammlungen, die für ein Reichskriegsmuseum bestimmt waren, und diejenigen von wirtschaftlichen Organisationen halbamtlicher Art nach Leipzig überführt worden sind. Dadurch befindet sich in diesem Museum ein einzigartiges Darstellungsmaterial, dessen Wert schon jetzt mehr als eine Million Mark beträgt. Auf Grund dieser großen Sammlungen wird zur Zeit mit Unterstützung von Wissenschaftlern und Wirtschaftlern von Ruf das Institut neu aufgebaut. In großzügiger Weise haben sich Verbände und Einzelfirmen bereit erklärt, fehlende Gegenstände und ganze Ausstellungsgruppen unentgeltlich zu liefern. Auch bedeutende Leipziger Verbände und Firmen befinden sich unter diesen Spendern. Die Leitung hofft, das Museum in einigen Wochen der Öffentlichkeit zugänglich machen zu können. Leider wurden die Arbeiten durch die allgemeine wirtschaftliche Lage verzögert. Es ist aber damit zu rechnen, daß es gelingt, die bestehenden Schwierigkeiten zu über-

winden. Dazu gehört auch die Lösung der finanziellen Frage. Dem Reichswirtschaftsmuseum sind zwar in den letzten Monaten aus den Kreisen der Industrie und des Handels über eine viertel Million Mark an neuen Beiträgen gestiftet worden. Bei der Entwertung des Geldes und bei den großen Anforderungen, die an ein derartiges Institut gestellt werden, genügt diese Summe aber noch nicht, wenn das Reichswirtschaftsmuseum als „erstes deutsches Wirtschaftsmuseum“ würdig ausgebaut werden soll. An die gesamte deutsche Bevölkerung, besonders an die Kreise der Industrie und des Handels, ergeht daher die Bitte, die Bestrebungen dieses volkswirtschaftlich so wichtigen Institutes durch Hergabe von Geldmitteln zu unterstützen.

Branchenmäßige Einteilung der Frankfurter Messen. Mit voller Einmütigkeit ist in den Besprechungen der Frankfurter Frühjahrsmesse in der Tages- und Fachpresse auf den außerordentlichen Vorteil in der organisatorischen Aufziehung dieser Messen hingewiesen worden, der darin zu sehen ist, daß die Aussteller streng nach Branchen auf die verschiedenen Meßhäuser verteilt sind. Es versteht sich danach von selbst, daß auch die dritte Frankfurter Internationale Messe vom 3. bis 9. Oktober streng branchenmäßig gegliedert ist. Die notwendigen Einteilungsvorbereitungen sind vom Meßamt Frankfurt a. M. beendet worden. Es ergibt sich folgendes Bild der dritten Frankfurter Internationalen Messe: Festhalle: Textilerzeugnisse und Sportbedarf; Südhalle: Maschinenbau und Elektrotechnik; Osthalle B: Maschinenbau und Elektrotechnik; Osthalle A: Medizin-, Chirurgie- und Gummiwaren; Osthalle C: Schuhe, Lederwaren, chemische Erzeugnisse, Bürsten, Besen, Pinsel; Westhalle A: Tabakerzeugnisse und Nebenindustrien; Westhalle B: Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, Fahrzeuge aller Art; Westhalle C: Bauwesen, sanitäre Anlagen; Haus Offenbach: Lederwaren, Schmuckwaren und Uhren, Toilettenartikel; Goethe-Meßhaus: Kunstgewerbe, China- und Japanwaren; Bismarck-Meßhaus: Möbel mit Zubehör, Korbwaren, Musikinstrumente; Westend-Meßhaus: Galanterie- und Spielwaren, Lehrmittel; Gewerbemeßhaus: Beleuchtungsartikel, Metallwaren, Haus- und Küchengeräte, Glas-, Porzellan- und Steingutwaren; Österreichisches Haus: Sonderschau österreichischer Aussteller; Meßhaus Hippodrom: Bürobedarfsartikel, Papierwaren, Verpackungsmaterialien; Viktoria-Meßhaus: „Das deutsche Buch“; Römer: Antiquitäten- und Kunstschau mit Kunstauktion. Die Beschickung der Messe in den einzelnen

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Abteilungen ist wiederum eine außerordentlich reichhaltige, sie wird in der übersichtlich und klar gegliederten branchenmäßigen Zusammenfassung der Beschicker sehr wirkungsvoll sich darstellen. Alle Anfragen, insbesondere auch solche in Wohnungsangelegenheiten usw., werden vom Meßamt Frankfurt a. M. umgehend beantwortet.

Preisermäßigungen für Gummireifen. In diesen Tagen haben die deutschen Gummifabriken die Preise für Gummireifen aller Art zum drittenmal seit Mitte März d. J. ermäßigt. Da durch häufige Preisveränderungen Unsicherheit der Marktlage und eine gewisse Beunruhigung des Handels hervorgerufen wird, ist es zu begrüßen, daß diesmal die Ermäßigung eine so wesentliche ist, daß in absehbarer Zeit mit einer neuen Preisherabsetzung wohl nicht gerechnet werden kann. Die neuen Preise scheinen den Weltmarktpreisen angepaßt zu sein und dürften daher längere Zeit in Kraft bleiben, wodurch wieder Stetigkeit im Reifengeschäft Platz greifen wird.

Kraftfahrzeuge auf der Leipziger Messe. Es lag nahe, daß die am Platz ansässigen Vertretungen der Automobilfabriken die günstige Gelegenheit nicht unbenutzt lassen wollten, um den Tausenden von Meßbesuchern ein anschauliches Bild ihrer Leistungsfähigkeit aufzurollen. So stand besonders die Technische Messe unter dem Zeichen des Automobilkorso. Personenwagen von der Miniaturausgabe bis zum stattlichen vollpferdigen Reiseauto, Lastkraftfahrzeuge, deren Oberbauten auf die verschiedensten Verwendungsmöglichkeiten hinwiesen, durchfuhren einzeln oder in kleinen Gruppen die belebten Ringstraßen, die mit ihrem grünen Baumschmuck das eigentliche Meßzentrum einkreisen. Eine stattliche Kolonne von elf Fahrzeugen hatte der Deutsche Automobil-Konzern (D. A. K.) G. m. b. H. aufgefahren, die vor dem flaggengeschmückten Verwaltungsgebäude des Konzerns am Tröndlinring den Anziehungspunkt der Meßfremden bildete. Neben den verschiedenen Typen von Dux- und Presto-Personenwagen fanden ein Magirus-Omnibus der Reichspost, ein Vomag-Lastkraftwagen mit seitlich kippbarem Oberbau sowie ein Presto-Krankentransportauto besondere Beachtung. Eine Neuheit im Rahmen des bewegten Messebetriebes war die Vorführung einer automobilen Magirus-Feuerwehrspritze und einer Drehleiter, die mit Genehmigung des Rates der Stadt Leipzig täglich auf dem Königsplatz stattfand und die stets zahlreiche Interessenten und Neugierige anzog.


GDA
F. NEUMANN-FRED

Illustrirte Zeitung

Nr. 4028

155. Band



Letzte Rosen. Nach einem Gemälde von Victor Gilbert.



Einzug bolschewistischer Reiterei in Soldau. Infolge der polnischen Offensive mußten die Russen das früher deutsche, jetzt zu Polen gehörige Städtchen wieder räumen.



Auf ostpreußisches Gebiet übergetretene Truppen der Roten Armee unter Bedeckung von Reichswehrsoldaten auf dem Marsch ins Internierungslager zu Arys.

Vom russisch-polnischen Krieg.

Das gegenwärtige Gesicht des Vielverbandes.

Von Dr. J. Hashagen, ord. Professor der Geschichte an der Universität Köln.

Der feindliche Vielverband, wie er sich unter englischer Leitung seit Beginn des neuen Jahrhunderts allmählich gebildet hatte, war als ständige Einrichtung gedacht. Seiner Entstehung und Entfaltung nach waren ihm zwei Hauptaufgaben gestellt: die Niederwerfung Deutschlands im Weltkriege und die Niederhaltung, wenn nicht die Zersplitterung und Zerstörung Deutschlands nach dem Weltkriege, in jenem Kriege nach dem Kriege, dessen Strategie und Taktik ebenfalls seit langer Zeit festgelegt waren.

Das war ein klarer und schlagkräftiger Arbeitsplan. Da er die Begehrlichkeit aller Staaten und Völker reizte und wach erhielt, die sich unter englischen Fittichen geborgen hatten, so war es nicht schwer, die halbe Welt dafür einzuspannen. Nachdem mit Waffenstillstand und Friedensschluß die erste Aufgabe trefflich gelöst zu sein schien, konnte man sich ungestört der Erledigung der zweiten widmen. Und der Erfolg, den man bei Bearbeitung der ersten in Spa, Versailles und wieder in Spa errungen hatte, schien auch bei Inangriffnahme der zweiten sicher zu sein. Man mußte nur weiter hartnäckig bei der Stange bleiben und rücksichtslos durchhalten; dann würde der Krieg nach dem Kriege ebenso siegreich enden wie der Krieg selbst.

Allein bald erhoben sich Schwierigkeiten. Es zeigte sich immer mehr, daß dieser besonders von den Westmächten entworfene und durchgeführte Arbeitsplan mit zwei Voraussetzungen rechnete, die auf die Dauer nicht mehr zutrafen und sich allmählich verflüchtigten. Die eine Voraussetzung war die Aufrechterhaltung der geschlossenen Einigkeit des Vielverbandes, die er während des Krieges bewiesen hatte. — Die andere Voraussetzung aber für ein gutes Gelingen war die dauernde Schwäche des ja schon während des Weltkrieges von den Deutschen — im Interesse Englands — niedergeworfenen Russischen Reiches.



Dr. Ernst Frhr. Langwerth v. Simmern,
der neue deutsche Botschafter in Madrid.



Der deutsche Tag in Allenstein am 18. August: Vizekanzler Dr. Heinze (×) bringt am Schluß seiner Ansprache, in der er das treue Bekenntnis der Bevölkerung des Abstimmungsgebiets zum Deutschtum feierte, das Hoch auf das Abstimmungsgebiet und die Provinz Ostpreußen aus. Neben ihm der preußische Minister des Innern Severing (××). (Hofphot. Kuhlewindt, Königsberg i. Pr.)



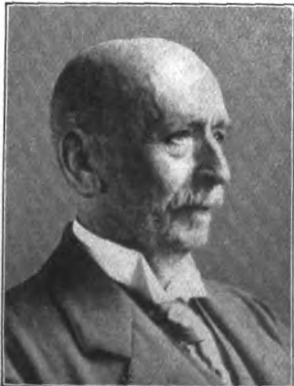
Dr. Rhomberg,
der neue deutsche Gesandte in Christiania.



Don Pablo Soler y Guardiola,
der neue spanische Botschafter in Berlin, bisher Botschafter in Buenos Aires.



Senator v. Berenberg-Goßler,
der neue deutsche Botschafter in Rom. (Phot. E. Bieber, Hamburg.)



Prof. Dr. Friedr. Delitzsch,
der berühmte Assyriologe der Berliner Universität, beging am 3. September seinen 70. Geburtstag. Der durch den Babel-Bibel-Streit auch weiteren Kreisen bekannte Gelehrte wird zum Wintersemester von seinem Lehramt zurücktreten.



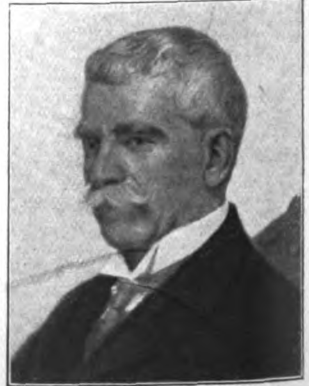
Prof. Dr. v. Hansemann,
hervorragender Anatom an der Berliner Universität, Schüler Virchows, ein Krebsforscher von Ruf, † am 28. August in Berlin-Grunewald im 68. Lebensjahre. (Phot. A. Binder, Berlin.)



Schachmeister Reti,
der Sieger im Großmeisterturnier zu Gotenburg. Reti wurde erster Preisträger mit 9½ Zählern, zweiter Rubinstein mit 9, dritter Bogoljubow mit 8 Zählern bei 13 Partien.



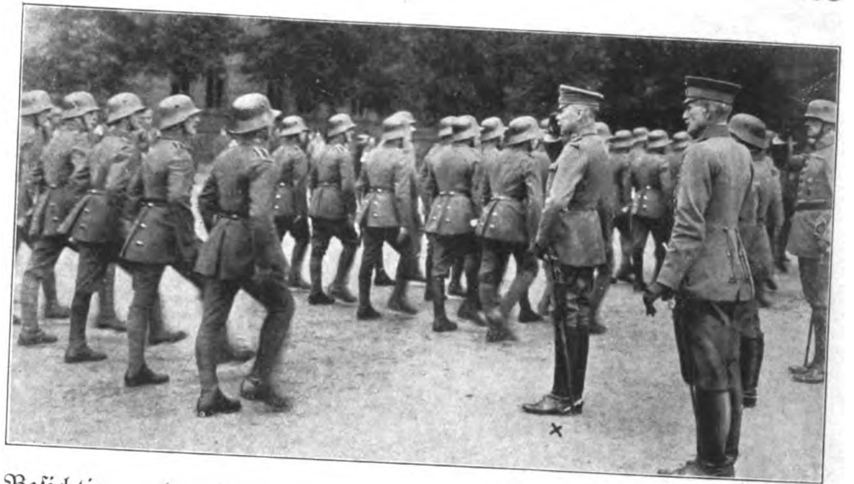
Frau Dr. Hildegard Wegscheider-Ziegler,
wurde zum Oberschulrat im Provinzialschulkollegium der Provinz Brandenburg ernannt. Sie ist die erste deutsche Frau, die einen derartigen Posten bekleidet.



Iwan Wasoff,
bulgarischer Nationaldichter, dem zu seinem 70. Geburtstage vom Staat eine Nationalgabe von 100 000 Leva zuerkannt wurde. Die „Illustrirte Zeitung" hat in Nr. 3831 eine Novelle von ihm, „Väterchen Nistor", veröffentlicht.

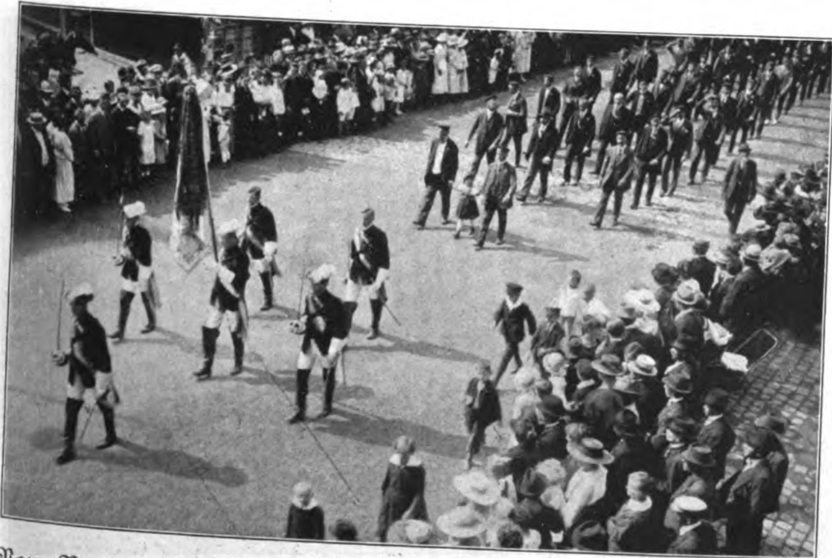


Zum Einfall polnischer Banden in Oberschlesien.
Italienische Infanterie, die im Gegensatz zur französischen Besatzung ihrer Aufgabe, Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, unparteiisch in mustergültiger Weise nachkam, in den Straßen von Kattowitz.



Besichtigung der Reichswehrtruppen in Schweidnitz durch den Chef der Reichswehr, General v. Seeckt (×).

Die Riesen-Protestkundgebung gegen die Vergewaltigung Oberschlesiens im Lustgarten zu Berlin am 29. August: Die Massen vor dem Alten Museum.
Im ganzen nahmen an der gewaltigen Kundgebung etwa 50 000 in Berlin lebende Oberschlesier teil, die einmütig ihrer Empörung über die von den Polen verursachten blutigen Vorgänge in Oberschlesien Ausdruck gaben und ein Treugelöbnis für ihre oberschlesische Heimat ablegten.



Vom Bundesfest des „Bundes der Deutschen in Böhmen“ in Eger: Prager deutsche Studenten im Festzug. (Phot. Paul Bauer, Eger.)
Der Bundestag gab der Sehnsucht von 3½ Millionen Deutscher nach dem Selbstbestimmungsrecht und dem Anschluß an Deutschland erhebenden Ausdruck.



Von der Tannenberg-Gedächtnisfeier im Stadion zu Berlin-Grunewald am 27. August: Aufmarsch der ehemaligen Tannenbergkämpfer.
Die unter dem Protektorat des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg stehende Feier war von dem Nationalverband deutscher Offiziere und dem Verband nationalgesinnter Soldaten veranstaltet worden.

Beide Voraussetzungen sind heute ins Wanken geraten. Das gegenwärtige Gesicht des Vielverbandes hat sich allen gegenteiligen Prophezeiungen zum Trotz beträchtlich geändert. Die einmütige Kriegsgeschlossenheit besteht nicht mehr. Die Uneinigkeit greift immer weiter um sich; sie lähmt die Tatkraft und gefährdet den Erfolg, zumal da sie sich nicht nur auf die politischen Mittel, sondern auch auf die politischen Ziele erstreckt.

Sogar die Einigkeit unter den beiden Führern des Vielverbandes, England und Frankreich, ist nur noch äußerlich, aber kaum mehr innerlich vorhanden. Die französische Gewaltpolitik gegenüber Deutschland stieß auf der anderen Seite des Kanals schon früh auf den Widerstand eines Teiles der öffentlichen Meinung. Über die sozialistischen Kreise der zu einer Art von Nebenregierung umgebildeten Arbeiterpartei und die verschiedenen pazifistischen Gruppen griff er allmählich hinaus und machte sich auch im Parlamente bemerkbar. Die französische Gewaltpolitik ging zusammen mit der Prestigejagd und dem ganzen französischen Getue manchem Engländer auf die Nerven. Lloyd George freilich fuhr fort zu vermitteln. Aber auch er konnte nicht hindern, daß die Gegensätze zwischen den Waffenbrüdern des Weltkrieges auch außerhalb Mitteleuropas hervortraten. Besonders in der Orientpolitik konnten die beiderseitigen Interessen nicht mehr zum Ausgleich gebracht werden; an entscheidenden Punkten stießen sie aufeinander: an den Meerengen, in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien. Am wenigsten konnten sich die Engländer mit dem französischen Polenrausche und dem aus ihm geborenen Gegensatze gegen das bolschewistische Rußland befreunden. Noch bedenklicher ist, daß der Interessenwiderstreit unter den Westmächten neben dem politischen auch das wirtschaftliche Gebiet in Mitleidenschaft zieht. Wenn auch die englische Regierung eifrigst bemüht ist, das Volk beim französischen Bündnisse festzuhalten, so kann doch auch sie unmöglich damit einverstanden sein, daß die Franzosen, aufgepeitscht durch den Anblick der schweren Kriegswunden ihrer Industrie in der ehemaligen Kriegszone und andererseits durch neue Erz- und Kalischätze des ehemaligen Reichslandes Elsaß-Lothringen bereichert, nunmehr daran gehen, ihren Staat aus einem halben Agrarstaat in den mächtigsten Industriestaat des Festlandes zu verwandeln. Millerand ist zwar nicht ganz so radikal wie Clemenceau. Aber auch er ist Franzose, Träger der französischen Nachkriegspolitik und als solcher den Engländern unbequem. Bei jeder neuen freundschaftlichen Aussprache können sich die Engländer davon überzeugen, daß auch dieser Bourgeois trotz seiner sozialistischen Vergangenheit aufs Ganze geht.





Oben: D.-A.-K.-Kraftwagenkolonne vor dem beflaggten Verwaltungsgebäude des Deutschen Automobil-Konzerns in Leipzig. Unten: Ein neuer Reklametrick; expressionistische Tanzaufführung in den Straßen Leipzigs, veranstaltet von einer bekannten Parfümeriefabrik.

Leipzig im Zeichen der Herbstmesse 1920.

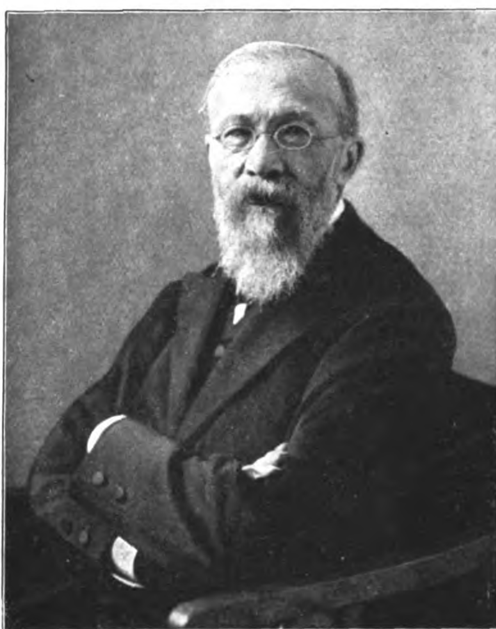
Die Vereinigten Staaten von Amerika ferner rechnen sich nur noch sehr lose zum Verband. Abgesehen davon, daß sie zur Zeit durch die Vorbereitung ihrer Präsidentenwahl vollauf beschäftigt sind, und daß Wilsons Stern erbleicht, haben sie ihre Beteiligung an dem Kriege nach dem Kriege im wesentlichen gekündigt. Gerade weil es den klugen amerikanischen Rechnern allmählich klar werden muß, daß nicht sie, sondern ihre englischen Vettern als erste Sieger aus dem Weltkriege hervorgegangen sind, beleben sich die alten Gegensätze gegen England von neuem. Sie treiben die Vereinigten Staaten, wo die Angst vor dem Bolschewismus ebenfalls weitverbreitet ist, zur Annäherung an Frankreich. Die Spannung unter den Westmächten wird durch dies Verhalten der amerikanischen Politik natürlich nicht erleichtert. Insbesondere englische Schwierigkeiten können jedoch den Amerikanern nur erwünscht sein. Zwar sind sie im fernen Osten auf Englands Hilfe angewiesen. Aber die ostasiatische Krise scheint zur Zeit nicht brennend zu sein. Für die Europapolitik kann England jedenfalls auf die bewährte Hilfe der Vereinigten Staaten kaum noch rechnen.

Noch deutlicher hat sich die Sonderstellung Italiens innerhalb des feindlichen Vielverbandes entwickelt. Mit einem hörbaren Rucke hat sich die italienische Regierung von der offiziellen Verbandspolitik abgewandt. Rom hat ihr bereits in voller Öffentlichkeit eine scharfe Absage erteilt. Die Italiener erstreben die Vereinigung Deutschösterreichs mit Deutschland und damit eine Lösung, die dem Franzosen ein Greuel ist. Sie müssen sie erstreben, um eine direkte Grenze mit Deutschland zu bekommen und so der drohenden Gefahr einer Ausbeutung durch das englisch-französische Kapital zu entgehen. Auch hier wird der politische Gegensatz gegen die Verbandsgenossen durch ein tief berechtigtes wirtschaftliches Mißtrauen verschärft. Die Haltung des italienischen Volkes ist infolgedessen viel mehr deutschfreundlich als franzosenfreundlich. Bedeutende italienische Politiker wie Nitti, Giolitti und Sforza haben für die Sprache Lloyd Georges und Millerands kein Verständnis mehr. Sogar die Südslawen sehnen sich nach einer direkten deutschen Nachbarschaft. Wenn auch Italiener und Südslawen unter sich schwer verfeindet sind, so wollen doch auch die Südslawen von den Franzosen nicht viel mehr wissen. Freier scheint die Trikolore noch immer in Prag zu flattern. Aber der tschechoslowakische „Staat" ist bolschewistisch verseucht. Es ist nicht sicher, ob die westlichen Machthaber viel Freude an ihm erleben werden.

Das ist in großen Zügen das gegenwärtige Gesicht des Vielverbandes. Als wichtigste Folge der wachsenden Uneinigkeit zeigt sich die Hilflosigkeit in der Ostpolitik. Hier hat sich die zweite Voraussetzung jenes Arbeitsprogramms als irrig erwiesen. Der russische Riese ist aus seinem Dämmerzustande wieder erwacht und hat sich die Polen, deren räuberischer Imperialismus den russischen Dämmerzustand ausnutzen wollte, als erstes Opfer ausersehen. Ob es das letzte sein wird, weiß kein Mensch. Damit hat sich über Nacht auf dem Arbeitsgebiete des Vielverbandes die russische Gefahr in greifbarer Nähe erhoben. Wie will man sie beschwören, wenn man unter sich uneins ist, und wenn man dem niedergeworfenen und niedergehaltenen Deutschland einen Tritt nach dem andern versetzt? Das Versailler Vertragspapier ist jedenfalls zur Beschwörung der bolschewistischen Gefahr so ungeeignet wie möglich. So muß der Vielverband ängstlich werden, wenn er sein Gesicht sich in der roten russischen Flut spiegeln sieht. Deutschland aber hat alle Veranlassung, sich das gegenwärtige Gesicht des feindlichen Vielverbandes täglich vor Augen zu halten.



Die Olympiakämpfer beim Internationalen Sportfest in Berlin am 29. August: Der Weltmeister Myrrha (Finnland), Sieger im Speerwerfen (61,91 m).



Wilhelm Wundt,

der berühmte Leipziger Philosoph, ein Meister der psychologischen Forschung, Begründer und Leiter des vorbildlich gewordenen Instituts für experimentelle Psychologie an der Universität Leipzig, dessen Hauptwerke, die „Grundzüge der physiologischen Psychologie" und die „Völkerpsychologie", zu den hervorragendsten Leistungen der deutschen Wissenschaft gehören, † am 31. August in Großbothen bei Grimma im 89. Lebensjahre. Exzellenz Wirkl. Geheimer Rat Prof. Dr. med. et phil. et jur. Wundt war Ehrenbürger der Stadt Leipzig und der Stadt Mannheim, Ehrendoktor der Universität Göttingen und Inhaber des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste.



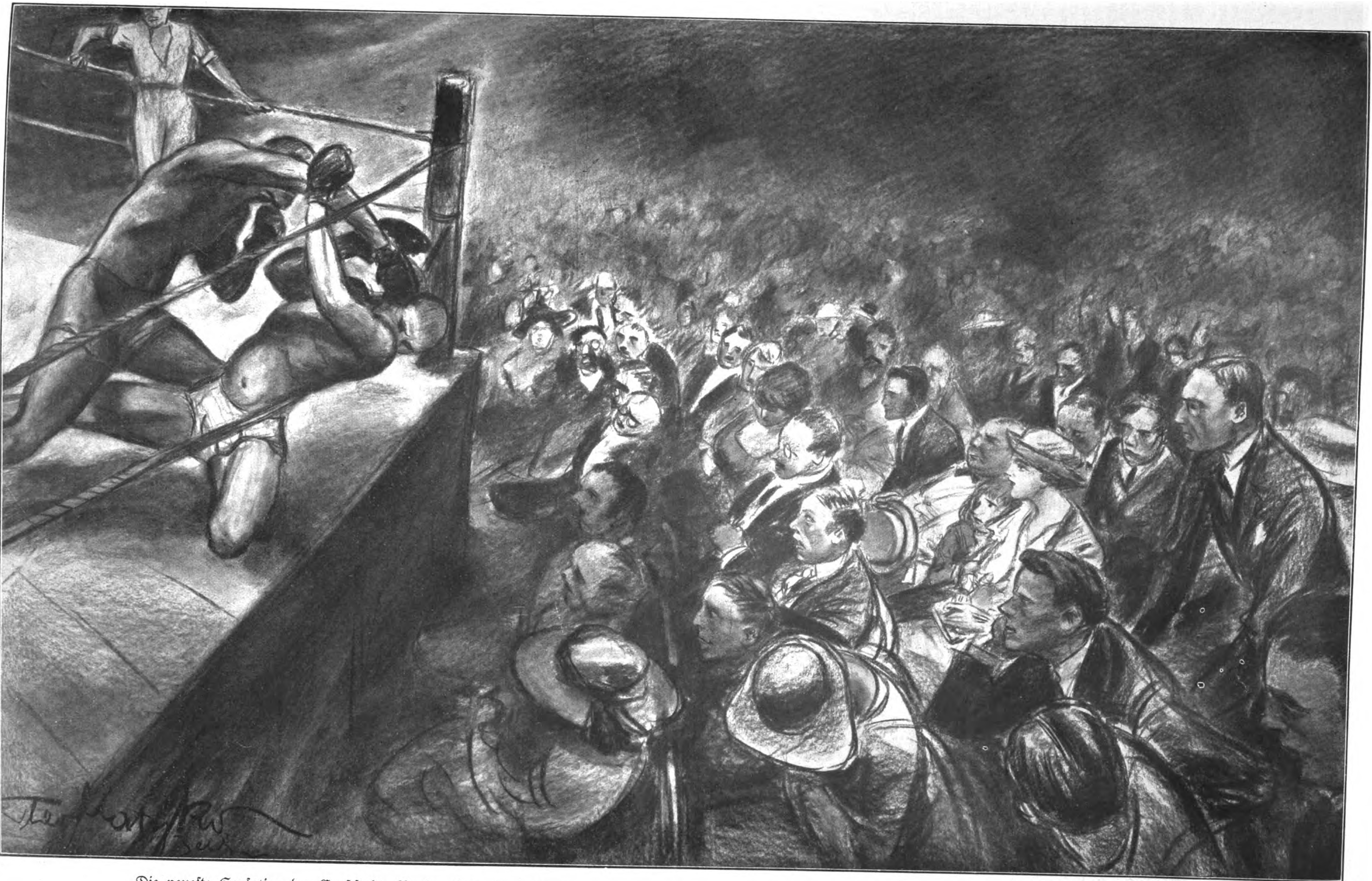
Die Olympiakämpfer beim Internationalen Sportfest in Berlin am 29. August: Der Weltmeister Pörhöla (Finnland). Sieger im Kugelstoßen (14,43 m).



Vom Automobilrennen in Rüsselsheim am Main auf der Opel-Automobil-Rennbahn, der größten Rennbahn des Festlandes: Während des Rennens, des ersten seit Kriegsausbruch abgehaltenen. (Phot. Erich Benninghoven, Wiesbaden-Sonnenberg.)



Von der Austragung der deutschen Meisterschaften für Schwerathletik in Stuttgart (21. bis 23. August): Die Musterriege des Athletiksportvereins Bothnang in Stuttgart bei Wurfübungen mit Hanteln. (Phot. Aug. Böcker, Stuttgart.)



Die neueste Sensation der Großstadt: Boxkampf in einem Berliner Varieté. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Theo Matejko.

Annemarie
Roman von Helene v. Mühlau

(9. Fortsetzung.)

Ich wollte doch Ruhe haben, Kind! Ruhe und Stille! — Und nun ist kaum all das mit Beatrix vorüber, da soll es schon wieder anfangen! Und tut doch so weh, so entsetzlich weh, ein Kind hergeben zu müssen! Und besonders bei dir tut es weh, Irmingard, denn du bist deines Vaters Ebenbild — bist mein eigentliches, mein Herzenskind gewesen, trotz all deiner Stimmungen und Eigenheiten, Irmingard!"

Schwer ist es, der Mutter beizukommen, und viele, viele Worte werden geredet, werden widerlegt und werden endlich begriffen.

Was kann eine Mutter tun, wenn ein Kind von ihr fortbegehrt? Darf sie an sich selber denken? An die Schmerzen, die es ihr kostet? An die Aufregungen, vor denen sie zittert?

Die Geduld der kleinen Irmingard, die sonst so leicht zu reißen pflegt, nimmt an diesem Morgen kein Ende.

Mit unendlicher Liebe spricht sie auf die Mutter ein, schildert ihr den Mann, um dessentwillen all diese Worte gewechselt werden, in den Farben, die ihre Phantasie ihr gerade eingibt, und erreicht dann endlich, endlich auch, daß etwas wie Leben und Freude in der Mutter bleiches Antlitz kommt.

Die eigene Zukunft in zwei guten stillen Zimmern in des Bruders Landhaus erscheint der armen Frau Fellhauer allgemach immer lockender! Ihr Zwillingsbruder ist es, der ihr dieses Heim angeboten hat; ein herzensguter Mann — früh verwitwet und in guter Lage.

Seit des Mannes Tod gab er ihr eine jährliche Rente, daß sie mit den beiden Kindern leben konnte; nun wird er glücklich sein, wenn sein Wunsch sich erfüllt, wenn sie ganz zu ihm in seine Einsamkeit übersiedeln wird.

— — Der Salon ist hergerichtet worden. Die armen alten verblichenen Möbel müssen zum zweiten Male mehr scheinen, als sie in Wirklichkeit noch sind, um einen Bewerber würdig zu empfangen.

Frau Fellhauer trägt ihr schwarzseidenes Kleid, sieht zart und lieb und ein wenig leidend aus, und Irmingard hat das pastellblaue Festkleidlein übergeworfen, in dem der Dr. Wolter sie zuerst erblickt und lieben gelernt hat.

Und wie es vor einigen Wochen dem vornehmen Legationsrat Ilberthausen erging, so ergeht es heute dem Dr. Friedel Wolter.

Erstaunt ist er, daß alles doch eigentlich recht gut und gepflegt aussieht, und zu der Mutter, die ihm mit ausgestreckten Händen und einem unendlich lieben und weichen Lächeln entgegenkommt, faßt er sogleich Vertrauen.

Sein Gesicht leuchtet in jäher tiefer Freude auf, als er Irmingard im blauen Kleid, einen großen Strauß dunkler Veilchen im Gürtel, erblickt. Es wird ihm alles leicht gemacht. Das Förmliche, das, was ihn bedrückt und gequält hat, fällt ganz von selbst fort vor der kindlichen Liebenswürdigkeit dieser Mutter.

Nach wenigen Minuten ist gesagt, was gesagt werden mußte. Die liebe Frau ist mit einem halb glücklichen, halb wehmütigen Lächeln aus dem Zimmer gegangen, und Irmingards Kopf liegt an Friedel Wolters Brust.

Vorbei ist nun alle Angst und alle Herzensnot! Kein Erinnern aus vergangenen Zeiten tritt störend in diese selige Stunde.

Die kleine Künstlerin Irmingard ist ganz und gar zum Weib geworden, erschauert unter den Küssen des Mannes, dem sie fortan angehören will, und das Leben liegt vor ihnen beiden warm und leuchtend wie der Sommertag, der ihnen sein Licht ins Zimmer schickt und sie wie mit einem Strahlenmantel umfängt.

Die arme müde Mutter aber liegt irgendwo in einem Winkel des großen Hauses auf den Knien; ihr Herz ist in Aufruhr.

Weh, ach so furchtbar weh tut es, auch dieses heißgeliebte Kind einem fremden Manne geben zu müssen! Und doch wird nun endlich die Zeit für sie kommen, nach der sie sich so endlos gesehnt hat: die Zeit des Ausruhens, die Zeit des Geborgenseins bei einem guten treuen Menschen, der nichts von ihr nehmen, sondern der ihr aus der Fülle seiner Liebe und Güte heraus geben will.

„Gott, ich danke Dir!" stammelt Frau Fellhauer. „Ach, ich danke Dir, daß Du diesen hier für mein Kind sandest! Wer mit solchen Augen in die Welt schaut, wer so spricht, wie dieser — wer so unendlich und ohne jede Berechnung zu lieben vermag, bei dem ist selbst ein so unruhiges Geschöpf wie meine Irmingard wohlgeborgen!"

All dies und noch viel anderes sagt Frau Fellhauer zu dem lieben Gott, der für sie so etwas wie ein guter Freund geworden — der letzte, der einzige Freund, zu dem sie fliehen kann, wenn niemand sie verstehen will, und wenn das Herz so schwer von den Mühseligkeiten des Lebens ist, daß sie es irgendwo erleichtern muß.

Friedel Wolter geht in seiner Rücksichtnahme auf die häuslichen Umstände der beiden Frauen nicht ganz so weit, wie der Legationsrat es getan hat. Er läßt sich einladen und sagt gern ja dazu, sitzt gleich an diesem ersten Abend am einfach gedeckten Tisch der Mutter und Tochter und findet erst spät in der Nacht den Weg zu seinem bunten Zimmer zurück.

Hell scheint der Mond hinein; die Umrisse des Akademiegebäudes sind deutlich sichtbar. Wie ein helles Feenschloß liegt es vor Friedel da. Schlafen kann er nicht in dieser Nacht.

Auf dem Schreibtisch steht das Bild der Irmingard, das sie ihm an diesem Abend gegeben hat.

Kindlich und doch erfahren ist der Ausdruck ihres Gesichtes; in den Augen liegt etwas, was von Denken — von Grübeln, von Leid spricht; der Mund aber ist froh und jung.

Mein Gott, und welches Leben steckt in diesem Bild! Wie hört Friedel sie sprechen und lachen, während er sich satt trinkt an ihrem Anblick.

„Irmingard — Irmingard!"

Er will nach einem Jugendbild der Mutter, der sanften Frau Dorothee, suchen — will sehen, wie die Mutter ausgeschaut hat, als sie in Irmingards Alter stand.

Und findet das Bild auch in einem Kasten liegend, aber eng zusammengebunden mit einem anderen Bild ist es.

Er staunt und erinnert sich nicht, zwei Bilder in diesem Kasten zu haben, aber dann — — —

Es legt sich plötzlich ein dicker schwerer Vorhang zwischen ihn und all das Licht, in dem er für sein weiteres Leben zu wandeln gedenkt.

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!"

Das Jesusbild, das ein halbes Jahrzehnt lang über seinem Bette gehangen hat — die Christusgestalt im tiefblauen Mantel hält er in der Hand, und auf der Rückseite des Bildes findet er die Worte der Annemarie:

„Ich werde Dich nie vergessen!"

Mit einer heftigen Bewegung schiebt Friedel das Jugendbild der Mutter und das Christusbild in den Kasten zurück und schließt die Lade ab.

Eine Unmutsfalte ist auf seiner Stirn.

Wozu das? Warum mußte das geschehen — heute — an diesem Abend?

Lange geht er im großen Zimmer auf und nieder bleibt dann und wann an einem der großen Bogenfenster stehen und starrt auf das weiße Gebäude, das groß und märchenhaft zu ihm herüberleuchtet.

Wie ist der Kopf ihm wach geworden! Wie hüpfen die Gedanken wild und heiß in seinem Hirn herum!

Stimmen hört er, die seit langen, langen Zeiten geschwiegen haben.

Der Mutter Stimme hört er und vernimmt ihre letzten Seufzer!

Den Vater sieht er aus seinem Grabe auferstehen! Den armen Vater, der aus dem Schmerz um die verlorene Frau zugrunde gehen mußte!

Und der Professor Gisbert erscheint ihm!

Am Schreibtisch seines Arbeitszimmers in dem grauen Stadthaus sieht er den Professor Gisbert sitzen, und er selbst, als kleiner Bub, steht vor ihm. Das war an jenem ersten Tag gewesen, an dem er ins Professorenhaus gekommen ist, und an dem der Professor zu ihm gesagt hat:

„Ich werde dich mit aller Hochachtung behandeln, die ein ordentlicher Mensch verdient! An dir wird es liegen, ob es so bleiben kann zwischen uns beiden!"

Und ist so geblieben bis zum heutigen Tage! Nein, ist viel, viel besser geworden, als sie beide es wohl an jenem Tag erwartet hatten!

Die Hochachtung ist zur Freundschaft — zur Liebe geworden!

Der Professor Gisbert ist ihm nicht nur ein Lehrer und Erzieher gewesen während einer Reihe von Schuljahren, sondern er ist ihm ein Vater geworden!

Fort mit diesen Gedanken!

Zum Teufel noch, will er sich denn mit Gewalt böse Geister in sein eben erst errungenes Glück hinein beschwören? Hat er nicht genug gelitten und gerungen in all diesen entsetzlichen Wochen, die hinter ihm liegen?

„Irmingard — Irmingard!" Und wieder sitzt er vor diesem süßen, holden und doch so seltsam unkindlichen Gesicht und denkt und träumt und baut sich eine Welt auf — — aber immer ist da der Schatten, der ihn stört — immer dieser dunkle Schatten, und aus Friedels Brust kommt ungewollt ein tiefer, tiefer banger Seufzer.

Zwölftes Kapitel.

Aus dem Frühling ist Sommer geworden.

Annemarie Gisbert steht in einem hellblauen Batistkleid und großer weißer Schürze in einem Geflügelhof.

Wenn sie die Hand vor die Augen hält und auslugt, schimmert in Sonnengefunkel das weiße, langgestreckte Gutshaus vor ihr.

Zu allen Seiten dehnt sich das weite reiche Land aus, das zum Besitz, auf dem sie lebt und wirkt, gehört.

Es ist ein adliges Gut, und Annemarie Gisbert ist als Elevin hier.

Sie hat ihr landwirtschaftliches Examen gemacht; nun will sie ein Jahr lang praktisch tätig sein.

Aus dem schmalen Kind Annemarie ist eine stattliche, fast frauenhaft wirkende Persönlichkeit geworden.

Hell schimmern die Flechten des Haars auf ihrem Kopf, und hell und klar blicken die Augen unter der weißen klugen Stirn in die Welt hinein. Wie Annemarie hier zwischen ihrem Hühner- und Entenvolk mitten in der schimmernden Sonne steht, wirkt sie wie der zum Mensch gewordene Begriff „Harmonie".

So ebenmäßig, festgefügt und gesund dieser Körper ist, so fest und bestimmt eine jede ihrer Bewegungen ist, ebenso sicher stark und gesund ist auch das, was aus ihren Augen, aus dem frohen Ausdruck ihres Gesichts, aus der aufrechten prächtigen Haltung herausleuchtet.

Ein Mensch ist Annemarie Gisbert geworden, für den entweder man große Liebe und Freundschaft hegen oder dem man einen Respekt, der bei vielen an Furcht grenzen mag, entgegenbringen muß.

„Eine Persönlichkeit! Eine Einheit!"

So hat der Direktor der Frauenschule dem Professor Gisbert gesagt, als der kam, um seine Tochter in die Heimat zu holen.

„Solche Frauen tun uns not in dieser Zeit, lieber Professor, in der die Frauen entweder zu zärtliche

Mode zu Hause.



Frau Anny K. in broschiertem Seidenmorgenkleid in Kimonoform. (Phot. F. X. Setzer, Wien.)



Pyjama aus schwarzem Liberty mit weißem Bortenputz und weißen Seidenaufschlägen. (Modell: Zwiebach, Wien; Phot. F. X. Setzer, Wien.)



Frau M. N. in kirschrotem japanischen Kimono mit blauen Aufschlägen und blauweißer Stickerei. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)



Ballettänzerin Lene Jamrich von der Wiener Oper in einem zartrosa Hauskleid. (Phot. Franz Löwy, Wien.)



Frau Lisa M. in weißem Tüllkleid. (Modell: Wiener Werkstätte; Phot. Franz Löwy, Wien.)



Morgenkleid mit Häubchen. (Modell: Olga Schenk-Schneider, Wien.)

Pflege mit ihren tausendfachen Gefühlen und Gefühlchen treiben — oder ins Extreme verfallen und alles, was Weiblichkeit, Zartheit und Güte heißt, wie etwas Krankes und Verachtungswürdiges über Bord werfen! Ihre Tochter aber hat von der Natur die richtige Mischung erhalten: ist stark und fest wie ein Mann und zart und weich und innig wie das weiblichste Weib! Wohl dem Manne, dem sie einstmals Gefährtin sein wird!"

Dem Professor Gisbert sind damals die Augen feucht geworden, als er solches Lob seines Kindes hörte.

Er hat es der Mutter daheim erzählt, und die hat ihm zur Antwort gegeben:

„Aber unser Friedel, der verdient es, daß sie so geworden ist! Für den ist die Beste — die Allerbeste gerade gut genug!"

Annemarie ist damals ein halbes Jahr bei den Eltern geblieben, dann hat sie sich zu dieser Tätigkeit, die sie jetzt ausübt, auf das große Rittergut gemeldet.

Ein Jahr lang in Praxis und völlig selbständig arbeiten! Das war's, was ihr noch gefehlt hat, und voll Freude, voll Hingabe ist sie mit Leib und Seele bei ihrem Beruf.

Sie steht einen Augenblick am Ententeich still, sieht, wie die Tiere ihr groteskes Spiel treiben, wie sie erst den Kopf und dann den ganzen Körper untertauchen, daß nur ein Endlein Schwanzfedern in die Luft starrt, und sie muß daran denken, wie sie als kleines Mädchen zum erstenmal in ihrem Leben vor solch einem Entenpfuhl gestanden und gestaunt hat, und wie Friedel Wolter sie damals fast mit Gewalt von dem ergötzlichen Schauspiel fortgerissen hat, weil die Sonne zur Neige ging, und weil er ihr den ganzen väterlichen Besitz an einem Abend zeigen wollte.

Wie oft, wie unendlich oft muß sie an Freund Friedel denken, seit sie hier auf dem großen herrlichen Besitz ist!

Seit Wochen hat er ihr nicht mehr geschrieben; sie weiß nicht einmal, ob er überhaupt noch in München ist.

Seit er ihr und den Pflegeeltern den jauchzenden Brief gesandt, in dem er vom glücklich bestandenen Doktorexamen berichtet hat, ist er wortkarg geworden. Ein einziges Mal ist nur eine Ansichtskarte mit Bergen und Seen an sie angekommen — weiter nichts!

Aber sie grollt ihm nicht deshalb. Mag er sein Leben genießen — mag er endlich einmal ein froher junger Bursch und kein Stubengelehrter sein!

Heiß scheint die Sonne auf die wie im Goldglanz leuchtenden Flechten der Annemarie. Vom Entenpfuhl steigt eine schwüle Luft auf, und sie wendet sich, um zum Hause zurückzukehren.

Langsam geht sie, schaut nach rechts und nach links — freut sich der Felder, die wie Meere dastehen und sich vom leichten Sommerwind behaglich schaukeln lassen — schaut zu den Obstbäumen, an denen die Kirschen sich zu röten anfangen, und an denen Äpfel und Birnen schon zu dicken Bällen geworden sind.

Wie schön ist es, in der Natur zu leben! Wie bedauernswert sind die Menschen, die ihr Leben lang in den grauen, dumpfen Städten sitzen müssen!

Von allen Seiten grüßt man Annemarie; jeder Arbeiter zieht die Mütze vor ihr. Die Mägde haben ein Lächeln um den Mund.

Sie mögen alle dieses Fräulein wohl leiden; sie versteht etwas und weiß, was sie zu verlangen hat — nicht zu viel — aber auch ganz gewiß nicht zu wenig!

Aber man freut sich, wenn sie zufrieden ist, und man gönnt es ihr, daß sie oft ins Herrenhaus zur Tafel zugezogen wird.

Auf dem Gutshaus — mitten durch den Ziergarten mit dem runden Marmorbassin, darin ein Springbrunnen sein Wasser speit — kommt jetzt ein Mädchen im schwarzen Kleid mit weißem Häubchen und weißer Schürze auf Annemarie zugeeilt.

Es ist Elise, das älteste der beiden Stubenmädchen, und es ruft Annemarie zu:

„Ein Besuch ist da, Fräulein Gisbert! Ein Herr mit grauen Haaren — wahrscheinlich Ihr Vater!"

Annemaries Herz tut einen jähen Sprung; ihr Gesicht ist rot vom Blut, das ihr heftig aufsteigt.

Ist etwas geschehen? Ist die Mutter krank? Denn ohne Grund, nur um sie zu besuchen — darum macht der Vater doch nicht die weite Fahrt.

Atemlos kommt sie im Hause an.

„Im kleinen Wohnzimmer wartet er!" sagt das Mädchen, und dann steht Annemarie vor dem Vater, sieht ihn eine Sekunde lang an und weiß, daß irgend etwas geschehen ist — etwas Großes, Schweres, Unheilvolles — — etwas Unaussprechliches.

„Die Mutter?" fragt sie mit bebender Stimme. Aber der Professor schüttelt den Kopf.

„Die Mutter ist wohlauf und schickt dir ihre Grüße."

Annemaries Atem stockt. Die Mutter wohlauf — der Vater selbst gesund — — Was dann? Was dann — —? Und da steht groß und schwer das einzige andere vor ihr, das es sein kann, und wie ein Schrei fast kommt es von ihren Lippen:

„Friedel? Ist etwas mit Friedel geschehen?"

Der alte Gisbert nimmt sie in seine Arme.

„Komm mit mir heraus aus diesem Zimmer, Annemarie: Ich kann hier nicht sprechen! Das Gut ist so groß, und gewiß gibt es einen Winkel, wo uns niemand sieht."

Sie nickt und geht denselben Weg mit ihm zurück, den sie vor Minuten so frei und leicht und froh gegangen ist. Jetzt ist ihr Gang schwer und schleppend; in den Knien ist ein Zittern, und sie duldet es, daß der Vater ihren Arm durch den seinen zieht, um sie zu stützen.

Am Geflügelhof und an den Ställen vorüber führt sie den Vater. Irgendwo, da geht ein einsamer Feldweg rechts ab, der in ein Stücklein Busch endet.

Eine runde Bank steht darin mit einem Tisch davor. Bäume und Fliedergesträuch haben hier eine kleine Einsiedelei geschaffen. Kein Ton vom geschäftigen Treiben in der Runde dringt bis hierher; kein Blick reicht bis zu der runden Bank und dem Steintisch davor hin.

Der Professor setzt sich und zieht Annemarie an seine Seite.

„Krank?" fragt sie mit versagender Stimme, „ein Unglück? Sag' gleich alles, Vater — auch wenn es das Schlimmste wäre, wenn er — —"

Sie kann das Wort „tot" nicht über ihre Lippen bringen.

„Ist der Tod denn das Furchtbarste, was einen Menschen treffen kann?" fragt der Professor und zieht seine Tochter enger an sich. „Nein, Annemarie, dein einstiger Freund, mein Pflegesohn Friedel Wolter lebt und ist gesund. Ich nehme wenigstens an, daß er völlig gesund ist; er hat uns geschrieben."

„Mein Gott," sagt Annemarie und greift sich an die Stirn, „er hat geschrieben? Er ist gesund? Und du kommst hierher — — und dein Gesicht hat diesen Ausdruck — — diesen fremden bangen Ausdruck? Gott! Vater — Vater — — —"

„Still, Annemarie! Sieh, in jedes Menschen Leben kommt einmal wohl der Augenblick, in dem ihm ist, als stürze alles in Trümmer, worauf er sein ganzes Denken und Tun aufgebaut hat! Glaube es mir, Annemarie — wenige, sehr wenige sind es, denen das Leben in glatten gefälligen Bahnen dahingeht! Jene anderen aber, denen der Schmerz in seiner ganzen majestätischen Größe naht, das sind oft die Auserwählten — sind die, deren Wege zu besonderen Zielen führen sollen, und wenn diese Wege auch so rauh und sorgenreich sind, daß sie Wunden reißen und den Rücken beugen!"

Annemarie hat den Kopf erhoben. Trüb ist der Blick der Augen, um den Mund geht ein Zittern.

„Er liebt eine andere?" fragt sie tonlos, und der alte Gisbert nickt und fühlt, wie das Herz sich ihm zusammenkrampft, als habe eine Faust sich darumgelegt und presse und martere den armen Muskel.

„Frei war er! Das darfst du nicht vergessen, Annemarie! Ob und was er dir gesagt und versprochen haben mag, als er mit seinen siebzehn Jahren von uns ging, das weiß ich nicht, Kind. Aber für das, was einer mit siebzehn Jahren in irgendeinem Überschwang sagt und verspricht, dafür darfst du ihn nicht verbindlich machen, wenn ein halbes Jahrzehnt vergangen ist!

Nein, ein Elender, ein Wortbrüchiger ist er darum nicht, Annemarie! Ist nur ein Mensch — — ein Mensch, wie sie alle sind! oder sagen wir, wie die meisten sind!"

„Ein Mensch, wie die meisten sind!" Annemarie spricht mechanisch die Worte des Vaters nach.

Die helle Sommerwelt vor ihr ist allen Glanzes, aller Farben beraubt; ein Frieren geht durch ihre Seele.

„Sag' alles, Vater!" bittet sie.

„Sagen? So etwas zu sagen, ist schwer, Annemarie! Er schrieb es mir, und wenn du willst, lese ich dir vor, was er schrieb. Viel ist es nicht; er faßte sich kurz. Mag ihm vielleicht nicht leicht geworden sein, so etwas zu schreiben!"

Annemarie sitzt ganz still da; ihre Hände sind im Schoß gefaltet.

Der Professor zieht das Blatt aus seiner Tasche und liest vor, und der Annemarie ist es, als sähe sie ihren Jugendgenossen vor sich stehen, als höre sie seine Stimme — seine gute warme Stimme.

Ganz still ist sie — ganz still! Nur als der Satz kommt: „Seit einer Woche verheiratet!", geht es wie ein Stich durch ihr Herz. Ein Schrei will sich über ihre Lippen drängen, aber im selben Augenblick erwacht da auch schon etwas anderes in ihr — etwas Großes, Erhabenes, Göttliches:

Der Stolz ist es, der ihre Seele vor dem Unterliegen rettet! Aber nicht jener kalte Stolz, der eigentlich nur Hochmut ist und schnell wieder zu vergehen pflegt — sondern jener echte tiefe Stolz, der dem Schmerz sein Recht bis zu einem gewissen Grade voll einräumt, der aber niemals gestatten würde, daß ein Haupt, das bisher aufrecht getragen wurde, sich zur Erde neigt — daß der Geist schlapp und verdrossen werde, und daß die Seele sich einer Krankheit kampflos ergeben dürfe.

Aus! Zu Ende! — Das schöne liebe selige Jugendland hat seinen Abschluß gefunden! Annemarie Gisbert hat den ersten Schlag erhalten, aber dieser Schlag darf sie nicht elend und armselig machen, sondern muß sie adeln.

Als der Professor Gisbert am Abend dieses Tages wieder in der Bahn sitzt, fragt er sich:

„War es nötig, daß ich zu ihr fuhr? Habe ich sie nicht viel geringer eingeschätzt, als ich es tun durfte?"

Und der in Angst und Verzagtheit wartenden Frau streichelt er das vom Weinen gerötete Gesicht und sagt mit bewegter, fast heiter klingender Stimme:

„Wir haben ein braves und sattelfestes Kind, Mutter! Ohne Zweifel leidet sie so sehr, wie nur eine Frau, der alles genommen worden, und der das Herz gemartert wird, zu leiden vermag! — Aber fest ist sie und ungebeugt, und sie wird ihren Weg weitergehen, ohne die Menschen ahnen zu lassen, daß sie solch einen bitteren Kelch an ihren Lippen hatte und ihn tapfer trank!

Darum sei auch du brav und tapfer und lerne vom eigenen Kind, wie man Enttäuschungen trägt!"

Ach, wenn er, der so troftreich zu Annemaries gebeugter Mutter spricht — wenn er ahnte, mit welch dunklen Gewalten sich die arme Annemarie an diesem Abend, als der geschäftige Tag sie endlich freigegeben hat, herumschlägt! Wie sie da am Fenster ihres Zimmers sitzt, in die weiße Sommernacht hinausblickt und das trost- und hoffnungslose Gefühl hat: Fortan ist alles, was schön und gut und lebenswert auf Erden ist, nur noch für andere da! Für dich ist Nacht und Finsternis, wo du auch weilen magst! Das einzige, was dir bleibt, was dich vor dem Schlimmsten — vor dem völligen Versinken retten kann, ist die Arbeit! Den Tag und auch die Nacht mußt du fortan der Arbeit widmen! Ja, auch die Nacht, denn vielleicht wird auch der Schlaf, der ja der Freund der Glücklichen und Wohlgeborgenen ist, dich fortan meiden!

In dieser Nacht zum wenigsten bleibt er dem Lager der armen Annemarie fern.

Mit großen, offenen Augen liegt sie da und will ruhig zu denken versuchen; will all das, was so heiß und wild und phantastisch in ihrem Hirn herumspringt, in Ordnung und zur Ruhe bringen.

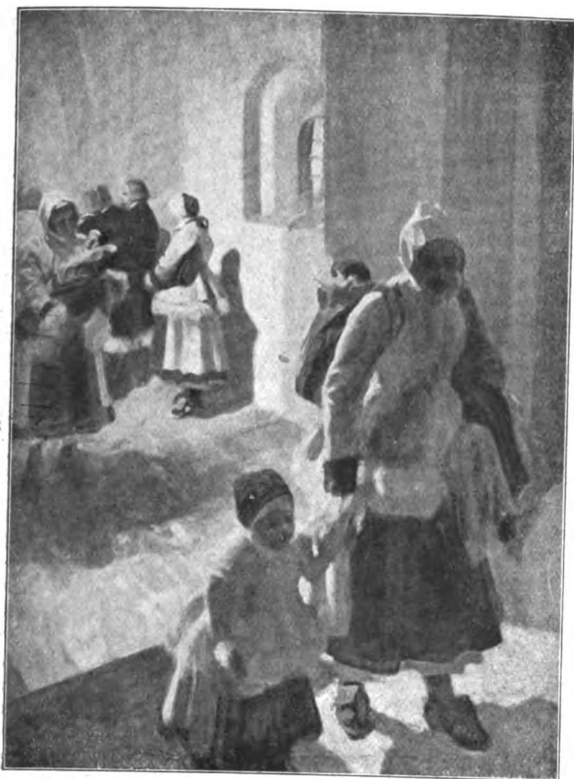
Aber das Chaos ist zu groß; nichts gehorcht ihr mehr.

Der Wille, der sonst so meisterlich in Annemaries Seele Zucht zu halten verstand, ist erlahmt!

(Fortsetzung folgt.)

Anders Zorn.

Von Gustaf Blomquist.



Christnacht. Gemälde. 1906.

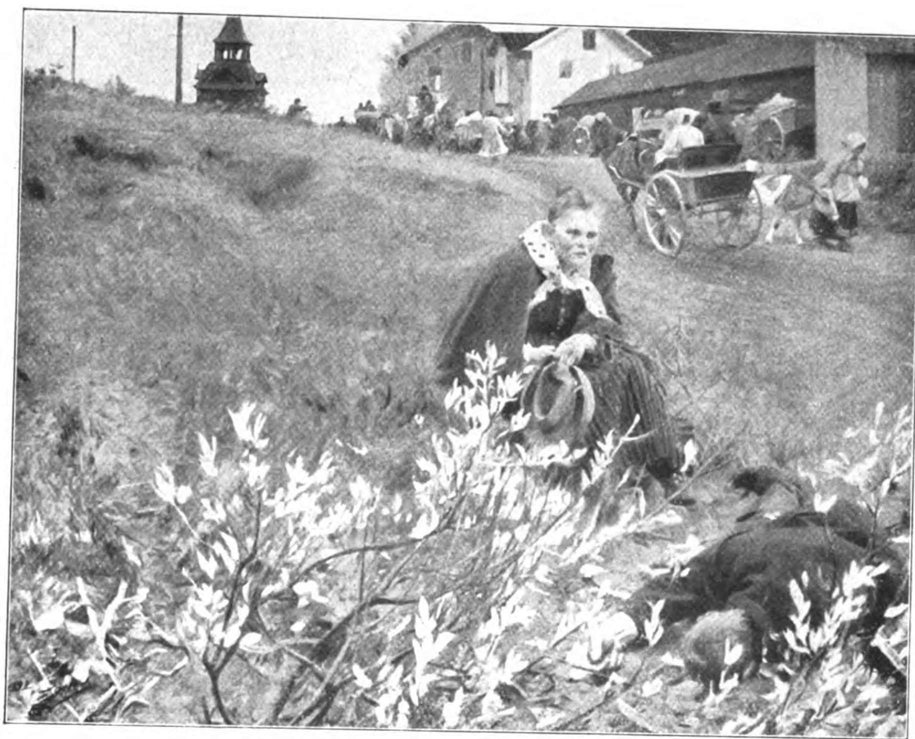


Bildnis des am 22. August verstorbenen schwedischen Malers und Radierers von europäischem Rufe.



Meister Schmied. Gemälde.

Man hat von Anders Zorn als einem skandinavischen Maler gesprochen, aber er war in Wirklichkeit ein durchaus schwedischer Maler. Der Vater war ein aus Deutschland eingewanderter Braumeister und die Mutter eine Bauerntochter aus Dalekarlien, dieser urschwedischen Provinz, wo Zorn seine Jugend verlebte, und wo er auch während seiner künstlerischen Blütezeit weilte. Als die deutschen Redakteure 1910 ihre Schwedenfahrt machten, war Zorns Künstlerheim in Mora eines der hauptsächlichsten Reiseziele. Von der Schönheit der Natur Dalekarliens, seinen bodenständigen, an der alten, malerischen Tracht treu festhaltenden Bewohnern empfing seine Kunst die stärksten Anregungen. In Mora ist auch eines der berühmtesten plastischen Werke Zorns, das Standbild Gustav Wasas, aufgestellt. Daß Zorns Herz für das Land seines Vaters, Deutschland, warm schlug, erfuhr ich, als ich ihn im März dieses Jahres in seinem Stockholmer Atelier aufsuchte. Er erkundigte sich eingehend nach den Verhältnissen in Deutschland und gab seiner Hoffnung Ausdruck, daß das Land sich bald erholen möchte. Zorn, der seinerzeit als höchst moderner Vollblutimpressionist galt, äußerte sich sehr abfällig über die heutigen Abarten der Kunst und versicherte, daß er stets auf die alten Meister gebaut habe, von denen er besonders Velazquez und Rembrandt hervorhob. In den Kunstbüchern wird häufig auf die erstaunliche Leichtigkeit hingewiesen, mit der Zorn malte. Mir sagte aber Zorn selbst: „Das Malen ist schwer, enorm schwer. Es strengt mich ungeheuer an. Das Radieren ist viermal leichter."



Markt in Mora. Gemälde. 1892.

In Dalekarlien gehörte Zorn zu den populärsten Persönlichkeiten. Er interessierte sich lebhaft für die Beschäftigungen und Vergnügungen der Bevölkerung und suchte, sie zu veredeln. Die Volksmusik förderte er, indem er Spielmannskonkurrenzen veranstaltete. Wie die Allergrößten, ein Leonardo, ein Rembrandt, war er äußerst vielseitig. Bei meinem Besuch zeigte er mir seine ersten Versuche aus den Kinderjahren, mit dem Messer Bildwerke aus Holz herzustellen, eine Kunstart, die er später wiederaufnahm. In den ersten zehn Jahren seiner Künstlerlaufbahn widmete er sich hauptsächlich der Aquarellmalerei. Ungefähr gleichzeitig lernte er die ersten Kunstgriffe beim Radieren von dem noch in London lebenden schwedischen Künster Axel Herman Hägg. Zu Ende der achtziger Jahre ging er zur Ölmalerei über, in der seine glänzende Farbenkunst so große Triumphe gefeiert hat. Als Radierer zählt Zorn zu den ersten Meistern.



Maja. Radierung. 1900. Das entsprechende Ölbild der „Maja" befindet sich in der Nationalgalerie zu Berlin.



Der Schwan. Radierung. 1915.



Der französische Dichter Paul Verlaine. Radierung. 1895.

(Aus dem Besitz der Kunsthandlung Ph. Beyer & Sohn in Leipzig.)

Das Zugspitzjubiläum. / Von Dr. A. Dreyer.



Nächtlicher Marsch über eine Brücke über die Partnach.
(Aus der Beschreibung der vierten Zugspitzbesteigung im Jahre 1835.)



Der Zugspitzgrat mit westlichem und östlichem Gipfel.



„Von allen Seiten rollten unter unseren Händen und Füßen die verwitterten Trümmer hinab. Dieser Steinregen verscheuchte die auf dem Schnee zurückgebliebene Diana, die aufmerksam unsere Bewegungen zu beobachten schien, vom Fuße der Wand."
(Aus der Beschreibung der vierten Zugspitzbesteigung im Jahre 1835.)

Ein „Handbuch für Reisende durch das Königreich Baiern" aus dem Jahre 1820 zählt als höchste bayerische Berge Watzmann, Hochglockner (!), Waxenstein, Fichtelberg, Wendelstein, Peißenberg und Karwendel auf. Ja, mit der Bergkenntnis war es Anno dazumal noch übel bestellt! Von den Anwohnern der trotzigen Felsenburg des Wettersteingebirges war der „Zugspitz" gefürchtet. Das Volk raunte sich von diesem Felskoloß allerlei Sagen zu. Auf dem unnahbar scheinenden Gipfel sollte ein böser Dämon hausen, ein grimmiger, großer Raubvogel, der mit Blitz und Donner jeden Eindringling in sein Bergreich verscheuchte und ihn in die grausige Tiefe stürzte.

Ein blutjunger Offizier, Karl Naus († 1871 als Generalmajor), damals mit Vermessungsarbeiten im Wettersteingebiete beschäftigt, beschloß, diesem Unhold zu Leibe zu gehen. Mit zwei Kameraden, seinem Diener und einem Führer aus Partenkirchen, brach er am 27. August 1820 frühmorgens von der Angerhütte auf und klomm zum Platt und zum Schneeferner hinauf. Der erste Ersteigungsversuch mißlang; die Kameraden von Naus traten den Rückweg an. Naus aber wagte einen abermaligen Versuch, der vom Glück begünstigt wurde. „Nach 1¾ Stunden erreichten wir — ich, mein Bedienter und unser Führer Deuschl — um ¾ 12 Uhr die höchste Spitze des noch von keinem Menschen bestiegenen, so verschrienen Zugspitzes." Ein aufgepflanzter Bergstock mit einem darangebundenen Taschentuch sollte den späteren Ersteigern Kunde von dieser alpinen Heldentat geben. Allein beim Abstieg rächte sich der „Zuggeist" durch ein furchtbares Gewitter mit heftigem Schneegestöber und dickem Nebel. Unter Lebensgefahr erreichten die drei Pioniere ihren Ausgangspunkt, die Angerhütte.

Naus bezwang den Westgipfel der Zugspitze; drei Jahre später büßte der Ostgipfel den Nimbus der Unbesieglichkeit ein, und zwar durch den Maurermeister Resch aus Partenkirchen, der seine Fahrt im Jahre 1834 wiederholte.

Erst diese dritte Ersteigung lenkte durch einen Bericht in den „Bayerischen Annalen" die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, noch mehr aber die umfassende Schilderung seiner Fahrten durch den Forstgehilfen Oberst.



Die Meteorologische Hochstation auf der Zugspitze im Eröffnungsjahr (1900). Nach einer Zeichnung von Ernst Platz.

Der Westgipfel kam erst von 1838 an wieder zu Ehren, und im August 1850 wurde hier auf Veranlassung des Pfarrers Ott von Peißenberg ein mächtiges Kreuz aufgestellt, das ein Menschenalter nachher auf den Ostgipfel wanderte. Das Zugspitzkreuz wurde in 28 Teile zerlegt und von 19 Trägern hinaufgeschafft. An diese Fahrt schloß sich ein tollkühnes Unternehmen. Einer der Teilnehmer, der Forstgehilfe Baur, wagte nämlich den Abstieg ins österreichische Schneekar; doch hätte er dabei bald das Leben eingebüßt. Aus verzweifelter Lage rettete ihn ein wagemutiger Sprung in eine tiefe Kluft.

Nach der Erbauung der Knorrhütte (1855) mehrten sich die Zugspitzbesteigungen in erfreulicher Weise. Zwei Jahre später glückte einem Münchener (Dr. Härtinger) der erste Übergang vom Ost- zum Westgipfel.

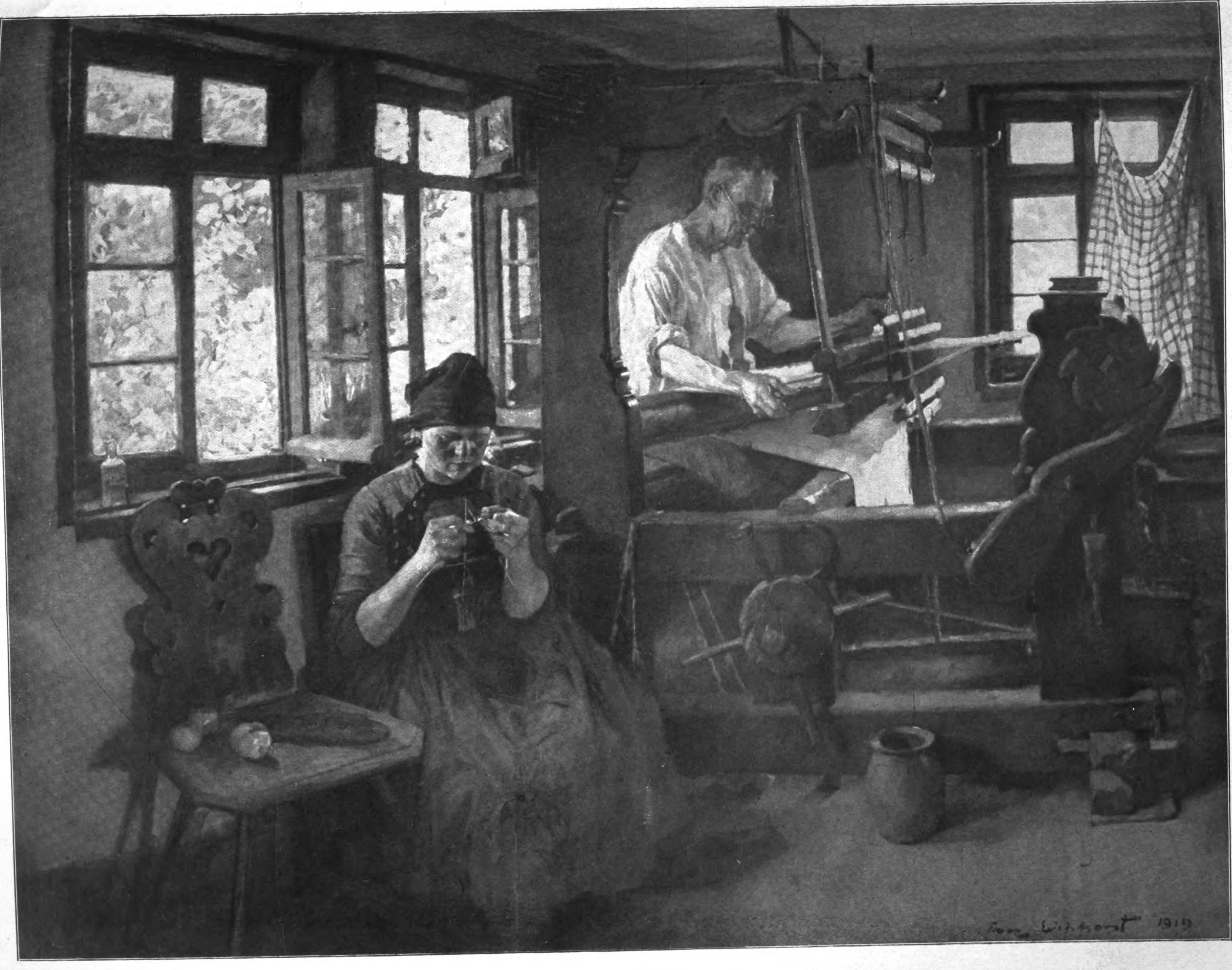
Ein gewaltiger Lobredner erstand Deutschlands höchstem Berge in dem bekannten Wiener Alpinisten Anton v. Ruthner. Dem damaligen (uns heute unbegreiflichen) Urteil Baedekers, daß die Aussicht von der Zugspitze nicht lohnend sei, tritt er mit aller Entschiedenheit entgegen und bezeichnet sie als eine der prächtigsten in den Hochalpen.

Mehr als ein halbes Jahrhundert lang galten die Anstrengungen der Alpinisten nur der Zugspitze; die übrigen Gipfel des Wettersteingebirges wurden völlig vernachlässigt. Neue, lohnende Wege spürte alpine Tatkraft aus: die Ersteigung des Ostgipfels direkt vom Platt, den Gratübergang von der großen Riffelwandspitze, den Aufstieg aus dem bayerischen Schneekar, vom Kleinen Schneeferner, die Ersteigung über den Nordgrat und andere bergsteigerische Bravourstücke. Angerhütte, Knorrhütte, Höllentalhütte, Münchener Haus (am Westgipfel) erstanden und boten den Zugspitzwanderern Verpflegung und Obdach. Am 29. Juli 1900 wurde die Meteorologische Hochstation auf der Zugspitze (ein Turmbau) eröffnet. In diesem Turm haust hier ein wissenschaftlicher Beobachter, der „höchste" Beamte des Deutschen Reiches. Dem ersten Zugspitzmeteorologen, dem in alpinen Kreisen wohlbekannten Joseph Enzensperger, der fern der Heimat auf den Kerguelen ein frühes Grab fand, haben die Münchener Alpenvereinssektionen eine künstlerische Gedenktafel gesetzt. Seitdem die gefährlicheren Stellen der Zugspitze „in Draht und Eisen eingesponnen" sind, strömt alt und jung alljährlich auf ihren Gipfel. Sie ist der Modeberg für alle Welt, ein Geschäftsberg großen Stils.

Woher diese Erscheinung? Die Zugspitze imponiert nicht durch ihre schöne Form, wie das Matterhorn und andere vielbesuchte Berge. Was viele Leute dahin treibt, das ist eine Art vaterländische Empfindung. Man muß doch auch den „höchsten Punkt Deutschlands" betreten haben. Freilich rüsten sich manche hierzu so unzweckmäßig und dürftig wie möglich aus. Mit einem Spazierstöckchen, mit Lackstiefeln, in Straßenkleidern und einem Sonnenschirm wird ein solcher Berg nicht bezwungen, der auch seine Tücken hat. Kurz vor dem Kriege tauchte gar der Plan einer Zugspitzbahn auf, der seither nicht wieder aufgegriffen wurde. Gottlob! Eine Bahn auf die Zugspitze dünkt mich eine Entweihung dieses Felsriesen. Die Schar seiner Getreuen wächst ohnehin von Jahr zu Jahr. Im Vorjahre bestiegen über 5200 Personen seinen Gipfel, und heuer, in seinem Jubeljahre, wird das sechste Tausend seiner Besucher wohl überschritten werden.



Die Zugspitze, vom Eibsee aus gesehen.

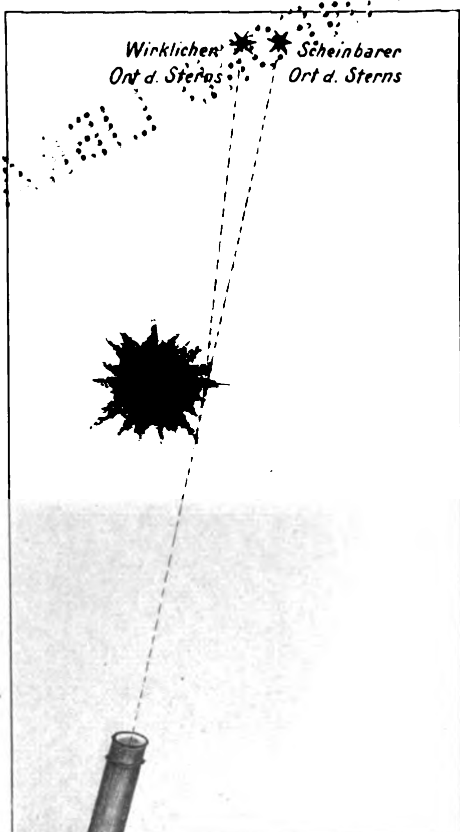


Webstube.

Nach einem Gemälde von Franz Eichhorst.

Das neue Einsteinsche Weltbild.

Von Dr. F. S. Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte.



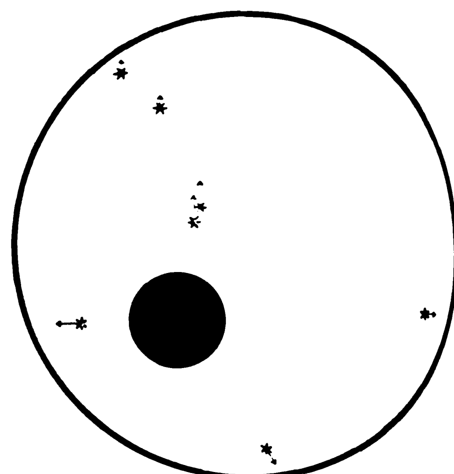
Verschiebung des Sternortes durch das Gravitationsfeld der Sonne.

Im Altertum glaubte man zunächst, daß die Erde eine Scheibe sei; bei der Entdeckung der richtigen Kugelgestalt wurden die Begriffe „oben" und „unten" umgestoßen. Dann hielt man die Erde für den Mittelpunkt der Welten, bis Kopernikus nachwies, daß die Sonne im Zentrum unserer Planetenwelten steht. Kepler führte an Stelle der Kreisbahnen bei den Planeten Ellipsenbahnen ein, in deren einem Brennpunkt sich die Sonne befindet.

Galilei schuf andererseits durch Aufstellung des Begriffes der trägen Masse der Materie einen wichtigen Fortschritt. Er lehrte, daß jeder Körper seine einmal erworbene Geschwindigkeit solange beibehält, bis eine äußere Kraft diese vermindert oder beschleunigt. Diese besondere Eigenschaft der Materie nannte er „Beharrungsvermögen", auch Trägheit oder träge Masse der Materie. Dieses Galileische Gesetz hat Newton als Grundgesetz übernommen. Doch weder am Himmel, wo wir keine geradlinig-gleichförmige Bewegung wahrnehmen können, noch auf der Erde, wo alle Körper mit einer bestimmten Beschleunigung fallen, finden sich Beispiele für dieses Gesetz. So kam Newton zur Aufstellung des „Gravitationsgesetzes": Träge Masse · Beschleunigung = Kraft. Hierauf baut sich nicht nur die Himmelsmechanik, sondern auch unsere gesamte technische und ballistische Mechanik auf. Aber auch das Wesen der Kräfte, die auf der Erde das beschleunigte Fallen aller Körper hervorrufen, und derjenigen, die alle Planeten um die Sonne führen, mußte erkannt werden. Newton fand, daß die Fallkräfte auf der Erde und die Kräfte, die alle Planeten an die Sonne, den Mond an die Erde, die Satelliten an die einzelnen Planeten usw. ketten, die gleichen sind. So schuf er den Begriff der Schwere. Er sprach das Gesetz aus: Alle Körper ziehen sich mit einer Kraft an, die umgekehrt proportional ist dem Quadrat ihrer Entfernung und direkt proportional einer von den Körpern selbst abhängigen Bestimmungsgröße, die man die schwere Masse eines Körpers nennt. In seinem grundlegenden Werke zeigte Newton, daß in der Tat unter dem Einfluß einer solchen Kraft die Planeten „Keplersche Ellipsen" um die Sonne ziehen müssen. Es tritt also neben die träge Masse von Galilei noch die schwere Masse eines Körpers von Newton. Diese sind unabhängig voneinander in die Mechanik eingeführt und haben zu den großen Erfolgen, insbesondere zu Rückwärts- und Vorausberechnungen der Himmelserscheinungen, geführt.

Trotz aller großen Erfolge trug diese Theorie schon den Todeskeim in sich. Es zeigte sich, daß bei allen Körpern, ganz unabhängig von ihrer physikalischen und chemischen Beschaffenheit, träge und schwere Masse immer gleich sind. Die Newtonsche Mechanik gibt uns aber keine Begründung für diese Gleichheit. Weiter zeigte sich, daß man eine Kraft einführen mußte, die man Zentrifugalkraft oder „Fliehkraft" nannte. Newton selbst empfand es schon als einen Mangel, daß es ihm nicht gelang, die Zentrifugalkräfte aus der Wirkung der Körper aufeinander zu erklären. Weiter sagt das Newtonsche Gravitationsgesetz nichts darüber aus, wie sich eigentlich die Anziehungskraft durch den Raum fortpflanzt. Neben diesen prinzipiellen Schwächen erzielte die Newtonsche Mechanik nicht einmal eine vollständige Übereinstimmung zwischen Beobachtung und Theorie.

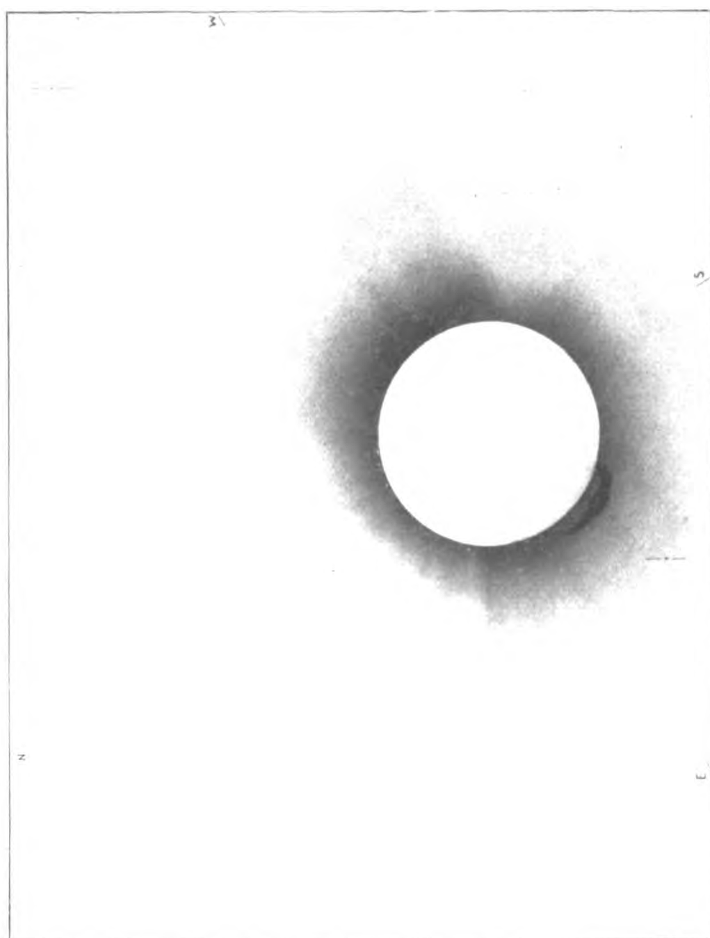
Was Newton für die Entwicklung der Mechanik leistete, hat Maxwell, nur in kürzerer Zeit, für die Elektrodynamik getan. Auf Grund seiner Gleichungen gelang ihm die Entdeckung, daß die elektromagnetischen Wirkungen sich mit Lichtgeschwindigkeit im Raume ausbreiten. Um die leeren Räume zwischen den Welten auszufüllen, wurde nunmehr der Lichtäther eingeführt, der die Lichtwellen fortpflanzen sollte. Man sprach ihm eine Elastizität zu, die größer sein mußte als die des härtesten Körpers. Dieser hypothetische Lichtäther durfte aber keine Spur von bremsender Wirkung auf die sich in ihm bewegenden Planeten ausüben. Weiter mußte der Lichtäther auch die Materie selbst durchdringen, wie das Licht die durchsichtigen Körper. Aus diesem Grunde war die Frage berechtigt: Beteiligt sich dieser in der Materie befindliche Äther an der Bewegung derselben? Wird er etwa mit fortgerissen? Das Michelsonsche Experiment entschied die Frage in verneinendem Sinne. Die Erfahrungstatsache, daß wir aus den Bewegungsvorgängen auf der Erde ihre geradlinig gleichförmige Bewegung durch den Weltenraum nicht festzustellen vermögen, bewirkt in sich die kategorische Forderung an die Formeln der Theorie, diese Erfahrungstatsache wiederzugeben. Sie müssen zur Feststellung einer Tatsache die Raumkoordinaten und die Zeitmessung enthalten. Die Raumkoordinaten werden x, y, z genannt, die Zeitkoordinate t. Die letztere wird dadurch bestimmt, daß nach einer Uhr der Zeitpunkt eines Ereignisses festgestellt wird. Wenn ich die Raumkoordinaten neben die Zeitkoordinate stelle, so bedeutet das nur die Gleichzeitigkeit des Ereignisses mit einer bestimmten Zeigerstellung der Uhr. Dies macht keine Schwierigkeiten, wenn sich das Ereignis in der Nähe der Uhr abspielt. Wenn ich aber z. B. das Auftauchen eines Fleckens auf dem Jupiter oder auf der Sonne feststellen will, so wird der abgelesene Zeitpunkt nicht als der Moment des Entstehens des Fleckens angesehen werden können. Das Licht hat, wenn auch eine sehr große, doch eine endliche Geschwindigkeit. Es durcheilt in einer Sekunde den Raum von 300000 km. Will ich den Augenblick des Ereignisses richtig feststellen, so muß ich naturgemäß die Zeit, die das Licht gebraucht, um von dem Ort des Ereignisses zu mir zu kommen, in Abzug bringen. Man glaubte nun früher, daß man alsdann die wirkliche Zeit für das Auftreten des Fleckes gefunden hätte. Das ist aber nicht der Fall. Die Zeitbestimmungen zweier Beobachter, von denen der eine ruht und der andere in einem Gefährt sitzt, das sich bewegt, werden um so mehr voneinander abweichen, je schneller sich das Gefährt bewegt. Der ruhende Beobachter wird den Entstehungsmoment des Sonnenfleckens später auffassen als der dem Sonnenflecken entgegenfahrende Beobachter. Der Zeitpunkt des Ereignisses ist nur relativ. Einstein hat im Jahre 1905 diese wichtige Frage der Relativität der Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse, eingehend erörtert und festgestellt, daß sich für den in einem Zuge fahrenden Beobachter die Vorgänge der Außenwelt zeitlich in anderer Weise abspielen als für einen ruhenden. Was der eine als gleichzeitige Ereignisse beobachtet, sieht der andere zu verschiedenen Zeiten und umgekehrt.



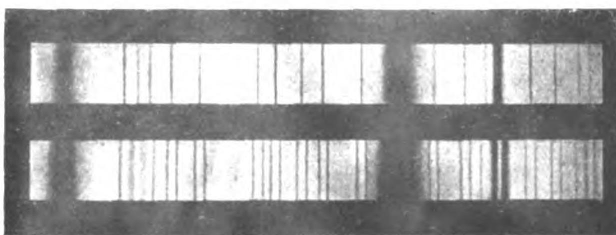
Die Größe und Richtung der Verschiebung hängt von der Lage des Sternes zur Sonne ab.



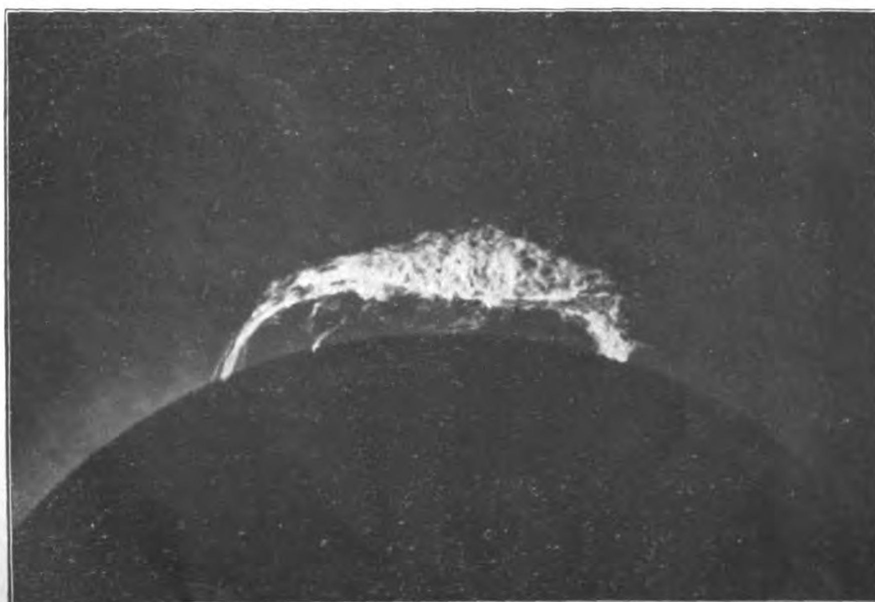
Verlauf der Totalitätszone der Sonnenfinsternis vom 28. Mai 1919 und Lage der beiden Stationen in Sobral und Principe.



Sonnenfinsternisaufnahme in Sobral am 28. Mai 1919. Corona, Protuberanzen und Sterne sind sichtbar.



Linienverdoppelung im Spektrum des Doppelsternes Beta Aurigae, des zweithellsten Sternes im Fuhrmann.



Bogenartige Protuberanz.

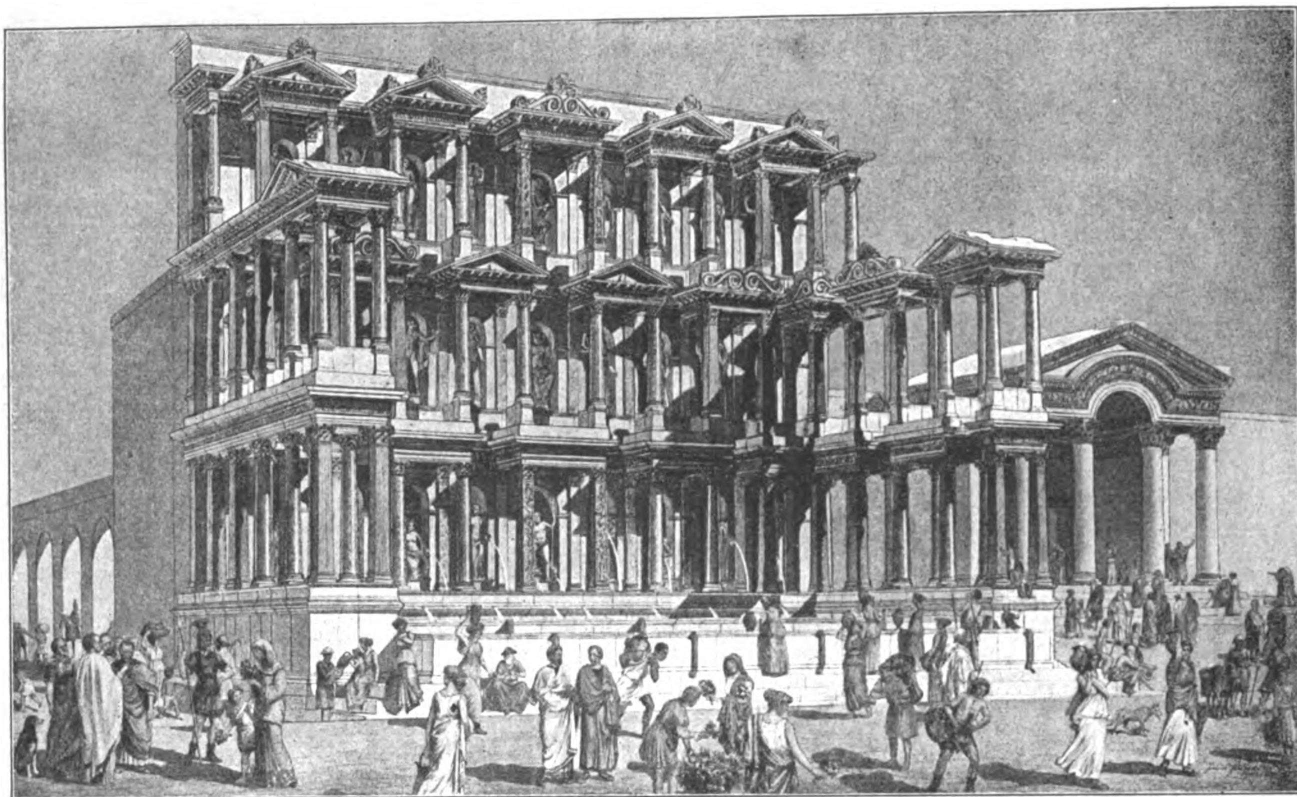
Es ist das große Verdienst Einsteins, diese Beziehungen in mathematische Formeln gekleidet zu haben. Wie ist es nun erklärlich, daß die Physiker und Astronomen diesen Fehler der Zeitmessung in der Newtonschen Mechanik nicht schon früher bemerkt haben? Man wird den Grund hierfür leicht einsehen, wenn man die zwei Systeme der Umrechnungsformeln von einem bewegten System auf ein ruhendes vergleicht. Für kleine Geschwindigkeiten des Zuges, in dem der Beobachter sitzt, werden aus den neuen Lorentz-Einsteinschen Umrechnungsformeln, wie man sie nennt, die früheren Galilei-Newtonschen. Man hatte unbewußt die Geschwindigkeit des Lichtes in den Formeln als unendlich groß gegenüber den irdischen Geschwindigkeiten eingesetzt, was ja fast immer in der Praxis für die Verhältnisse der Erde berechtigt ist. In der Theorie muß aber an die Stelle des Galilei-Newtonschen Relativitätsprinzips das sogenannte „spezielle Relativitätsprinzip“ von Lorentz-Einstein treten. Es wird die einschränkende Voraussetzung gemacht, daß die Geschwindigkeit des bewegten Systems relativ zum ruhenden eine Konstante ist, daher nennt man dieses Relativitätsprinzip das spezielle. Aus der Erkenntnis der Relativität der Zeit folgt auch die der Längenausdehnung eines Körpers. Diese neuartige Auffassung hat eine noch nicht zu übersehende Tragweite für unsere gesamte Erkenntnistheorie. So lehrt die spezielle Relativitätstheorie unter anderm, daß ein Körper, der Licht-, Wärme- oder elektrische Strahlen aussendet, an träger Masse einbüßt, und zwar proportional der verlorenen Energie; mit anderen Worten, auch die Größe, die wir als „Energie“ bezeichnen, und die wir bisher als grundsätzlich verschieden von der Materie betrachteten, hat ebenso wie die Materie „träge Masse“. Ja, es gewann den Anschein, als rühre die Trägheit der Materie nur von der Trägheit der in ihr aufgespeicherten Energie her. Also nicht nur der Begriff der absoluten Zeit und des absoluten Raumes, sondern auch unsere bisherige Anschauung von dem Wesen der Materei wurde umgestürzt. Hier setzt nun die zweite große Entdeckung Einsteins ein. Er hat die durch seine spezielle Relativitätstheorie ins Wanken gebrachten Anschauungen der Physik durch ganz neue ersetzt und durch eine ganz neue Mechanik völlig neue Fundamente geschaffen. In dieser neuen Mechanik spielt der unzulässige Begriff der absoluten Bewegung gegenüber dem leeren Raum, in der sich nicht die Wirkung der Massenanziehungen zeitlos mit unendlicher Geschwindigkeit fortpflanzt, und in der nicht die absolute Gleichheit von träger und schwerer Masse der Körper nur ein Zufall ist, keine Rolle mehr. Er befreite die spezielle Relativitätstheorie von der ihr noch anhaftenden Einschränkung, daß die Geschwindigkeit der beiden gegeneinander bewegten Bezugssysteme eine absolut konstante sein muß. Einstein hat eine allgemeine Relativitätstheorie geschaffen, in der überhaupt nur von Relativbewegungen die Rede ist. In dieser neuen Mechanik spielt der leere Raum nicht mehr die Rolle eines Erzeugers der Zentrifugalkräfte, und die Anziehungen breiten sich nicht mit unendlicher, sondern mit Lichtgeschwindigkeit aus. Weiter löste diese neue Himmelsmechanik die überraschende Aufgabe, die früher unaufgeklärte Abweichung in der Bewegung des Merkur mit dem beobachteten Betrage von 42 Bogensekunden zu ergeben, womit erst eine völlige Übereinstimmung zwischen Beobachtung und Theorie des Astronomen gefunden war. Hierdurch bekundete die Einsteinsche Relativitätstheorie zum ersten Male ihre praktische Überlegenheit über die alte Newtonsche Himmelsmechanik. Einstein hat bewiesen, daß ein Körper durch Ausstrahlung von Licht oder Wärme an träger Masse verliert. Da nun die Gleichheit der trägen und der schweren Masse der Körper der Hauptpunkt der neuen Anschauungen ist, so muß auch der Körper an Schwere verlieren, d. h. der Lichtstrahl muß im Gravitationsfeld „fallen“, d. h. „schwer“ werden. Diese Ablenkung beträgt für einen am Sonnenrand vorbeistreichenden Lichtstrahl 1,76 Bogensekunden. Am 28. Mai 1919 konnte die Richtigkeit dieser Folgerungen aus den Einsteinschen Formeln geprüft werden. Man muß zu diesem Zweck eine totale Sonnenfinsternis abwarten, da ja am Tage selbst in der Nähe der unverfinsterten Sonne Sterne nicht sichtbar sind. Die Lichtstrahlen der Sterne, die in der Nähe der Sonne vorbeigehen, zeigen infolge der Schwerkraft der Sonne auf die Lichtstrahlen der Sterne eine Ablenkung derselben. Der wirkliche Ort des Sternes verschiebt sich infolge dieser Krümmung der Ausbuchtung des Lichtstrahles in der Nähe der Sonne um den obengenannten Betrag und wird an einen anderen Ort, den „scheinbaren“, versetzt. Die Greenwicher Sternwarte hatte nach zwei Orten der Totalitätszone Sonnenfinsterniserpeditionen unternommen, nach Sobral in Brasilien und Principe, einer Insel an der Küste Westafrikas. An 13 Sternen im Sternbilde des Stieres von 4,5. Größe bis 8,0. Größe hat sich der Einstein-Effekt, genau sowohl der Größe als auch der Richtung nach, aus der Beobachtung ergeben. Hieraus können wir schließen, daß der Lichtstrahl nicht nur Trägheit, sondern auch Schwere hat, das will sagen, daß die Größe, die wir mit Energie bezeichnen, und die wir als eine von der Materie grundsätzlich verschiedene physikalische Größe betrachtet hatten, mit der Materie die wesentlichsten Eigenschaften, Trägheit und Schwere, gemeinsam hat. Es werden vielleicht in Zukunft beide Begriffe ineinander verschmelzen, und wir werden die Materie nur als gebundene Energie erkennen. Das Relativitätsprinzip hat noch eine eigenartige Erscheinung zur Folge. Läßt man das Licht der Sonne oder einer irdischen Lichtquelle durch ein Glasprisma gehen, so entsteht ein farbiges Spektrumband, das je nach den Umständen von dunklen oder hellen Linien durchsetzt ist. Diese Spektrallinien rühren von den in der Lichtquelle absorbierten oder selbstleuchtenden chemischen Elementen her. Jedes chemische Molekül sendet ganz bestimmte Linien aus, das Stickstoffmolekül andere als das Wasserstoff- oder Eisenmolekül. Diese Stickstofflinien im Spektrum der Sonne rühren daher, daß in der Sonnenatmosphäre Stickstoffmoleküle Schwingungen ausführen, und jede Linie entspricht einer ganz bestimmten Schwingungszahl, gewissermaßen einem Ton in der Skala der Farben. Ist die Annahme der allgemeinen Relativitätstheorie richtig, so muß also das Stickstoffmolekül auf der Sonne langsamer schwingen als das entsprechende auf der Erde. Es müssen sich also die Stickstofflinien auf der Sonne gegenüber den entsprechenden Linien einer irdischen Lichtquelle verschieben. Dieser Betrag ist der Messung zugänglich. Grebe und Bachem haben diesen kleinen Effekt nunmehr auch mit Sicherheit an Sonnenlinien festgestellt, und schon vorher war es Herrn Freundlich gelungen, auch eine Rotverschiebung von Linien an Fixsternen nachzuweisen. Hierdurch werden sich für die Astronomie noch ungeahnte Möglichkeiten ergeben; ich erwähne nur, daß man auf diese Weise unmittelbar aus den Spektren der Sterne etwas über die Massen derselben aussagen kann. Keine einseitige Verschiebung, sondern eine Linienverdoppelung findet im Spektrum jener Sterne statt, die in Wirklichkeit Doppelsterne sind, wie z. B. beim Spektrum des zweithellsten Sterns im Fuhrmann, Beta Aurigae. Hier verschieben sich die Linien dadurch, daß der eine Stern sich auf uns zu und der andere von uns fortbewegt. Auf die Weise hat sich eine Astronomie des Unsichtbaren entwickelt, die in Verbindung mit dem Einsteinschen Ralativitätsprinzip uns noch wichtige Aufschlüsse über die Beschaffenheit fernster Sonnensysteme verschaffen wird.

Das Nymphaeum von Milet.

Von Dr. Martin Schede, Direktorialassistent an den Staatlichen Museen zu Berlin.

Die Ruinen von Milet gehören zu den bedeutsamsten Zeugen aus dem klassischen Altertum. An der Westküste Kleinasiens, im alten Jonien, der Heimat Homers und der griechischen Pilosophie, gelegen, ist die Hafenstadt im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. eine mächtige freie Handelsrepublik gewesen und hat eine führende Stellung im geistigen und künstlerischen Leben der Griechen eingenommen. Die Zerstörung durch die Perser (494 v. Chr.) beraubte Milet zwar seiner Vormacht, aber es blieb doch während des ganzen Altertums eine bedeutende Großstadt, bis die völlige Versandung des Hafens seiner Bedeutung ein Ziel setzte. Heute steht dort ein armseliges, fiebergeplagtes Türkendorf.

Die Ausgrabungsleitung der Berliner Museen hat frühzeitig erkannt, welche historischen und künstlerischen Werte in den Ruinen Milets verborgen lagen. Seit 1899 hat hier Th. Wiegand im Verein mit Hubert Knackfuß und einem Stabe anderer Gelehrter gegraben. Tempel und Nutzbauten, Schmuckplätze und Säulenhallen, Bildwerke von altertümlich gebundener Herbheit und freier, vollendeter Glätte, Inschrifttafeln mit hochbedeutsamer Kunde von Staatsverträgen und Rechtsbräuchen entstiegen der Erde und werden nun der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Eine Reihe von Bänden des Miletwerkes liegt bereits vor, einer davon behandelt das „Nymphaeum", den Stadtbrunnen Milets. An einer vom Hafen zum Hauptmarkt heranführenden Prachtstraße gelegen, bildete es den Kopf der Bogenleitung, die den Einwohnern gesundes Wasser im Überfluß zuführte. Die graue Nüchternheit der Wasserbehälter und Klärbassins verstedte sich hinter einer prächtigen, farbenfreudigen Schmuckwand von drei Stockwerken; wasserspendende Marmorgötter standen in den Nischen; vorspringende Tabernakelbauten von wechselvoll zierlichen Formen bewirkten in der südlichen Sonne ein anregendes Spiel von Schatten und Licht. Die unruhige, spielerische Wirkung des Wasserschlosses beruht natürlich auf klarer künstlerischer Absicht und entspricht seinem Zwecke, sprudelndes Leben zu spenden; würdevolle Geschlossenheit würde ihm nicht anstehen.



Ein antikes Brunnenhaus: Das Nymphaeum von Milet. Nach einer Nachbildung von Julius Hülsen.

Das Nymphaeum stammt aus der Zeit des Kaisers Trajanus (98 bis 117 n. Chr.); wesentliche Schmuckteile, vor allem die Statuen, wurden unter Kaiser Gordianus, zwischen 241 und 244 n. Chr., zugefügt. Es ist ein glänzender Vertreter römisch-kleinasiatischer Prunkarchitektur, der geeignet ist, unsere herkömmlichen Vorstellungen von antiker Baukunst gründlich umzugestalten. Das Nymphaeum wird einen Ehrenplatz in der Kunstgeschichte erhalten.

Freilich steht es nicht mehr so an Ort und Stelle, wie es die Abbildung zeigt. Erhalten ist nur der Mauerkern des unteren Stockwerkes, alles übrige war eingestürzt, und die Zierglieder lagen weit zerstreut umher. Aus ihnen konnten alle Einzelheiten des Bauwerkes mit mathematischer Sicherheit erschlossen werden, doch bedurfte es dazu der neunjährigen Arbeit des Architekten Julius Hülsen.

Das deutsche Bühnenjahr 1919/20.

Von Julius Bab.

Es gibt kein Gebiet des deutschen Lebens, auf dem nicht die materielle Not einen so mächtigen Einfluß behauptete, daß es möglich wäre, eine gegründete Betrachtung anders als hier, vom Wirtschaftlichen und Sozialpolitischen aus, zu beginnen. Wie die deutsche Wissenschaft den allgemeinen Mangel des Volkes an der Unerschwinglichkeit ihres Forschungsmaterials bitter zu spüren beginnt, so erscheint auch der künstlerische Betrieb jetzt allenthalben gefährdet. Denn Kunst ist ja nicht — oder doch nicht nur — der völlig freie innere Schöpfungsakt der Künstler, sie muß und will im sozialen Ganzen materialisiert werden, und dazu braucht sie die Mittel der kunstwilligen und zahlungsfähigen Gemeinde. Und da die Verknüpfung mit dem Volksganzen und seinem materiellen Schicksal nirgends so sichtbar und stark geblieben ist wie bei der urtümlichen Kunst des Theaters, so sind hier auch die schweren materiellen Folgen zuerst und am heftigsten fühlbar geworden. Zwar war der Theaterbesuch, wohl entsprechend dem leidenschaftlichen Zerstreuungsbedürfnis einer auch innerlich überanstrengten Zeit, noch allenthalben gut; aber während die Steigerung der Platzpreise bereits ihren Höhe- punkt erreicht haben dürfte, wuchsen und wachsen die Kosten für das tote Material und das lebende Personal noch überall ins Ungeheure. Und so schließen viele große deutsche Bühnen mit einem millionenhohen Defizit ab, und an vielen Orten ist die Fortführung des Theaters ernstlich in Frage gestellt. Da die Zuschußfähigkeit der öffentlichen Körperschaften heute begrenzter als je ist, kann Hilfe nur auf dem Wege tiefgreifender Neuorganisation kommen. Das Prinzip des Städtebundtheaters wird auch auf sehr große Orte ausgedehnt werden müssen, die sich unmöglich länger den Luxus leisten können, für eine Bühne ein Oper- und ein Schauspielensemble zu erhalten, aber sich doppelten Kunstgenuß vielleicht in Bündnis und Austausch mit der nächsten großen Stadt werden verschaffen können. Vor allem aber wird die Organisation der Theater in der Begründung von Kunstgemeinden Rückhalt suchen müssen. Und da diese Gemeinden notwendig einen viel weiteren Kreis als das bisher übliche Bühnenpublikum werden umspannen müssen, so wird man auf den Weg der Volksbühnen kommen, die jetzt, nach ihrem im großen Stil erfolgreichen Berliner Vorbild, ohnedies überall im Aufblühen sind. Damit aber wäre eine Neubegründung der ganzen Theaterkunst erreicht, die längst noch aus anderen als wirtschaftlichen Gründen dringend erwünscht schien. Und dann wäre die materielle Not hier doch eine Kraft, die auf bösen Wegen Gutes geschaffen hätte.

Denn erst, wenn in lang dauernder Zusammenarbeit wieder ein echtes Publikum, eine Volksgemeinde mit der Bühne verwachsen sein wird, erst dann wird die Kunst des Theaters die Befestigung, die Wegsicherheit erfahren, die not ist, wenn ein Stil entstehen soll. Erst dann werden wir vielleicht aus dem experimentierenden, zerfahrenen Zustand der Gegenwart herauskommen. Denn gearbeitet ist auch in künstlerischem Sinne, trotz allem materiellen Drucke, in dieser Spielzeit durchaus nicht wenig geworden. Und an einzelnen wertvollen und zahlreichen interessanten Darbietungen fehlte es auch durchaus nicht. Aber ganz fehlt das Bild einer klaren Richtung — eines wegeweisenden, überragenden Talents.

Wenn man sich auf reine Schauspieldarbietungen beschränkt und die allerleichteste Ware nicht mitzählt, so hat es in dieser Spielzeit doch mehr als 150 Uraufführungen in Deutschland gegeben. Und wie gleichmäßig verteilt Interesse und Anstrengung dabei waren. ersieht man wohl am besten daraus, daß Berlin, dem man vor zehn Jahren noch beinahe ein Monopol in deutschen Uraufführungen nachsagen konnte, nicht mehr als ein Sechstel dieser Zahl für sich in Anspruch nehmen kann. Freilich, wenn man die dargebotenen Werke nicht bloß zählt, sondern wägt, wird das Verhältnis für Berlin günstiger. Denn von der Gesamtzahl geht so manches Opus ab, mit dem irgendein kleiner Provinzdirektor einer Lokalgröße gehuldigt hat, und das nie über das Städtchen hinaus jemanden kümmern wird. Und andererseits haben die Städte, die nächst Berlin die größten Ziffern an Uraufführungen aufweisen, nämlich das in allem Elend unverwüstlich vergnügte Wien und Hamburg, zum allergrößten Teil ganz leichte Ware herausgebracht — Lustspiele und Schwänke, für deren schwache Qualität es spricht, daß sie fast alle über ihren Geburtsort hinaus noch keinen „Weg gemacht" haben. Von den Berliner Uraufführungen dagegen verdient doch wenigstens die Hälfte ernste literarische Beachtung. So bedeuten eine stärkere Konkurrenz als diese beiden nächstgrößten deutschen Städte für Berlin manche wesentlich kleineren Orte. Zwar München, Leipzig, Düsseldorf, Frankfurt a. M. und Dresden, die dann an Zahl der (zu größerem Teil belangvollen) Uraufführungen nachfolgen, entsprechen noch so ziemlich der allgemeinen Größenfolge der deutschen Städte. Aber es ist bereits das persönliche Verdienst sehr tüchtiger Direktoren, wenn Königsberg (durch Richard Rosenheim am Neuen Schauspielhaus) und Bochum (durch Saladin Schmidt, der eben zum Intendanten in Mannheim gewählt wurde) eine beträchtliche Zahl bedeutender Uraufführungen aufzuweisen haben. Und noch klarer springt das Verdienst der individuellen Leistung ins Auge, wenn Orte wie Meiningen (im Gegensatz zu dem dieses Mal sehr wenig regsamen Weimar), Gera und Rostock sich auf diesem Felde hervortun.

Von der Fülle des Dargebotenen kommt wenig auf das Konto der älteren Generation. Sudermann hat mit einem handfesten Theaterstück seiner alten, künstlerisch unbekümmerten Art Erfolg gehabt. „Die Raschoffs", die bei der ersten Aufführung in Königsberg noch einen tragischen Schluß hatten, gingen bei der zweiten Aufführung in Berlin gut aus und werden in dieser Form wohl dem Publikum längere Zeit noch eingehen. Einen rechten Lustspielschlager hat es aber nicht gegeben. Und so herrscht gerade auf dem Gebiet der Heiterkeiten bitterer Mangel, zumal die französische Literatur noch als gesperrt gilt und von der englischen nur Bernard Shaw langsam wieder Aufnahme findet. Von künstlerisch bedeutenden Leistungen derer, die heute über fünfzig sind, ist einzig Gerhart Hauptmanns „Weißer Heiland" zu verzeichnen. Die Art, in der hier das Schicksal des Aztekenkaisers Montezuma, der vertrauensselig den skrupellosen weißen Eroberern erliegt, behandelt wird — diese Art scheint mir reichere dichterische Werte zu enthalten, als die Aufführung im Großen Schauspielhause zu Berlin erkennen ließ; hier wurden episch abirrende Kulturbilder mit großem Prunk ausgebreitet, während das dramatische Kernstück, die innere Verklärung des kaiserlichen Schmerzensmannes, trotz der außerordentlichen Darstellung Moissis, in diesem unruhigen Raume nicht die rechte Ausarbeitung finden konnte.

Von denen, die zwischen den Ausgereiften und den Jüngsten in der Mitte stehen, ist Herbert Eulenberg mit einer neuen — im Grunde alten — seiner etwas krampfhaften Phantasien in Meiningen zu Worte gekommen; von Hans Franck hat man eine groß und bedeutend angelegte „Godiva" in Düsseldorf und Schwerin gespielt; und eine besonders schöne Arbeit brachte nach längerer Pause Wilhelm Schmidtbonn in Hamburg heraus: „Der Geschlagene" gibt das ganz persönliche Schicksal eines im Sturz erblindeten Fliegers, der von mißtrauischem Neid zur Menschenliebe, von verzweifeltem Ehrgeiz zum reinen Gefühl der großen Innenmächte gebracht wird — gibt aber dieses Individuelle so stark, daß wortlos hinter dem Einzelnen das deutsche Gesamtschicksal aufsteht.

Damit hat dieser Dichter mehr erreicht als die vielen Jüngsten, die auf direktestem Wege typisierend und rhetorisch das Schicksal der politischen Gegenwart darzustellen versucht haben. Ein Stück wie Hasenclevers „Der Retter" bleibt letzten Endes kalte Deklamation, und auch in den gewiß leidenschaftlich empfundenen Szenen der „Wandlung", die der junge Revolutionär Toller geschrieben hat, spüre ich bei allem innerlichen Eifer sehr wenig eigenen Geist und sprachlich gestaltende Kraft. Sehr viel bedeutender und tiefer ist ein freilich noch unreifer Versuch von Julius Maria Becker, der in Darmstadt zur Uraufführung kam, und der leider anderwärts noch nicht gezeigt worden ist: „Das letzte Gesicht." Hier wird mit den Mitteln des späten Strindberg (freilich noch nicht mit der Fülle seines Lebensbesitzes) Einzelgeschick

gespenstisch zu Menschheitsgeschick geweitet. Die Art dagegen, wie Fritz v. Unruh abstrakte Figuren in schwacher, unklarer Handlung Reden von eintöniger Verstiegenheit rund um das soziale Gegenwartsproblem wirbeln läßt, dies scheint mir kein Weg zum Drama; so wenig „Das Geschlecht“ wie seine Fortsetzung „Platz“, die unlängst in Frankfurt a. M. ihre Uraufführung hatte. Wenn hier ein Talent, das ursprünglich etwas von dem fliegenden Tempo und der feurigen Energie des großen preußischen Dramatikers Heinrich v. Kleist zu haben schien, sich durch die Leidenschaft des Tages in gestaltlose Rhetorik verstrickt, so geht eine neue starke Hoffnung verwandter Art mit dem jungen Hermann v. Bötticher, der in dieser Spielzeit in Mannheim, Düsseldorf und Berlin Uraufführungen gehabt hat. Mehr als die bei allem Talent allzu persönlichen und vielfach krampfigen Dramen „Hexensabbat“ und „Die Liebe Gottes“ scheint mir „Der Kronprinz“, der im Berliner Staatstheater gespielt wird, zu bedeuten; es ist die erste Hälfte eines Versuchs, das ganze Schicksal Friedrichs des Großen dramatisch zu umspannen; dieser Versuch ist gewaltig in der geistigen Anlage, und zum mindesten einzelne Szenen zeigen auch eine bedeutende Kraft sinnlicher Darstellung und dramatischer Individualisierung. Eine verwandte Hoffnung, wenn vielleicht auch nicht in gleicher Stärke, mag sich an Hanns Johst knüpfen, den Dichter des „Einsamen“, von dem ein ganz knabenhaftes Erstlingswerk in Berlin, aber eine neue und beachtenswerte Arbeit „Der König“ in Dresden zur Aufführung gelangte. Ähnlich wie Bötticher und Johst unterhält auch Rolf Laudner nur gelegentliche lyrische Beziehungen zum Expressionismus, während er im Grunde mit seinen Stücken (von denen „Christa, die Tante“ und „Predigt in Littauen“ in Berlin zur Uraufführung kamen) auf ganz realistische Menschendarstellung aus ist. Von denen dagegen, die nun als echte Expressionisten möglichst von der Realität los wollen und auf sehr verschiedenen Wegen — durch märchenhaft freie Phantastik oder durch einen ganz geistigen lyrisch-rhetorischen Stil — ein nur innerliches Theater suchen, von diesen Radikalen müssen als die Interessantesten verzeichnet werden: Ernst Barlach, der Bildhauer, dessen „Toter Tag“ am Leipziger Schauspielhaus zuerst gezeigt wurde, Friedrich Wolff, dessen Spiel „Das bist Du“ in Dresden, und Paul Kornfeld, dessen „Himmel und Hölle“ am Deutschen Theater zu Berlin zu einer sehr schönen Aufführung kam.

Ein nachhaltiger Erfolg ist bisher wohl keinem dieser expressionistischen Versuche beschieden gewesen. Weder im Sinne des großen Publikums noch in tiefer Nachwirkung auf eine kleine Gemeinde. Zu viel wägende Absicht, zu wenig bezwingende Getriebenheit ist in diesen Ansätzen zu finden. Das gilt auch von den Versuchen, den theatralischen Apparat zu reformieren. Die zwei auffälligsten gab es in Berlin: „Die Tribüne“ behauptete, die wahre neue Geisteskunst zu bringen, und spielte in einem Saal auf einem Podium ohne Dekorationen — aber nach wenigen Monaten liefen die jungen Leute, die ihrer Eitelkeit mit dieser nicht anspruchsvollen Gründung gefrönt hatten, wieder auseinander, und der allerdings in rhythmischer Szenenführung sehr bedeutende Regisseur Karlheinz Martin ging zu Reinhardt. Der hatte nun seinerseits behauptet, durch das „Große Schauspielhaus“, das Arenatheater der Dreitausend, die wahre lebende Volkskunst der Bühne neu zu schaffen. Das Ergebnis war eine großstädtische Sensation von zweifelhaftem geschäftlichen Erfolg und unzweifelhaftem künstlerischen Mißerfolg. Denn es erwies sich, daß nach den akustischen und optischen Bedingungen dieses Raumes das eigentliche Drama von Shakespeare bis Gerhart Hauptmann verloren ist in diesem Hause, in dem rechte Menschendarstellung sich nie entfalten kann. Nur das Halbdrama der Griechen („Orestie“ und „Lysistrata“) kam hier zur Wirkung, weil es ganz auf unpsychologische Rezitation und feierliche oder groteske Massenentfaltung gestellt ist. Ein neueres Drama wäre in diesem Hause aber nur lebendig zu machen, wenn es sich stilistisch diesen antiken Vorbildern näherte; und da wäre vielleicht eher, als daß unsere pathetischen Expressionisten den Äschylos erreichen, zu hoffen, daß ein mutiger und geistreicher Humorist das alte Revuentheater zu einer Nachfolge des Aristophanes veredelt. Dann könnten aus dem runden Mittelraum phantastisch verspottete Aktualitäten nach allen Seiten unmittelbar kräftig zwischen die Zuschauer fahren. Auch dazu freilich wäre die Bildung einer Theatergemeinde einheitlichen Geistes erst einmal vonnöten. Denn nirgends wird die Unternehmungslust einzelner eine neue Theaterform schaffen. Vielmehr binden sich äußeres und innerstes Leben des Theaters, wie Anfang und Ende unserer Betrachtung, zum Kreis in der Erkenntnis: Organisation und Geist der Kunstgemeinde bestimmen das Dasein des Theaters.

An unsere Leser!

Die vorliegende Nummer ist die erste in dem von uns eingeführten neuen Format (27 : 38 cm), in dem die „Illustrirte Zeitung“ nunmehr ständig erscheinen wird. Wir haben uns zu dieser Neuerung aus rein praktischen Gründen entschlossen, um die gegenwärtigen Schwierigkeiten in der Papierbeschaffung nach Möglichkeit zu vermindern. Auch in dem neuen Format, das nur wenig vom bisherigen abweicht, ist die „Illustrirte Zeitung“ noch immer die größte unter den illustrierten Zeitschriften Deutschlands. Der reichhaltige Inhalt unseres Blattes und die anerkannte Qualität seiner unübertroffen dastehenden Darbietungen auf illustrativem Gebiet werden auch im neuen Gewand keine Einbuße erleiden.

Verlag und Schriftleitung der Illustrirten Zeitung.

Ende des redaktionellen Teils.

BÜSSING

LASTKRAFTWAGEN · KRAFTOMNIBUSSE

BÜSSING

H F

BRAUNSCHWEIG

Dujardin
Der wundervolle Weinbrand

Dujardin
Der prachtvolle französische Cognac

Dujardin & Co G.m.b.H.
UERDINGEN AM RHEIN UND LAROCHELLE
COGNAC CHARENTE-MARITIME

RUDOLF MOSSE

Marmorkunst!

Spezialität:

Schreibtisch-Ausstattungen.

Einrichtung von Damen- und Herrenschreibtischen Aschbecher/Kalender/Brieföffner/Petschaft/Löscher Schalen/Uhren/Säulen/Individuelle Anfertigung nach eigenen und gegebenen Ideen innerhalb kurzer Zeit.

Vornehme Geschenkartikel

Skulpturen berühmter Künstler / Bronzen / Kristalle Porzellane Fraureuth.

A.S. Kolettis, Charlottenburg

Fernspr.: Wilh. 7653, Kaiserdamm 117, direkt am Untergrundbahnhof S. Ch. Pl.

Engros. Fabrik in Bayern. Export.

Zuckooh Crême

für zarte Haut

Das Beste zur Pflege der Zähne

Haco Zahn Pasta

Überall erhältlich.

Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H.
Berlin W 57, i. Deutschen Zahnärztehaus.

Die Versicherungsgesellschaft

Thuringia
in Erfurt.

Lebens-, Aussteuer-, Altersversorgungs-, Spar-, Renten-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung.

Vertreter in den meisten Orten.

Zucht u. Handlung edler Rassehunde

RICHTER & CO.,
Eisenberg S.-A. 26

Prachtalbum m. Preisverzeich. M. 5.-
Illustriertes Preisverzeichnis M. 2.50

Die Entfettungskur

mit „Efucsa" wird seit ca. 12 Jahren von zahlreich. hervorragend. Ärzten mit sicherem Erfolge verordnet. Keine Diät nötig! Garantiert **vollkommen unschädlich!** Aus den letzten Anerkennungen: Bitte um nochmalige rechtbaldige Zusendung von zwei Schachteln Efucsa. **Ich habe beim Gebrauch derselb. ca. 12 Pfd. abgen. Dr. med. J., prakt. Arzt.** V. Nachahm. w. gewarnt. **Efucsa,** Orig.-Sch. a 100 St. 6.75 M. (eine Kur) 500 St. 30.- M. In allen Apotheken. Hauptversand: Dr. Albert Bernard Nachfolg., Einhorn-Apotheke, Berlin C. 19., Kurstraße Nr. 34—35.

O u. X Beine heilt

auch bei älteren Personen der **Beinkorrektions-Apparat**

Ärztlich im Gebrauch! Verlangen Sie gegen Einsendung v. 1.- Mk. (Betrag wird bei Bestellung d. Apparats gutgeschrieben) unsere physiologisch anatomische Broschüre!

Wissenschaftl. orthop. Spezialhaus

„OSSALE"

Arno Hildner. Chemnitz 26 b

Germania
Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Stettin

Sicherheitsfonds: 500 Millionen Mark

Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluß der Invaliditätsgefahr

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg garantierten Leistungen.

Aussteuer-, Leibrenten-, Unfall-, Haftpflicht-, Frauen- und Kinder-Versicherung.

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft. Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

„Welt-Detektiv"

Auskunftei **Preiss,** Berlin W 78, Kleiststr. 36 (Hochbahnh. Nollendorfplatz) Tel. Kurfürst 4548.

Beobachtungen (auf Reisen, in Bade-Kurorten usw.). Ermittlung speziell in Zivil- u. Strafprozessen! In- und Ausland.

Heirats-Auskünfte

über Vorleben, Lebenswandel, Verkehr, Gesundheit, **Einkommen, Vermögen, Mitgift** usw. an allen deutschen, ausländischen, überseeischen Plätzen. **Diskretion! Zuverlässigkeit!** Tausende freiwillige Anerkennungen.

Gesundung durch Sauerstoff

Ein durchaus natürliches, völlig unschädliches Heilverfahren **ohne jede Berufsstörung** bei **Nerven-** und **Stoffwechselkrankheiten** jeder Art, wie **Gicht, Rheuma, Aderverkalkung, Magen-** und **Darmleiden, Zuckerkrankheit, Leberleiden, Schwächezuständen, Herzleiden** sowie **Lungen-** u. **Halsleiden.** – Verlangen Sie **kostenfrei ausführl. Broschüre.**

Dr. Gebhard & Cie, Berlin 110, Potsdamer Straße 104.

Physikalisch-diätetische Heilweise ✱ Luft- und Sonnenbäder ✱ Psychotherapie ✱ Inhalatorium

Dr. Lahmanns Sanatorium

Frauen- und Geburtsh.-Klinik (Prof. Dr. Küster-Breslau)

Tagespreis von M. 85.- an. — Eigene Milchwirtschaft u. Obstplantagen.

Weißer Hirsch bei Dresden

Abteilung für Zuckerkranke (San.-Rat Dr. Beyer).

Chefarzt Prof. Dr. J. H. Schultz-Jena und 7 Ärzte.

Auskunft umsonst bei
Schwerhörigkeit
Ohrengeräuschen, nerv. Ohrschmerz über unsere tausendfach bewährten gel. geschützten Hörtrommeln „Echo“. Bequem und unsichtbar zu tragen. Ärztl. empfohlen. Glänzende Dankschreiben.
Institut Englbrecht,
München S. 82, Kapuzinerstraße 9.

Echte Reiher

das vorn 10fache Büschel 25,- M., 20fache 70,- „ 30 „ 150,- „ 40 „ 300,- „ 50 „ 500,- „

Echte Alama Edel-Straussenfedern
30 cm lang nur 18,— M., 35 cm lang nur 25,— M., 40 cm 45,— M., 45 cm 60,— M., 50 cm 95,— M. Echte Straußfederboas 30,— M., 60,— M., 100,— M., 300,— M. Hut-, Ball-, Vasen-, Kranzblum., Laub, Beeren, Pilze, Einzelblum. Ranken. Versand per Nachn Preisl. fr.
Hesse, Dresden, Scheffelstr.

KÖHLER
NÄHMASCHINEN
Man verlange Preisbuch.
HERMANN KÖHLER
NÄHMASCHINENFABRIK
ALTENBURG, S.-A.

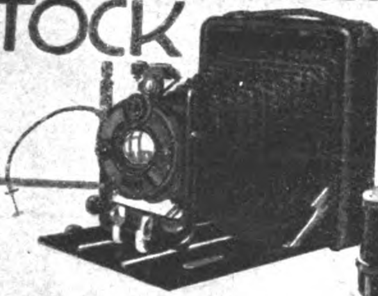


Wer keine Haare
mehr verlieren will, der beginne sofort seine Kopfhaut mit dem echten Peru-Tanninwasser zu behandeln, laut der jeder Flasche beiliegenden wissenschaftlichen Erklärung. Der Blutumlauf in der Kopfhaut, der durch das Tragen harter Kopfbedeckungen beeinträchtigt wird, muss wieder kräftig angeregt und der Fettgehalt des Haares, der meistens zu gross, oft aber auch zu gering ist, muss auf das Normale reguliert werden.

Gelingt das (und es gelingt am sichersten bei vorschriftsmässiger Anwendung des Peru-Tanninwassers), so wird die Glatze nicht mehr grösser, die Haarwurzeln, soweit sie nicht bereits abgestorben oder verkümmert sind, beginnen wieder zu funktionieren und in der Regel bedecken sich die kahlen Stellen schon nach einigen Wochen wieder mit feinem Haar, zu dessen weiterer Pflege Peru-Tanninwasser ebenfalls das Beste ist.

Das echte Peru-Tanninwasser ist in allen einschlägigen Geschäften zu haben, fettfrei für: zu fettes und fetthaltiges für sprödes, trockenes Haar, 13 M. und 25.– M. die Doppelflasche. Garantie für Echtheit bietet die Schutzmarke, „Die Töchter des Erfinders“.

Reiner Weinbrand
Edelstück
JACOB STÜCK NACHF. WEINBRENNEREIEN HANAU A/MAIN

G·RODENSTOCK MÜNCHEN·X
PHOTO-OPTIK
PRISMEN-FELDSTECHER

FÜR·SPORT·REISE·TOURISTIK u·THEATER / KATALOGE·KOSTENFREI

Werner & Pfleiderer
Cannstatt-Stuttgart


Knet-Maschinen
Dampf-Backöfen
Ganze Einrichtungen für Lebensmittel u. Chemie

Detektiv Graeger Berlin W 9, Linkstr. 2d
Kriminal-Beamter a. D. Tel. Nolldf. 2303
Erstklassiges reelles Büro. – Sämtliche Ermittlungen. – Spez. Auskünfte.

Patent
Ausarbtg. Verwertg. Propaganda.
Heinr. Tams, Berlin S 42

Detektiv Nabert
Kgl. Kriminalwachtmeister a. D.
Berlin W 9, Potsdamer Str. 141 (Potsdamer Platz). Tel.: Nolld. 875.
Erstkl. reelles Büro, sämtl. Beobacht., Ermittlungen, Spez.-Auskünfte.

Webers Jll. Handbücher.
Prosp. kostenl. J. J. Weber, Leipzig 26.

Der richtige Weg,

vorzeitiger Zahnlosigkeit zu entgehen, ist eine ständige Pflege mit der milden zahnsteinlösenden
LITHO ZAHN-PASTE


PHÖNIX AKTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ZAHNBEDARF · BERLIN SW

Allgemeine Notizen.

Ein Presseheim in Karlsbad. In Karlsbad hat sich ein Komitee gebildet, das sich die Aufgabe stellt, ein internationales Presseheim zu errichten, in welchem Berufsangehörige der Presse und des Schriftstellerstandes während ihres Kurgebrauches in Karlsbad die weitestgehenden Vergünstigungen genießen sollen und das gleichzeitig als ein Sammelpunkt für die in Karlsbad weilenden Redakteure, Journalisten und Schriftsteller gedacht ist. Dem Komitee waren sogleich gegen 30000 Kronen zugegangen. Diese Summe hat sich jetzt durch ein jüngst in dem prächtigen Imperial-Hotel stattgefundenes glänzendes Fest, dessen Reinerträgnis dem Presseheim gewidmet wurde, um weitere 10000 Kronen erhöht.

Worauf kommt es beim volkstümlichen Sammeln an? Von einer bevorstehenden Volkskundlichen Ausstellung in Leipzig ist hier wiederholt die Rede gewesen, so daß wohl eine Mitteilung darüber willkommen ist, was als sammelnswert anzusehen wäre. Da muß zunächst vorausgeschickt werden, daß ein großer und äußerst wichtiger Teil der volkskundlichen Arbeit im Sammeln von mündlicher Überlieferung von Sagen, Liedern, Redewendungen usw. besteht. Dieser Ertrag indes scheidet für den Ausstellungszweck so gut wie ganz aus. In Betracht dagegen kommt alles, wo Planen und Schaffen des Volkes anschaulich und gegenständlich geworden ist, also etwa Truhen, Spindeln, Hecheln, Wiegen, Hausrat überhaupt, handwerkliche Gegenstände wie Töpfereigerätschaften, Kuchenmodel, Tracht und Schmuck, Spielzeug, Weihnachtskrippen, Pyramiden, Kalender, Tauftafeln, Patenbriefe, Stammbücher, Amulette, überhaupt Dinge des kirchlichen Lebens, des Familienlebens, des Aberglaubens u. a. m. Auch dem Puppenspiel und Marionettentheater soll Platz eingeräumt werden. Besonders beachtenswert sind diese Gegenstände dann, wenn ihrer Ausgestaltung die liebevolle Arbeit gewidmet ist, die aus ihnen Volkskunst, nicht nur Gegenstände des täglichen Bedarfes macht. Diese Beispiele sind natürlich nicht im entferntesten erschöpfend, es wird aber genügen, bestimmte Gruppen hervorzuheben, um zu zeigen, was eine Volkskundliche Ausstellung brauchen kann. In Zweifelsfällen wolle man sich persönlich, schriftlich oder telephonisch (Nr. 3639) an das Stadtgeschichtliche Museum in Leipzig (Altes Rathaus) wenden.

An O- oder X-Beinen Leidende wollen sich von den Wissenschaftlich-orthopädischen Werkstätten Arno Hildner in Chemnitz, Chemnitzer Straße 7 die kostenlos erhältliche aufklärende Broschüre über den ärztlich erprobten und begutachteten Beinkorrektions-Apparat „O- und X-Beine" kommen lassen.

Beim Dünnerwerden der Haare empfiehlt sich Verwendung des Haarersatzes der auf diesem Gebiete erfolgreichen Firma Haar-Winzer in Berlin-Schöneberg, Bayerischer Platz 8. In allen Fragen der Frisur wolle man sich an dieses beste Geschäft für Haarersatz wenden.

Das Bild auf Seite 257 unserer Nr. 4026/27 vom 26. 8. 20 „Reichspräsident Ebert auf der Leipziger Technischen Messe" ist von Chr. Fr. Winter Sohn E. Winter in den Meßständen der Ica-Contessa-Mimosa, Meßhaus „Jägerhof" aufgenommen worden.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3.
Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung

Sondernummer



Frankfurt a. M.

Felix Schwormstädt München

Verlag J. J. Weber, Leipzig.

Nr. 4029 Einzelpreis 3 Mark (Vierteljährlich 32 Mark) 155. Band

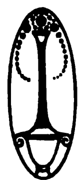
Kulturbilder aus Deutschland XV.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1-7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4029. 155 Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 32 Mark. Preis dieser Nummer 3 Mark. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift 4 Mark 20 Pfg. 16. September 1920.



STOEWER

STOEWER-WERKE
AKTIENGESELLSCHAFT
VORMALS
GEBRÜDER STOEWER
STETTIN

PERSONEN- UND LASTKRAFTWAGEN
ALLER ART
FLUGMOTOREN
MOTORPFLÜGE

Eigene Verkaufs-Filialen in Berlin, Hamburg und Stettin. Vertretungen an fast allen größeren Plätzen.

Frankfurter Zeitung und Handelsblatt

Politisches Handels- und Nachrichtenblatt von Weltruf und Weltverbreitung. Sondernummern zur Frankfurter und Leipziger Messe. Wichtig für Aussteller und Einkäufer.

Das Wochenblatt der Frankfurter Zeitung

Deutsche Chronik. Übersicht der Weltereignisse. Zusammenfassung des Wocheninhalts der Frankfurter Zeitung für Auslandsdeutsche. Wichtig für Exporteure.

Das Technische Blatt

Kupfer-Tiefdruck-Beilage der Frankfurter Zeitung. Illustrierte Abhandlungen aus Technik und Industrie.

Das Illustrierte Blatt

Reichhaltige Wochenschrift in Kupfertiefdruck. Tagesereignisse, öffentliches Leben, Kunst, Wissenschaft, Mode, Roman, Humor.

Das Mittagsblatt
Frankfurter Tageszeitung

Verbreitet in Provinz Hessen-Nassau und Volksstaat Hessen. Mit Kupferdruck-Beilage „Kleine Presse". Heimat-Kunde.

Verlag der
Frankfurter Societäts-Druckerei
Frankfurt a. M.

Wiesbaden

Das Heil- und Erholungsbad

Kochsalz-Thermen gegen Gicht, Rheumatismus usw.
Das ganze Jahr voller Kurbetrieb.
Große Herbstsaison 1920, Musik- u. Theaterwoche
Für die Einreise genügt amtlicher Ausweis mit Bild.
== Prospekt frei. == Städt. Verkehrsbüro.

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen
(Bayerisches Hochgebirge)

Sanatorium

für innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbedürftige.
Gute zeitgemäße Verpflegung.
5 Ärzte. **Auskunftsbuch.**

GOERZ
TENAX-KAMERAS

Zu beziehen durch die photogr. Geschäfte
Preisliste kostenfrei

Optische Anstalt **C. P. GOERZ** Aktien-Gesellsch.
BERLIN-FRIEDENAU

Photo-Apparate und Objekte von „Goerz" liefert:
Photo-Leisegang, Berlin
Potsdamerstr. 138 • Tauentzienstr. 12 • Schloßplatz 4

Geh. San.-Rat. Dr. **Köhler's Sanatorium** G. m. b. H.
alle Kurmittel, auch die des Bades
Bad Elster
Blutarmut-, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfung, Fettsucht, Frauenleiden, Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Gelenkleiden.
Man verlange Prospekt.

DRESDEN. *Hotel Westminster und Astoria-Hotel*
am Hauptbahnh. Vornehmstes Familienhaus. Alle Zimmer mit Ferntelephon, Warm- u. Kaltwasser-Zufluß. Privatbäder.

Samt

ist grosse

Herbstmode

Lindener Samt
wieder zu haben!

Direkt Versand meiner **weltberühmten** **Lindener Kleider-Samte**
70 breit 105-130 M., 110 breit 200 M.
Elegante Manchester-Samte für Jacken, Mäntel, Kleider 50 bis 100 M.
Mäntel-Samt 75 breit 120 bis 180 M.
Muster 5 Tage zur Wahl.
Liste über **Kleider-Seide** gratis. **Samthaus Schmidt Hannover 12.**

BERLIN W Kurfürstendamm 33 a. a. Untergr.-Bahnhof Uhlandstr.
Pension Kurfürsten-Eck
40 gedieg. einger. Zimmer, Fahrstuhl, elektr. Licht, fließ. Warm- u. Kaltwasser u. Telefon in allen Zimmern. **Gute Verpflegung.** Höchste Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt frei durch die Direktion. **Fernspr.: Steinplatz 9142.**

Sanatorium Elsterberg für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke. Nervenkranke (Neurastheniker, Entziehungskuren), **nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige,** Lungen- u. Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prosp. frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.

Dr. Lots
Thüringer Waldkurheim
Friedrichroda
für Nervöse u. Erholungsbedürftige
Bis bewährte Kur bei allen nervösen Erkrankgn.

Tannenhof
S.-R. Dr Bieling
Heilanstalt
Friedrichroda
in Thüringen.

Webers Jll. Handbücher.
Prosp. kostenl. J. J. Weber, Leipzig 26.

BADAG
·Katarrh· BB ·Husten·
Baden-Badener Pastillen

Kurgarten-Hotel

Friedrichshafen
am Bodensee.

Wohnsitz Sr. Exz. des verstorbenen Grafen v. Zeppelin. Haus allerersten Ranges mit allen neuzeitlichen Einrichtungen. Unmittelbar am See. Inmitten herrlichen, schattigen Parks gelegen. Das ganze Jahr geöffnet.

Direktion: A. Huck.

Bankgebäude der Disconto-Gesellschaft Frankfurt a. M.

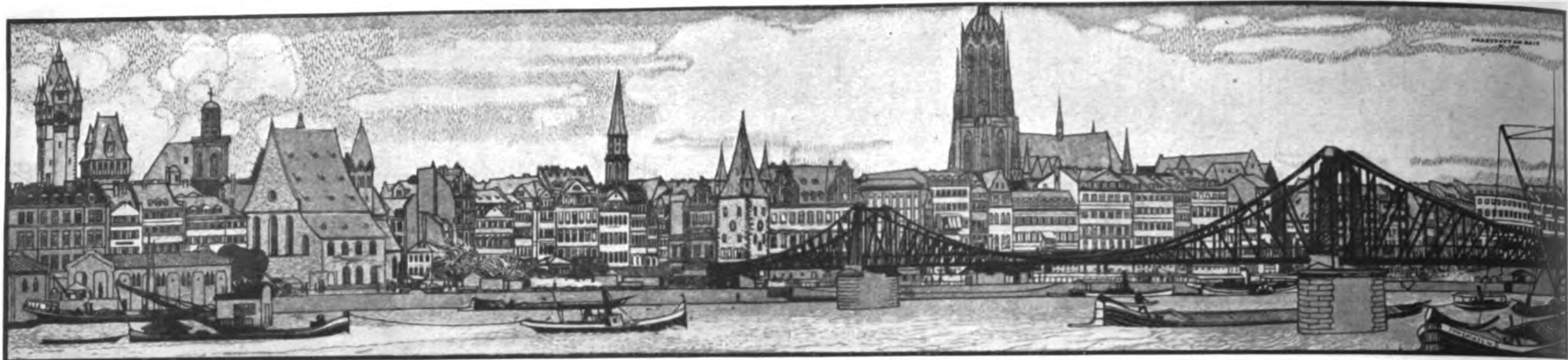
Illustrirte Zeitung

Nr. 4029

155. Band



Fahrtor und Saalhof in Frankfurt a. M.; im Hintergrund der Dom. Nach einer Radierung von Bernhard Mannfeld.
(Verlag der Kunsthandlung H. Trittler, Inhaber Paul Schiltz, Frankfurt a. M.)



Frankfurt als internationale Stadt. / Von Oberbürgermeister Voigt, Frankfurt a. M.

Wenn in früheren Jahrhunderten die Stadt Frankfurt a. M. ob ihres Messeverkehrs als eines der sieben Wunder der Deutschen bezeichnet und von König Franz I. von Frankreich die berühmteste Handelsstadt fast der ganzen Welt genannt worden ist, so mag dies wohlwollend vielleicht etwas hoch gegriffen gewesen sein, es bestätigt aber, was Ulrich v. Hutten anfangs des 16. Jahrhunderts von der alten Messestadt Frankfurt sang: „Weither suchen die Völker sie auf und wandern die Menschen, — Denn für die Waren der Welt ist sie der wimmelnde Markt."

Die politischen und wirtschaftlichen Wechselfälle der Zeiten sind natürlich auch an Frankfurt nicht ohne Folgewirkungen vorübergegangen, aber sie haben niemals vermocht, den internationalen Zug seiner Entwicklung zu verwischen, ebensowenig wie sie das Symbol deutscher Einheit aus dem Charakter der alten Mainstadt zu bannen vermochten. Es ist eine ganz eigene Fügung, daß Frankfurt die Gedanken internationalen Verkehrs und deutscher Gemeinsamkeit gleichzeitig verkörpert.

Waren es im Ursprung zunächst ausländische, namentlich Niederländer Kaufleute, die den internationalen Handel nach Frankfurt verpflanzten, so hat umgekehrt später Frankfurt aus den Reihen seiner hochentwickelten Kaufmannschaft und Bankwelt hervorragende Pioniere weltwirtschaftlicher Arbeit in alle Lande entsandt. Man braucht sich in den Verkehrszentren der Alten und Neuen Welt nur umzusehen, um alsbald auf Beziehungen zu Frankfurt zu stoßen. Der Weltkrieg hat die Fäden des internationalen Wirtschaftsverkehrs naturgemäß auch für Frankfurt zerrissen, aber in sozialer und charitativer Beziehung ist Frankfurts internationaler Zug wirksam geblieben, und als es nach Abschluß des furchtbaren Waffenringens galt, das Gemeinsame der Völker zu betonen, da haben weitreichende persönliche Beziehungen zwischen Frankfurt und dem Auslande der offiziellen Diplomatie oft genug kundig den Boden bereitet.



Frankfurter Dom. Nach einer Radierung von Bernhard Mannfeld. (Verlag der Kunsthandlung H. Trittler, Inhaber Paul Schiltz, Frankfurt a. M.)

Der internationale Charakter Frankfurts beruht aber nicht nur auf seinen alten vielgestaltigen Beziehungen zum Weltwirtschaftsverkehr, sondern er ist auch aus seiner hervorragenden geographischen Lage gegeben. Ehemals das Zentrum der alten festländischen Handelsstraßen, ist Frankfurt später zu einem Mittelpunkt des gesamten europäischen Schienenverkehrs mit seinen internationalen Anschlüssen und damit zugleich zu einer geschätzten Stätte internationaler Begegnungen und Veranstaltungen geworden. Die Internationale Luftschiffahrts-Ausstellung aus früherer und der Internationale Wirtschaftskongreß aus jüngster Vergangenheit können als Ausschnitte hierfür gelten. Mit den unmittelbar benachbarten Schiffahrtsstraßen des Rheines und des Maines hat Frankfurt eigene große Hafenanlagen verbunden, die heute schon gewaltigen Umschlagsverkehr verzeichnen und nach dem Ausbau des Rhein-Main-Donau-Kanals als wichtiges Glied im Güteraustausch zwischen dem Osten und dem Westen Europas noch erhöhte Bedeutung gewinnen werden.

Nicht aber ausschließlich auf wirtschaftlichem, sondern auch auf geistigem Gebiete darf Frankfurt eine gewisse Internationalität in Anspruch nehmen. Beherbergt es doch das Geburtshaus Goethes, eines der größten kosmopolitischen Geister, dessen Werke der gesamten Kulturwelt gehören. Und setzt doch die junge Universität der alten Mainstadt einen besonderen Ruhm darein, allen kommerziellen Fortschritt durch Wirtschaftslehre und Auslandsstudium wissenschaftlich zu fördern und zu stützen.

So entsprach es geradezu einer inneren Sendung Frankfurts, wenn es an der Schwelle des deutschen Wiederaufbaues auf seine besten Traditionen zurückgriff und dem Güteraustausch im Weltwirtschaftsverkehr seine Tore weit öffnete. Der Gedanke der Frankfurter Internationalen Messe, der fern von allen Konkurrenzabsichten ganz spontan als Bekundung unbeugsamen wirtschaftlichen Arbeitswillens offenbar wurde, hat nicht nur im deutschen Handel und in der deutschen Industrie gezündet, sondern er ist auch im Auslande überaus lebhaftem Interesse begegnet. Mag die erste Messe im Herbst 1919 ein „Sprung ins Dunkle" gewesen sein — heute vor der Eröffnung der dritten Frankfurter Internationalen Messe dürfen wir mit Genugtuung feststellen: Der alte Ruhm Frankfurts als Messestadt ist neu im Aufleuchten, und er wird gewahrt werden in zielbewußter Arbeit zum Nutzen unserer heimischen Wirtschaftskräfte und in Förderung des Wiederaufbaues gedeihlicher Weltwirtschaft, ohne welche die Nationen nicht bestehen können, und ohne welche es keinen Gesamtkulturfortschritt gibt.

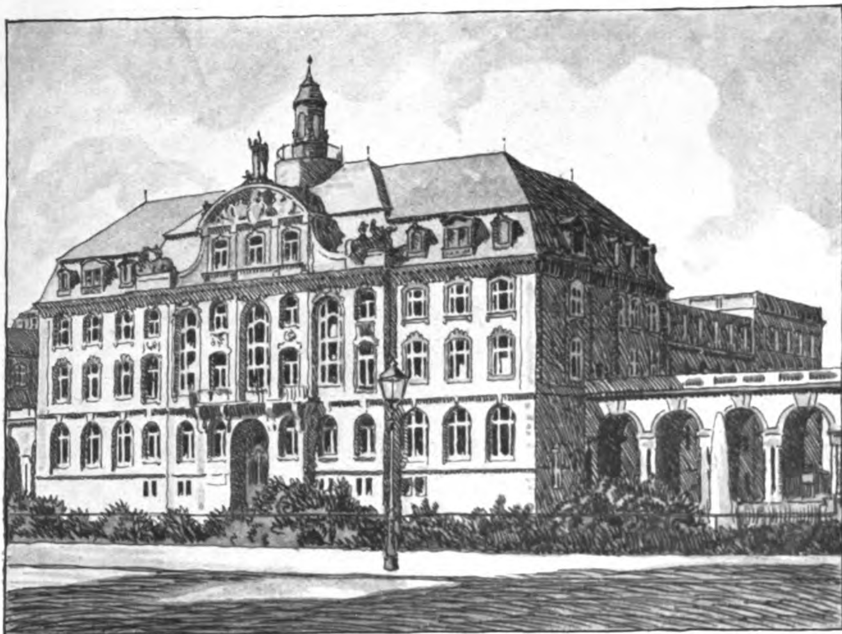


Oben: Gesamtansicht von Frankfurt a. M. Nach einem farbigen Holzschnitt von Ludwig Heinrich Jungnickel. (Verlag F. A. C. Prestel, Inhaber Voigtländer-Tetzner, Frankfurt a. M.)

Nebenstehend: Rathaus und Paulskirche in Frankfurt a. M. Nach einer Radierung von Hugo Ulbrich.

Das Umschlagsbild ist eine Ansicht des Römers in Frankfurt a. M. nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

An der Hauptwache auf der Zeil in Frankfurt a. M. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.



Museum der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M.



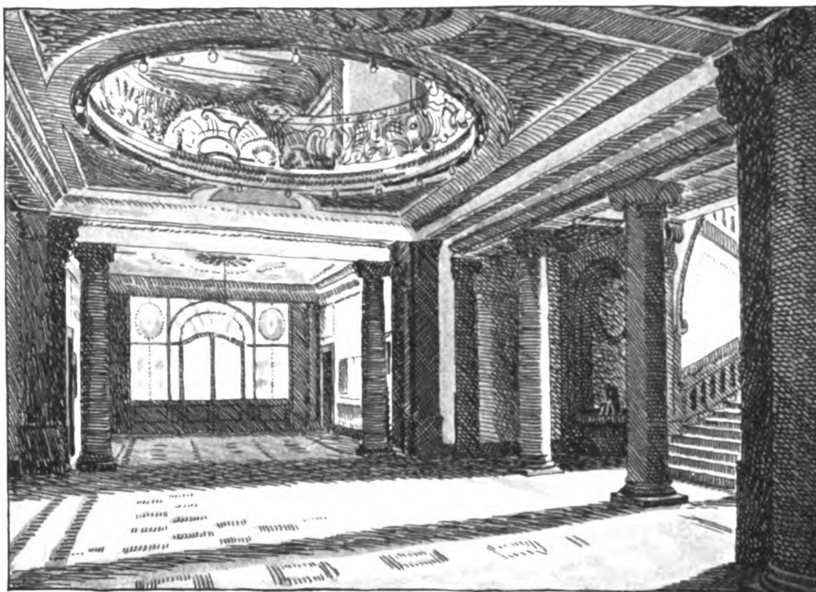
Vorderansicht des Jügelhauses in Frankfurt a. M., des Kollegiengebäudes der Frankfurter Universität.

Die Universität und das sonstige Bildungswesen von Frankfurt a. M.

Von Stadtrat Prof. Dr. Julius Ziehen.

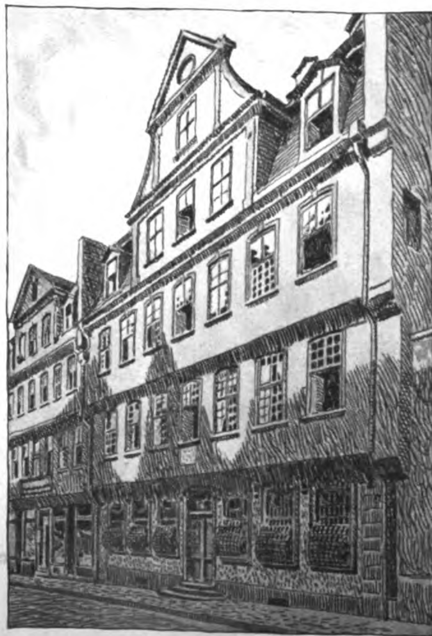
Als im Jahre 1574 der berühmte französische Verleger und Altertumsforscher Henricus Stephanus dem Rate der Stadt Frankfurt seine geistvolle Lobschrift auf die Frankfurter Messe widmete, da hat er sich, gerechter als manche gleichzeitigen und späteren deutschen Beurteiler der Mainstadt, nicht genugtun können, in immer neuen, zuletzt als zierliches Epigrammenspiel erscheinenden Wendungen zu betonen, wie einträchtiglich Merkur und Minerva in Frankfurt das Zepter führen. Wenn er etwa 200 Jahre später wieder die Stadt hätte besuchen können, so wäre er an seinem günstigen Urteil wohl irre geworden; denn die stolze Büchermesse war damals einer unseligen Entwicklung der Dinge zum Opfer gefallen, Frankfurt als Verlegerstadt hatte stark an Bedeutung verloren, und es sah sehr danach aus, als ob sich die Sachlage von 1574 sehr einseitig zugunsten Merkurs verschieben wollte: die oberste Stadtbehörde stand den geistigen Interessen mit traurig geringem Verständnis gegenüber, und auch in der Bürgerschaft waren es immer nur einzelne, die im Dienste Minervas das Gute zu schaffen sich bemühten.

Doch zum Glück ist es nur ein vorübergehender Tiefstand, den uns das Bild der Dinge um 1774 vor Augen stellt: Im Jahre 1772 ist der Mann gestorben, der durch sein Testament das erste großzügige Beispiel vornehmster Betätigung des Bürgersinnes zugunsten geistiger Bestrebungen gegeben hat, und in rascher Folge hat der diesem Beispiel nacheifernde, nunmehr auch planvoll sich organisierende Bürgersinn vom Jahre 1815 an alle die Institute ins Leben gerufen, die dann in der Zeit von 1900 bis 1914 der Weitblick und die unermüdliche Überredungskunst des Oberbürgermeisters Franz Adickes zu einem großen Ganzen zusammenzufassen verstanden. Die im Herbst 1914 eröffnete Universität ist eine Stiftungsuniversität, bei deren Gründung neben den Korporationen aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft von 1817 und dem um einige Jahre älteren gleichnamigen Stift sowie dem 1824 gegründeten Physikalischen Verein und der Polytechnischen Gesellschaft von 1816, hochbedeutsame neuere Gründungen, wie vor allem Wilhelm Mertons mustergültig klar geplantes Institut für Gemeinwohl, als Vertragschließende oder Mitwirkende erscheinen, während die Stadt ihre medizinischen Institute und ihre Bibliothek neben einem größeren Geldbeitrage dauernd zur Verfügung stellt und eine stolze Reihe führender Bürger — wir nennen außer Wilhelm Merton hier nur das Georg Speyersche Ehepaar und Christian Jügel — die weiter erforderlichen Mittel für die Gründung der Hochschule schenkten. Eine im Jahre 1901 ins Leben getretene Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften ist von 1901 ab die Vorgängerin der Universität gewesen und 1914 in ihr aufgegangen. Wenn nach langem Widerstreit der Meinungen der Gedanke einer normalen Universität über den der freien Hochschule siegte, so hat dieser letztere Gedanke doch nicht umsonst nach Anerkennung gestrebt: ein starker Zug zur „Universitätsausdehnung“ ist, wie der Akademie von 1901, so der Hochschule von 1914 eigen und wird an Bedeutung noch gewinnen, wenn die nunmehr geplante Arbeiterhochschule mit der Universität in die durch die Natur der Dinge gegebene Verbindung tritt, und die Universität Frankfurt weist, auch davon abgesehen, gar manches auf, was sie über eine bloße Wiederholung ihrer älteren Schwesteranstalten hinaushebt: Wilhelm Merton hat ihr durch eine großgedachte besondere Stiftung den ersten pädagogischen Lehrstuhl in Preußen geschaffen, der der Volkserziehung im weitesten Sinne des Wortes dienen soll, und mehrere, ebenfalls von Bürgern Frankfurts gestiftete Forschungsinstitute, wie das für animalische und das für vegetative Physiologie, das Institut für Kolloidforschung und das für alle Zeit an Paul Ehrlichs großen Namen geknüpfte, vor allem der Salvarsanforschung dienende Georg-Speyer-Haus, entsprechen in vollkommenster Weise der Absicht, neben den Lernzwecken der Universität die der umfassend organisierten Forschung in größtem Umfange zu sichern. Inmitten der ersten Nöte des Weltkrieges eröffnet, hat die Frankfurter Hochschule, wie durch die Presse allbekannt geworden ist, jetzt schwere Tage finanzieller Bedrängnis durchzukämpfen: sie ist in dieser Hinsicht ein Opfer des Krieges, dem kein billig Denkender die weitest gehende Staatshilfe streitig machen kann, und ebensowenig wie der Staat, kann und wird die Stadt Frankfurt und wird der oft bewährte Gemeinsinn ihrer Bewohner die Anstalt im Stiche lassen, die auf die Arbeit der sechs Jahre ihres bisherigen Bestehens gewiß mit gerechter Befriedigung zurückblicken darf. —



Wandelhalle des Erdgeschosses im Kollegiengebäude der Universität Frankfurt a. M.

Die Universität Frankfurt stellt die Krönung eines Bildungswesens dar, dessen zweckmäßigen Aufbau wir hier nur noch mit einigen wenigen Worten kennzeichnen wollen. Der Gedanke der organischen Verbindung der verschiedenen Schularten ist — nicht nur durch den den Namen Frankfurts tragenden Lehrplan der höheren Schulen — in der der Bewegungsfreiheit stets zuneigenden Stadt schon seit längeren Jahren seinen Grundzügen nach verwirklicht worden, das Bild des höheren Schulwesens unter anderm durch vier Gymnasien, zwei Realgymnasien, vier Oberrealschulen und je eine realgymnasiale und oberrealschulmäßige Studienanstalt in erwünschter Vielseitigkeit entwickelt; ein blühendes Mittelschulwesen mit zur Zeit 18 Anstalten dient dem Bedürfnis des Mittelstandes in erfreulich wachsendem Umfange, und die jetzt rund 70 Volksschulen der Stadt sind zum größten Teil in ihrer inneren wie äußeren Ausstattung derart, daß Frankfurt hinter keiner anderen Stadt Deutschlands zurücksteht, sondern wohl mit die Führung hat. Ebenso erfreut sich das seit mehreren Jahren durch je eine staatliche Baugewerk- und Maschinenbauschule erweiterte, in seinen sonstigen Teilen jetzt neu geordnete Fachschulwesen, das durch eine Handelsrealschule mit höherer Handelsschule nach der Seite des höheren Schulwesens hin erweitert ist, eines fördernden Gedeihens. Und was die Volksbildungsarbeit betrifft, so genügt es, das schöne, jüngst bezogene Heim der Gesellschaft für Volksbildung zu erwähnen, um zu beweisen, daß sie, guter alter Überlieferung entsprechend, in Frankfurt im besten und freiesten Sinne des Wortes gepflegt wird; seit nahezu dreißig Jahren ist diese Gesellschaft unter dem Namen „Ausschuß für Volksvorlesungen“ auf ihrem Arbeitsgebiet fast allen anderen deutschen Städten vorangegangen, und neben ihr hat der „Rheinmainische Verband“ den Mittelpunkt einer volkspädagogischen Provinz gebildet, die in Deutschland wohl kaum ihresgleichen hat. Wenn wir aber mit dem eben gebrauchten Ausdruck „volkspädagogische Provinz“ an Goethe erinnert werden, so sei auch des Hochstifts im Goethe-Hause nicht vergessen, aus dem neben wissenschaftlicher Forschung durch die von ihm veranstalteten Vorlesungen ebenfalls ein reicher Strom von Bildung in weite Kreise der Bürgerschaft geleitet wird. Und da mit dem Goethe-Hause ein Goethe-Museum als Stätte der wissenschaftlichen Arbeit wie als Schausammlung verbunden ist, so sei zum Schluß auch darauf noch hingewiesen, daß in Frankfurt ein an Schätzen reiches Kunstmuseum, das Städelsche Institut, und die mit ihm räumlich verbundenen städtischen Sammlungen, ein stadtgeschichtliches Museum und entsprechende Anstalten für Völkerkunde, Kunstgewerbe und Naturwissenschaft mit vollem Erfolge dem geistigen Leben Frankfurts dienen.



Goethe-Haus in Frankfurt a. M.

In der städtischen Skulpturensammlung ist des athenischen Meisters Myron reizvolle Athena aufgestellt, die, als Teil einer im Altertum berühmten Gruppe, die Göttin als Vertreterin höherer Kulturbedürfnisse darstellt. Man hat diese Athena neuerdings gern zum Wahrzeichen des geistigen Lebens in Frankfurt gemacht. Denken wir zurück an das, was wir zu Eingang dieser Skizze über Minerva als Schutzgöttin der Stadt bei Henricus Stephanus erfahren haben, so werden wir diese symbolische Verwendung der Marmorfigur im Liebieghause mit besonderer Freude gelten lassen.

Der Kunstbesitz in Frankfurt a. M. / Von Dr. Fried Lübbecke.



Eduard v. Steinle: Der Kardinal-Pönitentiar zu St. Peter in Rom, einem Landmanne die Beichte abnehmend. (Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt a. M.)



Viktor Müller: Ritter Hartmut von Cronberg nimmt Abschied von seiner Heimat. (Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt a. M.)



Wilhelm Steinhausen: Lasset die Kindlein zu mir kommen! (Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt a. M.)

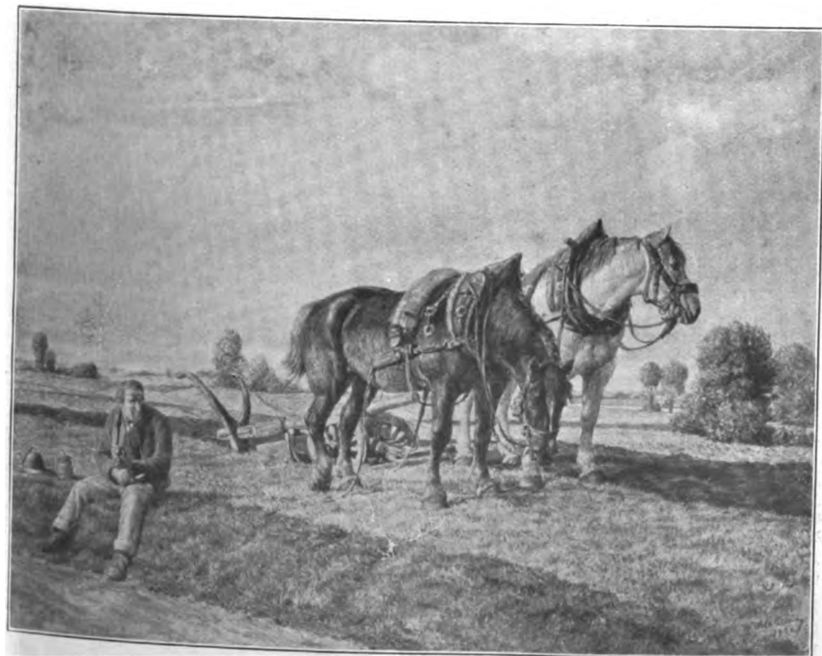
Die freie Reichsstadt Frankfurt a. M. war keine Kunststadt wie Florenz, nicht einmal wie Köln. Fürstliche Sammler fehlten ihr ebenso wie königliche Kirchenfürsten. Ihre Bürger, trotz aller Neigung zur Demokratie noch bis zum Untergang ihrer reichsständigen Freiheit vom abligen Patriziat regiert, sahen mehr auf eigenen Reichtum als auf den ihrer Vaterstadt. Trotzdem ist der heutige Kunstbesitz Frankfurts nicht gering. Fürstlicher Bürgersinn eines seiner Bürger, des aus dem französischen Elsaß zugewanderten Bankiers und Handelsmannes Johann Friedrich Städel (gest. 1816), schuf hier bereits im Anfang des 19. Jahrhunderts eine öffentliche Kunstsammlung, die heute — im Laufe des Säkulums trotz kleiner Mittel vorzüglich ausgebaut — als Städelsches Kunstinstitut zu den gewähltesten Galerien der Welt gehört.

Dem Stifter schwebte bei seiner weit seiner Zeit vorauseilenden Gründung allerdings mehr die Schöpfung einer Vorbildersammlung für die von ihm gleichfalls ins Leben gerufene Kunstschule vor, als daß er schon an eine museale Bildungsstätte gedacht hätte, die allen Schichten der Bevölkerung dienen sollte. Trotzdem enthält seine geradezu klassische Stiftungsurkunde keinerlei Paragraphen, die die Wirkung seiner Gründung in irgendwelcher Richtung hätte hindern können. Stark steht noch heute das Städelsche Institut in der ersten Reihe der deutschen Kunstsammlungen, unabhängig regiert von einem aus sich selbst sich ergänzenden Kuratorium von fünf Mitgliedern, seit über einem Jahrzehnt jetzt von Georg Swarzenski vorbildlich geleitet. Auch für die Kunstschule des Instituts, die in den letzten Jahren etwas zurücktrat, sollen die Mittel zu neuem Aufstieg beschafft werden.

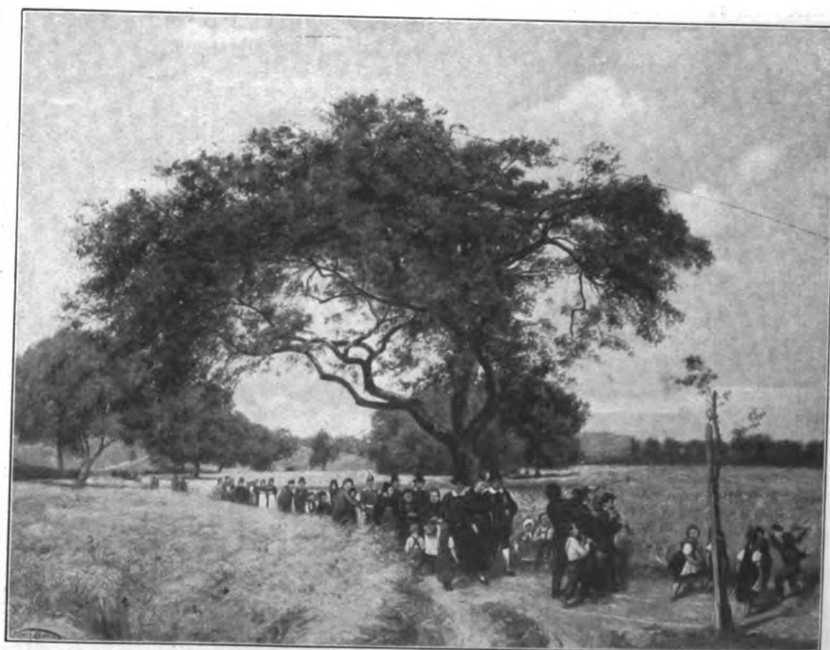


Philipp Veit: Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum. (Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt a. M.)

Als bestes Vorbildermaterial für den heranreifenden Kunstjünger galt bis in die jüngste Zeit die Malerei der italienischen, spanischen und deutschen Renaissance und des niederländischen Barocks, denen in Frankfurt — der Hochburg der deutschen Nazarener — noch die Begeisterung für die niederländischen Primitiven fördernd zur Seite trat. So sind im „Städel", wie man in Frankfurt kurz das Institut nennt, die Italiener und Deutschen sehr gut, die frühen Niederländer vorzüglich vertreten. Von alters her gilt



Wilhelm Altheim: Vesperbrot. (Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt a. M.)



Hans Thoma: Hochzeitszug. (Städtische Galerie, Frankfurt a. M.)



Fritz Boehle: Feldarbeit. (Original im Besitz der Kunsthandlung J. P. Schneider jun., Frankfurt a. M.)



Wilhelm Trübner: Cronberg. (Städtische Galerie, Frankfurt a. M.)

als besonderer Besitz des „Städels" seine ganz einzigartige, mit großem Glück vermehrte Sammlung von Handzeichnungen und graphischen Blättern, der sich nur sehr wenige Kabinette in der Welt an die Seite stellen lassen.

Die letzten Jahrzehnte haben den von Städel und seinen Nachfolgern gespannten Rahmen wesentlich erweitert. Die Barockkunst Italiens hielt in erlesenen Schöpfungen Tintorettos, Caravaggios, Piazettas, Tiepolos ihren Einzug, von denen aus die Meister des späten Rokokos Guardi, Longhi, Canaletto den Übergang zur modernen Pleinairmalerei gut vermitteln. Die Gruppe der Klassizisten und Romantiker, von denen eine ganze Reihe wie Veit, Steinle, Rethel, Schwind, Thoma, Steinhausen, Boehle als Lehrer, Schüler oder Gäste dem „Städel" eng verbunden war, baute sich glänzend aus. Ihnen gliederten sich die spezifischen Frankfurter Lokalmaler — unter ihnen so treffliche wie die in fünf Generationen blühende Familie Morgenstern, die Lunteschütz, Göbel, Bode, Cornicelius, Baer, Schreyer — in überraschend stattlicher Zahl zwanglos an.



Athena. Marmor, 5. Jahrh. v. Chr. (Liebieghaus, Frankfurt a. M.; Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)

Hinzu traten die Meister des Impressionismus, vor allem der französischen Schule, Courbet, Corot und Manet, Degas, Monet und Renoir bis zu den Pointillisten, begleitet von den deutschen Künstlern gleicher Richtung, von denen so viele gerade der besten wie Viktor Müller, Burnitz, Scholderer, Burger, Trübner und Thoma Bürger Frankfurts waren. Auch die jüngsten, die Expressionisten, geführt von van Gogh und Matisse, sind nach Zahl und Qualität so vertreten, daß man ein klares Bild über ihre Entwicklung gewinnen kann.

Die Werke des 19. Jahrhunderts, die eine Reihe vorzüglicher Plastiken Klingers, Rodins, Maillols, Lederers, Kolbes, Lehmbrucks ergänzt, gehören zum größten Teil der Stadt Frankfurt, die für diese Abteilung dem Städelschen Institut durch Gründung einer Städtischen Galerie beisprang. Beider Besitz wird in Zukunft unter einem Dache geborgen sein. Das „Städel" errichtete noch mitten im Kriege zu seinem bisherigen, 1877 erbauten Museumsgebäude einen stattlichen Anbau, in den hoffentlich noch in diesem Jahre die jetzt größtenteils magazinierten Werke der modernen Kunst ihren Einzug halten werden.

Eine zweite Schöpfung der Stadt — für alle Zeiten mit dem Namen seines 1915 verstorbenen Bürgermeisters Adickes, des Gründers der Frankfurter Universität, verbunden — ist die Skulpturensammlung der Städtischen Galerie. Sie ist in der der Stadt geschenkten, durch Anbauten wesentlich erweiterten Villa des verstorbenen Barons Liebieg untergebracht; man nennt sie deshalb in Frankfurt kurzerhand das „Liebieghaus". Hier ist in einem Jahrzehnt eine Sammlung von Originalskulpturen geschaffen, die in geradezu vorbildlicher Weise die Entwicklung der plastischen Kunst von den alten Ägyptern bis zum 18. Jahrhundert aufzeigt. Ihr Schöpfer ist Georg Swarzenski, der mit verhältnismäßig geringen Mitteln still und zielbewußt Stück um Stück zusammentrug. Vor allem kommt hier — wie nirgends sonst in der Welt — die mittelalterliche deutsche Holzskulptur zu Worte, die noch vor zwanzig Jahren mehr als Kuriosität geachtet wurde. Jetzt steht sie sieghaft neben Meisterwerken der Griechen und Italiener, ja, wird von manchem höher als diese geachtet, zum mindesten tiefer empfunden.



Kopf eines Mädchens. Marmor, römische Kaiserzeit. (Liebieghaus, Frankfurt a. M.)

Und wandern wir von der Sachsenhäuser „süddeutschen" Seite, auf der mitten in Villen am Main „Städel" und „Liebieghaus" dicht nebeneinander liegen, über den historischen Fluß nach Norddeutschland in die neue Mainzer Straße, so stehen wir bald vor dem ruhigen, klassischen Bau des alten Frankfurter Stadtbaumeisters Heß aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, dem Kunstgewerbemuseum. In den gleichen schlichten Räumen war einst das „Städel" untergebracht, ehe es in den prunkhaften Renaissancebau Sommers auf der anderen Mainseite übersiedelte. Ein Vestibül auf dorischen Säulen, eine geschwungene Treppe, eine Folge von etwa 20 Räumen, mehr Zimmern als Sälen, gefüllt mit erlesener Kostbarkeit aller Stile: man geht unwillkürlich leiser. Was einen schon im „Städel" und „Liebieghaus" in den Bann schlug, die unbetonte Vornehmheit in Aufstellung und Auswahl der Kunstwerke — es wird hier zu einer persönlichen Angelegenheit. Dieses Kunstgewerbemuseum, das unbedingt vorbildliche, ist so, wie es heute sich zeigt, die persönliche Schöpfung Hermann v. Trenkwalds, den Frankfurt während des Krieges leider an Wien wieder verlor. Wie aus jedem einzelnen Stück dieser Sammlung letzte Kultur spricht, so offenbart sich aus dem Ganzen eine so selbstverständliche Haltung und Gesinnung, daß schon darum es als Muster moderner deutscher Kultur jedem gebildeten Deutschen vertraut sein sollte.

Dabei weiß man heute noch nicht einmal, ob dieses Museum Deutschland erhalten bleiben kann. Die Sammlung ist das Werk des Mitteldeutschen Kunstgewerbevereins, der sich — wie viele verwandte Bildungsgenossenschaften — heute nicht mehr in der Lage sieht, den ganzen Museumsapparat mit seinen vervielfachten Kosten weiterzuhalten; die einst so reiche Stadt Frankfurt, jetzt ebenfalls von schweren Finanzsorgen geplagt, geht nur zögernd an die Übernahme des ihm angebotenen Kindes heran. So hängt tatsächlich heute diese wundervolle Schöpfung, zur Zeit von Direktor Robert Schmidt betreut, in der Luft.

Während also beim Kunstgewerbemuseum vorläufig noch kein Mensch weiß, was da werden soll, ist das dritte Museum der Stadt, das „historische", besser daran. Es ist städtisch und hat als Hauptaufgabe, die historischen und Kunstdenkmäler aus der so ungemein wichtigen Vergangenheit Frankfurts zu sammeln. Als kostbarsten Besitz bewahrt es die Kirchenschätze der alten Frankfurter Kirchen, darunter Werke Grünewalds, Holbeins d. Ä., Dürers, Baldungs und hervorragender Meister des 15. Jahrhunderts. Es sei unter den letzten an das köstliche Bildchen „Die Madonna im Paradiesgärtlein" erinnert, eine Perle der mittelrheinischen Malerei um 1420. In unzähligen Möbeln und Gerät jeder Art, darunter eine wundervolle Porzellansammlung der benachbarten Höchster Manufaktur, spiegeln sich der Glanz und die Kraft der uralten Stadt. Seit Jahren wird unter Leitung des Direktors Bernard Müller an der Neuaufstellung der kaum zu bändigenden Fülle gearbeitet. In wenigen Monaten wird das Historische Museum gegenüber dem Dom, das auch die gotischen Räume des alten Leinwandhauses umfaßt, zeigen können, daß man selbst eine so ungleichartige Sammlung zu einer künstlerischen Einheit zusammenzwingen kann.

Und aus seinen Fenstern schaut man hinüber zu dem Dom, dem alten Freunde jedes Frankfurters, unbeschadet jeglicher Konfession. Zusammen mit dem Dombaumeister Denzinger sorgte der prächtige Stadtpfarrer Münzenberger für die Neueinrichtung des Domes. Aus ganz Deutschland wußte er alte gotische Altäre zusammenzubringen, die zusammen mit dem alten Inventar des Domes, den prächtigen Sakramentshäuschen, dem herrlichen Chorgestühl, wundervollen Grabdenkmälern (Günthers von Schwarzburg!), alten guten Bildern und dem kostbaren Schatz an wundervollem Altargerät und einer ganz einzigartigen Sammlung alter liturgischer Gewänder, einen herrlichen Besitz darstellen.

Und ist nicht die ganze alte Stadt ringsum ein wahres Museum deutscher Vergangenheit, der Römer mit seinen gotischen Hallen und dem Kaisersaal, die jetzt den Messen den ganz einzigartigen Rahmen zu den Ausstellungen des Deutschen Kunsthandels bieten, die verschiedenen Kirchen St. Nicolaus, St. Leonhard, Liebfrauen, St. Katherinen, die Patrizierhäuser „Zur goldenen Wage", „Zum Braunfels", „Fürsteneck", „Steinernes Haus", die alte Kaiserpfalz, der Saalhof?

In dieser Umgebung mußte sich früh ein starker Handel mit Kunstwerken und Antiquitäten entwickeln, zu dem die zahlreichen Privatsammler alter und moderner Kunst in lebhaften Wechselverkehr traten. Würde man den in Frankfurter Privathäusern untergebrachten Kunstbesitz zu einem Museum zusammenschmelzen, so besäße Frankfurt eine Kunstsammlung, die an Umfang und Bedeutung hinter den ersten öffentlichen Sammlungen der Welt nicht zurückstände und in vielen Abteilungen die jetzt bestehenden überträfe.



Totenmaske. Stuck, Ägypten, 3. bis 4. Jahrh. n. Chr. (Liebieghaus, Frankfurt a. M.)

Theater und Musik in Frankfurt a. M.

Von Dr. Karl Holl.



Pietà. Farbige Holzgruppe, mittelrheinisch, um 1400. (Liebieghaus, Frankfurt a. M.)

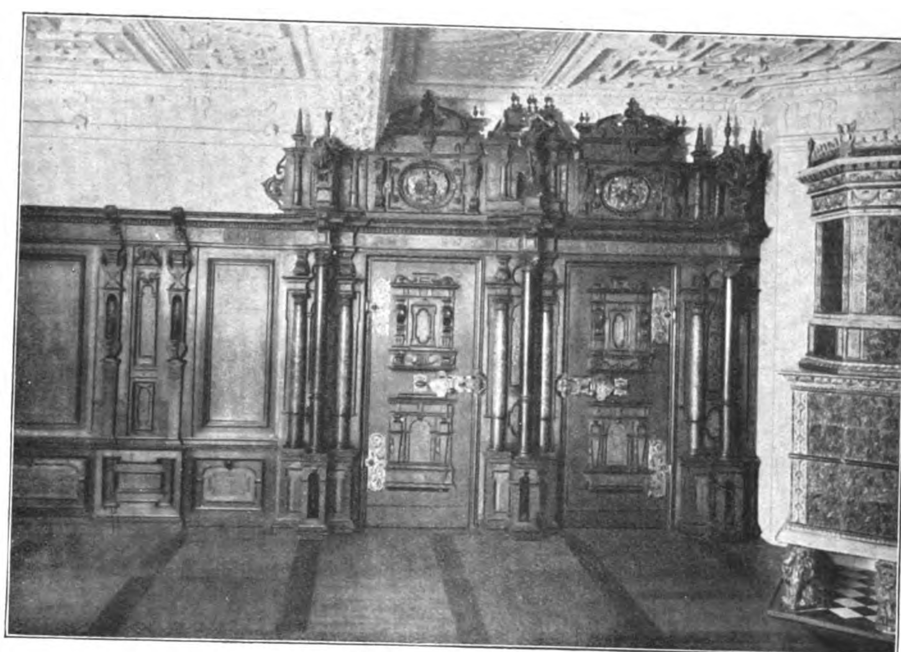


Aquamanile, ein Waschbecken zum Waschen der Hände des Priesters vor und nach dem Austeilen der Hostie, in Gestalt eines Hahnes. Deutsch, 12. Jahrh. (Kunstgewerbemuseum, Frankfurt a. M.)



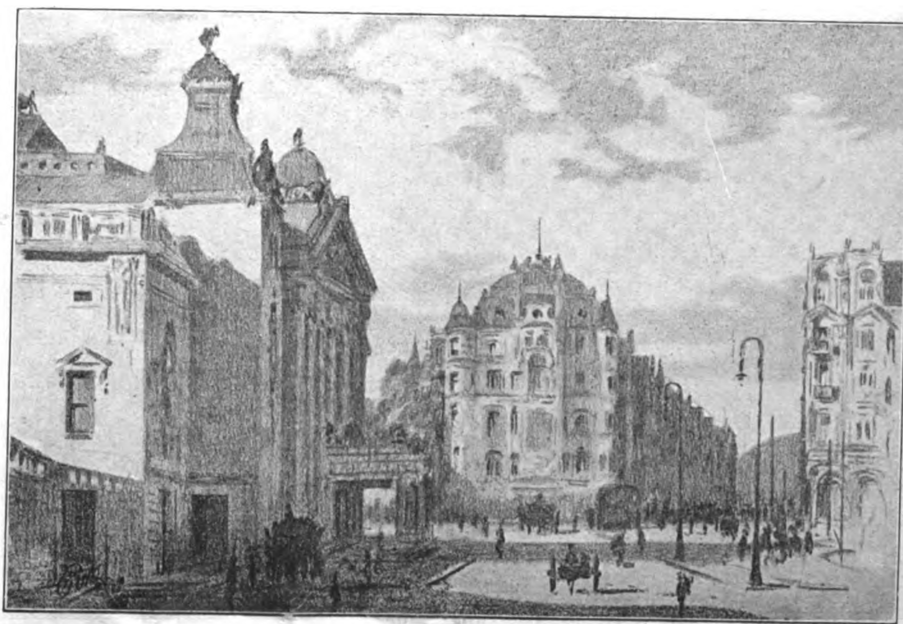
Johannes unter dem Kreuz. Holz, bayrisch, 15. Jahrh. (Liebieghaus, Frankfurt a. M.)

Frankfurts Theaterleben in der Gegenwart wird hauptsächlich von drei Bühnen getragen: vom Frankfurter Schauspielhaus, vom Frankfurter Opernhaus und vom Neuen Theater. Schauspielhaus und Opernhaus werden von einer Aktiengesellschaft unterhalten bei weitgehender Beteiligung der Stadtgemeinde. Beide Bühnen waren in den letzten Jahren unter der Generalintendanz von Dr. Karl Zeiß vereinigt, im neuen Spieljahr werden sie von Richard Weichert und Dr. Ernst Lert in künstlerischer Hinsicht jeweils selbständig geleitet werden. Die Qualität der Darbietungen dieser sogenannten städtischen Theater ist, entsprechend einem sorgfältig gewählten Künstlerpersonal und ansehnlichen Aufwendungen für die szenische Ausstattung, durchweg hochstehend und kann den Vergleich mit den Leistungen der übrigen großen Bühnen Deutschlands aushalten. Namentlich das Schauspielhaus hat sich unter der Ära Zeiß bei wesentlicher Mitarbeit der Dramaturgen Georg J. Plotke (†) und Dr. Hermann Burger, der Regisseure Gustav Hartung und Richard Weichert sowie der Maler F. K. Delavilla und Ludwig Sievert zu einer führenden Bühne entwickelt. Kaum eine Schwesterbühne mag einen ähnlich charaktervollen Spielplan aufzuweisen haben. Die Klassiker sind darin auch mit ihren abseitigeren Werken vertreten und werden immer wieder unter neuen Gesichtspunkten erfaßt; daneben berücksichtigt man ausgiebig die Führer des neueren Dramas: Ibsen, Hauptmann, Strindberg, Wedekind, und bricht — mehr als sonst irgendwo in Deutschland — Lanzen für die Dramatiker der jüngsten Zeit und nächsten Zukunft: so für Hasenclever, Sternheim, Shaw, Kornfeld und Fritz v. Unruh. Auf den Letztgenannten, Hochbegabten, haben die Frankfurter Uraufführungen von „Ein Geschlecht" und „Platz" die Blicke der literarischen Welt gelenkt. — Auch im Opernhaus wird unter der musikalischen Führung der Kapellmeister Gustav Brecher und Dr. Ludwig Rottenberg neben der großen Kunst der Vergangenheit die hoffnungsvolle der Gegenwart propagiert. Weithin wirkten besonders die Uraufführungen der Opern von Franz Schreker und am Ende der abgelaufenen Spielzeit die Uraufführung der nachgelassenen Oper „Die ersten Menschen" von Rudi Stephan. Diese letzte Premiere stellte auch in ihrer auf neuesten Kunstprinzipien beruhenden Inszenierung ein ungewöhnliches Ereignis dar. Naturgemäß hat die Oper unter der Ungunst der Zeiten mehr zu leiden als das Schauspiel, doch erwartet man von dem neuen Operndirektor, daß er in ungeteilter Einstellung auf das eine Institut das bisherige hochanständige Niveau desselben noch heben und dem des Schauspielhauses angleichen werde. — Ein Muster eines künstlerisch arbeitenden Privat-Geschäfts-Theaters ist das von Arthur Hellmer (bis jetzt) in Gemeinschaft mit Max Reimann geleitete Neue Theater. Eine ganz nach den Strebungen und Bedürfnissen der Gegenwart orientierte Schauspielbühne. Vom leichten Schwank bis zum schicksalsträchtigen Seelen- und Gesellschaftsdrama zieht dort alles über die Bretter, was den Menschen von heute bewegen kann. Und so gut auch bei dieser Bühne die durchschnittliche Besetzung der Stücke ist, so hängt das Interesse des Publikums doch weniger an der Darstellung als an den Stücken selbst. Nicht zum geringsten dank der Tätigkeit des Dramaturgen Dr. Adam Kuckhoff, bot und bietet das Neue Theater außer der leichten kassenfüllenden Ware immer Gewichtiges oder doch Aktuelles und Anregendes. An deutschen Autoren hat es unter anderen Hauptmann, Schnitzler, Schönherr, Wedekind, Götz, Burte, Wildgans, Kokoschka und vor allem Georg Kaiser, von ausländischen unter anderen Strindberg, Shaw, Tolstoi und Rolland gefördert. In nächster Spielzeit will die Bühne durch Abzweigung eines Kammerspielhauses den Radius ihres Wirkens noch erheblich erweitern.

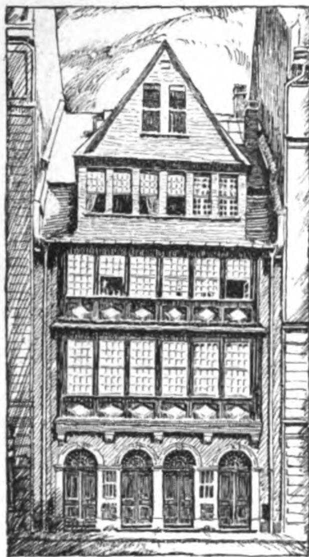


Portalseite des Zimmers aus dem Hause „Zum Fürsteneck" in Frankfurt a. M. Frankfurter Arbeit, um 1615. (Kunstgewerbemuseum, Frankfurt a. M.)

Das Musikleben der Stadt ist auch außerhalb der Oper rege und ausgebreitet. Zahlreiche alteingesessene Vereine — an deren Spitze die Museumsgesellschaft mit ihren nun von Wilhelm Furtwängler dirigierten Symphoniekonzerten — pflegen in ihrem Kreise die Vokal- und Instrumentalmusik. In jüngster Zeit wird auch die volkstümliche Musikpflege auf breitester Grundlage planmäßig ausgebaut. Die Zahl der reisenden Künstler, die in Frankfurt Station machen, ist sehr groß; umgekehrt sendet die Stadt wieder eine stattliche Reihe von heimischen Musikern aller Art (darunter den Pianisten Alfred Hoehn und das Rebnerquartett) aus ihren Mauern. Als musikalische Bildungsstätte von Ruf sei Dr. Hochs Konservatorium genannt, an dem eine Clara Schumann gewirkt hat, und das auch in der Gegenwart unter Leitung Waldemar v. Baußnerns über hochwertige Lehrkräfte verfügt. Eine ganze Reihe namhafter deutscher Musiker ist aus dieser Anstalt hervorgegangen, so Hans Pfitzner und Bernhard Sekles, welch letzterer noch heute als Kompositionslehrer dort tätig ist.



Schauspielhaus in Frankfurt a. M. Nach einer Zeichnung von Joh. E. Post, Amsterdam.



Rothschilds Geburtshaus in Frankfurt.

Das Wirtschaftsleben in Frankfurt a. M.

Von Dr. jur. W. Schmalz, Syndikus der Handelskammer Frankfurt a. M.

Seit alters Mittelpunkt des Handels, des Verkehrs und der Kultur Südwestdeutschlands, sieht sich Frankfurt a. M. durch die Veränderung der wirtschaftlichen und politischen Lage vor die schwierige, aber lohnende Aufgabe gestellt, die Brücke zwischen Deutschland und den Weststaaten neu zu schlagen und die Aufnahme der wirtschaftlichen Verbindungen wieder anzubahnen. Hart an der Grenze des besetzten Gebietes gelegen, ist es gleichsam selbst deutsche Grenzstadt geworden. Dank seiner günstigen Verkehrslage, als wichtigster süddeutscher Eisenbahnknotenpunkt und durch den Mainkanal an den Rhein angeschlossen, ist Frankfurt dazu bestimmt, ein wichtiges Ausfalltor des deutschen Exportes zu werden und bei der Einfuhr von Rohstoffen und ausländischen Erzeugnissen sowie bei der Ausgestaltung des Veredelungsverkehrs eine bedeutende Rolle zu spielen. Der gute Klang, den der Name der Stadt Frankfurt in aller Welt besitzt, und die weitverzweigten und einflußreichen, familiären oder geschäftlichen, internationalen Beziehungen seiner Geld- und Handelshäuser lassen Frankfurt hierzu wie vielleicht keine zweite deutsche Stadt noch ganz besonders berufen erscheinen.

Einen starken Rückhalt findet die Frankfurter Geschäftswelt bei dem Wiederaufbau und der Umstellung des Geschäftslebens ihrer Stadt naturgemäß an der Börse, die, in ihren Anfängen bis in das 16. Jahrhundert zurückgehend, auf eine glanzvolle Geschichte zurückblickt. Besonders wertvoll erweisen sich jetzt bei der Wiederanknüpfung der zerrissenen Fäden des Geschäfts mit dem Ausland und der Gewinnung ausländischer Kreditgeber für den heimischen Markt die alten Frankfurter Privatbankgeschäfte. Andererseits hat der bald nach dem Waffenstillstand einsetzende lebhafte Warenverkehr dem Börsen- und Bankgeschäft neue Anregungen gegeben, so daß zu den Niederlassungen der Großbanken und den zahlreichen privaten Bankgeschäften noch einige neue Firmen hinzutraten und sich die Anziehungskraft von Frankfurt a. M. als bedeutendstem Geld- und Geschäftsplatz von Süd- und Mitteldeutschland trotz aller Widrigkeit der allgemeinen Verhältnisse aufs neue bewährte.

Noch mehr gilt dies für den Warenhandel. Zahlreiche Neugründungen und die Rührigkeit der alteingesessenen Firmen legen Zeugnis davon ab, daß im Frankfurter Großhandel der Kaufmannsgeist und der Wagemut noch nicht erloschen sind, mit dem einst die niederländischen Einwanderer den Weltruf des Frankfurter Großhandels begründeten. Einen sinnfälligen Ausdruck findet dieser Drang nach Betätigung in der Gründung der Internationalen Frankfurter Messe und in dem Versuch, durch Errichtung von Warenbörsen in Frankfurt a. M. einen weiteren Konzentrationspunkt des Wirtschaftslebens zu schaffen. Der Getreidehandel, dem es gelungen war, Frankfurt zu dem bedeutendsten Konsummarkt ganz Süddeutschlands zu machen, hat es trotz der Fesseln der Zwangswirtschaft, die noch in voller Schwere auf ihm lasten, durchgesetzt, daß in Frankfurt eine amtliche Getreidebörse geschaffen und als besondere Abteilung der Effektenbörse angegliedert und der Aufsicht der Handelskammer unterstellt wurde. Auch der Häute- und Lederhandel strebt zu einer börsenähnlichen Organisation; vorerst veranstaltet er alle vier Wochen regelmäßig im Anschluß an die Frankfurter Häuteauktionen eine Lederbörse, die bisher schon recht guten Anklang gefunden hat. Aus der allgemeinen Warenbörse, einer Einrichtung der örtlichen Organisationen des Großhandels und der Handelsvertreter, haben sich für die wichtigeren Branchen, wie Elektrotechnik, Lebensmittel usw., gut besuchte und anscheinend lebensfähige Spezialbörsentage entwickelt. Im Ausland finden die Bestrebungen des Frankfurter Großhandels, hier einen Zentralpunkt für Angebot und Nachfrage zu schaffen, lebhafte Beachtung. Die bisher einzige niederländische Handelskammer in Deutschland hat ihren Sitz in Frankfurt gewählt in der Überzeugung, daß es Frankfurt sehr bald gelingen wird, den internationalen Markt des Westens auf sich zu ziehen.

Für den internationalen Verkehr hat Frankfurt in seinem Textilwaren-, Leder- und Metallwarenhandel sowie in seinem allgemeinen Exportgeschäft bedeutsame frühere Beziehungen und Wiederanknüpfungspunkte. Der Textilwarenbranche stellten der Verlust der elsässischen Produktionsstätten, die Abtrennung des Saargebietes und der Mangel an inländischer Fertigware neue Aufgaben und Ziele. Der Einfuhrhandel von Herrentuchen hat in Frankfurt a. M. wieder stark an Bedeutung gewonnen. Für Spitzen, Samt und Seidenzeuge war Frankfurt von jeher maßgebend, und das Ausland hat den Weg hierher als Käufer wie als Verkäufer bereits wieder gefunden. Herren- und Wäschekonfektion sind bedeutend. Die Putzbranche hat bei verschiedenen Modellausstellungen gezeigt, daß ihr Geschmack und ihre Leistungsfähigkeit durch den Krieg nicht Not gelitten haben. Der Lederhandel zählt zu den wichtigsten alteingesessenen Handelszweigen. Bereits im Mittelalter war er einer der Haupthandelszweige auf der Frankfurter Messe. Seine Bedeutung verdankt er neben der günstigen Lage der Stadt inmitten einer Gegend, die der Sitz einer ausgedehnten Lederindustrie ist, seiner Geschmeidigkeit, mit der er sich rechtzeitig den technischen Fortschritten der Lederfabrikation anzupassen vermochte. Hauptsächlich für den Oberlederhandel ist Frankfurt vor dem Kriege der größte Import- und Exportplatz Deutschlands gewesen. Das Auslandsgeschäft hat er wiederaufgenommen und erhofft neue Anregung aus der von ihm neu geschaffenen Frankfurter Lederbörse. Der Frankfurter Metallhandel hat durch den Krieg schwere Einbuße erlitten. Die im Ausland liegenden zahlreichen und wertvollen Erzgewinnungs- und Verarbeitungsstätten sind verloren; trotzdem sichern ihm seine ausgedehnten wissenschaftlichen und praktischen Erfahrungen und Einrichtungen auf dem Gebiete der Erzaufbereitung, der Metallgewinnung und der Metallverarbeitung einen nicht zu unterschätzenden Vorsprung im Wettbewerb mit dem Ausland. Der Weinhandel ist einer der ältesten und verbreitetesten Frankfurter Gewerbezweige und begründete seinen Ruf hauptsächlich durch den Verkauf von Qualitätsweinen nach dem Ausland. Qualitätsware sichert auch dem Kunst- und Antiquitätenhandel sowie dem Edelsteinhandel und dem Juweliergewerbe im In- und Ausland steigendes Ansehen.

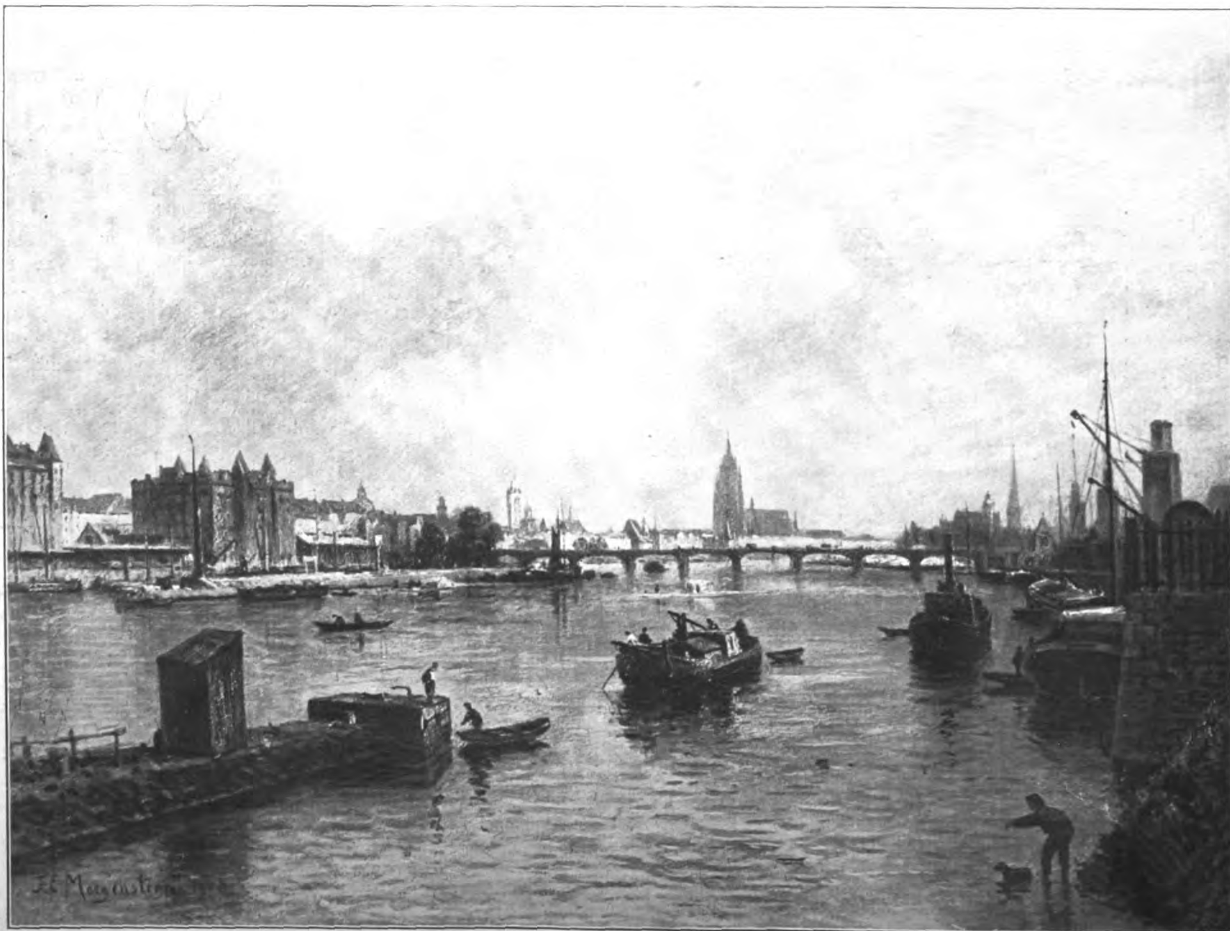


Georg Voigt, seit 1. Oktober 1912 Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. Nach einem Gemälde von Professor Ferdinand Brütt im Besitz der Stadt Frankfurt a. M.

Die Industrie in Frankfurt a. M. ist vielgestaltig und für den Weltverkehr wie für den einheimischen Markt in gleicher Weise bedeutend. Die Namen und Erzeugnisse der hiesigen chemischen Großindustrie besitzen Weltruf. Daneben befassen sich zahlreiche Betriebe mit der Herstellung der verschiedensten chemischen Erzeugnisse. Außer Medizinalpräparaten sind vor allem die Fabrikation von Gerbstoffen, Lederfarben, Seifen, Parfümerien, photographischen Trockenplatten und viele andere zu nennen. Die Metallindustrie ist weitgehend spezialisiert. Neuheit und Güte der Konstruktion, sorgfältige und gediegene Ausführung verleihen ihren Erzeugnissen ihren besonderen Wert. Zu den Spezialitäten, deren Herstellung in Frankfurt bedeutend vertreten ist, gehören unter anderm Dampfmaschinen, Großkraftmaschinen, Kompressoren, Kraftwagen, ferner Hebezeuge, Transportanlagen, Brauerei- und Müllereieinrichtungen. Eine große Rolle spielt die Herstellung von Kupferfabrikaten, Schmirgelscheiben und Schmirgelmaschinen, von Werkzeug- und Lederbearbeitungsmaschinen, von Preßluftwerkzeugen, Motoren, Fahrrädern, Nähmaschinen, Schreibmaschinen, Heizapparaten, Beleuchtungsgegenständen, Präzisionswerkzeugen u. a. m. Auf dem Gebiet der elektrischen und elektrotechnischen Industrie ist Frankfurt durch hervorragende Spezialfabriken vertreten. Besonders wertvoll erwies sich hier die enge Verbindung von Wissenschaft und Technik, die durch den hiesigen Physikalischen Verein wesentlich gefördert wurde und neuerdings durch die Gründung des Forschungsinstituts für das physikalisch-medizinische Grenzgebiet eine weitere Stütze fand. Leder- und Lederwarenindustrie sind durch zahlreiche kapitalkräftige und leistungsfähige Firmen vertreten.

Für den Handel und die Industrie von Frankfurt war die Kanalisierung des Maines in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von einschneidender Bedeutung.

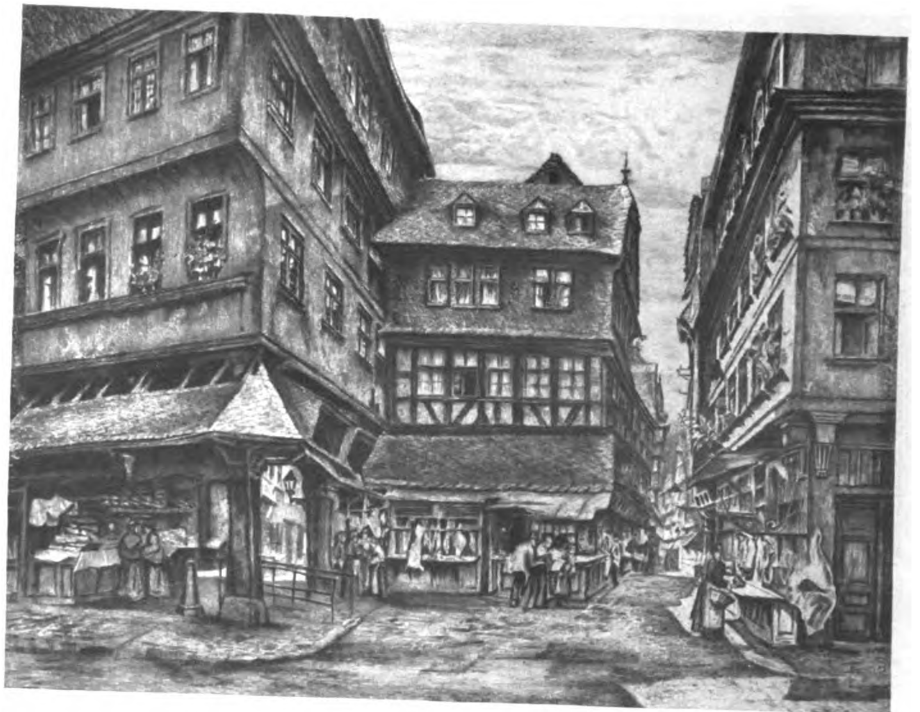
Durch den vor wenigen Jahren eröffneten Osthafen ist der Ausdehnung und der Neuansiedlung der Industrie der Weg geebnet. Große Zukunftsmöglichkeiten birgt das Projekt des Main-Donau- und Main-Weser-Kanals, so daß Frankfurter Handel und Industrie, wenn auch zur Zeit in wichtigen Zweigen durch Zwangswirtschaft verkümmert und durch die Stürme des Krieges und der Revolution erschüttert, voll Zuversicht in die Zukunft schauen und trotz der meuchelmörderischen Schlinge des Versailler Vertrages an den Wiederaufbau unserer Wirtschaft herantreten.



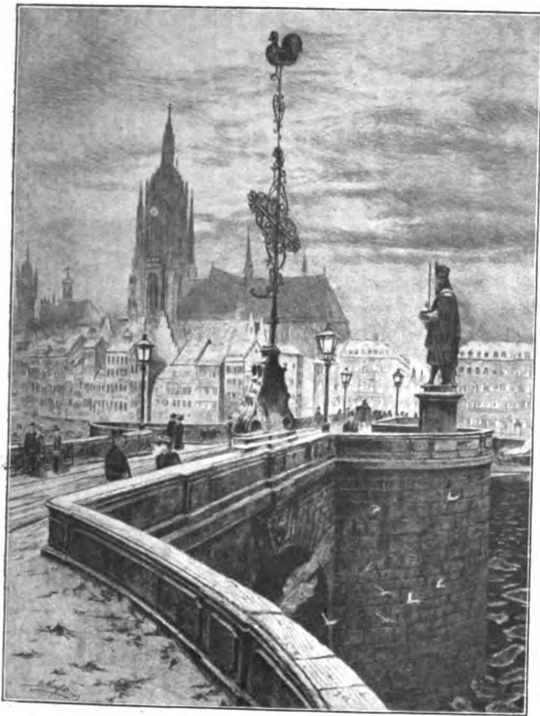
Mainansicht von Frankfurt a. M. vom Westen aus. Nach einem Gemälde von F. E. Morgenstern im Besitz des Städtischen Historischen Museums in Frankfurt a. M.



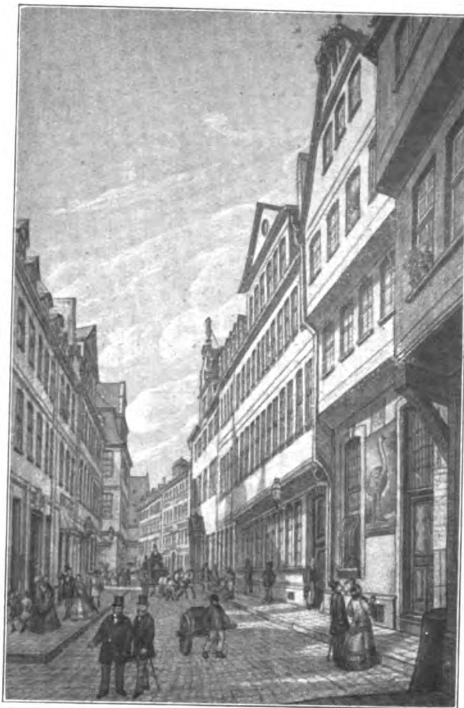
1. Der Römerberg. Nach einer Lithographie von A. Weber-Scheld.



2. Die Schirn. Nach einer Radierung von Franziska Rebelsheimer.



3. Alte Mainbrücke mit dem Denkmal Karls des Großen, die als Schiffahrtshindernis leider 1914 abgebrochen werden mußte. Nach einer Radierung von Bernhard Mannfeld.



4. Der Baseler Hof, seit 1748 Sitz des bekannten Frankfurter Bankhauses Gebrüder Bethmann und das Haus Vogel Strauß. Nach einem Aquarell von Peter-Becker aus dem Jahre 1879.



5. Die Leonhardskirche. Nach einem Original-Farbenholzschnitt von Ludwig Heinrich Jungnickel. (Verlag der Kunsthandlung F. A. C. Prestel, Inhaber Voigtländer-Tetzner, Frankfurt a. M.)



6. Die lange Schirn. Nach einer Lithographie von Richard Enders.



7. Eschenheimer Turm. Nach einer Lithographie von K. Tomforde aus der Mappe „Das malerische Frankfurt".



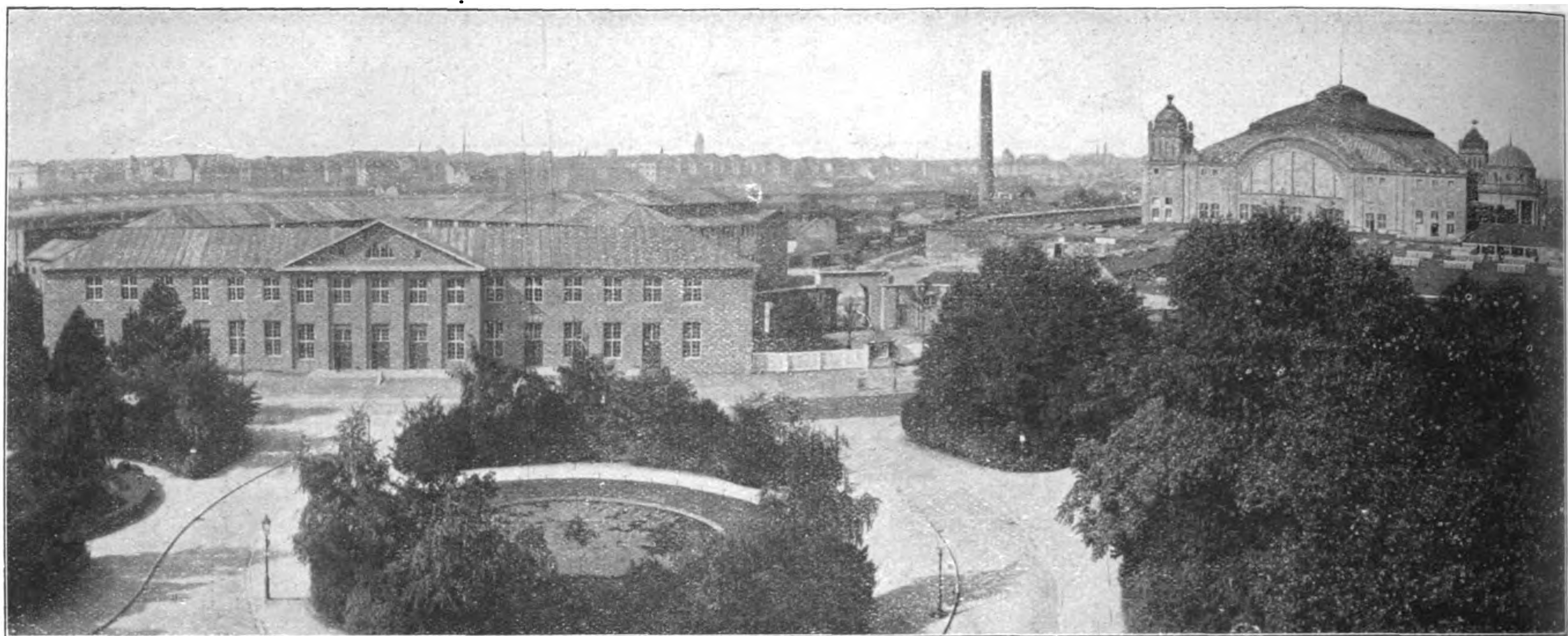
8. Goldhutgasse. Nach einer Lithographie von Richard Enders.

Malerische Stätten aus Alt-Frankfurt a. M.

(Abbildung 1, 2, 3, 6, 7 und 8 Verlag der Kunsthandlung H. Trittler, Inhaber Paul Schilt, Frankfurt a. M.)

Die Internationalen Frankfurter Messen.

Von Dipl.-Ing. Otto Ernst Sutter, Direktor im Meßamt Frankfurt a. M.



Das Hauptgelände der Dritten Internationalen Messe in Frankfurt a. M. (Links das neuerbaute Haus Offenbach; rechts die Festhalle.)

Wenngleich die Internationalen Frankfurter Messen ein Werk unserer Tage sind, so knüpfen sie doch in mehr als in einer Hinsicht an jene großen handelspolitischen Einrichtungen der Vergangenheit an, deren Ruhm mit dazu beigetragen hat, die schöne Stadt am Main in allen Teilen der Welt bekannt zu machen. Die Frankfurter Warenmessen von ehedem standen unter den europäischen Märkten an erster Stelle. Sie gewannen bestimmenden Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsleben des Erdteils, und auf ihnen trafen sich Kaufleute aus aller Herren Ländern. Man weiß, daß Kaiser und Könige miteinander wetteiferten, den Frankfurter Messen ihre Gunst dadurch zu beweisen, daß sie sie mit Privilegien und Freibriefen aller Art ausstatteten. Forscht man nach den Gründen, aus denen sich die außergewöhnliche Stellung der alten Frankfurter Messen erklärt, so wird man immer wieder auf den Umstand stoßen, daß insbesondere die günstige geographische Lage der Stadt dazu beigetragen hat, sie die Rolle in der deutschen Wirtschaftsgeschichte spielen zu lassen, die sie seit vielen Jahrhunderten innehat. Man weiß, was es zu bedeuten hatte, wenn man in früheren Zeiten Frankfurt als die Brücke vom Süden nach dem Norden und umgekehrt bezeichnet hat. Es brauchen nicht viel Worte darüber verloren zu werden, wenn von den Frankfurter Internationalen Messen festgestellt wird, daß sie als Institutionen insbesondere zur Wiederanbahnung des Güteraustausches zwischen dem Osten und dem Westen zu gelten haben. Im europäischen Eisenbahnnetz nimmt die Stadt am Main eine hervorragende Stellung ein, und das große Projekt der Verbindung der Nordsee mit dem Schwarzen Meer über Rhein, Main und Donau erhöht ihre verkehrspolitische Bedeutung noch ganz wesentlich. Dazu kommt, daß die Beziehungen der Frankfurter Finanz- und Börsenkreise weit reichen, daß sie insbesondere auch Brücken hinüber nach Amerika geschlagen haben.

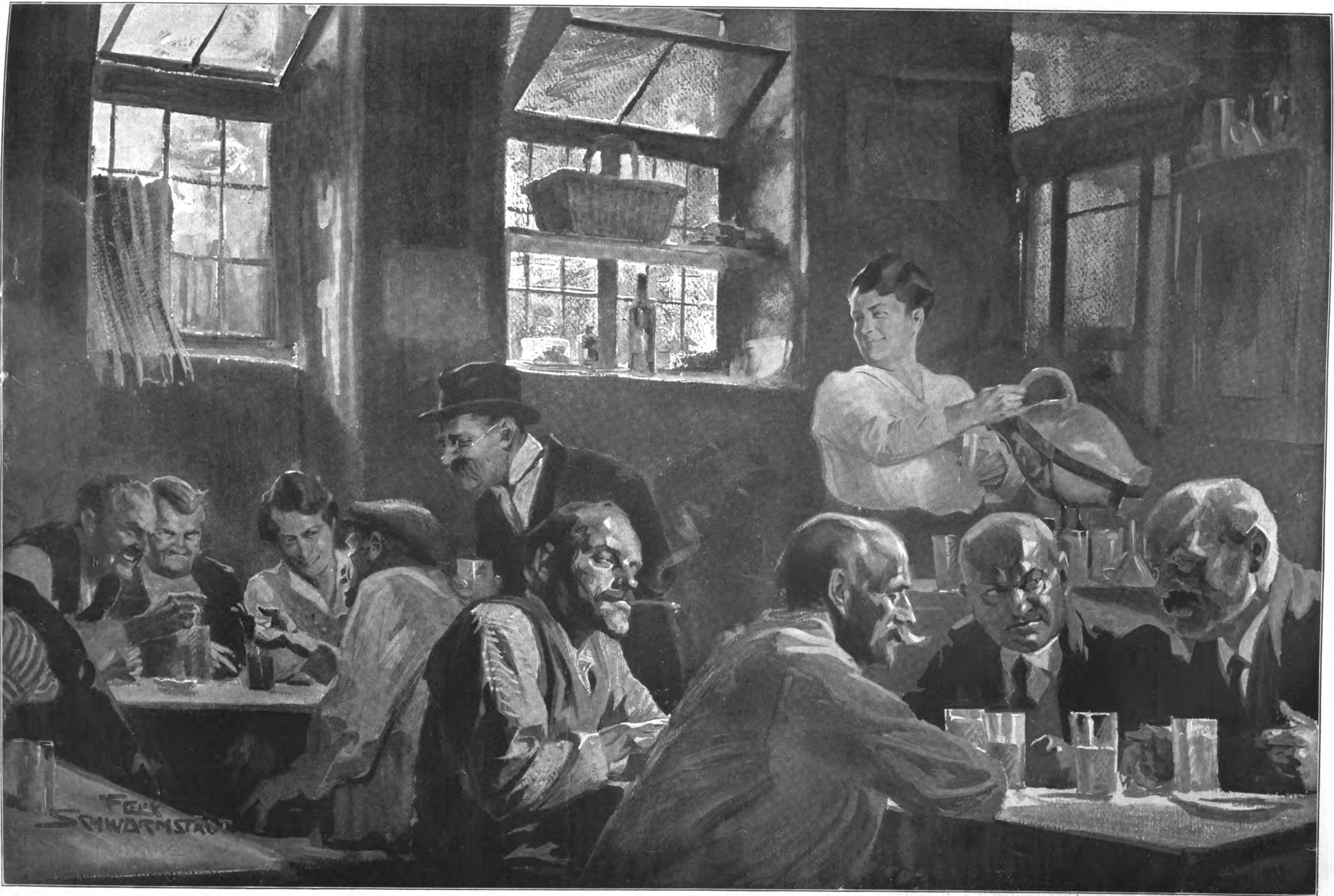


Teilansicht des Innern der Frankfurter Festhalle während der Zweiten Internationalen Messe im Mai 1920.

Die Aufgabe, die den Frankfurter Internationalen Messen zugedacht ist, läßt sich kurz auf die Formel bringen: über den Export zum Import, Wiederaufrichtung eines regen, geregelten und tragfähigen internationalen Güteraustausches! Man weiß, wieviel der Weltkrieg zerstört hat, nirgends aber hat er so unbarmherzig gehaust wie in der Zertrümmerung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Völkern. Die beiden Internationalen Messen, die bis jetzt abgehalten wurden, haben dargetan, daß Frankfurt auf die Geschäftswelt des Auslandes eine außerordentlich starke Anziehungskraft auszuüben vermag; und alle Anzeichen sprechen dafür, daß auch die dritte Messe in dieser Beziehung keine Enttäuschung bringen wird. Was vom Ausland gilt, kann mit gleichem Recht vom Inland gesagt werden.

Was dem organisatorischen Aufbau der Frankfurter Internationalen Messen besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß das Meßamt die Möglichkeit besitzt, die Aussteller branchenmäßig auf die einzelnen Messebauten zu verteilen. Diese branchenmäßige Gliederung der Beschicker bietet diesen wie den Besuchern gleich wichtige Vorteile und eröffnet zugleich nach der Seite der Erziehung zur Qualitätsarbeit aussichtsreiche Perspektiven. Der Besucher, der Einkäufer, hat Gelegenheit, das Gute mit dem weniger Guten zu vergleichen, der Erzeuger aber, der weniger Gutes herstellt, wird sich bemühen, in der Herstellung seiner Ware sich zu vervollkommnen, wenn er sieht, daß der mit besseren Erzeugnissen vertretene Konkurrent größeren Absatz zu verzeichnen hat als er selbst. Um den Riesenbau der Festhalle gruppiert sich die Frankfurter Messestadt, jeder Bau nahe dem anderen, das Ganze ein geschlossenes Stadtquartier. Es liegt auf der Hand, daß in dieser Lage der Dinge ganz außergewöhnliche Vorteile für den organisatorischen Aufbau der Frankfurter Internationalen Messen beschlossen sind. Um in diesem Zusammenhang ein Wort von dem Bild zu sagen, das die dritte Messe bieten wird, so sei zunächst erwähnt, daß sie die größte Textilschau, die je zu sehen war, zeigen wird, wiederum untergebracht in der Festhalle, deren sämtliche Räume diesmal von den Ausstellern der Textilbranche in Anspruch genommen werden. Auch die Abteilungen der Ledererzeugnisse, der Schuhwaren, der technischen Artikel, der Toilette, Seifen, Parfümerien usw. haben wesentliche Zunahme zu verzeichnen. Besondere Pflege läßt das Meßamt der kunstgewerblichen Messe zuteil werden, für die, sobald es die Verhältnisse gestatten, ein geeignetes, den besonderen Bedürfnissen entsprechendes Haus geschaffen werden soll. Verhandlungen, die mit führenden Kreisen des Deutschen Werkbundes geführt wurden, haben zu guten Ergebnissen geführt und die Wege für eine gemeinsame Arbeit im Zustandebringen einer Qualitätsschau des Kunstgewerbes geebnet. Als besonders erfreulich darf es bezeichnet werden, daß die Deutsche Gesellschaft für Auslandsbuchhandel sich entschlossen hat, in Frankfurt a. M. während der dritten Messe eine Ausstellung „Das deutsche Buch“ zu veranstalten, die bei der Bedeutung der Internationalen Messen in Frankfurt a. M. für den Verkehr nach dem Westen hin von ganz besonderem Wert sein wird.

Man erwartet von einer Stadt, in der internationale Messen abgehalten werden, daß sie den Gästen, die zu den Messen zusammenströmen, neben dem rein Geschäftlichen auch wertvolle Genüsse auf dem Gebiet der Kunst und der Unterhaltung zu bieten vermag. Auch hierin braucht Frankfurt sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Die Frankfurter Theater wie die Frankfurter Museen sind in der Lage, den Fremden des In- und Auslandes Stunden hohen künstlerischen Genusses zu bieten, und nicht zuletzt ist die schöne Umgebung unserer Stadt dazu angetan, nach Stunden geschäftlicher Sorge und Anstrengung Erholung zu gewähren. Kurz, Frankfurt ist als Messestadt in einer Situation, die man ohne Überheblichkeit als in jedem Betracht günstig bezeichnen kann. Die Hauptsache aber bleibt, daß Frankfurt als Metropole des internationalen Handels wie wenig andere Städte Europas berufen ist, beim Wiederaufbau des Warenaustausches zwischen den Ländern mitbestimmend tätig zu sein.



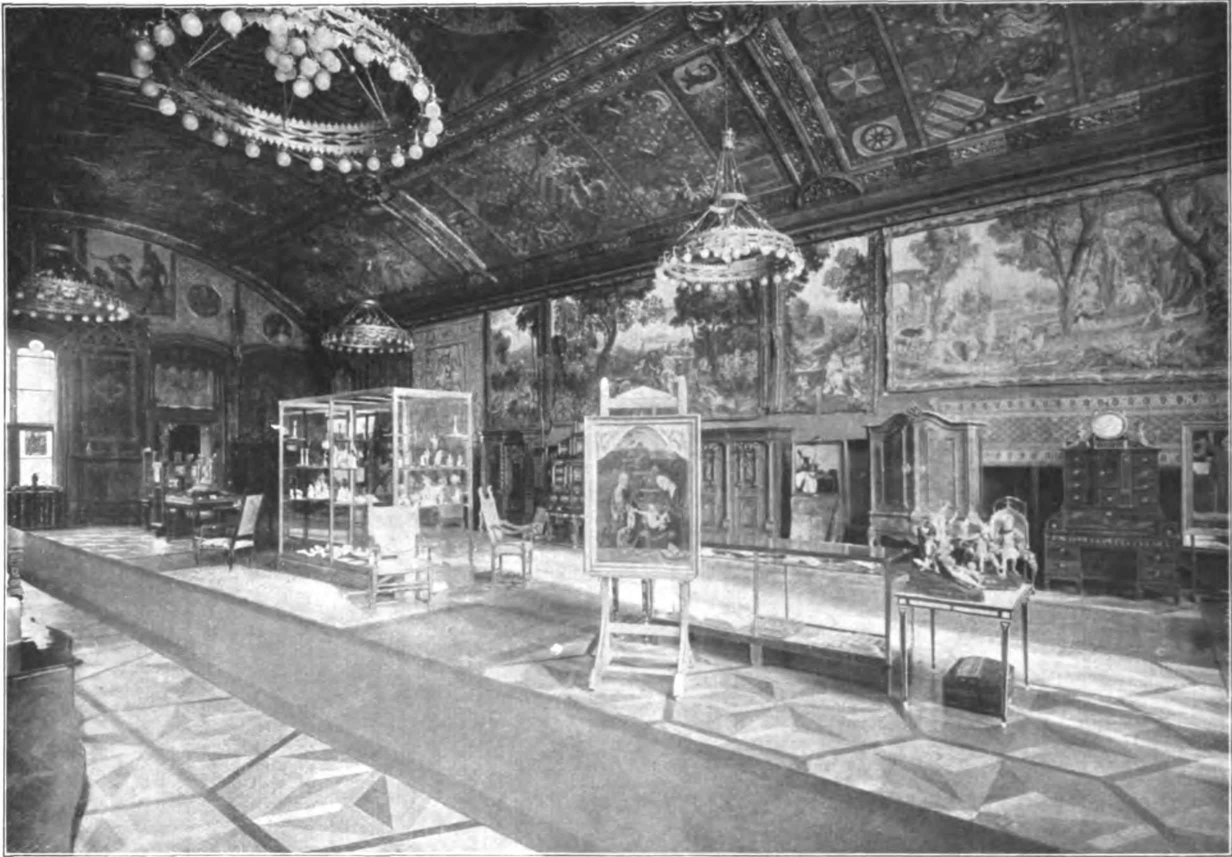
In einer Apfelweinwirtschaft in Frankfurt a. M.-Sachsenhausen. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

Die Frankfurter Kunstmesse. / Von L. Wedemeier.

Die Frankfurter Messe ist ein echtes Kriegskind, geboren aus der Sorge um den Wiederaufbau Deutschlands. Der Handel ist berufen, die ersten Fäden zwischen den entzweiten Nationen aufs neue zu knüpfen. Eine nicht geringe Aufgabe fällt dabei der Kunst zu. Mag der Zerstörungsfanatismus des Krieges noch so wild emporgelodert sein, vor den stillen Bezirken der Kunst hat er, wenn es sich irgendwie mit den strategischen Möglichkeiten verbinden ließ, an sich gehalten. So ist auf der Frankfurter Messe die Kunst mehr zu Worte gekommen, als man sie sonst mit dem Begriff „Messe“ verbinden zu können glaubte.

Zeiten großer Kultur war die Kunst so selbstverständlich, daß man das Wort „Künstler“ kaum kannte. Der griechische Töpfer, der seine heute allgemein bewunderten Meisterwerke schuf, zählte zu den „Banausen“, den Handwerkern. Im Mittelalter waren Sattler, Sticker, Glaser oft mit den Malern zu einer Zunft vereinigt, denen wir heute die wundervollen Gemälde des 15. Jahrhunderts verdanken. Man kann sagen, daß bis zum Aufkommen der frei produzierenden Fabriken eigentlich jedes Stück von dem Stil seiner Epoche geadelt war.

Die Frankfurter Messe hat als Hauptpunkt ihres Programms die Förderung der Qualitätsarbeit aufgestellt. Bei dem Mangel an Rohstoffen können wir nicht mehr wild drauflos produzieren. Unsolide Arbeit bedeutet Verschleuderung. So hat innerhalb der großen Frankfurter Messe die ihr eingegliederte Frankfurter Kunstmesse eine ungemein wichtige Aufgabe. Sie soll in stets zu den Messen wiederkehrenden Ausstellungen dem heutigen Gewerbe zeigen, wie bedeutend in früheren Zeiten die Qualität alles dessen war, was von den Vorvätern für den Gebrauch und Schmuck des Lebens geschaffen wurde. In den wundervollen Hallen und Festräumen des Römers, die durch die Kaiserkrönungen für alle Zeiten geweiht sind, soll sich immer aufs neue das zusammenfinden, was der deutsche Kunsthandel an Schönem der Welt zu zeigen hat. Dieser Ausstellung sind große Kunstversteigerungen angegliedert, die vor allem den aus kleineren Städten kommenden Industriellen und Kaufleuten Gelegenheit zum Erwerb von Kunstgut bieten sollen. Alle Stücke zur Auktion sind vorher auf Echtheit und Qualität durch ein Sachverständigenkollegium geprüft, dem die drei Direktoren der Frankfurter Museen, Professor Dr. Bernhard Müller, Robert Schmidt und Georg Swarzenski, und der Leiter der Kunstmesse, Dr. Lübbecke, angehören. Außerdem ruht die Taxation in den Händen ehrenamtlich fungierender Frankfurter Kunsthändler. Die Versteigerung wird von den Auktionsfirmen Rudolf Bangel, Hugo Helbing. F. A. C. Prestel (Inhaber Voigtländer-Tetzner) und Josef Hamburger geleitet. Die erste Auktion wird vom 7. bis zum 9. Oktober d. J. stattfinden. Die Ausstellung selbst wird am 25. September, einige Tage vor Beginn der großen Messe, eröffnet. Man erwartet, daß diese dritte künstlerische Veranstaltung der Frankfurter Messe ihre Vorgängerinnen an Bedeutung und internationalem Einfluß noch übertrifft.



Der Kaisersaal im Römer zu Frankfurt a. M. als Ausstellungshalle der Internationalen Kunstmesse.

Das deutsche Buch in Frankfurt a. M. / Von Dr. Karl Blanck.

Auch das deutsche Buch erscheint als Gast auf der Frankfurter Herbstmesse. In der Sonderausstellung der Deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel (Leipzig) „Das deutsche Buch“ Frankfurt a. M. 1920, sind über 130 große Verlage mit ihren Werken vertreten. Als Meßhaus wurde die schön gelegene Victoriaschule von der Stadt Frankfurt zur Verfügung gestellt.

Die Ausstellung „Das deutsche Buch“ wird nicht nur zeitlich über den Rahmen der Frankfurter Messe hinaus bis in die zweite Hälfte des Monats Oktober fortgeführt, sie geht auch ihrem Aufbau und ihrer Gliederung nach über den gewohnten Typus der Büchermesse hinweg. Während die Musterausstellung, in der die Werke verlagsweise geordnet sind, noch vorwiegend für den Fachmann bestimmt ist, wendet sich die sogenannte Milieu- oder repräsentative Bibliotheksausstellung an die Gesamtheit der in- und ausländischen Bücherfreunde. Hier erscheint das gute deutsche Buch in seiner natürlichen Umgebung, innerhalb einer Anzahl geschmackvoller Berufs- und Wohnräume, die nach künstlerischen Entwürfen bekannter Architekten von angesehenen Kunstwerkstätten ausgeführt wurden.

Es ist das deutsche Qualitätsbuch und dieses allein, das hier, gleichwertig in Ausstattung und Inhalt, seinen Platz innerhalb der menschlichen Wohnstätten gefunden hat. Das Buch, das dem schaffenden Menschen das Rüstzeug für seine tägliche Arbeit gibt, um ihn in Feierstunden wieder auf Sturmesflügeln über die Kläglichkeiten des Alltags in das ewige Reich der Träume emporzuführen, gibt zugleich einen Maßstab für die Lebensgewohnheiten und Arbeitsmethoden des ganzen Volkes wie für seine ästhetischen Bedürfnisse im eigenen Hause.

Da ist zunächst der Raum „Im bürgerlichen Heim“ mit dem gesamten Rüstzeug der allgemeinen Bildung. Ferner eine Damenbibliothek im Gartenpavillon, der als Lesestübchen einer empfindsamen Dame im Stil der Weimarer Epoche eingerichtet ist. Dazu gesellt sich das Kinderzimmer mit einer Anzahl ausgesuchter Jugendwerke, weiterhin der Raum eines Bücherfreundes mit Liebhaberausgaben und Luxusdrucken und als Gegenstück der Raum eines Kunstschriftstellers mit einer erlesenen Auswahl graphischer Erzeugnisse.

Dem Berufsleben ist eine ganze Reihe weiterer Bibliotheken gewidmet, das Regiezimmer mit einer Theaterbibliothek, die Bibliothek eines Arztes, die Bibliothek eines Baufachmannes, der Wohnraum einer Sprachlehrerin und der Arbeitsraum des Hauptschriftleiters einer Tageszeitung mit einer publizistischen Handbibliothek. In die Vergangenheit führt die „Gelehrtenstube aus dem 16. Jahrhundert“ mit einer Anzahl kostbarer Werke aus der Frühzeit des Buchdrucks. Dem deutschen Buchgewerbe ist die Sonderschau „Die Entstehung des Buches“ gewidmet, worin der Werdegang eines einzelnen Werkes bis zur Fertigstellung gezeigt wird. Der intime Musiksalon mit seiner Auswahl von Musikwerken und kostbaren Originalpartituren leitet von der monumentalen Haupttreppe des Ausstellungsgebäudes in die große Aula über, in der verschiedene festliche Choraufführungen geplant sind. In der lichten und geräumigen Turnhalle der Schule ist die Lehrmittelausstellung mit dem gesamten Apparat des modernen Schulwesens von der Schiefertafel bis zum Lehrfilm untergebracht.

Mit der Ausstellung ist eine Reihe von Tagungen verbunden, die eine große Anzahl deutscher Gelehrter und Bücherfreunde in Frankfurt vereinigen. Darunter die Tagung der „Maximilian-Gesellschaft“ unter dem Vorsitz von Geheimrat Schwenke, der „Gesellschaft der Bibliophilen“, der „Gesellschaft hessischer Bücherfreunde“, des „Vereins deutscher Bibliothekare“ und des „Vereins der deutschen Antiquariats- und Exportbuchhändler“. Auf dem Erörterungstag über die gegenwärtige Lage der deutschen Bibliophilie unter dem Vorsitz von Fedor v. Zobeltitz und Kuno Graf Hardenberg werden Professor Witkowski und andere hervorragende Bücherkenner über bibliophile Fragen sprechen. Mit den sozialen Nöten und den geistigen Bedürfnissen der heutigen Gelehrtenwelt wird sich der Erörterungstag über die Lage der wissenschaftlichen Forschung unter dem Vorsitz von Geheimrat Kautzsch, dem Rektor der Universität Frankfurt, und Geheimrat Ebrard, dem Direktor der Frankfurter Stadtbibliothek, befassen.

Auch im Ausland hat der Gedanke der Ausstellung freudige Zustimmung gefunden. Eine Anzahl hervorragender Wissenschaftler und Publizisten ist der Einladung der Deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel im Interesse der geistigen Verständigung bereitwillig gefolgt. Ihnen ist die Möglichkeit gegeben, durch persönlichen Gedankenaustausch mit ihren deutschen Fachkollegen die alten freundschaftlichen Beziehungen wiederaufzunehmen und auf der Ausstellung selbst ein Stück Geistes- und Kulturgeschichte des heutigen Deutschlands an der Quelle zu studieren.

Die Ausstellung trägt als Zeichen das fliegende Buch, das über die Meere zu neuen Küsten eilt, um seine Mission bei den Völkern der Erde zu erfüllen. Das Buch bleibt auch in den Zeiten der schlimmsten Bedrängnis der köstlichste Besitz des denkenden und schaffenden Menschen, sein treuester Begleiter in die entlegenste Einsamkeit, Vermittler höherer Werte über Raum und Zeit hinaus. So wird auch das deutsche Qualitätsbuch dem deutschen Geist den Weg ins Freie bahnen, die Achtung vor der geistigen Leistung erneuern und uns neue Freunde aus aller Welt zuführen.

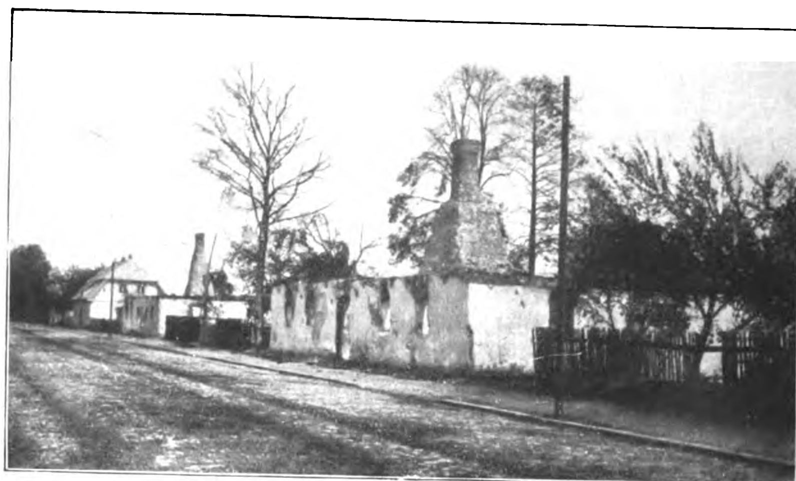


Professor Paul Schultze-Naumburg: Bibliothek und Arbeitsraum eines Chefredakteurs. (Ausstellung „Das deutsche Buch“ Frankfurt a. M. 1920.)

Aktueller Teil



Blick in ein von polnischen Banden zerstörtes Wohnhaus in Anhalt, einem Dorfe im Reg.-Bez. Oppeln.



Ein Teil der Ruinen des von polnischen Banden niedergebrannten Dorfes Anhalt.



Blick in ein Bureau des von französischen Besatzungstruppen auf Betreiben der Polen durchsuchten Polizeipräsidiums in Kattowitz. Der durch die Haussuchung angerichtete Schaden beträgt mehr als 20000 Mark.



Der Massenmord in Josephsthal: Eine der beiden Gruben im Waldesdickicht, wo die Leichen der von Polen ermordeten zehn Personen gefunden wurden. Unter den Opfern befinden sich ein Elsässer und vier Tschechoslowaken.

Der polnische Terror in Oberschlesien.



Verschiffung internierter polnischer Truppen in Pillau zum Transport nach Swinemünde. (Phot. Kühlewindt.)



Verteilung von Brot an die in Willenberg (Ostpreußen) internierten Truppen der russischen Roten Armee.

Vom russisch-polnischen Krieg.



Anton Sedlmayr,
Geh. Kommerzienrat, Seniorchef der bekannten Münchener Spatenbrauerei, † am 31. August in seinem Landhaus zu Rottach am Tegernsee im 71. Lebensjahre. (Phot. Grainer, München.)



Vizeadmiral Behncke,
wurde zum Chef der Marineleitung ernannt. Er hat während des Weltkriegs schon einmal an der Spitze des Reichsmarineamts gestanden. Bei [illegible] zeichnete er sich besonders aus.



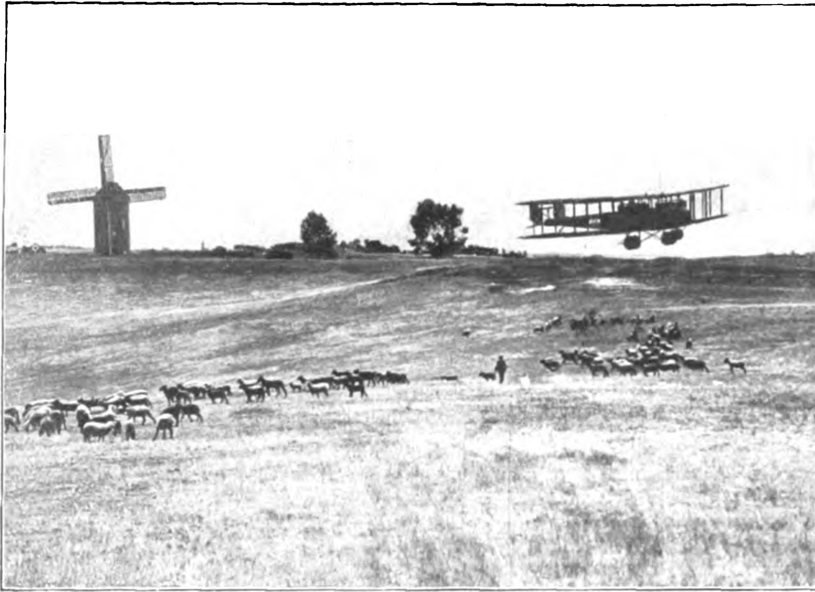
Richard Weichert,
der neue Direktor des Schauspielhauses in Frankfurt a. M., der am 1. September als Nachfolger von Geheimrat Dr. Zeiß die künstlerische Leitung der angesehenen Bühne übernommen hat.



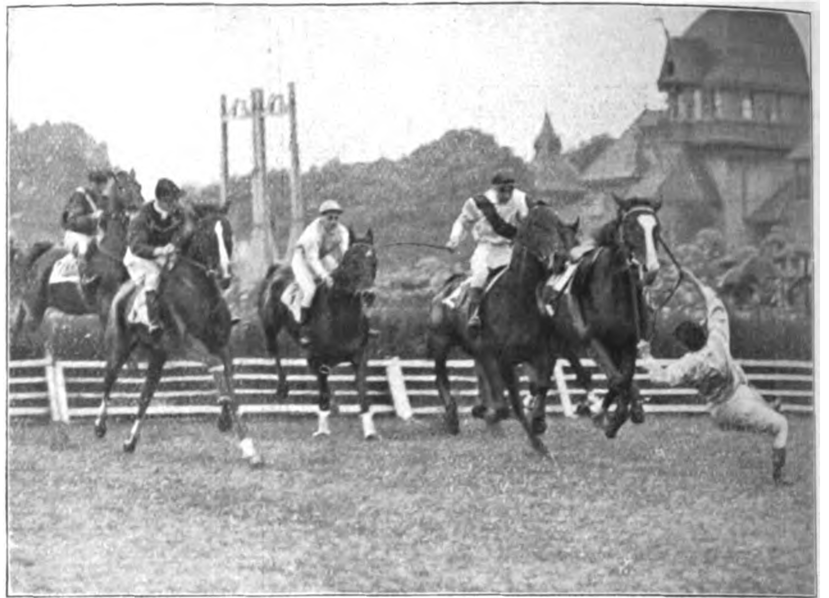
Prof. Dr. Arthur v. Oettingen,
russischer Staatsrat a. D., bedeutender Physiker und Meteorologe an den Universitäten Dorpat und Leipzig, † am 5. September in seinem Ruhesitz zu Bensheim a. d. Bergstraße im 85. Lebensjahre.



Wigdor Kopp,
der vielgenannte Vertreter Sowjetrußlands in Berlin, dessen Hauptaufgabe in der Wiederanbahnung wirtschaftlicher Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland besteht.



Der Flugpostdienst auf der Fünfländerstrecke zwischen Kopenhagen-Malmö-Warnemünde-Hamburg-Bremen-Amsterdam und London: Ankunft eines Postflugzeugs an der Ostseeküste.



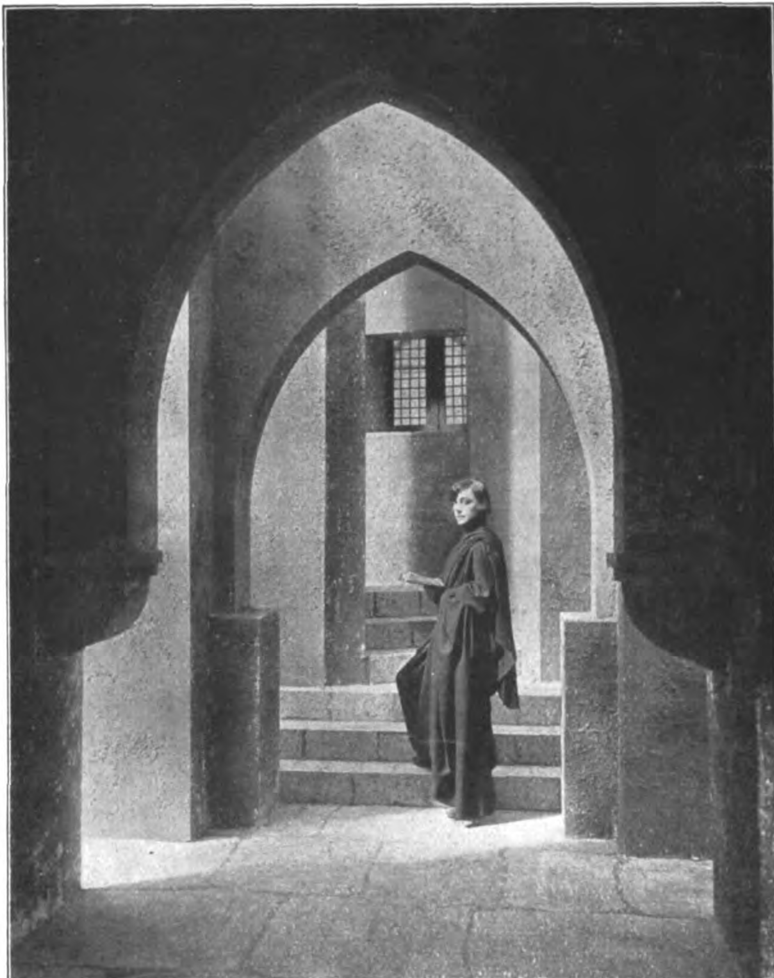
Die Rennen zu Berlin-Karlshorst am 1. September: Moment aus dem Springinsfeld-Hürdenrennen; Sprung über die Tribünenhürde. Im Vordergrund Sturz des Jockeys Schuls von „Pipifax".







Abendkleid aus schwarzem Tüll mit Flitterstickerei. Kopfputz aus Perlstickerei. (Modell: Wiener Werkstätte, Wien; Phot. Atelier Pieperhoff, Leipzig.)



Hamlet im Film: Asta Nielsen, die berühmte Filmschauspielerin, in ihrer neuesten Rolle als weiblicher Hamlet. (Phot. Art-Film, Berlin.)

Diesem Hamlet-Film liegt nicht das Shakespearesche Drama zugrunde, sondern eine alte Hamlet-Sage, nach der Prinz Hamlet ein Weib ist.



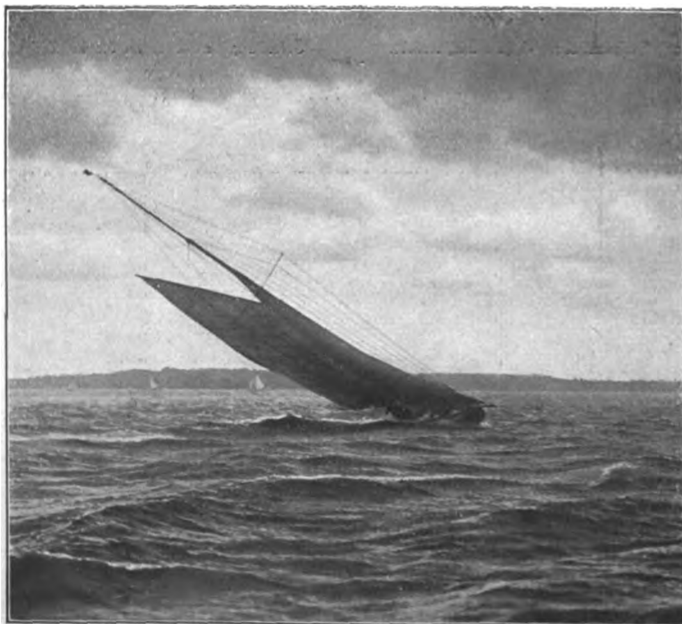
Abendkleid aus Silberstoff mit schwarzer Flitterstickerei und schwarzem Tüllüberwurf. Handgearbeitete Blumen aus Goldgaze. (Modell: Wiener Werkstätte, Wien; Phot. Atelier Pieperhoff, Leipzig.)



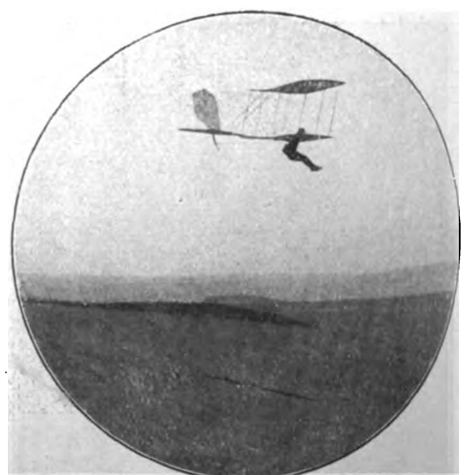




Vom Rhön-Segelflug: Start von Suchla auf einem Zeise-Eindecker.



Eine Sturmregatta auf dem Müggelsee anläßlich der Berliner Herbst-Segelwoche am 5. September: Die 8-m-Jacht „Toni XI" in einer schweren Regenbö.



Vom Rhön-Segelflug: Pelzner-Nürnberg in seinem Hängegleiter.

Annemarie
Roman von Helene v. Mühlau

(10. Fortsetzung.)

Nun kommen und gehen die Gedanken und Erinnerungen, wie sie wollen.

Die Kindheit steigt vor ihr auf.

Sie sieht den armen kleinen Jungen, wie er an jenem ersten Abend in ihrem Hause weinend in seinem Stüblein stand: ein heimwehkrankes, verängstigtes Kind!

Und denkt daran, wie auch ihr damals die Tränen kamen, und wie der Überschwang des Mitleids so groß in ihr ward, daß sie ihn in ihre Arme nehmen und ihn küssen mußte!

Dann weiter: der erste Besuch auf dem Wolterschen Besitz! Das sanfte, liebe Gesicht der Frau Dorothee — der Rundgang durch Gärten, Scheunen und Ställe!

Sie sieht den Friedel wieder mitten zwischen den Kühen stehen und fühlt deutlich die Angst, die sie damals gepackt hat, als er die großen Tiere an den Hörnern nahm, sich dicht an sie drängte und sie auf die Flanken schlug!

Heute hat sie gelernt, mit Kühen und Pferden umzugehen! Heute würde sie selbst vor dem bösen Stier Hektor keine Angst mehr empfinden!

Dann sieht sie den Friedel auf seines Vaters Rappen sitzen, und wieder ist die Angst in ihrem Herzen.

Ach, war das denn damals schon Liebe, weil sie sich so entsetzen mußte, als sie ihn in Gefahr wähnte? War das damals schon etwas von dem, was dann all die vielen Jahre immer stärker und stärker geworden ist, bis es ganz und gar Besitz von ihr ergriffen hat — so sehr, daß sie ihr ganzes Leben nach ihm modeln mußte!

Und jetzt — und jetzt?! — —

Trümmer! — Scherben! Ein armseliges erbärmliches Ende! So armselig und demütigend, wie es gar nicht armseliger und niederdrückender sein könnte!

„Solange ich nur dich kannte, warst du gut und unterhaltsam für mich, Annemarie!" hört sie ihn sagen. „Aber den Vergleich mit jenen anderen, die draußen in der wirklichen Welt leben, den hieltest du nicht aus! Da warst du nichts als ein armseliges Wiesenblümchen gegen die köstlich duftenden und farbenprächtigen Blumen!"

Annemarie wühlt ihren Kopf in die Kissen.

„Vergessen — vergessen!" stammelt sie. „Lieber Gott, gib mir Kraft, daß ich vergesse, und laß mich nicht klein und erbärmlich und verbittert werden! Schütte nicht Haß und Feindschaft in dies Herz, das so voll von Liebe und Wärme und Zärtlichkeit für ihn gewesen ist!"

Aber in dieser Nacht gibt es kein Erbarmen; in dieser Nacht drängt eine grausame Hand ihr den bitteren Kelch immer wieder an die Lippen, daß sie ihn bis zur Neige trinken möge — daß auch nicht ein einziges Tröpflein von dem wermutbitteren Trunk ihr erspart bleibe.

Bleich und mit erloschenen Augen geht Annemarie am nächsten Morgen durch den Gutshof, durch den sie sonst so fest und sicher und mit so strahlenden Blicken zu schreiten pflegte.

Die Mägde und die Arbeiter gewahren es und blicken scheu zu ihr hin. Jene dunkle Scheidewand, die sich zwischen den vom Schmerz Getroffenen und den Glücklichen auf dieser Erde erhebt, will sich zwischen Annemarie und ihrer fröhlichen Umgebung errichten.

Am Abend gesellt sich die Gutsherrin zu ihr.

„Liebes Fräulein Annemarie, was ist es? Kam Ihr lieber Vater, um Ihnen eine schlimme Nachricht zu bringen?"

Annemarie zögert mit der Antwort. Sie steht jetzt vor einer entscheidenden Wahl. Entweder sie sagt „ja"! — gesteht also dem Schmerz sein Recht zu und ergibt sich ihm — oder aber sie sagt „nein" und zwingt sich zur Stärke und wird vor sich selbst gerettet sein! Und Annemarie spricht das „Nein" aus, und im selben Augenblick ist's, als schlössen sich die Wunden in ihrem armen Herzen; das Auge wird freier, und die Gutsherrin lacht erleichtert auf.

„Es würde mir unendlich leid getan haben, Fräulein Annemarie, wenn ein Schmerz Sie betroffen hätte! Denn wir alle — mein Mann und die Kinder und alle Angestellten sind Ihnen sehr gewogen, das müssen Sie doch fühlen! Sie sind wie ein Stück Sonne, Fräulein Annemarie! Man wärmt sich an Ihrer Wärme und wird still und froh durch Ihre Harmonie! — Möchte Gott Sie erhalten, so wie Sie sind!"

Sie drückt ihr beide Hände, und nun weiß Annemarie, daß ein jeder Mensch, wenn er es mit aller Kraft will, über Schmerz und Kummer und Herzeleid den Sieg davontragen kann! Niemand darf sich kampflos ergeben — niemand hat das Recht, einer verlorenen Sache nachzutrauern und darüber die Pflichten des Tages zu versäumen!

Der Schmerz mag für die stillen Stunden, an denen die anderen ohnehin keinen Anteil haben würden, bleiben! Den Tag aber geht der Schmerz

nichts an! Der Tag braucht ganze Menschen und klare Augen und tätige Hände!

Und Annemarie bringt es fertig — bringt es wirklich fertig, ihr Leben weiterzuleben, wie sie es bisher getan!

Es ist alles so, wie es vordem gewesen — nur das Ziel ist genommen! Es ist nichts mehr da, woraufhin man zustrebt! — Man arbeitet aus Selbstzweck, weil das Leben ohne Arbeit ja ein Unding wäre!

Man darf auch nicht ohne große Müdigkeit ins Bett gehen am Abend! Lieber bis in die Nacht hinein aufsitzen und lesen oder auch nur an einer Handarbeit nähen.

Nur nicht ohne Müdigkeit in Stille und Dunkelheit liegen, denn der Schmerz ist ein böses heimtückisches Tier, der kommt am liebsten, wenn er eine Seele wehrlos weiß — und wenn er kommt — wenn er erst da ist — —!

Ach, Annemarie, arme Annemarie! — Sie will und will und will so viel — aber immer gelingt es auch dem stärksten Menschen nicht, mit der Kraft seines Willens einen heimtückischen Feind zu verscheuchen, und so kommt trotz allem und allem manch grimmig böse Nacht, die ihr die Wangen bleich und die Augen glanzlos macht.

Dreizehntes Kapitel.

Irmingard Fellhauer, jetzt des Dr. Friedel Wolter junge Frau, liegt in einem großen verdunkelten Zimmer auf einem Diwan.

Rings ist Stille um sie her; nur das Ticken einer großen Pendüle, die auf dem Marmorsims des Kamins steht, dringt zu ihr hin.

Sie liebt dies gleichmäßige Geräusch; es nimmt der Totenstille das Unheimliche.

Sie liegt in Decken eingehüllt und friert. Es ist kein Frieren, das von außen her an den Menschen herankommt, denn der Herbst, der gerade erst den Sommer abgelöst hat, ist noch so warm, wie der heiße Sommer selbst es war.

Nein, das Frieren sitzt in der Seele und hat etwas Böses, Feindseliges an sich! Man könnte sich denken, daß das Herz plötzlich nicht mehr mittun will — daß der ganze Organismus stillstehen muß, weil er bei so viel Kälte nicht arbeiten kann.

„Unerträglich!" sagt Irmingard leise vor sich hin und greift in die Blumen, die neben ihr auf dem Tische stehen.

Große Margueriten sind es, aus irgendeinem Blumenladen gekauft! Sie wollte Blumen ohne Duft haben; ganz einfache Blumen, die nichts Erregendes haben, nichts, was durch Form und Farbe entzückt.

Irmingards Augen sind müde geworden vom vielen Sehen; sie hat in bald zwei Jahren Ungeheures in sich aufgenommen, hat alles bewältigen wollen, wozu andere Menschen ein langes Leben brauchen.

Nun wollen die Augen und will das Hirn nicht mehr. Nur das Ausruhen tut noch wohl.

Ganz plötzlich ist diese große Müdigkeit über sie gekommen! Vor einer Woche noch hat ihr der Gedanke „Athen" alle Nerven in Aufruhr gebracht. Der um vieles ruhigere Mann hatte abgewehrt:

„Es wird zu viel, Kind! Wir müßten jetzt stille Wochen irgendwo am Meer oder in einem Gebirgsdorf haben. Im Winter können wir dann von neuem unsere Forschungsreise fortsetzen."

Aber Irmingard hat von der Stille am Meer oder im Gebirge nichts wissen wollen: der Hunger, zu sehen, zu hören, zu staunen, ist noch zu groß in ihr!

Friedel Wolter aber bringt es nicht fertig, ein „Nein" aufrechtzuerhalten, wenn Irmingard auf seinen Knien sitzt und alle Beredsamkeit, alle ihre Zärtlichkeit über ihn ergießt.

Und wenn sie das Unmöglichste von ihm verlangte, er würde es möglich machen!

So sind sie gegen seine bessere Überzeugung nach Athen gekommen!

Sie haben auf Kühle gehofft und finden eine zum Ersticken dumpfe schwüle und schwere Luft in der Stadt.

Irgend jemand hat Friedel ein großes Hotel an einer abgelegenen Avenida empfohlen.

Irmingard, von der Reise und der langen Fahrt im rasend daherjagenden Auto zu Tode erschöpft, hat kaum noch bis zum Lift gehen können. Oben im Flur muß Friedel sie stützen.

Er nimmt ein großes Wohnzimmer mit anstoßendem Schlafkabinett.

Nach dem Preise fragt er nicht.

Je länger er mit Irmingard zusammenlebt, um so gleichgültiger wird ihm alles Äußere, worauf er früher Wert gelegt hat.

Er ist ein begüterter Mann, aber kein Krösus, und manchmal erschrickt er ein wenig, wenn ihm Rechnungen vorgelegt werden, und es ist ihm peinlich, sich diese Riesensummen von daheim schicken zu lassen.

Aber sooft er daran denkt, feste Pläne und Berechnungen für die Zukunft zu machen, kommt irgendein neuer Plan Irmingards dazwischen; dieser letzte war Athen.

Nun leben sie seit zwei Tagen in dem großen Hotel, und Irmingard ist noch kaum auf die Straße gekommen.

Sie liegt wie eine geknickte Blume da, sieht bleich und müde aus und hat tiefe Ränder unter den Augen.

Friedel Wolter trauert um jede Stunde, in der sie untätig, mit dem nervösen Ausdruck im Gesicht, daliegt.

Einen ganzen Vormittag hat er neben ihr gesessen und hat sie zu trösten und aufzurichten versucht; dann aber war sie es, die bat:

„Geh, tu mir den Gefallen und geh aus, Friedel! Ich ertrag's nicht, daß du hier bei mir sitzt! Sieh dich um und erzähl' mir, wie es ist. Und wenn du lieb bist, bring' mir Blumen mit — Blumen ohne Duft; etwas, was still und heiter macht — du wirst schon etwas finden!"

Als er dann wiederkam, hat er beide Hände voll von diesen Margueriten gehabt, und Irmingard hat sich inniger darüber gefreut als über ein kostbares Geschenk.

„Wie ist es hier, Friedel — sag'? Ist es überwältigend? Ist es so, daß man alles darüber vergißt: Müdesein, Kopfschmerzen, Nervosität?"

Er weiß es noch nicht; er ist nur in einem großen Park gewesen, hat sich einige der Denkmäler, ein paar von den Hauptstraßen angesehen. Die Akropolis hat er nur von weitem liegen sehen.

„Ohne dich ist nichts schön, Liebes, Geliebtes!"

Sie hat ihm das Gesicht entzogen, denn sie kann seine Küsse nicht gut ertragen, wenn sie in dieser gequälten, etwas nüchternen Stimmung ist. Zum Zärtlichsein gehört ein Geschwelltsein der Seele! Gehört erhöhter Lebensgenuß — oder — —

Ja, sie könnte sich denken, daß man auch in müder, verzagter Stimmung Zärtlichkeiten und Liebesworte gut ertragen könnte — aber nicht von einem Manne wie Friedel, nicht von solch einem lieben treuen Menschen, der keine leisen Griffe kennt, dessen Stimme nicht flüstern kann, dem es nun einmal nicht gegeben ist, die allerfeinsten Schwingungen einer Menschenseele mitzuempfinden.

Am Nachmittag hat er wieder ohne sie in die Stadt hinausgehen müssen, hat ihr Wunderdinge bei seiner Rückkehr erzählt, und am Morgen dieses Tages hat sie neben ihm in einem von diesen wie unsinnig daherrasenden Autos gesessen, ist mit ihm zur Akropolis gefahren und ist für ein paar Stunden wie von Flügeln getragen einhergeschwebt.

Nun aber ist es zu Ende mit ihrer Kraft.

Fast weinend ist sie zurückgekehrt, hat das Gabelfrühstück nicht mit ihm nehmen können, und liegt nun hier im verdunkelten Zimmer, während der liebe gehorsame Mann wieder einen seiner Streifzüge in die Stadt unternimmt.

Wie merkwürdig ist das Leben! Immer überrascht es!

Da, wo man sich das Größte versprochen hat, enttäuscht es, und dann plötzlich wieder strömt es seinen Segen ungeahnt über einen aus!

Rom hat sie im Anfang doch eigentlich enttäuscht! Oder war sie auch da schon müde?

Florenz und Neapel aber haben sie entzückt!

Ein stiller Winkel in der Schweiz hat sie für ein paar Wochen in einen Traum von Verliebtheit eingewiegt, daß sie fast darin steckengeblieben wäre.

Mein Gott, wie war sie da unersättlich gewesen nach seinen Küssen und Liebesbeteuerungen! Wie oft hat sie da gesagt:

„Ach, Friedel, was wollen die Menschen denn mehr als das Glück der Liebe! Schließt das nicht alles, alles andere ein? Sieh, wenn ich mein ganzes langes Leben hier in diesem kleinen Erdenwinkel mit dir leben sollte, ich wollte zufrieden sein! Nur immer wissen: du liebst mich — du liebst mich! Geh, sag' es mir immer immer wieder, daß du mich liebst!"

Ja, so war sie damals gewesen.

Aber dann plötzlich in einer Nacht war es über sie gekommen, daß sie weitermußten: etwas sehen, etwas anstaunen, neue Schätze sammeln, damit die Seele nicht leer wurde, und damit die Gedanken etwas zu denken hatten.

Er hatte das verstanden — wollte doch selber sehen und zeigen und sich an ihrer Freude freuen!

Athen hatte wohl ursprünglich auf seinem Programm gestanden; er hatte es dann aber aus Vernunftsgründen gestrichen und ist nun dennoch zufrieden, daß er ihr nachgegeben hat.

Ja, Friedel ist einverstanden — ist mit allem, allem einverstanden, was Irmingard von ihm verlangt!

Ihr selber aber ist nicht ganz wohl zumute. Ihr fehlt etwas, und sie weiß nicht, was es ist.

Sie denkt jetzt viel an die Mutter, die wirklich zu dem Bruder gegangen ist und frohe Briefe schreibt, und sie denkt auch an Beatrix, die als große gefeierte Dame im fremden Erdteil lebt.

Oft sehnt sie sich nach beiden!

Es war trotz allem und allem schön und gut in dem großen unordentlichen Hause vor München — in der Arbeitsstube des Vaters!

Wenn es ginge, wenn sie wieder zurück könnte, wenn alles wieder so werden könnte, wie es vordem gewesen, ob das wohl gut wäre? Ob sie das wohl möchte?

Ihre Hände spielen mit den weißen Sternblumen; sie führt sie an ihre Lippen und legt sich zwei von ihnen auf ihre Augen.

Schlafen! Wenn sie schlafen könnte!

Aber das Frieren hält sie wach, und außerdem erscheint es ihr unsinnig, in Athen zu sein und zu schlafen.

Ein Seufzer kommt aus ihrem Mund: „So geht es nicht weiter!"

Nein, so wie in all diesen Monaten kann sie nicht weiterleben. Sie muß einen Ruhepunkt haben — muß irgendwo „zu Hause" sein! Aber wo?

Wenn sie es ihm klarzumachen versucht, wird er wieder mit dem Vorschlag kommen, mit ihr an einen stillen Winkel am Meer oder im Gebirge zu gehen, und das ist doch nicht das, was ihr not tut, wonach sie sich sehnt.

„Heimat," sagt sie leise, „eine Heimat möchte ich haben! Nicht zwei Zimmer in einem fremden Hause, nicht dieses Fahren von Ort zu Ort! In Ruhe sein — arbeiten können!

Und wie da zum ersten Male seit der großen Veränderung, die in ihr Leben gekommen ist, der Gedanke „Arbeit" in ihr ersteht und sogleich riesengroß wird, leuchten ihre Augen, und die matt gewordenen Züge des Gesichts beleben sich.

Sie denkt an die Figur „Sehnsucht", die sie zum Hochzeitsgeschenk für Beatrix geschaffen hat; aber Beatrix hat sie nicht mitnehmen dürfen; sie steht in München in einer Ausstellung, und eine Zeitung hat über sie geschrieben:

„Noch kein Meisterwerk, aber alle Ansätze dazu sind vorhanden. Man wird die Bildhauerin Irmingard Fellhauer im Auge behalten müssen!"

Damals, als sie das zuerst gelesen hat, ist sie so befangen gewesen von der neuen Phase, die durch den Mann in ihr Leben gekommen ist, daß alles, was an die verflossene Arbeitsperiode erinnerte, ihr klein und belanglos erschienen ist.

Nun plötzlich, an diesem langen Nachmittag, geht eine große Wandlung in ihr vor.

Nicht Liebe ist das Eigentliche, was ihr Leben ausmachen darf, sondern das andere ist es: die Arbeit — die Kunst!

Sie hat für eine Spanne Zeit Weib sein müssen, um dann um so intensiver Künstlerin sein zu können!

Und wieder arbeiten ihre Gedanken an dem Plan, irgendwo eine Heimat zu finden.

Bis zum heutigen Tag hat sie nur selten daran gedacht, daß doch eine Heimat für sie vorhanden ist, daß ihr lieber guter Mann, der sich müht, all ihren Wünschen gerecht zu werden, diesen großen Besitz hat, den sie nur aus seinen Erzählungen kennt, den sie mit eigenen Augen noch nicht gesehen hat, und von dem er ihr auch nur in besonderen Feierstunden spricht. Sein Gesicht hat dann einen ganz anderen Ausdruck, als wenn er der zärtliche Ehemann der Künstlerin Irmingard ist, der ihr versprochen hat, ihr den Alltag fernzuhalten.

An diesem Nachmittag nun, da das große Frieren in ihr ist, und da ein neuer Winter in fremden Städten, in Hotels oder Pensionen als etwas Unerträgliches vor ihr liegt, steht es fest in ihr, daß sie mit ihm in seine Heimat gehen wird.

Die Augen, die ein wenig trüb geworden waren, beginnen zu leuchten; die große Müdigkeit weicht.

Sie wirft die Decken, in die er sie eingewickelt hat, von sich ab, reckt sich, überlegt noch eine Sekunde und springt dann von ihrem Lager auf. Sie ist wirklich ein wenig schwach geworden, schleppt sich mit einiger Mühe zum Fenster und zieht die schweren Vorhänge auf.

Von Athen aber bekommt sie von diesem großen Fenster aus nichts zu sehen; der Blick geht hier nur auf einen großen, wunderschön angelegten Hotelgarten mit Palmen und Oleanderbäumen, mit Spätrosen und Phloxmauern, mit Zierbeeten, gelben Kieswegen und weißen Lauben: einen Garten, wie er überall in allen Ländern zu finden ist, aber nichts, was „Griechenland“ bedeuten könnte!

Nun sitzt sie und wartet auf die Rückkehr des Mannes, um ihn mit ihrer großen Neuigkeit zu empfangen, mit diesem von Augenblick zu Augenblick drängender werdenden Wunsch, mit ihm in seine Heimat zu fahren.

Lange bleibt er, und in Irmingards Gesicht arbeitet die Ungeduld.

Die Dämmerung zieht nieder, und sie wandert in dem großen, vornehmen und doch langweiligen Hotelzimmer auf und nieder.

Was nützt ihr Athen, wenn sie zu müde ist, um zu genießen! Was nützen ihr alle Schönheiten der Natur, wenn eine ewige Sehnsucht in ihr Leben muß!

Mein Gott, welch furchtbares Wort ist das: „Sehnsucht!“

Ist sie je in ihrem Leben ohne Sehnsucht gewesen? In ihrer Kindheit? Nein, auch da nicht — auch da waren schon Schmerzen und Wünsche, die keine Erfüllung fanden!

Dann die Zeit der ersten Hoffnung auf eignes Schaffenkönnen, doch auch eine nie endende Sehnsucht!

Und dann das schöne Gefühl: Die Liebe wird's fertigbringen, was nichts anderes bisher vermocht hatte! Die Liebe wird dir Ruhe und Frieden geben!

Ein Jahr und länger ist sie in diesem Wahn geblieben; nun aber ist auch die Liebe erschöpft, und die Sehnsucht klopft wieder an ihre Seele und läßt sich nicht beruhigen und läßt sich nicht betäuben, sondern wächst und wächst und vergällt alles, was gut und schön sein könnte — macht krank und mutlos und schwach.

Ein leiser Jubelruf kommt über Irmingards Lippen, als die Tür sich öffnet. Sie fliegt in ihres Mannes Arme.

„Lieber, lieber Friedel!“

Er hebt sie hoch in die Luft; ein Druck fällt von ihm ab.

Er hat befürchtet, sie elend und schwach zu finden, und sieht nun in ein leuchtendes Gesicht.

„Komm hier ans Fenster!“ bittet sie, „seit einer halben Stunde habe ich hier gesessen und habe mir etwas ausgedacht — etwas Wunderschönes!“

Sie sitzt auf seinen Knien und hat ihr Gesicht an das seine gelehnt.

Er hätte Lust, ihr zu erzählen, was er gesehen. Er ist in einer Halle gewesen und hat Unendliches erschaut. Schauer sind ihm durch die Seele gegangen!

Er hat an seine Jugendzeit denken müssen, an jene Zeit, in der er zuerst von diesen Schätzen und den Sagen, die sich daranknüpfen, erfahren hat. Wie ein geisterhafter Zug sind ihm seine Schulzeit und die darauffolgenden Jahre des unaufhaltsamen Eindringens in die geistige Welt vorbeigezogen.

Hier in diesem Lande wollen seltsame neue Gedanken über Wert und Unwert aller irdischen Dinge ihn ergreifen, und er hat mit Irmingard darüber sprechen wollen, hat gehofft, einen gleichen Klang in ihrer Seele zu finden.

Nun sitzt sie auf seinem Schoß wie ein kleines Mädchen, das seine Wünsche vorbringen will, und es dauert eine Weile, bis er sich so weit umgestimmt hat, daß er ihren Ton begreift.

Erst hört er ein wenig zerstreut zu, dann plötzlich, als ihr Gesicht ernster wird, als sie den ganz bestimmten Wunsch ausspricht, endlich, endlich eine Heimat zu haben, ist er mit all seinen Gedanken bei ihr. In seine Augen ist ein Ausdruck gekommen, den sie nicht recht versteht; aber Freude ist das nicht, und seltsamerweise läßt er sie aus seinen Armen gleiten und hat keine kleinste Zärtlichkeit für sie übrig.

Sie sitzt in einem Sessel, in den er sie hineingedrückt hat, sieht mit großen staunenden Blicken zu ihm auf und fühlt plötzlich, daß da etwas sein muß, was ihn quält, was ihn ihr entfremdet.

(Fortsetzung folgt)


DELLIEHAUSEN


„Friesia" Ges.gesch.


Grote Sekt
Gold
AUG. GROTE & Co
HOFLIEFERANTEN
FRANKFURT a/M
Deutsches Erzeugnis.


ROBERT BOSCH VERKAUFS
BOSCH

Allgemeine Notizen.

Frankfurter Kunstverein, Junghofstraße 8 (am Roßmarkt) werktags 9½ bis 6, Sonntags 10½ bis 1. Erstklassige Kunstausstellung. An- und Verkauf. Verlag.

Das Meßabzeichen für die Frankfurter Herbstmesse wird wiederum die Gestalt eines Notizbuches haben. Der Umschlag des Ausweises für Einkäufer ist diesmal lilafarbig. Bei Vorausbestellung kostet das Abzeichen 15 Mk., nach der Eröffnung der Messe 20 Mk. Es empfiehlt sich deshalb, das Abzeichen jetzt schon zu bestellen. Das Meßadreßbuch erscheint in zwei Bänden und enthält im ersten Teil ein alphabetisches Firmenverzeichnis und ein Standverzeichnis, in dem die Aussteller nach Meßhäusern und der Reihenfolge der Standnummern aufgeführt werden, im zweiten Teil ein Warenverzeichnis, in dem die Aussteller ihre Firma unter jedem gewünschten Artikel aufnehmen lassen können. Der Preis beider Bände beträgt 15 Mk. Bei rechtzeitiger Bestellung erfolgt der Versand einige Tage vor Beginn der Messe.

Die Tragik des gegenwärtigen Geschehens ist zu schwer, als daß sie von den Lebenden in ihrer ganzen Furchtbarkeit und Größe erfaßt werden könnte. Wir stehen am Rande eines Abgrundes, der nicht zu überbrücken ist, außerdem sind wir untereinander innerlich und äußerlich geschieden und entfremdet. Zerstörende Menschen verbreitern ständig die Basis des Unglücks, Verzweifelnde werden vom Abgrunde verschlungen, Taumelnde müssen ihnen folgen, Wissende warnen und deuten. Nur wenige haben sich den Glauben gerettet, und noch wenigere haben die Kraft, sich selbst zu überwinden und den Mut zu neuer Tat; denn was wir erleben ist nicht nur ein Ende, sondern auch ein Anfang: die Geburtsstunde eines neuen Zeitalters! Graf Hermann Keyserling hat den unerschütterlichen Glauben an den Sieg der Weisheit. Der Entseelung der Welt, der Herrschaft des Verstandes muß notwendig die Wiederverknüpfung von Geist und Seele folgen. Dieser starke Glaube hat bereits Gefolgschaft gefunden. Der Großherzog von Hessen hat in Verbindung mit anderen denkenden und zuversichtlichen Menschen die Keyserling-Stiftung für freie Philosophie in Darmstadt errichtet, um die von dem Grafen Keyserling in seinem bedeutenden Manifest „Was uns not tut — Was ich will" als gleichwertig neben Kirche und Universität geforderte Schule der Weisheit zu ermög-

lichen, eine frei sich entfaltende Heimstätte für Weltanschauung und Lebensgestaltung, die hohe Schule für Lebensinhalt und Lebensform. Aus diesem Geiste heraus ist im Otto Reichl Verlag in Darmstadt bereits eine größere Anzahl höchst wertvoller Bücher erschienen, von denen diese Verlagshandlung auf Verlangen jedermann gern ein ausführliches Verzeichnis postfrei zugehen läßt. Wir bitten diesbezüglich die betreffende Anzeige auf Seite 318 der vorliegenden Nummer gefälligst nachlesen zu wollen. Die Mission derer, die solche Werke der Humanität im höchsten Sinn schaffen, verlegen, verbreiten, lesen und in die Tat umsetzen, kann nicht zweifelhaft sein!

Wärmewirtschaft. Die bereits seit den Kriegsjahren einsetzende Umstellung von Industriefeuerungen auf minderwertige Brennstoffe hat einen starken Anstoß dadurch erhalten, daß unsere vermehrte Zwangslieferung von Steinkohle dazu nötigt, den Ausfall durch minderwertige Brennstoffe zu ersetzen. Das Fehlen allgemeiner Erfahrungen auf diesem Gebiete kann leicht zu übereilten und unzweckmäßigen Schritten bei der Umstellung führen. Die Hauptstelle für Wärmewirtschaft veranstaltet daher zum Austausch von Erfahrungen, im Einvernehmen mit dem Reichskohlenrat, anläßlich der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure am 16., 17. und 18. September eine Tagung, auf welcher die folgenden Fragen durch kurze Berichte und gründliche Aussprache geklärt werden sollen: Umstellung von Dampfkesselfeuerungen auf Braunkohle, Verwendung von Braunkohle für Industrieöfen, Verwendung von Torf für Dampfkesselfeuerungen, Halbgasfeuerungen, Kohlenstaubfeuerungen, Ersparnisprämien in der Wärmewirtschaft, Möglichkeit von Ersparnissen im Zentralheizungsbetriebe. Eine Ergänzung der im Meinungsaustausch zu behandelnden Fragen bilden Vorträge von Dr. Aufhäuser, Hamburg: Neuere Ansichten über Brennstoffe und Verbrennung.

Die angesehene Schnellpressenfabrik Faber & Schleicher, Aktien-Gesellschaft in Offenbach a. M., die sich seit fünfzig Jahren mit der Herstellung von lithographischen Schnellpressen verschiedener Arten befaßt und durch die Güte ihrer Erzeugnisse Weltruf erlangt hat, widmet sich seit nahezu zwei Jahrzehnten auch dem Bau von Buchdruck-Schnellpressen. Es ist ihr gelungen, auch auf diesem Gebiete Hervorragendes zu schaffen und sich für ihre Maschinen die Anerkennung der Fachwelt zu sichern. Die Firma brachte zuerst eine kleine Akzidenz-Schnellpresse

„Gretel“ auf den Markt, die sich rasch einführte und heute bereits weite Verbreitung gefunden hat. Einige Zeit danach folgte dann ein schwereres Modell für Autotypiedruck, die Schnelläufer-Buchdruck-Schnellpresse „Tell“, wie die „Gretel“ eine erstklassige, bestens durchkonstruierte Maschine, deren Leistungsfähigkeit auch den verwöhntesten Ansprüchen zu genügen vermag. Beide Typen sind nach modernen Gesichtspunkten gebaut (Schnelläuferpressen, Rollenbewegung, „Tell“ mit drei Rollenbahnen) und mit allen technischen Neuerungen und Verbesserungen ausgestattet, sodaß sie mit Recht zu den vollkommensten Druckmaschinen der Neuzeit gezählt werden.

Friedrichroda (Thüringen.) Der diesjährige Kurbetrieb bestätigt den alten Ruf des weltbekannten Luftkurortes wieder in vollem Umfange. Selten hat Friedrichroda einen so lebhaften Besuch aufzuweisen gehabt, wie in diesem Jahre. Und wie auf der einen Seite hier die Natur die reichste Fülle von Schönheit entfaltet, so bieten auf der andern Seite die mannigfachen Unterhaltungen Zerstreuung und Abwechslung. Das Kurorchester ist wesentlich verstärkt und wird vortrefflich geleitet; das Kurtheater und die Thüringer Waldbühne sind auf beachtenswerte künstlerische Höhe gebracht; dem sportlichen und geselligen Leben läßt die rührige Kurverwaltung pfleglichste Behandlung zu Teil werden. Alle Vorzüge eines Kurortes finden sich also in Friedrichroda vereinigt. Besonders geschätzt aber ist es als Nachkurort. Wer in Kissingen, Nauheim, Ems, Wildungen, Wiesbaden, Karlsbad, Marienbad usw. Heilung gefunden hat, der sollte nicht versäumen, zur Nachkur Friedrichroda aufzusuchen, um hier in der nervenstärkenden Tannenluft den Körper weiter zu kräftigen. Auch die Herbstmonate sind für diesen Zweck vorzüglich geeignet. Wer aber erst in den Friedrichrodaer waldumrauschten Bergen Einzug gehalten hat, der wird mit dem Dichter, der einst Friedrichrodas Schönheit besang, sagen: Seit michs hierher zu wandern zum ersten Male trieb, gewann ich keinen andern wie diesen Ort so lieb.

Erleichterung der Einreise in Südtirol. Wenn jemand nach Südtirol fahren will, benötigt er unbedingt einen Reisepaß mit einem Sichtvermerk der deutschen Behörden. Das italienische Visum bekommt er auf Grund einer Einreisebewilligung, die die Kurverwaltung in Meran oder die Fremdenverkehrskommission in Bozen besorgen. Die Erledigung erfolgt am selben Tage post-

wendend. Einzusenden sind: Personaldaten und ständiger Aufenthaltsort. Das italienische wie das österreichische Visum sind durch die zuständigen Konsulate einzuholen. Das italienische Visum wird in Innsbruck nicht erteilt. Durchreiseerlaubnis für Tirol ist nicht notwendig. Vorsichtshalber sind Geburts-, Heimatschein und Leumundszeugnis mitzunehmen. Die Aufenthaltsdauer ist unbeschränkt.

Automobil-Prüfungsfahrten fanden früher in Deutschland alljährlich statt; sie hatten nicht nur sportliches Interesse, sondern wirkten auf die ganze einschlägige Industrie äußerst anregend und erlangten dadurch erhebliche volkswirtschaftliche Bedeutung. Unsere gegenwärtige wirtschaftliche Lage verbietet uns einstweilen noch die Wiederaufnahme dieser belebenden Veranstaltungen. Trotzdem aber will unsere rührige Automobil-Industrie zeigen, was sie kann, wie sie es verstanden hat, die reichen Erfahrungen des Krieges auszuwerten, und dafür bietet sich für sie jetzt in der Teilnahme an den großen ausländischen Wettbewerben die beste Gelegenheit. Erst kürzlich bot sich eine solche in der großen Finnischen Zuverlässigkeitsfahrt, die unter starker internationaler Beteiligung am 31. Juli stattfand. Nach dem Urteil erfahrener Sportsleute stellte diese Prüfung noch höhere Anforderungen an Wagen und Fahrer, als die wegen ihrer unerhörten Schwierigkeiten bekannte Zuverlässigkeitsfahrt Stockholm—Göteborg. Umsohöher ist in Anbetracht dessen der glänzende Erfolg zu bewerten, mit dem unsere rühmlichst bekannte heimische Marke „Wanderer“ bei der Konkurrenz abschnitt. Alle vier gestarteten 5/15 PS-Wagen blieben strafpunktfrei und belegten damit die vier ersten Plätze ihrer Klasse. Die hervorragende Leistung dieses kleinen Typs fanden allseitige Bewunderung und trugen der Marke „Wanderer“ die vier ersten Preise der Kategorie, in welcher die Wagen gestartet hatten, ein. Als Touren- und Gebrauchswagen bieten die „Wanderer“-Zwei- und Dreisitzer durch ihre kleinen Abmessungen den Vorteil weitestgehender Verwendungsmöglichkeit; vorwiegend aus dem gleichen Grunde sind sie auch besonders billig im Betrieb, ein weiterer nicht zu unterschätzender Vorzug.

Auf dem Gebiet der inneren Geschäftseinrichtung bahnbrechend gewirkt zu haben, ist die weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannte Firma Heinrich Zeiß (Unionzeiß), Frankfurt a. M. Dieser Firma verdanken wir in erster Linie die Bekanntschaft mit allen

jenen großen und kleinen praktischen Apparaten und Möbeln, die heutzutage in keinem Büro und Herrenzimmer fehlen dürfen. Über die ganze Welt verbreitet sind die bekannten Union-Bücherschränke, Briefordner, Schreibtische, Kopiermaschinen usw. Ein trefflicher Beweis für die außerordentliche Wertschätzung, deren sich die „Union"-Fabrikate erfreuen, ist die Einrichtung einer großen Anzahl von Geschäftshäusern, Banken, Behörden usw. Einer der verbreitetsten Artikel aber, dessen Einführung der Firma Heinrich Zeiß zu verdanken ist, ist der Union-Bücherschrank aus einzelnen Abteilen. Wer einmal die Kataloge der Firma Heinrich Zeiß durchgesehen oder eine aus Union-Bücherschränken zusammengesetzte Bibliothek gesehen hat, wird es begreifen, daß heute in Deutschland Millionen von Büchern in den sich jedem Raum und Ort anpassenden Union-Zeißschränken aufbewahrt werden. Die Firma Heinrich Zeiß ist gern bereit, ernsthaften Interessenten ihre mit vielen Abbildungen versehenen Kataloge portofrei zur Verfügung zu stellen.

„Fathos"-Drahtsackverschlüsse führt außer Feldbahnmaterial als Spezialität die Firma „Fathos" Frankfurter Maschinen-Verkaufsgesellschaft, Schultz & Co., Frankfurt a. M., Gallusanlage 2. Diese unübertrefflichen Sackverschlüsse werden mittels Spezialmaschinen hergestellt und sind für jede Sackgröße passende S. M.-Stahldrähte, die mittels eines sinnreichen Apparates außerordentlich schnell und sicher jeden Sack verschließen. Dabei stellt sich dieser Verschluß ganz erheblich billiger, als das alte Hanf- und Juteband-Verfahren. Wie schnell sich dieser Verschluß in allen Industrien eingebürgert hat, beweist der gewaltige Umsatz von 250 Millionen Stück in verhältnismäßig kurzer Zeit.

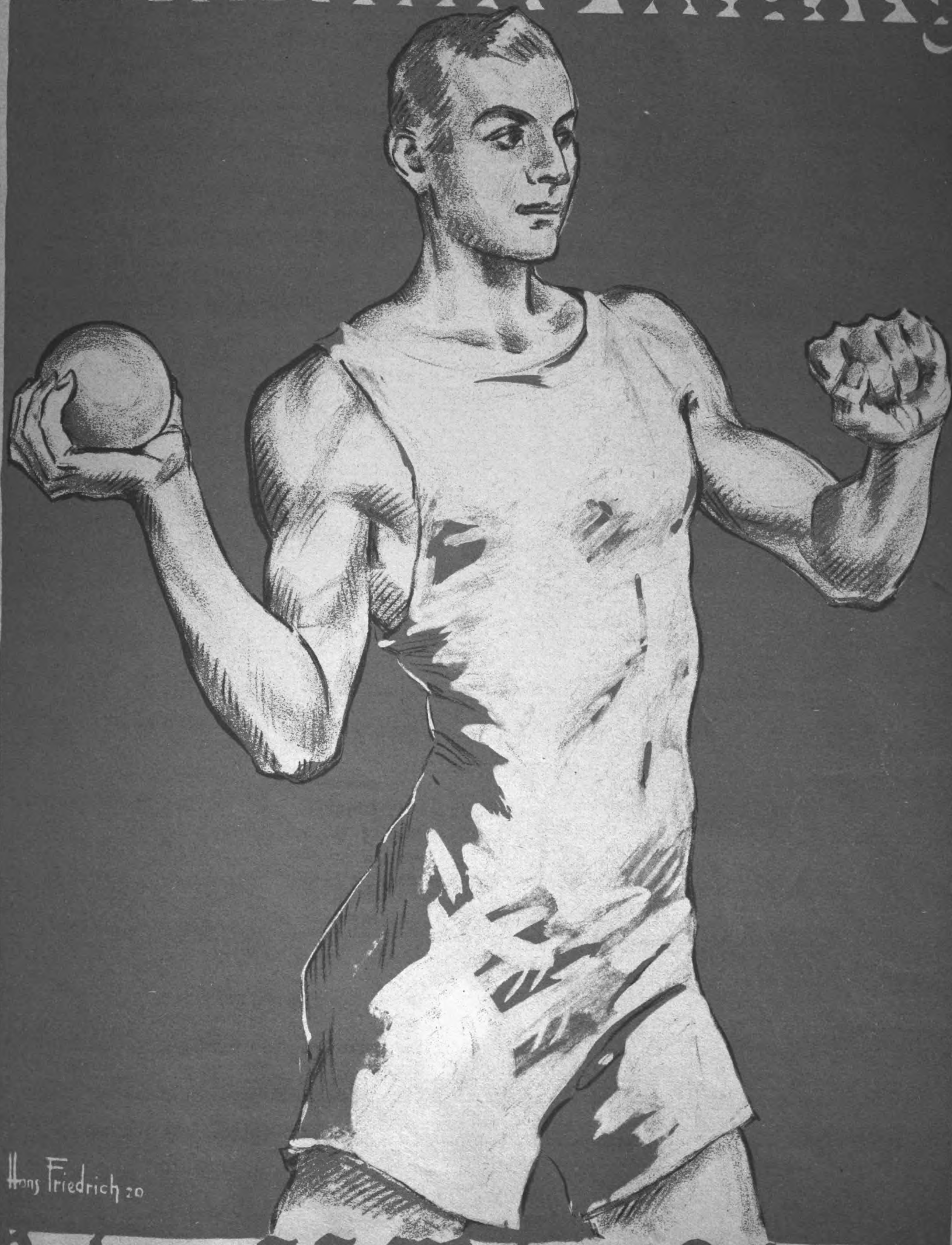
Ein empfehlenswertes Haarwuchsmittel für Kopfhaar und Augenbrauen ist das „Lu-Ol" (nach Professor Dr. Lotthoff) des alleinigen Herstellers Laboratorium Merkur (Emil Delage) in Karlsruhe i. B., Kronenstraße 1. Es wird dem aus kleinasiatischen Heilkräutern bestehenden „Lu-Ol" nachgerühmt, daß es bei nicht völlig aussichtsloser Glatze, kreis-, ring- und fleckenförmigem Haarausfall unbedingt Haarwuchs auf den kahlen Stellen, sofern auch nur noch Härchen vorhanden sind, hervorbringt und dünnes Haar zu dickem, kurzes zu langem, prachtvollem Haar wandelt; Schuppen und Haarausfall werden durch „Lu-Ol" beseitigt. Auf Verlangen sendet genanntes Laboratorium Merkur den kostenfreien Prospekt portofrei.





Hauptschriftleiter: Professor Otto Sonne; für diese Nummer verantwortlich: Hermann Schinke; für den Inseratenteil: Ernst Medel; sämtlich in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3.
Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H. Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber in Leipzig

Nr. 4030 Einzelpreis 3 Mark (Vierteljährlich 32 Mark) 155. Band

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Inzucht in der Pflanzenkultur. Obgleich über die Wirkungen der Inzucht bei Menschen und Tieren zwar sehr viel geschrieben worden ist, herrscht doch in vielen wichtigen Punkten noch viel Unklarheit. Inzwischen hat aber planvolle Forschertätigkeit in der Pflanzenzüchtung einige bedeutsame Ergebnisse gezeitigt, die ebenso allgemein interessant wie praktisch wertvoll sind. Inzucht bzw. geschlechtliche Vereinigung nahe verwandter Pflanzenstöcke (viele Pflanzen sind selbststeril, d. h. sie bleiben, mit eigenem Blütenstaub belegt, unfruchtbar) kann in zweierlei Richtung auf die Nachkommenschaft von schädlichem Einfluß sein: Nach der Spaltungsregel von Mendel können rezessive Merkmale, die im Einzelwesen heterozygotisch vorhanden, d. h. nur von einem Elter ererbt sind und darum nicht zur Entwicklung kommen, bei Vereinigung nahe verwandter Individuen von väterlicher und mütterlicher Seite zusammentreffen und damit homozygotisch werden, also in einem Teil der Nachkommenschaft in die Erscheinung treten und rein erblich werden. Das gilt z. B. für gewisse krankhafte Veranlagungen beim Menschen, und daher kommt es, daß bei fast allen Völkern die Geschwisterehe verboten ist. Solche Erscheinungen sind nach Mendel vollkommen verständlich. Noch nicht erklärt ist aber eine andere nachgewiesene Wirkung der Inzucht, die in Pflanzenversuchen oft sehr deutlich hervortritt, freilich bei weitem nicht überall. Es gibt namentlich unter unseren Nutzpflanzen viele, wie Gerste, Hafer, Weizen, dann besonders Schmetterlingsblütler, z. B. Erbsen und Bohnen, bei denen regelmäßig die Bestäubung innerhalb einer und derselben Blüte erfolgt, und die trotzdem keinen Rückgang durch Inzucht zeigen. Andere aber sind ausgesprochen empfindlich gegen Wirkungen der Inzucht, z. B. der Roggen und namentlich der Mais. Die Empfindlichkeit zeigt sich darin, daß von Generation zu Generation die Wüchsigkeit der Pflanzen abnimmt; sie werden kleiner und schwächlicher, zugleich ärmer an Ertrag, ja, die Fähigkeit, keimfähigen Samen zu bringen, kann ganz aufhören. Verschiedene Rassen der gleichen Pflanzenart können sich hierin verschieden verhalten; die einen sterben an der Inzucht bald ganz aus, die andern lassen sich viele Generationen lang auf einem nur mäßig geschwächten, dann aber nicht weiter zurückgehenden Stand rein züchten. Nun haben jahrelang fortgesetzte Beobachtungen das ebenso merkwürdige wie praktisch wichtige Ergebnis gezeitigt, daß man eine Art sofort wieder zu starker Wüchsigkeit hinaufzüchten kann, wenn man zwei durch Inzucht geschwächte Stämme, die nur nicht zu nahe miteinander verwandt sein dürfen, miteinander kreuzt. Die so erhaltene Nachkommenschaft übertrifft ihre Eltern an freudigem Wuchs oft um ein mehrfaches! Auf Grund dieser Erfahrung geht man bereits in Amerika in der Züchtung des Maises vor, der dort große Bedeutung als Nährpflanze hat. Man züchtet bestimmte Sorten ständig rein in der durch Inzucht geschwächten Form; um Saatgut für den Verkauf zu erhalten, pflanzt man dann reihenweise zwei solche Sorten abwechselnd durcheinander und entfernt vor dem Öffnen der Staubbeutel immer aus je einer von zwei Reihen sämtliche männlichen Blütenrispen. Dann wird ebenso reihenweise geerntet; so erhält man von den kastrierten Pflanzen ein Saatgut, das nur Bastardnachzucht liefert, von den anderen, damit abwechselnden Reihen die betreffende Sorte in Reinzucht. Letztere Saat wird für den gleichen Züchtungszweck aufbewahrt, das Kreuzungsprodukt kommt zum Verkauf und gibt starkwüchsige, ertragreiche Pflanzen. Letztere sind aber für Nachzucht nicht zu verwenden, weil in der folgenden Generation die gekreuzten Merkmale aus- und durcheinander „mendeln“, so daß eine ganz ungleichartige Nachkommenschaft sich ergibt. In gleicher Richtung und mit gleichem Erfolg ist in Deutschland in der Tabakzüchtung gearbeitet worden. Nach diesen Erfahrungen darf also der Züchter, was ja für seine Zwecke, zur Reinerhaltung der Rasse, oft unbedingt notwendig ist, ungescheut Inzucht treiben, obwohl er weiß, daß seine Pflanzensippen dabei herunterkommen; er muß sich nur die Möglichkeit offen halten, durch geeignete Sippenkreuzung die zu wünschende Wüchsigkeit wiederherzustellen. Die eigentliche Ursache der geschilderten Abschwächung, als Folge der Inzucht, bleibt noch zu erforschen; „Blutauffrischung“ ist nichts als ein Wort für eine noch unverstandene und unerklärte Erscheinung. Dr. Hugo Fischer.

Weiße Indianer. Unter diesem Kennwort geht jetzt eine Notiz durch die Tageszeitungen, nach der ein amerikanischer Forscher, Dr. Alexander Hamilton Rice, bei der geographischen Erforschung der nördlichen Nebenflüsse des unteren Amazonenstromes einen weißhäutigen Indianerstamm entdeckt haben will. Dr. Rice stieß auf seiner Forschungsreise (1919—1920) bei der geographischen Aufnahme einer Flußinsel auf 200 weiße, je über 2 m große, stark bewaffnete Indianer. Es gelang Rice nicht, mit ihnen in friedlichen Verkehr zu kommen; vielmehr entspann sich ein kurzer Kampf, dem die Flucht der Amerikaner im Boote folgte, auf der sie vier Tage und Nächte lang von den Indianern verfolgt wurden. Doch glückte es Rice schließlich, mit seinen Begleitern wohlbehalten sein Standquartier wieder zu erreichen. Die kurzen Angaben lassen uns kein klares Bild des Zusammentreffens gewinnen. Daß die Indianer bei dem plötzlichen Auftauchen der Fremden ebenso überrascht waren wie diese, ist selbstverständlich. Daß sie bewaffnet herbeieilten, um sich mit den in ihr Gebiet eingedrungenen Fremden auseinanderzusetzen, ist ebenfalls einleuchtend. Dem brauchte aber noch keine feindliche Absicht zugrunde zu liegen, wie Dr. Rice annahm, der nun nichts Eiligeres zu tun hatte, als in die aufgeregt anstürmende Masse zu schießen. Daß sich danach die Indianer feindlich verhielten, ist erklärlich. Durch seine allerdings verständliche Nervosität hat sich Dr. Rice der Möglichkeit beraubt, dieses interessante, hochwüchsige und hellfarbige Volk zu untersuchen, was doch seiner Angabe gemäß das Ziel seiner sieben Forschungsreisen war. Er hat damit zugleich seinen Nachfolgern die Möglichkeit friedlicher Forschungsarbeit bei diesem Stamm sehr erschwert. Was die Frage der Weißhäutigkeit dieser Indianer anlangt, so gibt es Sagen über weiße Indianerstämme in verschiedenen Gegenden des tropischen Südamerikas, und seit dem Entdeckungszeitalter werden immer wieder Berichte über solche angeblich weiße Stämme geliefert. Bisher ist kein weißer Indianerstamm gefunden worden; doch kennt man eine Menge hellfarbiger Stämme vom hellsten Gelbbraun, die den Eindruck weißer, durch Sonnenbrand gedunkelter Menschen erwecken. Die amerikanische Rasse umfaßt eben alle Abstufungen der Hautfarbe vom hellsten Gelbbraun bis zum tiefsten Schwarzbraun. Insofern sind hellfarbige Indianerstämme durchaus nichts Auffälliges. Dr. Rice scheint bei der Wichtigkeit, die er seiner Entdeckung beimißt, ihnen eine andere Bedeutung zuzulegen. Es spricht da wohl die uralte Ansicht mit von der in alter Zeit erfolgten Besiedelung Amerikas auch aus dem westlichen Teile der Alten Welt, über den Atlantischen Ozean hinweg, eine Ansicht, für die beim heutigen Stand unserer Erkenntnis trotz mancher auffälliger Erscheinungen für Südamerika kein Raum mehr ist. Man wird genauere Berichte von Dr. Rice abwarten müssen, um kritisch zu dieser Frage Stellung nehmen zu können. Dr. Fritz Krause.

Der Keim der Ästhetik beim Tier. Kürzlich berichtete jemand, ein Specht habe am Kirchturmdach in seiner aus Wäldern und Parken uns wohlbekannten Art „getrommelt“, worauf zwar natürlich keine Kerbtiere hervorkamen, wie aus einem Baumstamm, aber ein Schieferstein herausfiel. Der Fall steht nicht ganz einzig da; auch auf ein Türmchen des Phyletischen Museums in Jena setzte sich unlängst mehrere Wochen hindurch täglich mehrmals ein Buntspecht, vielmehr, er nahm Platz auf einem an dem Türmchen herablaufenden Draht und „trommelte“ mit vorgestrecktem Kopf und Schnabel auf dem Blechdach, wobei der Ton so laut klang wie sonst nie. Was veranlaßte ihn zu diesem Treiben, da er doch bald genug gemerkt haben muß, daß dort kein Futter zu holen war? Kein Zweifel: seine Natur läßt ihn an seinem Trommeln um so mehr Vergnügen empfinden, je lauter es klingt, und sichert damit vortrefflich seinen Trieb zur Nahrungssuche, da alte, hohle Bäume stets am ergiebigsten sind. Im vorliegenden Falle wurde also für den Vogel der ungewöhnlich laute Ton zu dem unwiderstehlichen Reiz, der zwecklose Handlungen auslöste. „Schön ist, was gefällt ohne den Wunsch, es zu besitzen“, sagte einmal Grillparzer, und gewiß kommt bei jenem scheinbar närrischen Vogel mehr Wohlgefallen an einer Sache an sich zum Ausdruck als bei einer Pfauhenne oder einem Kolibriweibchen, wenn sie sich dem herrlichsten Männchen ergeben; denn da ist die Schönheit nur Mittel zum natürlichen Zweck, und zudem – der Geschmack der Tiere ist sicher verschieden – wer weiß denn, ob wirklich die für uns schönsten Vögel ein an Schönheitsempfinden reicheres Innenleben haben als die einfacheren? Obiges Beispiel aber bringt uns in Erinnerung, daß auch beim Menschen der Sinn für das an sich Schöne entstanden sein muß als Ausstrahlung der ursprünglich zweckmäßigen Lustempfindungen bei Hunger und Liebe, also aus Fähigkeiten, die die natürliche Zuchtwahl steigerte. So bleibt also wieder einmal Darwin der Newton der organischen Natur, und das auch insofern, als nun wiederum längst beim gebildeten Menschen das ästhetische Empfinden einen gewissen „Nutzwert“ für die Arterhaltung erlangt hat und sich dadurch fortzüchtet. — Bei alledem vergessen wir nicht, daß eine einseitig-darwinistische Weltanschauung nicht hinreicht, die menschlichen Werte zu erfassen. Prof. V. Franz, Jena.

Die Ausbreitung des Schalls im Wasser. Als eines der wichtigsten Hilfsmittel für die Sicherung der Schiffahrt bei Nebel und für die Navigation sind in der letzten Zeit die Unterwasserschall-Signalmethoden eingeführt worden. Bei diesen Methoden kommt es darauf an, den Schall im Wasser in große Entfernungen zu leiten, und für ihre Brauchbarkeit ist jeder störende Faktor, der die Ausbreitung irgendwie beeinflussen könnte, von größter Bedeutung. Solche Störungen treten tatsächlich auf. Systematische Reichweitenversuche haben ergeben, daß in nicht zu tiefen Gewässern die Reichweite in hohem Maße von der Jahreszeit abhängig ist. Im Winter werden Reichweiten von vielen Seemeilen erzielt, und im Sommer reicht ein Schall von einigen hundert Watt Energieinhalt gelegentlich nur über ein oder zwei Seemeilen. Diese Abhängigkeit hat ihren Grund in der Temperaturschichtung des Wassers. Sie ist im Sommer anders als im Winter, und zwar lagern im Sommer warme Schichten über kälteren und im Winter umgekehrt. Nun ist die Schallgeschwindigkeit im Wasser von der Temperatur in dem Sinne abhängig, daß warmes Wasser eine höhere Schallgeschwindigkeit besitzt als kaltes. Ein horizontal im Wasser fortschreitender Schallstrahl wird daher im Sommer in seinem oberen Teil schneller laufen, der Schallstrahl wird sich nach vorn überbeugen, er wird nach unten zum Meeresboden hingekrümmt und dort schon nach kurzer Laufstrecke zur Absorption gelangen. Daher die kleinen Reichweiten im Sommer. Im Winter dagegen wird der Schallstrahl infolge der umgekehrten Temperaturschichtung nach oben hingekrümmt, erreicht die Wasseroberfläche und wird an ihr in schwachem Winkel total reflektiert und läuft so an der Oberfläche entlang mit vielfachen Totalreflektionen auf große Entfernungen. Die geringe Reichweite im Sommer wird um so mehr zur Geltung kommen, je weniger tief das Wasser ist. Es läßt sich errechnen, daß ein Schallstrahl bei einer Wassertiefe von 30 m und einem Temperaturunterschied von nur 1° zwischen Oberfläche und Boden schon nach 1000 m Laufstrecke im Sommer den Boden erreicht und so zur Absorption gelangt. Beobachtungen an Unterwasserfeuerschiffen zeigten, daß die Unterwasserglocke des Weserfeuerschiffs im Winter auf 13 Seemeilen, im Sommer nur auf 5 Seemeilen zu hören war. Diese Unterschiede werden geringer, je tiefer das Wasser ist. Während im Kriege für die Ostsee die Abhängigkeit von der Jahreszeit infolge der dort vorhandenen geringen Wassertiefe sehr erheblich war, ist in den Gebieten um England diese Schwierigkeit nicht aufgetreten. Diesem Umstande haben die Engländer ihre guten Erfolge in der Geräuschverfolgung der U-Boote zum Teil zu danken. Ludwig Thor.

Copyright September 23rd 1920 by Illustrirte Zeitung, J. J. Weber, Leipzig. Nummer 4030. 155. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4030. 155. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 32 Mark. Preis dieser Nummer 3 Mark. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift 4 Mark 20 Pfg. 23. September 1920.



Gemeinschaft Deutscher Automobilfabriken G.m.b.H.
(N·A·G – – HANSA-LLOYD – – BRENNABOR)
Berlin N.W. 7. Sommerstrasse 6

Lehrer * Behörden * Aerzte

Die Volkskrankheiten

Skrofulose, Rachitis, (Englische Krankheit), Tuberkulose

werden nach den fachärztlichen Erfahrungen der letzten Jahre teils sicher geheilt, teils erheblich gebessert durch die billige, bequeme und schnell wirkende Ultraviolett-Therapie mit Künstlicher Höhensonne — Original Hanau. Diese Ultraviolettbestrahlungen, der Hauptheilfaktor der Hochgebirgskuren, wirken wie ein längerer Aufenthalt in den Hochgebirgsorten und haben eine derart kräftigende Wirkung auf den krankheitsgeschwächten Organismus, „dass sie darin jedes andere Mittel weit übertreffen" (Zitat aus einer fachwissenschaftlichen Publikation von Prof. Dr. König, ordentl. Professor der Chirurgie an der Universitätsklinik in Marburg). Der gekräftigte Organismus wird durch die Ultraviolettbestrahlung mit Künstlicher Höhensonne — Original Hanau — wiederum — wie es beim Gesunden der Fall ist — instand gesetzt, sich gegen den Krankheitsangriff zu wehren und natürliche Gegengifte gegen die Krankheitsstoffe zu bilden (Selbsthilfe des erkrankten Körpers — daher natürlichste Heilmethode). Dieses bequeme und billige Heilmittel sollte **jedem Kranken bei seinem Arzt, jedem Unbemittelten durch die Stadt oder Gemeinde, jedem Schulkind in den Schulen** (aber nur bei dauernder Bewachung der Bestrahlungen durch den Facharzt — den Höhensonnenarzt —) zur Verfügung stehen. Jeder Volksfreund, dem die Volksgesundheit am Herzen liegt, die durch die Hungerblockade in so erschreckendem Masse gelitten hat, jeder Arzt, Politiker, Stadtverordnete, Lehrer, alle Eltern unterernährter, blasser, schwächlicher und deshalb skrofulose- oder tuberkulosegefährdeter Kinder sollten sich durch Studium nachstehender Schriften mit dem grössten medizinischen Erfolg des letzten Jahrzehnts, mit der Ultraviolett-Therapie durch Künstliche Höhensonne — Original Hanau —, vertraut machen:

1. „Der Feind nach dem Kriege. Unsere grösste Gefahr: die Tuberkulose" von Hippolyt Meles . Mark 2,30
2. „Skrofulose, ihre Ursachen, Bedeutung und Heilung" von Dr. med. Thedering . . . . Mark 2,90
3. „Die Behandlung der Rachitis durch Ultraviolettbestrahlung" von Dr. Kurt Huldschinsky . . . . Mark 3,40

Bestellen Sie diese Schriften **sofort** beim SOLLUX VERLAG, HANAU, Postfach 157 (Versand nur gegen Nachnahme.)
Alle 3 Schriften zusammen Mark 7,10 Nachnahme.

Wichtig für Kranke!

Wenn andere Heilmethoden versagen, erzielt die Ultraviolett-Therapie mit Künstlicher Höhensonne — Original Hanau —, der Hauptheilfaktor der Hochgebirgskuren, noch Erfolge auf fast allen Krankheitsgebieten.

Künstliche Höhensonne
— Original Hanau —

Erhebliche Abkürzung der Behandlungs- (Krankheits-)Dauer! Größter medizinischer Erfolg des letzten Jahrzehnts! Verlangen Sie „Aufklärungsschrift für Nichtärzte" kostenlos.

Fragen Sie Ihren Arzt!

Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H., Hanau, Postfach 242.

Die Schutzrechte und Fabrikationsverfahren zur Herstellung der Bestrahlungsapparate „Künstliche Höhensonne" werden für nachstehende Länder vergeben:

Vereinigte Staaten von Amerika, Kanada, England, Japan, Frankreich und Belgien, Italien, Spanien.



Schrank „Virchow"

ZEISS
Union-Bücherschrank
aus einzelnen Abteilen
gleichzeitig
Instrumentenschrank
für Ärzte
Katalog 377 portofrei
Heinrich Zeiss
(Unionzeiss)
Frankfurt a. M.

Das Beste zur Pflege der Zähne



Überall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H.
Berlin W 57, I. Deutsches Zahnärztehaus.



Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Direkt nur an Wiederverkäufer.
Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H.
Schramberg i. Wbg.

Detektiv Graeger Berlin W 9, Linkstr. 2 d
Kriminal-Beamter a. D. Tel. Nolldf. 2303
Erstklassiges reelles Büro. - Sämtliche Ermittlungen. - Spez. Auskünfte.

Das Kleinwohnhaus der Neuzeit. Von Prof. Dr. Erich Haenel und Baurat Prof. Heinrich Tscharmann. Lexikonoktav. 287 Seiten Text mit 308 Grundrissen, Abbildungen und Lageplänen sowie 16 farbigen Tafeln. Gebunden 20 Mk. **Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig 26, Reudnitzer Str. 1-7.**

Garantiert sicherste u. billigste Nervenstärkung. Dr. Hundhausen, Hohen-Unkel, Rhein

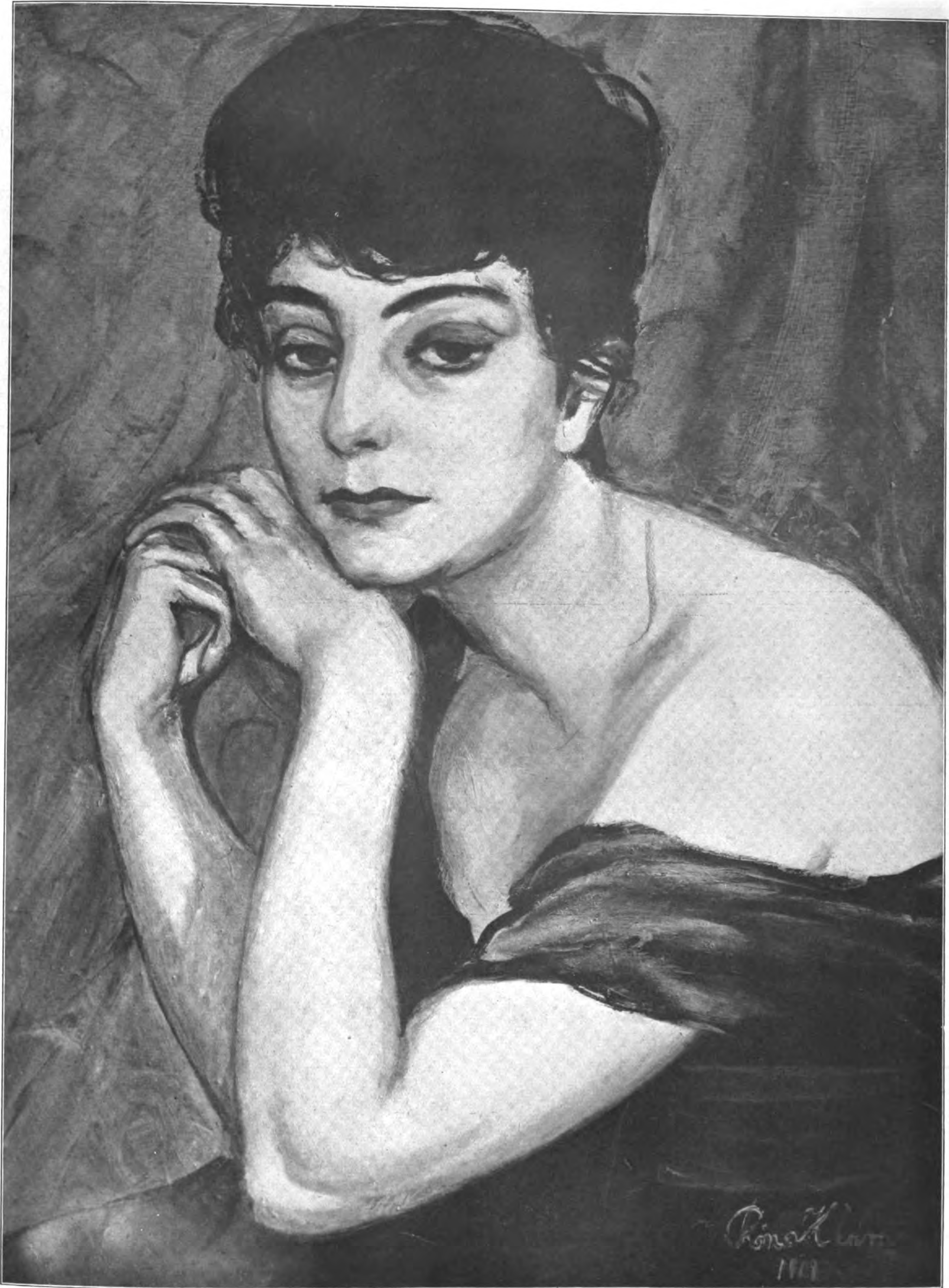
LECITROPFEN
(konc. Lecithinphosphat) (D. W. Z.)

Tropffläsche ... 60 Tage ... 8 Tr... Mark 8.–, V... Holzhülse

Illustrirte Zeitung

Nr. 4030

155. Band



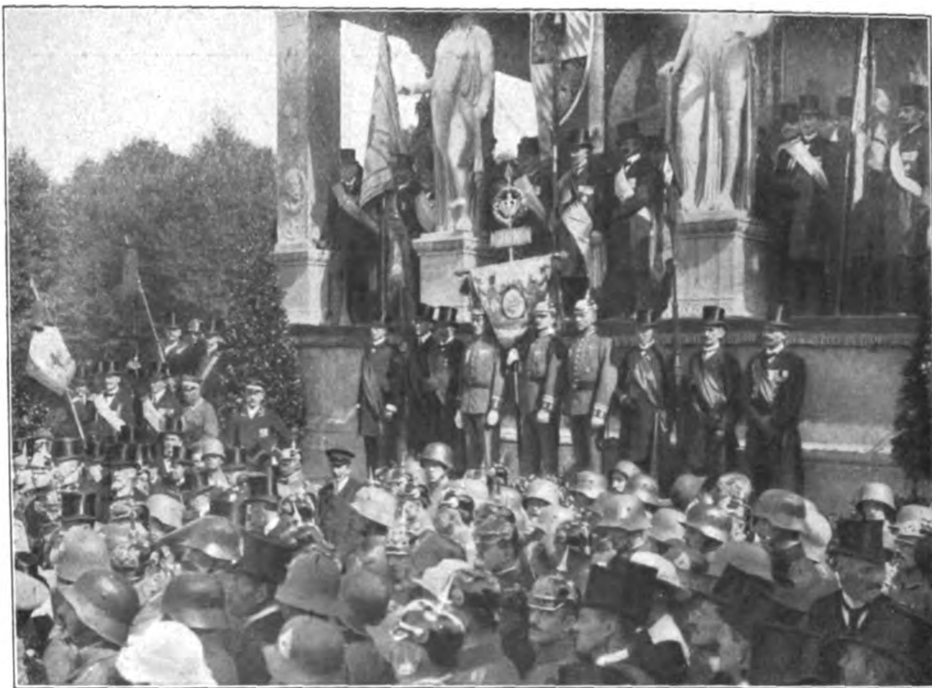
In Erwartung. Nach einem Gemälde von Róna Klári.

Mit Genehmigung der Ungarischen Kunstverlags-A.-G. Könyves Kálmán in Budapest.

Das Recht der Eltern an ihrem Kinde. / Von Dr. Karl Hellwig.

In unserer Zeit, die so manches altüberkommene Recht in Frage stellt, scheint das gleichsam in der Natur begründete Recht der Eltern an ihrem Kinde keiner Neuordnung zu bedürfen. Es will uns bedünken, als gehöre die Unantastbarkeit der Familie als Grundlage der Gesellschaftsordnung zu den Fundamentalbegriffen, deren Umdeutung eine unheilvolle Verwirrung nach sich ziehen müßte. Und doch: prüft man diese Frage ohne Voreingenommenheit, dann regt sich bald der Zweifel an der Richtigkeit dieser Überzeugung. Der Zweifel aber entspringt aus der Überlegung, daß man nicht umhin kann, dem Rechte der Eltern das Recht des Kindes entgegenzusetzen. Versucht man aber, beides miteinander in Einklang zu bringen, dann erhält die Unantastbarkeit der Familie sogleich ein neues Gesicht.

Stellen wir uns auf den Standpunkt, daß das Kind keinen eigenen Willen beanspruchen darf, da es ihm noch an der nötigen Einsicht fehlt, um zu erkennen, was seinem eigenen Interesse dient, dann werden wir den Eltern das Recht, das Interesse ihrer Kinder nach ihrer gereifteren Einsicht wahrzunehmen, zur Pflicht machen müssen. Die meisten Eltern dürften denn wohl auch den Anspruch erheben, daß sie die Entwicklung ihrer Kinder unter diesen Gesichtspunkt stellen. Sie setzen der Erziehung demgemäß ein doppeltes Ziel: das Kind soll „lebenstüchtig" und im gemeinen Sinne „glücklich" werden. Naturgemäß legen sie diesen Begriffen ihre eigene, also eine subjektive Bedeutung unter. Lebenstüchtigkeit bedeutet dann für sie zumeist die Brauchbarkeit für einen bestimmten Beruf, und das „Glück" machen sie mehr oder weniger abhängig von dem größeren oder geringeren wirtschaftlichen Gewinn und der sozialen Bedeutung des gewählten Berufs. Ihr persönlicher Ehrgeiz, das Kind möglichst hochgestellt und möglichst wohlhabend zu wissen, verleitet sie dann zu einer Zielsetzung, die von dem Kinde nach seiner späteren gereifteren Einsicht durchaus nicht immer gutgeheißen wird. Oft aber regt sich bereits in dem heranwachsenden Kinde ein Widerspruch, da die ihm innewohnenden Triebe nach einer anderen Seite drängen als die Wünsche der Eltern. Die häufigen Konflikte zwischen der elterlichen Auffassung von Lebenstüchtigkeit und Lebensglück und dem als unreif beiseitegeschobenen Streben des Kindes sind genugsam bekannt. Jedes Sondertalent, das bei den anders gearteten Eltern kein Verständnis findet, sucht sich gewaltsam durchzusetzen. Stemmen sich die Eltern unter Verkennung des wahren Glückes und der wahren Berufung ihres Kindes seinem Drängen entgegen, dann entgleitet es ihnen: entweder es geht an dem Widerspruch seelisch, vielleicht auch leiblich, zugrunde, oder es entfremdet sich seinen Eltern und sucht seinen Weg nun ohne sie oder gegen ihren Willen. Denn — und das ist der Kernpunkt der ganzen Frage — das Kind ist ein eigenes Lebewesen, das sich nach den ihm innewohnenden Gesetzen entwickelt, weil es nicht anders kann, als die Natur es ihm vorschreibt.



Gedenkfeier für die im Weltkrieg gefallenen 13000 Münchner am Sonntag, dem 12. September: Abordnungen von 71 Militär-, Krieger- und Regimentsvereinigungen während der Trauerserenade am Fuße der Friedenssäule in München. (Phot. Kester & Co., München.)

Müssen wir also im Interesse des Kindes verlangen, daß ihm keine Entwicklung und keine Lebensaufgabe aufgezwungen wird, die ihm wesensfremd ist, so müssen wir zugleich im Interesse der Gesamtheit dagegen Einspruch erheben. Der Staat wird dann am besten fahren, wenn jeder Bürger einen höchstmöglichen Nutzwert für die Gesamtheit darstellt. Dazu aber ist erforderlich, daß in jedem Kinde die vorhandenen besonderen Kräfte zur Reife gebracht und auf die höchsterreichbare Entwicklungsstufe gefördert werden. Jede vor der Zeit abgebrochene Entwicklung, die sich ein höheres Ziel setzte, als von vornherein erreichbar schien, mindert den Nutzwert, wenn sie nicht überhaupt den Erfolg der Erziehung gänzlich in Frage stellt. Im Interesse des Staates ist daher zu fordern, daß jedes Kind eine abgeschlossene Bildung erhält, und zwar eine Bildung, die seinen Kräften entspricht und es bis zur höchsterreichbaren Entwicklungsstufe fördert.

Als notwendige Folgerung aus diesen Überlegungen ergibt sich die Forderung, daß der Staat das Kind gegen törichten Ehrgeiz oder falsche Einschätzung der Eltern schützt. Er wird daher die Schule beauftragen, den Entwicklungsgang des Kindes, nötigenfalls gegen den Willen der Eltern, zu bestimmen. Daß es dessen bei einsichtsvollen Eltern nicht bedarf, versteht sich von selbst, aber auch bei diesen ist das eigene, meist einseitige Urteil durch eine Auseinandersetzung mit dem objektiveren Urteil der berufsmäßigen Erzieher zu kontrollieren.

Sind die Eltern gewillt, in diesem Sinne den Entwicklungsgang ihrer Kinder zu bestimmen, dann wird der Familie ihre segensreiche und schlechthin unersetzliche erzieherische Kraft unvermindert erhalten bleiben. Leider aber gibt es nicht wenige Eltern, die die Entwicklung ihrer Kinder nach ihrem eigenen Interesse zu bestimmen suchen. Sie werten sie als eine wirtschaftliche Hilfskraft, die sie möglichst früh und möglichst intensiv



Vom Hochwasser zerstörter Salzachsteg in Laufen.



Der überflutete Johannisplatz in dem Marktflecken Dorfen.

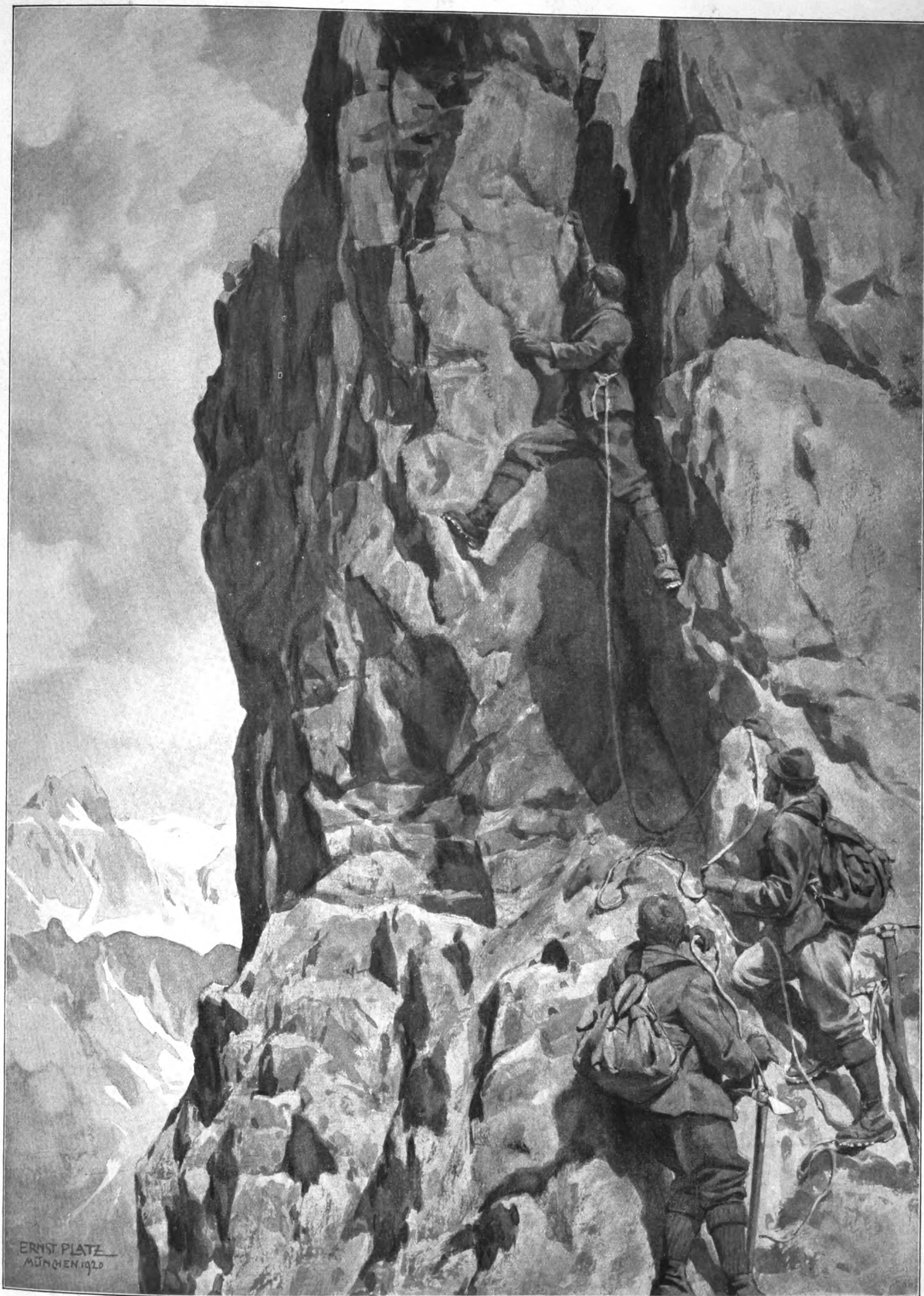


Zerstörte Häuser in Erding. Drei weitere Häuser, die an dieser Stelle standen, sind vollständig verschwunden.



Angeschwemmtes und geborgenes Hausgerät am Ufer der Sempt, eines kleinen, sonst harmlosen Nebenflusses der Isar, in Erding.

Die Hochwasserkatastrophe in Südbayern.
Der angerichtete Schaden wird auf weit über 100 Millionen Mark geschätzt.



Der Klettersport im Hochgebirge: Erkletterung der Zimbaſpitze (2640 m) im Montafon (Vorarlberg); Kamin am „Roten Ring" auf dem Südweſtgrat. Nach einem Aquarell von Ernſt Platz.

Die Zimbaſpitze iſt der ſchwierigſte Berg der Rhätikonkette.



Goethes „Iphigenie" auf der Freilichtbühne in Linz a. d. Donau: 3. Aufzug, 3. Auftritt.

Iphigenie (Frl. Anzengruber, die Enkelin des Dichters, Deutsches Theater, Brünn), Orest (Herr Loibner, Deutsches Landestheater, Prag), Pylades (Herr Groß, Landestheater Linz a. D.). (Phot. A. Steiner, Urfahr.)



Shakespeares „König Lear" auf der Stilbühne in Dessau (Inszenierung: Oberreg. Woldemar Jürgens): Auf der Heide. (Hofphot. Ad. Hartmann, Dessau.)

Von links nach rechts: Der Narr (Hr. Kanzenel), Kent (Hr. Eichhorn), der alte Gloster (Hr. Gildemeister), König Lear (Hr. Wahrmann), Edgar (Hr. Mehring).



Cläre Dux

als Operettendiva. Die berühmte Sängerin in der Titelrolle der Operette „Das Hollandweibchen" im Berliner Metropol-Theater. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

nutzbar zu machen wünschen. Sie betrachten die Aufwendungen für die Erziehung ihrer Kinder als eine Kapitalsanlage, die, nicht anders als irgendein wirtschaftliches Unternehmen, reiche Zinsen bringen soll. Gegen diese Ausbeutung, die naturgemäß in den niederen Volksschichten besonders häufig ist, muß der Staat die Kinder unbedingt schützen.

Andere Eltern möchten die Kinder zur Fortführung ihrer eigenen Arbeit heranziehen, ohne Rücksicht darauf, ob deren Anlagen sie gerade auf diesen Weg weisen. Welche Gefahren dabei dem Kinde drohen, ist nicht zu verkennen. Wird es aber dem Berufe entzogen, in dem es sein Bestes hätte wirken können, dann wird sein Nutzwert für die Gesamtheit herabgemindert, wenn nicht ganz in Frage gestellt. Auch dagegen muß der Staat in seinem eigensten Interesse Verwahrung einlegen.

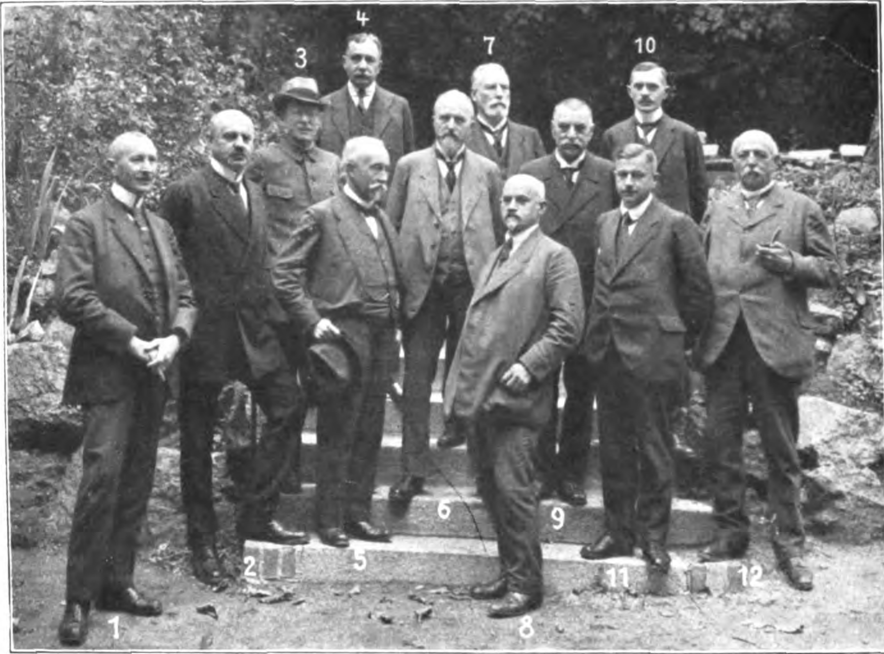
Da das Elternhaus, von wenigen Ausnahmefällen abgesehen, nicht in der Lage ist, dem Kinde die günstigsten Entwicklungsbedingungen in intellektueller und körperlicher Hinsicht zu gewähren, für die Charakterbildung aber wohl häufiger, doch durchaus nicht immer, die besten Grundlagen zu bieten vermag, so erhebt sich mit Notwendigkeit die Forderung, die Familienerziehung in den Fällen, wo die Eltern fähig und gewillt sind, ihre Aufgabe im Interesse der Kinder wahrzunehmen, durch Schulerziehung zu ergänzen, in den anderen Fällen aber durch sie zu ersetzen, und zwar durch Überführung der Kinder in ein Schülerheim nach Art der Dr. Lietzschen Landerziehungsheime.

Das allgemeine, gleiche Bildungsrecht, das die neue Zeit gebieterisch fordert, muß zu einer allgemeinen, gleichen Bildungspflicht werden. Denn nur dann, wenn jedes Kind durch Entwicklung der in ihm schlummernden Kräfte den höchstmöglichen Nutzwert für die Gesamtheit erreicht, kann der Staat die erheblichen Aufwendungen für die nun allgemein zugänglichen Bildungsmittel übernehmen.



Paul Hagemann,

der am 14. September sein 25jähriges Bühnenjubiläum am ehemaligen Kgl. Schauspielhaus in Hannover beging, als Tantris der Narr im Schauspiel gleichen Namens von Ernst Hardt.



Von der Konferenz der Direktoren deutscher Zoologischer Gärten in Halle a. S.: Gruppe der Teilnehmer.

1. Dr. Meißner, Königsberg; 2. Dr. Gebbing, Leipzig; 3. Prof. Dr. Brandes, Dresden; 4. Direktor Keusch, Elberfeld; 5. Dr. Wunderlich, Köln; 6. Geh. Rat Prof. Dr. Heck, Berlin; 7. Direktor Grabowsky, Breslau; 8. Prof. Dr. Vosseler, Hamburg; 9. Direktor Manz, München; 10. Dr. Thäter, Nürnberg; 11. Dr. Kniesche, Halle; 12. Prof. Dr. Fritze, Hannover.

Bemerkung der Schriftleitung. In dem in Nr. 4024 veröffentlichten Aufsatz über „Aufgaben und Bedeutung des vorläufigen Reichswirtschaftsrats" hat der Verfasser, Dr. Gustav Stresemann, M. d. R., versehentlich bei der Besprechung der Vertretung der Banken die Mitvertretung des Handels, die bei der Betrachtung der der Produktion gegenüberstehenden Gruppe von Banken, Handel und Versicherungswesen in erster Linie in Betracht kommt, fortgelassen, deren Vertretung gegenüber derjenigen der Produktion Herr Dr. Stresemann als eine zuweitgehende ansah, und darauf haben sich seine Ausführungen bezogen.

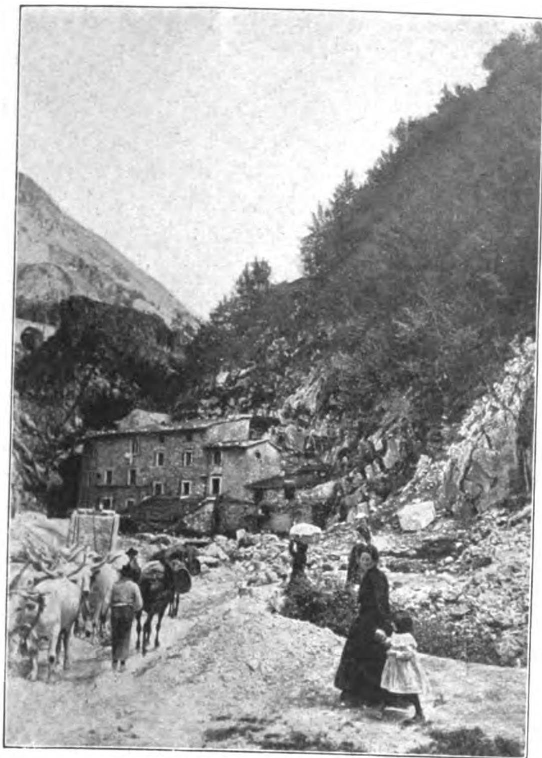


Vom diesjährigen Münchner Oktoberfest auf der Theresienwiese: Ein Tänzchen im Freien.

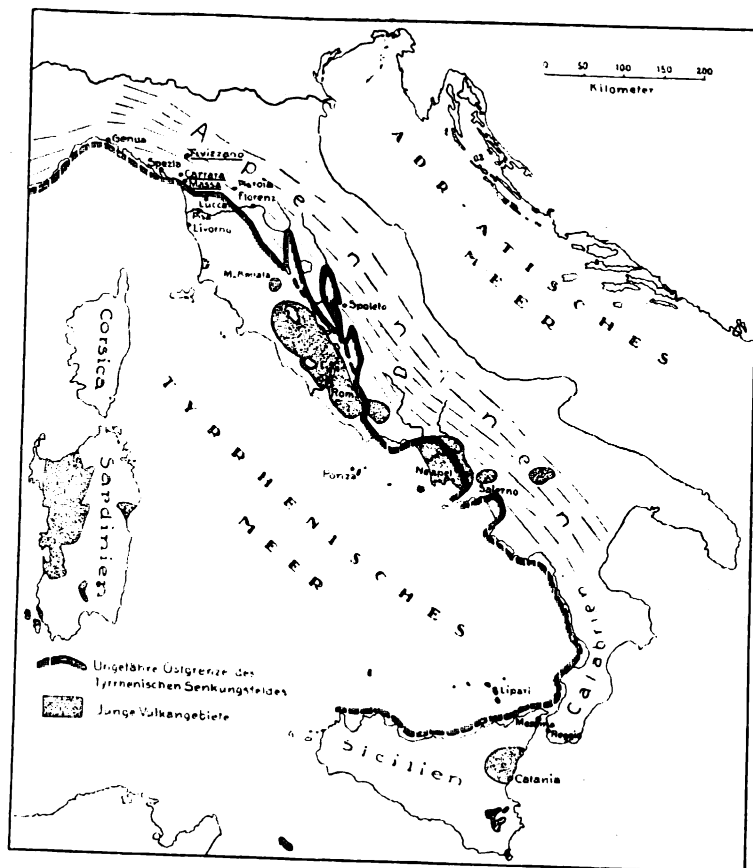


Aus dem Schachdorf Ströbeck bei Halberstadt: Beim Schachspiel in der Schule unter Aufsicht des Lehrers.

Zum jüngsten italienischen Erdbeben.



In den Marmorsteinbrüchen von Carrara, die unter dem Erdbeben vom 7. September schwer gelitten haben.



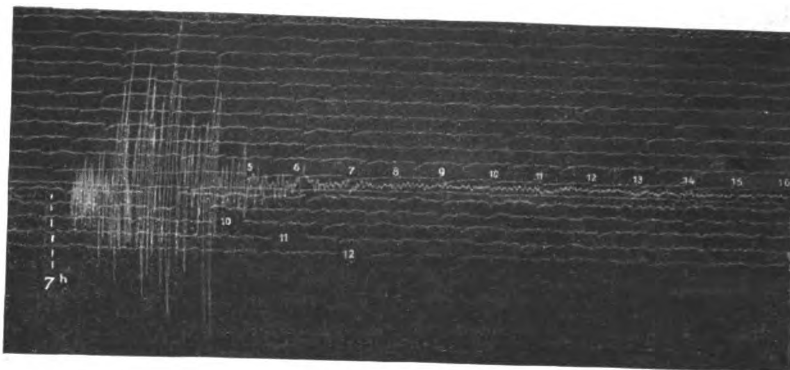
Übersichtskarte der italienischen Erdbeben- und Vulkangebiete.

Das Erdbeben vom 7. September hat besonders die unterstrichenen Orte Carrara, Massa und Fivizzano heimgesucht. Die Zahl der Getöteten beträgt 400, rund 1000 Personen wurden verletzt, 25000 Personen sind obdachlos.

Nicht zum erstenmal ist das kürzlich schwer heimgesuchte ligurisch-toskanische Gebiet von Erdbeben betroffen worden. Sind doch dem Seismologen die zerstörenden Beben von 1227, 1292, 1352, 1414, 1796, 1856 und 1887 bekannt, ganz abgesehen von schwächeren Stößen, deren z. B. von dem Instrument der Leipziger Erdbebenwarte in den Jahren 1902 bis 1912 dreizehn aufgezeichnet wurden. Die Ursache der häufigen Erschütterungen liegt in den geologischen Verhältnissen. Das Tyrrhenische Meer samt dem Golfe von Genua stellt ein junges Einbruchsbecken, ein Senkungsfeld dar. Der bogig oder keilförmig gelappte Ostrand dieses Bruchgebietes fällt zum Teil mit der heutigen Küstenlinie Italiens zusammen (s. Kartenskizze), zum Teil greift er weit ins Land hinein und ist dann an dem Steilabbruche der Apenninen oder längs der Grenze gewisser junger Ablagerungen gegen ältere Apenninengesteine zu verfolgen. Diese Grenzlinien sind indessen keineswegs einfache Brüche, sondern Bruchschwärme, an denen größere oder kleinere Schollen zum Teil treppenförmig gegen das Becken hin abgesunken sind. In der Zertrümmerungszone findet auch empordringende Lava geringeren Widerstand; daher die Häufung vulkanischer Massen innerhalb der Randbögen (weitere Umgegend von Rom und Neapel; Liparische Inseln). Der Senkungsvorgang ist gegenwärtig noch nicht zum Abschluß gekommen. Die steigende Spannung in abwärtsstrebenden Gesteinsmassen oder Schollengruppen führt schließlich zur Auslösung durch ruckweise Verschiebung an bereits vorhandenen Brüchen oder durch Aufreißen neuer Spalten, bis wieder einmal vorläufig ein Gleichgewichtszustand erreicht ist. So kommt eine mehr oder weniger große Anzahl von Stößen zustande, die durch kürzere oder längere Pausen getrennt sein können. In dieser Bruchzone des tyrrhenischen bzw. ligurischen Senkungsfeldes liegt das Gebiet des jüngsten Erdbebens mit den Orten Massa, Carrara, Fivizzano und anderen, weniger betroffenen bis nach Nizza.

Daß es sich bei dem Beben vom 7. September um ein tektonisches, nicht etwa um eine vulkanische Äußerung handelt, geht vor allem auch aus der Art seiner Aufzeichnung durch den Erdbebenapparat hervor. Keine vulkanische Explosion, auch nicht eine sehr heftige, vermöchte wegen ihrer geringen Herdtiefe ein derart gegliedertes Seismogramm hervorzurufen, wie es die beistehende Aufzeichnung des Leipziger Vertikalpendels darstellt, vorausgesetzt, daß die Wellen überhaupt bis hierher gelangten. Die Figur ist von links nach rechts, die Zeit mit einer Uhrkorrektur von — 15 Sekunden zu lesen. Nachdem schon am 6. September nachmittags 3 Uhr 9 Min. 49 Sek. ein kleinerer (in dem abgebildeten Ausschnitte nicht enthaltener) Erdstoß registriert wurde, beginnt am 7. September kurz vor der 7-Uhr-Stundenlücke morgens die Aufzeichnung des Hauptstoßes. 6 Uhr 58 Min. 37 Sek. setzen auf der durch Tagesstörungen etwas unruhigen Linie die kurzen und raschen, rüttelnden Schwingungen der sogenannten Vorphase ein. Der Beginn der Hauptphase mit den längeren Wellen fällt in die Stundenlücke der Zeitmarkierung. Auf die dichtgepackten Wellenzüge des ersten Teiles folgen lange, offenere Schwingungen mit einer Spannweite (auf der Sehne gemessen) bis zu 93 mm. Dies entspricht einer wirklichen Bewegung von 0,37 mm, da der Apparat mit 250facher Vergrößerung arbeitet. Der Schreibstift hat zu seinem Wege von Spitze zu Spitze etwa 3 Sekunden gebraucht. Nach fünf kürzeren Wellen am Ende der Hauptphase beginnt 7 Uhr 4 Min. 25 Sek. der Endteil des Seismogramms, dessen immer schwächer werdende Wellen sich zwischen 7 Uhr 15 Min. und 7 Uhr 16 Min. in den Tagesstörungen verlieren. Die Gesamtdauer der Aufzeichnung umfaßt rund 17 Minuten.

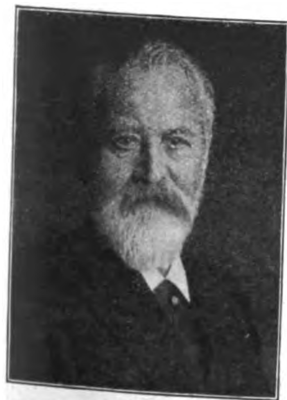
R. Reinisch.



Leipziger Seismogramm (Ost-West-Komponente) des Riviera-Toscana-Bebens vom 7. September.



Stapellauf des für die N. V. Scheepfahrt Millingen in Rotterdam bestimmten Dampfers „Westplein“ (7500 Tonnen) auf der Deutschen Werft in Hamburg am 11. September. (Phot. Otto Reich, Hamburg.)



Prof. Hans Sitt,
Lehrer am Konservatorium der Musik in Leipzig, namhafter Komponist zahlreicher Lieder, Männerchöre, Konzerte, beging am 21. September seinen 70. Geburtstag. (Phot. Fritz Reinhard, Leipzig.)



Geh. Rat Prof. Dr. phil. et jur. Justus Hermann Lipsius,
berühmter klassischer Philologe der Universität Leipzig, einer der ersten Kenner des griechischen Rechtes, Ehrendoktor der Universität Athen, † am 5. September im Alter von 86 Jahren.



Jeannot E. Frhr. v. Grotthuß,
feinsinniger Dichter, Begründer und Herausgeber der Zeitschrift „Der Türmer“, ein Balte von Geburt, † am 30. August im Lichterfelder Kreiskrankenhaus im Alter von 55 Jahren.



Geheimrat Hans Paul v. Humboldt-Dachroeden,
der neue deutsche Gesandte in Paris. Er ist ein Urenkel Wilhelm v. Humboldts und stand seit vielen Jahren im Konsulatsdienst. Während des Krieges wirkte er in Amsterdam.



Balbino Davalos,
der neue Gesandte der Republik Mexiko in Berlin. In seiner Heimat wird er als Dichter geschätzt. Er hat verschiedene deutsche Dichtungen ins Spanische übertragen und ist Mitglied der spanischen Akademie für Literatur.

Annemarie

Roman von Helene v. Mühlau

(11. Fortsetzung.)

Ein paarmal geht er im Zimmer auf und nieder, dann bleibt er dicht vor ihr stehen.

„Gut," sagt er entschlossen, „wir kehren heim!"

Sie nimmt seine Hände und schmiegt ihr Gesicht hinein.

„Friedel," sagt sie sehr leise, „sag', warum freust du dich nicht? Ich glaubte, du würdest glücklich sein, daß ich endlich die große Wanderlust überwunden habe! Ich glaubte, dir einen Wunsch zu zu erfüllen, wenn ich dich bat, in deine Heimat zu fahren, Friedel!"

„Ja", sagt er nun, aber sein Gesicht bleibt ernst und unbeweglich, und zum ersten Male kommt er an diesem Abend aus seiner Wortkargheit nicht recht heraus.

Irmingard aber hat alle Müdigkeit vergessen.

Ihre Haltung ist frisch und straff geworden, und sie fühlt, daß sie nun fähig sein wird, noch eine Woche lang die fremde Stadt, dieses schöne Land, von dem der unglückliche Vater zeit seines Lebens geträumt hat, zu genießen.

Sie sitzt eng an ihren Mann gedrängt und schenkt ihm all die große Zärtlichkeit, um die er sonst wirbt, und die sie ihm in diesen letzten Wochen so oft verweigert hat.

Heute nimmt er stumm und mit abwesenden Blicken hin, was ihn in anderer Stimmung unsäglich beglückt haben würde.

Die Erinnerung hat plötzlich ihre Tore aufgetan — weit, weit!

Der väterliche Besitz liegt vor seinen Augen ausgebreitet. Frau Dorothee, die Sanfte, Milde, Gütige, sitzt am Erkerfenster des Wohnzimmers und schaut nach Mann und Sohn aus.

Und dieselbe Frau Dorothee erscheint ihm weiterhin als Kranke — als der zarte Hauch mit dem unaussprechlichen Weh in den blauen Augen, und neben ihr sitzt Annemarie, die warme, treue Annemarie, und gewinnt sich das Herz der armen Kranken so sehr, daß der letzte Seufzer der Sterbenden ihr gilt — nicht dem Manne mit dem eigenen Kind, sondern dem fremden blonden Mädchen, der Annemarie!

Friedel streicht sich über die Stirn: Fort mit diesen Gedanken! An Frau Dorothees Platz im Erker des Wohnzimmers wird vielleicht bald Irmingard sitzen — oder wenn sie nicht da sitzt — — ah, sie fragt ihn eben:

„Sag', Friedel, es gibt doch sicher ein paar Räume in deinem großen Hause, in denen ich ganz allein, ganz ungestört bin! Denn sieh, wenn ich so arbeite, wie ich hoffe, es in Zukunft tun zu können, dann muß ich ganz allein sein — ganz, ganz allein! Dann darfst selbst du nicht zu mir kommen!"

Ein Seufzer kommt aus Friedels Brust.

Irmingard aber hat ihre Arme um seinen Hals geschlungen und lehnt ihr Gesicht an das seine.

„Ich freue mich auf deine Heimat, Friedel! Unaussprechlich freue ich mich auf unsere Heimkehr!"

14. Kapitel.

Der Professor Gisbert sitzt in seinem Arbeitszimmer.

Er hat einen Brief geschrieben, aber es kommt ihn seltsam schwer an, die Bogen noch einmal durchzulesen — und doch hat er schreiben müssen, was da nun einmal geschrieben steht.

Die Frau, Annemaries Mutter, bisher noch jung und beweglich, kommt mit müden Schritten zu ihrem Mann.

Seit ihrem Kind dies bittere Leid geschehen, seit sie den Jungen, den sie wie einen Sohn geliebt hat, aus ihrem Herzen zu reißen versucht, ist die Jugend von ihr gegangen. Das Haar hat einen weißen Schleier bekommen, und die Haltung ist nicht mehr straff.

„Setz' dich, Mutter", sagt der Professor und schiebt ihr den Stuhl neben seinem Schreibtisch zurecht. „Und dann hör' mich an und sag' nicht eher etwas, bis ich dir alles gesagt habe, was ich auf dem Herzen trage. Ich habe an Friedel geschrieben! Hier liegt der Brief und du sollst ihn lesen, bevor er abgeht.

Nein, nicht diese abwehrende Bewegung und nicht diesen feindlichen Ausdruck in den Augen, Mutter! Das paßt nicht zu dir! Und sieh, es nutzt ja auch alles nichts. Ein Mensch, mit dem man so zusammenwuchs, an dessen Werdegang man so innigen Anteil hat, wie wir an dem des Friedel haben — sieh, solch einen Menschen kann und kann man nicht ganz aufgeben. Ich zum wenigsten kann es nicht!"

Ihr Kopf ist vornübergesunken, und die Tränen strömen ihr aus den Augen.

„Er hat unserem Kinde die Heimat genommen! Sie meidet ihr Elternhaus, seit er zurückgekehrt ist!" jammert sie leise. „Und schmal ist sie geworden und still! Ihre Jugend ist zerstört, ehe sie noch recht dagewesen ist!"

Der Professor hat ihr die Hände vom Gesicht gelöst.

„Was nützen die Klagen!" spricht er zu ihr. „Annemarie meidet uns nicht seinetwegen — oder vielmehr — — Wie soll ich es dir erklären? — Sieh, es ist etwas Unnatürliches, und darum schrieb ich diesen Brief, der hier liegt. Ehe er aber abgeht, sollst du mir gesagt haben, ob er dein Verständnis findet.

Der Friedel meidet uns; seit einem halben Jahr ist er nun da auf seinem Besitz, ist nur eine einzige Wegstunde von uns getrennt und kommt nicht, um uns zu begrüßen! Glaubst du, daß er das aus Verstocktheit oder Feindseligkeit tut? Glaubst du, daß sein Herz kalt und hart gegen uns geworden ist?"

Die Frau schweigt, und der Professor hat sich erhoben und geht, die Hände in den Hosentaschen, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Nein, ich sage dir, es ist nicht Verstocktheit, nicht Kälte oder Hochmut bei ihm, was ihn abhält, zu uns zu kommen. Es ist etwas ganz, ganz anderes!"

Frau Professor Gisbert stößt einen Seufzer aus, findet aber keine Worte zu einer Entgegnung.

„Und höre weiter. Selbst wenn ich mir bis zum gestrigen Tage auch gern eingeredet hätte, es sei etwas Ungutes, sei zum wenigsten Undankbarkeit, daß er es nicht für nötig erachtet, zu uns zu kommen — seit dem, was ich am gestrigen Abend sah, glaube ich das nicht mehr! — Hörst du zu?" fragt er zu der Frau hin, die das Gesicht von ihm abgewandt hat.

Sie nickt, und er fährt fort:

„Ich saß am Fenster dort; es war dunkel, und nur die eine Laterne an der Straßenecke brannte. Ich sah, wie eine Gestalt auf unserer Hausseite hin und her ging — wieder und immer wieder; das Gesicht konnte ich nicht erkennen, und die Figur — nun, es ist eine Reihe von Jahren her, seit ich Friedel nicht gesehen habe. Nein, am Äußeren habe ich ihn nicht erkannt, das weiß ich jetzt. Aber ein seltsames Zucken im Herzen ließ mich plötzlich auffahren!

Ich stand erst eine Weile regungslos hinter der Gardine, sah ihn fortgehen und nach einer Weile zurückkehren! Das Gesicht hatte er nun zu unseren Fenstern gerichtet.

Ja, es war Friedel — war genau dasselbe gute, treue Gesicht von unserem einst so geliebten Jungen!"

Er war dicht zu seiner Frau herangetreten, und sie blickte ihm nun in die Augen.

„Irgendeine Macht drängte mich," fuhr der Professor fort, „ich öffnete das Fenster, ich wollte seinen Namen rufen — aber da war er verschwunden!"

Er hielt inne und nahm den beschriebenen Bogen, der auf der Schreibtischplatte lag.

„Die ganze Nacht über fand ich keine Ruhe. Armer, armer Mensch! mußte ich denken, und es kam mir wieder so recht zum Bewußtsein, wie unnatürlich das doch ist, wenn man einen, den man sieben Jahre lang unter seinem Dach gehabt hat, für alle Zeit meiden soll. Daß er nicht zu uns kommt, das kann ich ihm nachfühlen; aber daß wir kalt und hart bleiben — sieh, das scheint mir ein großer Fehler zu sein. Und nicht allein ein Fehler für uns, sondern ganz besonders für Annemarie!

Nein, nicht den Kopf schütteln! Glaube mir, von dem Augenblick an, in dem Annemarie weiß: Friedel Wolter ist zu den Eltern gekommen, hat ihnen seine Frau gebracht, ist nicht ein Fremder, ein Feindseliger geworden, von dem Augenblick an wird auch der bitterste Stachel aus dem Herzen unseres Kindes genommen sein!

Und weil ich das weiß — und weil ich mein ganzes Leben lang immer allen Dingen die natürlichste Lösung zu geben bestrebt war, darum habe ich diesen Brief hier an unseren Friedel geschrieben, habe ihn gebeten, uns zu besuchen, und habe ihm gesagt, daß er von unserer Seite kein kleinliches, armseliges Abrechnen zu gewärtigen hat. Und nun lies den Brief, Mutter, und sag' nicht gleich ein „Ja" oder „Nein", sondern laß dir die Sache im Kopf und im Herzen herumgehen, und sag' mir deine Meinung erst, wenn du völlig eins mit dir selbst geworden bist!"

Die einstige Pflegemutter liest und legt die Bogen wieder auf den Schreibtisch zurück. Sie kann und mag jetzt nicht in ihres Mannes Gesicht blicken, senkt den Kopf und schreitet langsam der Tür zu.

Der Professor Gisbert hält sie nicht zurück. Mag sie nun eine Stunde oder länger in schmerzlichen Erinnerungen, in peinvollem Abwägen zwischen Liebe und Feindseligkeit verbringen! Vor dem Entschluß, den sie endlich fassen wird, bangt ihm nicht.

Am späten Abend schiebt dann Annemaries Mutter wirklich ihre Hand in die ihres Mannes, und mit nicht ganz sicherer Stimme sagt sie:

„Ich will dich nicht hindern, den Brief abzuschicken! Ein jeder soll tun, was ihm sein Herz eingibt!"

Er dankt ihr nicht in Worten, aber er zieht ihren grau gewordenen Kopf an seine Brust. — —

Irmingard hat nach Tagen und Wochen großer Mutlosigkeit in ihrer neuen Heimat zwei Zimmer entdeckt, die herrlich für ihre Zwecke passen. Im rechten Seitenflügel des großen Hauses liegen sie und haben einen unermeßlich weiten Blick ins Land hinein.

„Heimat!"

Sie hat das Wort immer wieder leise vor sich hinsagen müssen, als sie zuerst an ihres Mannes Seite durch Haus und Garten, durch Acker und Ställe und durch den dunklen Wald, der zum Besitz gehört, geschritten ist.

Mein Gott, wie war all das schön und doch so fremd!

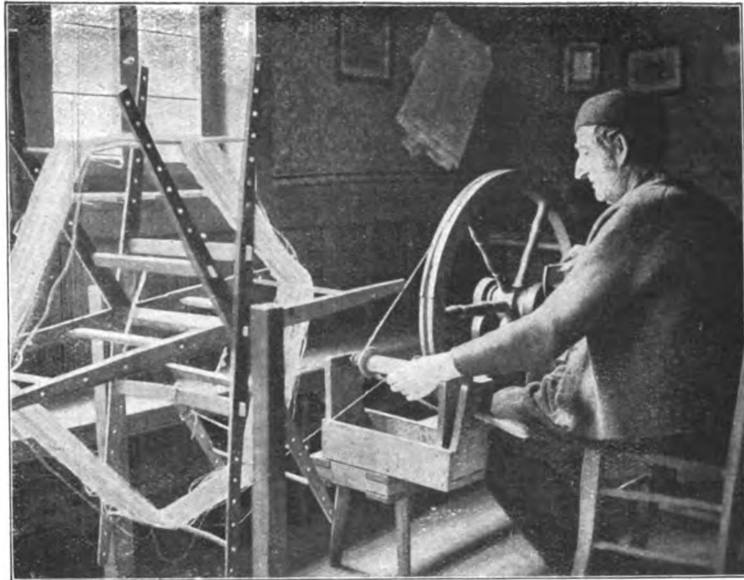
Als Kind hat sie Schachteln mit buntem Spielzeug gehabt: weißen Häusern, Bäumen, Schafen, Gänsen, Enten, Kühen und Pferden. Wenn man sich das aufbaute, gab es ein ähnliches Bild, wie dieses hier im Großen eines ist. Alle Menschen hier scheinen treuherzig und brav, aber unendlich steif zu sein.

Die alte Tante, die den heimgekehrten Besitzer mit seiner jungen Frau an der Schwelle des Hauses mit einem Segenswunsch empfing, hat auf Irmingards rege Phantasie wie eine Gestalt aus Kindermärchen gewirkt; aber sie weiß nicht, ob sie zu den guten oder den bösen Geistern zu rechnen ist.

Der Inspektor, dick und rotwangig, dessen Gesicht von Güte und Dienstwilligkeit glänzt, ist ihr wie der Knecht Ruprecht vorgekommen.

Eine von den Mägden, die schon zu Frau Dorothees Zeiten hier war, ist dem jungen Besitzer fast um den Hals gefallen, und all die vielen anderen,















Deutsche Volkstrachten: Aus dem Schlitzer Ländchen (Oberhessen).

1. Junge Schlitzerin im Festkleide. 2. Beim Garnspulen. 3. Zur Heuerntezeit. 4. Alter Mann im Kittel. 5. Ansicht aus dem Städtchen Schlitz. 6. Junge Schlitzerin in gestrickter „Motze" und Haube. 7. Konfirmandin. 8. Schulmädchen.

Sämtliche Abbildungen nach Aufnahmen von G. S. Urff in Hanau.



die zu diesem Gut gehören — vor allem der alte Berchtold, hängen mit großen staunenden Blicken an der feinen jungen Frau, die fast wie ein Kind aussieht, und die sich eng an ihren Mann geschmiegt hat. Was aber das Merkwürdigste für Irmingard an diesem Tag des Einzugs gewesen ist, das war, daß ihr Mann — der zärtliche, oft etwas zu nachgiebige Friedel mit einem Male ein ganz anderer zu sein scheint!

Etwas patriarchalisch Gutsherrliches ist an ihm; er steht vor seinen Leuten halb als Vorgesetzter und halb als guter Freund.

Fest und bestimmt steht er da, spricht ein paar scherzhafte gutmütige Worte mit den einzelnen, fragt den alten Berchtold nach Dingen, von denen Irmingard nichts versteht, und bestimmt eine frühe Stunde für den nächsten Tag, in der er mit ihm die Dinge ansehen will.

Im großen Speisesaal ist eine festliche Tafel gerichtet.

Sie sitzen zu vieren daran: die junge Hausfrau am Kopf des Tisches, ihr zur Seite ihr Mann, der Gutsherr, und ihnen gegenüber die beiden treuen Verwalter: Tante Minette und der Herr Inspektor.

Tante Minette ist eine von jenen Frauen, die für Naturen, wie Irmingard eine ist, kein Verständnis haben; das fühlt Irmingard gleich heraus und ist betrübt und bestürzt darüber.

Wie schön wäre es gewesen, wenn sich hier ein lieber alter Hausgeist gefunden hätte, der sich in Güte und Barmherzigkeit ihrer angenommen hätte!

Aber Tante Minette erklärt ja gleich an diesem ersten Abend, daß sie vor Weihnachten noch gehen will; sie ist müde, leidet oft unter Rheumatismusanfällen und würde wahrscheinlich die Stiftsstelle, die ihr offen steht, verlieren, wenn sie noch allzulange mit dem Eintritt zögert.

„Also war es Zeit, Tante Minette, daß ich zurückkam?“ fragt Friedel, und sie antwortet mit einem Lächeln, das auf verschiedene Art zu deuten ist.

Irmingard fühlt sich fremd und unbehaglich an diesem Abend, seit sie in dem großen Zimmer sitzt. Ihr ist, als warten hier Pflichten und Ämter ihrer, die sich schlecht vereinen lassen mit dem eigentlichen Zweck, um dessentwillen sie hierherkam.

Das Gesicht ihres Mannes ist undurchdringlich geworden.

Sie kennt ihn ja bis heute, bis zu diesem Abend nur als den Menschen, der ihr, ihr ganz allein gehört; der glücklich gewesen ist, wenn ihr Gesicht freundlich war, und wenn sie sich seinen Zärtlichkeiten geneigt zeigte. An diesem Abend aber sind da viele Menschen und viele Dinge, die ein Anrecht auf ihn haben, und es regt sich etwas wie Eifersucht in ihrem Herzen.

Säße sie jetzt in einem Hotel mit ihm und sähe diesen fremden, ihr unbequemen Ausdruck in seinem Gesicht, dann würde sie nicht ruhen, bis sie den lieben alten gefügigen Friedel aus ihm gemacht hätte, der ganz in ihrer Person aufgeht.

Heute abend aber fühlt sie eine große Machtlosigkeit, die sie erschreckt. Während des Mahles, das gut und sogar fein zubereitet ist, und zu dem ein besonders exquisiter Wein getrunken wird — während dieses viel zu lange dauernden Mahles wird nur über Dinge gesprochen, die weitab von Irmingards Interessenkreis liegen.

Sie versucht ein paarmal, einen Scherz in die unendlich nüchterne Unterhaltung zu werfen, aber das wird nicht verstanden, und selbst Friedel geht nicht darauf ein. Da verstummt sie ganz, und das junge weiche Gesicht hat einen sehr betrübten Ausdruck.

Spät ist es, als die beiden, die Irmingard so unsagbar fernstehen, sich verabschieden.

Die alte Magd, die schon zu Frau Dorothees Zeiten hier im Hause war, sagt Friedel, daß das große Schlafzimmer und das anstoßende Wohnzimmer der Eltern für ihn und seine Frau gerichtet sind, und er führt sie die breite Treppe hinan in das obere Stockwerk.

„Schön!“ sagt Irmingard staunend, und es ist nun doch irgend etwas vorhanden, was die Künstlerin in ihr entzückt.

Eng drückt sie sich an ihren Mann an.

„Küß' mich, Friedel!“ bittet sie ihn, noch bevor sie das Schlafgemach erreicht haben, denn ihr ist, als seien hier in diesem großen Hause dunkle feindliche Geister, die Arme nach ihm ausstrecken, die ihn ihr entreißen wollen.

Er zögert einen Augenblick; ihm ist seltsamerweise nicht nach Zärtlichkeiten zumute. Aber dann küßt er sie doch.

„Sag', daß du mich liebhast! Daß ich dir das Liebste, überhaupt das einzig Liebenswerte auf der Welt bin!“ dringt sie, einer unerklärlichen Angst nachgebend, in ihn.

„Nicht, Irmingard!“ bittet er da und öffnet die Tür zum Schlafzimmer. Die junge Frau tritt mit einem Ausruf des Entzückens ein; er aber bleibt wie festgebannt auf der Schwelle stehen.

Was stürmt da auf ihn ein! Was wird da lebendig und spricht zu ihm und sieht ihn an und zeigt ihm enttäuschte und verstörte Augen!

„Mutter — Mutter!“ — Friedel ruft es laut auf, denn er hat die schlanke, feine, zarte Gestalt der Mutter gesehen, hat ihre Augen erst auf sich und dann auf der fremden jungen Frau ruhen gefühlt. „Mutter — Mutter!“

Er sitzt in einem tiefen, weichen, mit hellblumigem Stoff überzogenen Sessel, in dem sie so oft, so oft gesessen hat. Die Hände hat er vors Gesicht geschlagen, und eine furchtbare Erschütterung arbeitet in ihm.

Irmingard kniet vor ihm. Sie hat mit beiden Armen seine Knie umschlungen.

„Friedel — Friedel! Um Gottes willen, was ist mit dir!“

Einen Augenblick noch bleibt er in der fassungslosen Haltung sitzen, dann aber reißt er sich mit Gewalt heraus aus dieser Welt der Vergangenheiten, die ihn wie in einen dunklen Abgrund hineinziehen will.

Irmingard weint und sieht mit todbleichem Gesicht zu ihm auf. Ihre feinen Nerven wittern etwas Feindseliges, das ihrer Person gilt.

Dieses Haus, dieses Gut, dieses Zimmer, in dem sie hier mit ihrem Manne weilt, all das ist etwas, was mit Irmingard Fellhauer, wie sie nun einmal ist, nicht das geringste zu tun hat!

Der Mann selbst — — — ein Schauer fliegt durch ihre Seele! — Mein Gott, wie ist es denn mit dem Manne selbst, der sie liebt, der sie so heiß für sich begehrt hat? Ist der von ihrer Art? — Gehört der zu ihr — zu der armen, kleinen, von Gefühlen und heißen Sehnsüchten herumgequälten Irmingard, oder gehört der von jetzt an zu all dem hier, was Heimat für ihn bedeutet? Zu all dem, was ein so ernstes, strenges, nüchternes Gesicht zu ihr erhebt?

„Friedel — Friedel!“

Ihr Kopf liegt in Angst und Not fest an seine Schulter geschmiegt, und an ihrer Hilflosigkeit gewinnt er seine Kraft wieder.

„Es war die Macht der Vergangenheit, Kind!“ entschuldigt er sich. „Zu lange war ich von hier fort — habe zu große Wandlungen durchgemacht, habe vielleicht auch geglaubt, erhaben zu sein über Dinge, die doch einmal mein Leben bedeuteten!“

Er versucht zu lächeln und erhebt sich aus dem weichen Sessel. Irmingard ist immer eng an seiner Seite.

Er tritt mit ihr ans Fenster und sieht ins Land hinaus. Weißes Licht fließt vom Himmel herab, zeigt ihm, was Väter und Urväter für ihn erarbeitet haben, und was nun unter seinen Händen weitergedeihen soll — unter seinen Händen und unter denen der Frau, die er sich zur Gefährtin erwählt hat!

Ein schmerzhafter Stich geht ihm durchs Herz. Wieder sieht er Frau Dorothees sanftes Gesicht und hört ihren letzten Seufzer: „Annemarie!“

Weit, weit dahinten — sehen kann er sie nicht mit seinen körperlichen Augen — liegt die graue Stadt, in der er seine Schulzeit verbracht hat! Liegt das stille, bescheidene Haus des Professors Gisbert. Das Stüblein, in dem er sieben Jahre gewohnt, gearbeitet, geschlafen und seine Zukunftsträume geträumt hat, ersteht vor ihm; er sieht die einzelnen Möbel: den Schreibtisch, den kleinen Bücherschrank, das Bett, und sieht das Bild, das über dem Kopfende des Bettes gehangen hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“

Irmingard schlingt ihm die Arme um den Hals. Ihr feines, jetzt unsäglich verängstigtes Gesicht sieht zu ihm auf.

Da fühlt er wieder das, was an jenem ersten Abend, da er sie in München sah, in ihm gewesen ist: das völlige Versinken der Vergangenheit, das heiße, elementare Gefühl: Du bist es — du ganz allein! Alles andere war nichts, war ein blasses, farbloses Kinderspiel! Du aber bist die Erfüllung, bist die Seligkeit!

Er schließt die grünen Läden an den Fenstern, will nichts mehr sehen von dem Land seiner Väter, das da vor ihm liegt; will denken, er weile mit seiner Irmingard im fremden Hotelzimmer in einem fremden Lande, und wenn je die Liebe in ihnen beiden sie zu höchstem Glück zusammendrängte, so geschieht das an diesem Abend, in dieser ersten Nacht auf heimatlichem Boden.

Nein, so sehr — so ganz und voll ist die kleine, sprunghafte Irmingard nie sein eigen gewesen wie in dieser Nacht! Nie hat sie so völlig vergessen können, daß sie nicht nur Friedel Wolters Frau, sondern daß sie in der Hauptsache doch Künstlerin sein will und sein muß!

Am nächsten Morgen aber, als sie erwacht, findet sie sich allein im Zimmer, will es zuerst nicht begreifen, daß der Mann, der bisher nie besondere Neigung zum Frühaufsteher gezeigt hat, schon in voller Kleidung draußen sein soll, und muß es dann allmählich doch glauben.

Sie fühlt sich nicht recht wohl, ist müde noch und schließt die Augen wieder. Sie träumt im halben Wachen seltsame Dinge.

Unten im großen Eßsaal haben die Bilder von ihres Mannes Eltern und Ureltern gehangen: große bunte Gemälde, wie man sie in Ahnengalerien findet.

Friedels Mutter, die schöne Frau Dorothee, von der er ihr an stillen Abenden, selten zwar, aber dann immer in einer andächtigen Scheu, erzählt und deren Sanftmut er gepriesen hat, diese Frau Dorothee erscheint der armen Irmingard jetzt in ihrem unruhigen Halbschlaf. Aber ihr Gesicht ist nicht sanft und weich; es hat einen strengen, ablehnenden Ausdruck bekommen, und wie Irmingard zu ihr sprechen und sie „Mutter“ nennen will, wendet sie sich ab.

Ein Seufzer kommt aus Irmingards Brust.

Ihr verlangt so sehr nach Güte und Herzlichkeit; sie brauchte jetzt so notwendig eine Hand, die ihr über die erste Zeit hier in diesem Hause hinweghilft. Aber alle Menschen scheinen ihr auszuweichen, scheinen Feindschaft gegen sie im Herzen zu haben.

Die Sonne dringt durch Ritzen und Spalten der grünen Läden ins Zimmer hinein und tanzt auf Irmingards Bett und auf ihrem bleichen Gesicht und bringt es endlich fertig, die Augen, die am liebsten geschlossen blieben, zu öffnen.

Eine Unruhe ist in Irmingard, als sie zum zweiten Male entdeckt, daß ihres Mannes Bett leer ist. — Auf ihrer langen Hochzeitsreise haben sie oft bis in den Mittag hinein geschlafen und haben gelacht, wenn sie sich endlich zum Aufstehen entschlossen. Hier aber hat Irmingard plötzlich das seltsame Gefühl einer großen Beschämung.

Von draußen her dringen die Geräusche des tätigen Lebens zu ihr herein; im Hause hört sie die Stimme der Tante Minette, die mit den Mägden spricht.

Scheu horcht sie eine Weile, sieht sich im gedämpft erleuchteten Schlafgemach um, springt dann endlich aus dem Bett und stößt die Läden auf.

Ein paar Minuten steht sie in tiefer Ergriffenheit da.

Wundervoll, von der Sonne vergoldet, weit und in köstlicher Herbstfrische liegt das Land vor ihr — das große Gut, der Besitz ihres Mannes: die Heimat.

Aber wie sie das Wort „Heimat“ so recht im tiefsten Herzen erfassen will, ziehen schwere dunkle Wolkenballen am Himmel daher, stellen sich dicht vor der Sonne auf und lassen die Welt rundum grau und farblos und düster erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)



Diana. Teppichentwurf.

Julius Diez.

Von Dr. Georg Jacob Wolf.



Bildnis des Künstlers, der am 8. September seinen 50. Geburtstag beging. (Phot. Haaß-Hagen, Garmisch.)



Dämmerung.

Kürzlich ist der ausgezeichnete Münchner Maler und Graphiker Julius Diez, Professor an der Kunstgewerbeschule in München, 50 Jahre alt geworden, ein Datum und Faktum, das den Kunstfreunden Gelegenheit gab, den trefflichen Meister herzlich zu feiern. Eine eingehende Würdigung des künstlerischen Wesens, der Entwicklung und des Werkes von Julius Diez geschah in einem vom Künstler selbst betreuten Buche, das der Münchner Verlag D. und R. Bischoff herausbrachte, und dem Richard Braungart den gründlich belehrenden Text schrieb. Die beigegebenen Abbildungen sind diesem Werke entnommen.

Julius Diez stammt aus der kunstreichen Stadt Nürnberg, wo er am 8. September 1870 in die Wiege gelegt wurde, umbraust von den freudvollen Jubelrufen, die damals, nach dem großen Sedansieg, Deutschland durchliefen — heute, 50 Jahre nach diesem Tage, stehen wir vor den Trümmern einer deutschen Welt, und mehr als anderes kennzeichnet das Nebeneinander dieser Tatsachen, wie sich der Zeitenhintergrund änderte, dunkel und katastrophal wurde, vor dem sich Diezens menschliche und künstlerische Entwicklung abspielte.

Der Weg zur Kunst wurde ihm, dem Neffen des großen Wilhelm v. Diez, nicht schwer; da gab es keine Hindernisse und Hemmungen. Die Münchner Kunstgewerbeschule wurde bezogen und absolviert, dann ging es 1889 an die Akademie zu Rudolf Seitz, dem Wiedererwecker der schönen alten deutschen Form, dessen Name zusammen mit dem Gedons, Gabriel Seidls und Georg Hirths allzeit als des Viergestirns der Münchner Neu-Renaissance in Ehren genannt werden wird. Diez stand der Art seines Meisters, der sich besonders mit kunstgewerblichen Entwürfen befaßte und fast etwas von der Universalität der Alten an den Tag legte, vertraut nahe. Auch er begann, als Maler und Graphiker, derart, daß er sich daran gab, den Formenschatz der deutschen Renaissance in Neugestaltungen auszuschöpfen, indessen so, daß nirgendwo etwas Unpersönliches verspürt wurde: er stand wohl auf der Tradition, aber er ließ sich nicht von ihr beherrschen. Sein lebhaftes Temperament und eine gewisse Herbheit in der ihm allein eigenen Formgebung des übernommenen Pfundes und Schatzes verrieten schon damals den selbständigen Künstler. Im Jahre 1895 tat man sich zu Georg Hirths „Jugend“ zusammen; es war eine Schar auserwählter junger Künstler: Diez unter ihnen und stets mit an der Spitze marschierend, heute einer der paar Künstler, die der Zeitschrift bis auf diesen Tag, ein Vierteljahrhundert hindurch, die Treue gehalten. Da gab sich Möglichkeit, die Fülle der Gesichte, die einer unerschöpflich sprudelnden Phantasie entsprangen, in Formen zu gießen und so seiner jungen Kunst eine weitausgedehnte Publizität zu verschaffen. Was er alles gezeichnet: Figürliches und Ornamentales, Sinnierliches und Aktuelles, Heiteres und Ernstes — wer vermöchte es in eine Formel zu fassen? Der Stil des graphischen Werkes war stets gewahrt wie auch in den zahlreichen Schöpfungen geschmackvollster Gebrauchsgraphik und in den Radierungen.



Teufel und Hexen.

In seiner Neigung zum Fabulieren, in seiner poetischen Richtung und künstlerischen Mitteilsamkeit ist Diez recht eigentlich ein Graphiker, indessen hat er sich doch nie auf den Stift und die Radiernadel beschränkt, sondern stets auch gern gemalt: ist kräftig in die Farbe gegangen und hat mit Fresken und dekorativen Gemälden stattlichsten Ausmaßes, wie er sie auf der Münchner Theresienhöhe in den Kolonnaden des Ausstellungsrestaurants, am Plafond des Deutschen Museums, im Schloß zu Stein, im Salzburger Mozarteum und anderwärts geschaffen, für seine Art Zeugnis abgelegt. Er hat nie absolute Malerei im Sinne derer getrieben, denen der Bildinhalt Nebensache ist, weil es ihnen nur auf ein Form- oder Farbproblem ankommt, sondern sich mit seinem ganzen starken Können dafür eingesetzt, daß Größe und Adel des Gegenstands die Qualität der Malerei durchaus nicht zu beeinträchtigen brauche. Märchenhafte, helle Dinge, ein arkadisches Sein, Phantasien aus versunkenen Welten, Himmelsdinge in Sternennächten, Teufel, Hexen und Heilige — so gehen ihm die stofflichen Motive durcheinander, und doch ist da keiner, dessen er nicht mit seiner siegreichen Kunst Herr würde.



Cäcilie.



Antilopenjagd.



Paul Wiecke, Dresden. (Phot. Martin Herzfeld, Dresden.)

Schauspieler als Vorleser.

Von Dr. Heinrich Stümcke.

Die Ahnenreihe des Mimen am Vortragstisch verfolgend, müssen wir bis zu Ekhof und Schröder hinaufsteigen. An Ekhofs Namen heftet sich auch eine von Garrick überlieferte Anekdote, daß er durch bloßes Aufsagen des Alphabets zur Heiterkeit oder zu Tränen habe rühren können. Schröder las mit damals einzig dastehender Meisterschaft z. B. Lessings „Nathan“ vor. Ludwig Tieck, der Dichter und Dramaturg, wurde dann, insbesondere durch seine Shakespearevorlesungen, Bahnbrecher und Erzieher des rezitierenden Mimen. Von ihm angeregt, erschien Karl v. Holtei 1825/26 in Berlin am Lesetisch und krönte sein Werk mit einer, allerdings stark verkürzten, Wiedergabe von Goethes „Faust“ 1. Teil. In seinen Bahnen wandelten später Emil Palleske, Richard Türschmann und Alexander Strakosch. Türschmann, der klassisch gebildete Pastorssohn mit dem klassisch geschnittenen Römerkopf, mußte wegen zunehmender Verdunkelung des Augenlichtes 1872 eine erfolgreich begonnene Bühnenlaufbahn aufgeben und fand als wandernder Rezitator insbesondere in der fast strichlosen Wiedergabe von Shakespeares Meisterdramen Ersatz für die ihm versagte Tätigkeit auf den Brettern. Auch Strakosch, der als Vortragsmeister 1869 unter Heinrich Laube in Leipzig begann, wurde durch ein körperliches Leiden der Bühne entfremdet. Im Gegensatz zu Türschmann und den meisten heutigen Rezitatoren suchte er als Schauspieler zu wirken. Marmorne Ruhe und bewußter Verzicht auf jedes unterstützende Gebärdenspiel zeichnen dagegen den Nestor der heutigen Vortragsmeister, **Ernst v. Possart**, aus. Er ist der Wortkünstler nach französischem Muster, wie er im Buche steht, und hat Theorie und Praxis der Deklamation in jahrzehntelangem Studium bis in die letzten Feinheiten erwogen und probiert. Ist auch seine Lehre von der Ausnützung der Wiederklangsräume der Stimme und von der Bedeutung des trillernden Zungen-R manchem Widerspruch begegnet, so hat sein rhetorisches Wirken doch ein heilsames Gegengewicht zu der einreißenden Sprachverwilderung und saloppen Sprechtechnik auf den Brettern gebildet. — Das Wiener Burgtheater besaß jahrzehntelang einen Possart vielfach verwandten Sprecher in Joseph Lewinsky. Dagegen betätigten sich seine Kollegen Baumeister und Sonnenthal nur sehr ungern als Vortragskünstler. Joseph Kainz faßte mit zunehmendem Alter geradezu eine Leidenschaft für das Podium, auf dem er, als wir ihn im Frühjahr 1910 zuletzt vor seinem Tode sahen, in feierlich zugeknöpftem Gehrock mit der großen Hornbrille auf der Nase erschien und mit Homers Gesang vom Zorn des Achilles alle Hörer ebenso in Bann schlug wie mit den Strophen aus Wielands „Oberon“ und den feierlichen Rhythmen Klopstocks. — Einen verdienstvollen Anteil an der Renaissance Friedrich Hebbels darf sich **Paul Wiecke** vom Sächsischen Landestheater in Dresden zuschreiben. Sein Kollege Adolf Winds ist namentlich in Nordamerika erfolgreich auch als Rezitator für die deutsche Kunst eingetreten. — Das umfassendste Programm von allen gegenwärtigen Sprechern besitzt wohl **Max Montor** vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg. Er pflegt nach dem Muster Türschmanns insbesondere die Rezitation ganzer Bühnenwerke und gesellt der virtuosenhaften, ihn nie im Stiche lassenden Gedächtnisleistung die notwendige Modulationsfähigkeit des Organs, um die einzelnen Gestalten der Dichtung auseinanderzuhalten, und die Fähigkeit völliger geistiger Durchdringung des Werkes, um es ohne die Mittel der Bühne, die der ohne jedes Gebärdenspiel ruhig im Lehnstuhl Sitzende grundsätzlich verschmäht, vor seinen Zuhörern sinnfällig aufzubauen. Ein seltener, aber gern begrüßter Gast am Vortragstisch ist **Friedrich Kayßler**, der das für ihn charakteristische grübelnde, beherrschte Wesen natürlich auch dort nicht ablegt und, auf den Brettern kein Proteus, auch als Rezitator nicht durch Vielseitigkeit zu verblüffen sucht. Als Meister galt bis zu seinem frühen Tode in Berlin mit Recht Emil Milan, dessen Art heute wohl der vielseitige Ludwig Wüllner und Ferdinand Gregori am nächsten kommen. Auch Bruno Decarli schafft sich zur gern geübten wortlosen Filmtätigkeit am Vortragspult einen Ausgleich. Vertreter des literarischen Expressionismus auf dem Podium sind **Alexander Moissi**, **Kurt Stieler** und **Ernst Deutsch**, alle drei voll lodernder Begeisterung und nach Kainz' Muster gern im Feueratem stürmend, aber auch die Musik der Worte, die innerliche Geistigkeit des Rhythmus wiederzugeben trachtend und der strengen Feierlichkeit der Bibelsprache ebenso hold wie der lyrischen Zartheit eines Jacobsen und Rilke. Deutsch und Stieler lesen auch gern Prosa der großen Russen, Strindberg, Werfel und Wedekind.



Max Montor, Hamburg.



Alexander Moissi, Berlin. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Friedrich Kayßler, Berlin. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Ernst v. Possart, München. (Phot. B. Dittmars Nachfolger, München.)



Kurt Stieler, München. (Phot. Atelier Haaß & Hagen, München.)



Ernst Deutsch, Berlin. (Phot. H. Noack, Berlin.)



Moderne Kindererziehung: In der Waldschule Charlottenburg im Grunewald bei Eichkamp. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Willi Sauer.

Veit Stoß: Darstellung im Tempel. Außenrelief am Krakauer Marienaltar. Nach einer Aufnahme des Krakauer Altertumsvereins.



Veit Stoß: Johannesfigur aus dem Relief der Himmelfahrt Christi vom Krakauer Marienaltar.



Veit Stoß: Apostelgruppe aus der Himmelfahrt Mariä im Schrein des Krakauer Marienaltars. Kolossalfiguren.

Beide Abbildungen sind Wiedergaben von Vergrößerungen nach Photographien des Krakauer Altertumsvereins für die Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst.

Meisterwerke altdeutscher Plastik. (Siehe hierzu den Aufsatz von Prof. Dr. W. v. Grolman auf der nächsten Seite.)



Vom Grabmal des Domherrn Bernhard v. Breidenbach im Mainzer Dom. (Verlag von J. P. Haas in Mainz).



Hans Seyfer: Christus, von Maria und Johannes betrauert.

Predella des Hochaltars der Kilianskirche in Heilbronn. (Phot. Lasius, Rothenburg o. T.)



Büste des Augustin vom Hochaltar der Kilianskirche in Heilbronn. (Phot. C. Fleischmann Nachf., Heilbronn.)

Meisterwerke altdeutscher Plastik.

Eine Ausstellung in Photographien im Wiesbadener Museum.

Von Professor Dr. W. v. Grolman.

Man weiß, daß den nordischen Völkern in der Zeit des Klassizismus auch der letzte Rest von geistigem Zusammenhang mit ihrer mittelalterlichen nationalen Kunstblüte verlorenging. Wenn es damals in Deutschland geschehen konnte, daß ein Hauptwerk Peter Vischers als altes Messing verkauft wurde, so erlebte man in Frankreich gar Anträge, die Denkmäler der „miserablen Gotik“ abzureißen und niederzulegen. Die französische mittelalterliche Plastik, deren Blüteperiode in die Zeit der Hochgotik fällt, hat inzwischen, nicht zuletzt dank den Bemühungen deutscher Forscher, eine glänzende Auferstehung erlebt, gleich manchen anderen in zeitweilige Vergessenheit und Geringschätzung gefallenen Kunstwerken höchsten Ranges — man denke nur an Rembrandt, dessen tiefe Innerlichkeit selbst noch einem Burckhardt unerschlossen blieb — aber die Wunderwelt der deutschen Plastik zur Zeit des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Renaissance, die als



Kopf des Hieronymus vom Isenheimer Hochaltar im Museum zu Colmar. (Phot. Dr. Hansmann.)

einzige ihrer Zeit an Schöpferkraft sich neben ihre weltberühmte italienische Schwester zu stellen vermag, erfreut sich trotz der expressionistischen neugotischen Kunstbewegung und der christlich-religiösen Stimmungen in der jungen deutschen Literatur noch immer nur eines sehr platonischen Interesses und — größter Unbekanntheit. Bei der Zerstreutheit ihrer Werke, die vielfach in kleinen und kleinsten oder dem Reiseverkehr entrückten Orten zu suchen sind und selbst dann sich noch durch die Höhe der Aufstellung und die ungünstige Beleuchtung öfters den Blicken des Beschauers fast entziehen, konnten diese freilich vor der Erfindung der Photographie wohl kaum zum Allgemeinbesitz des Volkes werden; halbwegs bekannt waren eigentlich bis dahin nur die paar Sachen in Nürnberg, die sich auch mit wenigen Ausnahmen dem Auge des Kunstfreundes bequemer darboten als die meisten anderen. Die Erkenntnis, daß es an einem für die ästhetische Würdigung zureichenden photographischen Anschauungsmaterial als der unerläßlichen Vorbedingung zur Wiederbelebung unseres nationalen Kunstbesitzes noch immer zum größten Teile fehlt, gab den Anlaß zu dem Unternehmen, dem diese Zeilen gelten. Bereits 1913 begonnen, dann durch den Krieg unterbrochen,

umfaßt es in seiner heute vorliegenden ersten Abteilung, die der Kunst der Spätgotik und Frührenaissance im fränkischen, fränkisch-schwäbischen, mittel- und oberrheinischen Gebiet gewidmet ist, 522 Photographien größten Formats.

Während in Italien die wundervollen Detailaufnahmen der Anderson und Alinari jedem Kunstfreund fast von selbst in den Schoß fliegen, waren beispielsweise, als der Schreiber dieser Zeilen seine Arbeit begann, von dem stolzesten Werk deutscher Altarkunst, dem grandiosen, schon durch seine Dimensionen überwältigenden Altar des Veit Stoß in Krakau, nur kleine Gesamtaufnahmen im Handel, auf denen die einzelnen Figuren völlig verschwanden. Detailaufnahmen befanden sich nur im Besitz des Krakauer Altertumsvereins, dank dessen Liebenswürdigkeit es möglich war, die Vergrößerungen für das Wiesbadener Unternehmen anzufertigen. Von den Hauptteilen des Heilbronner Hochaltars, eines kaum weniger bedeutenden Werkes, existierten überhaupt keinerlei Aufnahmen. Der Krakauer Altar zählt neben 13 Kolossalfiguren und vielen kleineren 18 Riesenreliefs im Format von je $2^1/_2$ m Seitenfläche, von denen einzelne wieder bis 13 Figuren in etwa $^3/_4$ Lebensgröße umfassen. Am Sebaldusgrab Peter Vischers lassen sich über 100 Figuren und Figürchen zählen, deren Genuß dem flüchtigen Beschauer zum größten Teil durch ihre bald zu tiefe, bald zu hohe Aufstellung größtenteils zu entgehen pflegt. Erst die 50 Detailaufnahmen der Wiesbadener Kollektion geben die richtige Vorstellung von dem schier unerschöpflichen Reichtum bildnerischer und dichterischer Phantasie, die über dieses Wunderwerk ausgegossen ist, wie denn selbst Fachleute vor nicht wenigen der Wiesbadener Blätter bekannten, daß sie fast den Eindruck hätten, einem neuen Werk gegenüberzustehen. Die Überführung des gesamten Materials nach Berlin, wo es Ende September im Kunstsalon Paul Cassirer zur Ausstellung gelangt, dürfte weitesten Kreisen Gelegenheit geben, sich persönlich von dem Reichtum und der Größe des nationalen Schatzes zu überzeugen, der hier noch zu heben ist.

Schon die wenigen diesen Zeilen beigegebenen Ausschnitte aus den Aufnahmen vom Krakauer Altar des Veit Stoß können dem Leser eine ahnende Vorstellung von der Kraft der Anschauung und der Glut der Empfindung vermitteln, die in dieser Feuerseele wohnten, ehe sie, durch ein furchtbares Schicksal gebrochen, sich wie ein verstimmtes Instrument in den Peinlichkeiten seines Altersstils erging. Hier bemerkt man nichts von dem manierierten Lächeln, den absonderlich versteiften Händen und ähnlichen Merkmalen, wie sie beispielsweise so typisch das bekannteste Werk, den „Englischen Gruß“, entstellen. Noch eine Jugendarbeit ist die Darstellung im Tempel, wohl das zweitälteste Relief des Krakauer Altars: die Figuren freilich noch befangen in der Haltung und unsicher auf den Füßen, aber dafür voll zartester seelischer Stimmung. Legt nicht jeder Zug im Antlitz dieser Maria Zeugnis ab für ihre Keuschheit? Und mit welch ehrfürchtiger Sorgfalt weiß der Priester das Knäblein entgegenzunehmen. Dann die ältere Begleiterin im Nebenraum: ihrer eigenen Jugend und zugleich der Enttäuschungen des Lebens eingedenk, folgt sie träumerischen Blickes mit einem leicht ironischen und zugleich halb wehmütigen Lächeln um die Lippen voll warmer Anteilnahme dem Vorgang, während ihre Hand halb unbewußt und dennoch zärtlich die Opfertäubchen streichelt. Hinter ihr endlich die Männer in ernstem Zwiegespräch; das Ganze aber in eine Komposition von reinstem Wohllaut zusammengeschlossen.

Dann als Beispiel seiner reifen Kunst der wohl zwölf Jahre später entstandene Johannes aus der Himmelfahrt Christi: der letzte Rest gotischer Befangenheit ist in diesem Repräsentanten einer adeligen Menschenrasse gefallen, und doch ist dem Meister in dem von Glaubenseifer durchglühten Jüngling eine der tiefsten Andachtsfiguren der christlichen Kunst gelungen, ein würdiges Gegenstück zu den herrlichen Apostelgestalten aus dem Schrein, von denen einige Köpfe hier fast in der Größe der Originalphotographie wiedergegeben sind.

Ein anderes Bild: die unvergleichliche Heilbronner Pietà; statt der dramatischen Beweglichkeit des Stoß hier vollkommenste Stille: gottergebene Hinnahme auch schwersten Leidens; dazu die drei Personen zu innigster seelischer Gemeinschaft verbunden, die der Meister mit höchster Kunst ebensosehr in der absoluten Geschlossenheit der Gruppe (Umriß und Hände!) wie im seelischen Ausdruck der Köpfe zu versinnlichen wußte. Die Gestalten des Stoß, der darin ziemlich allein steht, sind irdischer als diese typisch spätgotische, noch ganz im Jenseits wurzelnde Kunst, für die auch der junge Breidenbach, der schon die Herrlichkeiten des Himmels zu schauen scheint, wie der Hieronymus des Isenheimer Altars mit dem Leidenszug um die mageren Wangen und dem so unendlich gütigen Blick des sanft und tief leuchtenden ernsten Auges höchste Verkörperungen darstellen, neben denen selbst nicht wenige der gepriesensten Werke italienischer Renaissance oberflächlich und leer anmuten müssen.

Die Kultur.

Von Marie Holzer.

„Ha,“ lachte der Dämon, „ich bin der Starke, und was du in Tausenden von Jahren versucht, Kultur, wie sehr du deinen Geist bemüht, wie weit du deine Ziele ausgesteckt, wie hell deine Siegesfahnen flatterten, wie du dir Kunst und Wissenschaft dienend untertan gemacht, ich triumphiere. Wie ein Kartenhaus fiel das Gebäude zusammen, an dem du gebaut seit Menschengedenken, dessen Quadern dir ehern schienen und ewig. Und aus aller Menschen Brust speit der Dämon Blitze. Sie tanzen um das goldene Kalb wie vor Tausenden von Jahren, das Ich lacht sein tollstes Lachen, jeder rafft vom Tisch des Lebens, was er zu erraffen vermag, stößt den Nachbar zu Boden, geht über ihn hinweg. Jedes Band zerrissen, jede Gemeinschaft aufgelöst, überall nur ein Jagen, nur ein Hasten, nur ein Suchen nach Genuß, nach Gütern, die neue Genüsse schenken. Und alle Rufer und alle Prediger finden taube Ohren. Ein Hexentanz allüberall. Das Laster führt das große Wort, es findet seinen Lohn auf allen Wegen. Die Erde ist kein Paradies, die Erde trägt ihre Glücksgüter nur für den, der sie zu holen weiß, skrupellos. Der seine Jugend nützt, seine Schönheit, seine Klugheit, seine Überlegenheit, der mit der Dummheit Fangball spielt, die Bescheidenheit verlacht, die Tugend verhöhnt, die Schwäche verstößt, der den goldenen Apfel pflückt in jedermanns Garten, für den es keine Grenzpfähle gibt, keine Schranken, keine Vorurteile, keine Rücksichten, der nur einen Gott kennt, sein verlangendes, sein suchendes, sein durstiges Ich. Du bautest deine Häuser auf der Menschen Geistigkeit, auf der Menschen Sehnsucht, auf der Menschen Glauben, aber die Geistigkeit ist tot, der Materialismus hat sie zertreten, die Sehnsucht ist nicht wählerisch, sie findet ihre Erfüllung auf allen Wegen, der Glaube ist fortgezogen, nur der Dämon, der mit jedem neuen Menschen neu erwacht, der Dämon ist heute der Sieger.“

Die Kultur lächelte. „Ich wollte dich nie besiegen, Dämon, denn du hast Wundersames geschaffen auf Erden, du bist das Flügelpaar, das vorwärtsträgt, du bist die Kraft, die läutert, du bist der Geist, der wandelt und wandert. Nur die Menschen heute in einem dunklen Meer, die Wellen umspülen sie, die Wogen umbranden sie, das Leid bedroht sie, der Tod lauert in allen Ecken, das Verhängnis kauert in dunklen Winkeln, überall Unsicherheit, überall Gefahr, überall Bodenlosigkeit. Und deshalb tanzen sie, um zu vergessen, und deshalb lachen sie, um sich zu betäuben, und deshalb raffen sie Güter zusammen, weil die Zukunft verhängt ist, nicht licht. Das Heute grinst, das Morgen droht. Doch die brodelnde Gischt wird verschwinden, die Flut verebben, und jener Dämon, von dem du sprichst, und der doch nur ein bleicher, wesenloser Schatten deines stolzen Selbst ist, wird versinken, und dann wird die Kultur wieder lächeln und strahlen und leuchten und führen. Denn man kann mich verschütten, aber nicht begraben, man kann mich verraten, aber nicht vertreiben, man kann mich verhöhnen, aber nicht verurteilen, man kann mich verwunden, aber nicht töten. Denn ich lebe als der Menschheit bestes Teil. Ich bin ihr Glaube, ich bin ihre Sehnsucht, ich bin ihr Traum, ich bin ihr Geist, ich bin die Form ihres Suchens, ihres Denkens, ihres Grübelns, ihres Schaffens. Ein wirrer Schlaf, ein Fiebertraum das Leben heut, die Pulse fliegen, ein Auf und Ab der Temperatur, der Gesichte, der Erscheinungen, aber es kommt der Tag des Erwachens, es kommt mein und dein Tag, Dämon!“

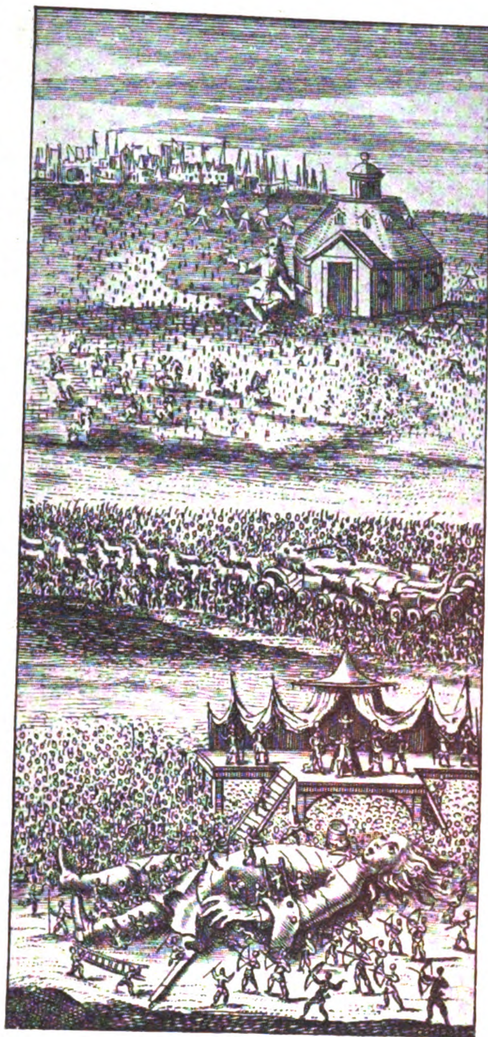
Literatur und Kunst.

„Gullivers Reisen."

Zum 200jährigen Gedenktag.
Von Professor Dr. Eduard Engel, Bornim (Mark).

Ein Buch, das zweihundert Jahre hindurch zu den beliebtesten Lesebüchern aller lesenden Völker gehört, hat sich seinen festen Platz in der Weltliteratur erobert, es zählt zum eisernen Bestande der Weltbildung, es ist eins der „ewigen Bücher" geworden. Sehr klein ist deren Zahl, wenn wir nicht bloß an die höchstgebildeten Leser denken; es hält schwer, nur zehn solche ewige Bücher zu nennen, deren Leserschar unbegrenzt ist durch Bildung, Stand, Alter. Bei strengster Prüfung kommen wohl nur vier zusammen: einige Abschnitte des Alten Testaments, Defoes Robinson, Swifts Gulliver, Grimms Märchen. Untersucht man die Gründe der unzerstörbaren Lebendigkeit dieser Menschheitbücher bis aufs Letzte, so findet man etwas, das dem verbildeten Kunstgeschmack oder doch Kunstgeschmuse unsrer Tage ein recht verächtliches Nebending der erzählenden Kunst ist: die Spannung. Ohne sie keine Dauer, keine bleibende Geltung in der Weltgeschichte der Kunst — woraus natürlich nicht folgt, daß die Spannung allein einem Erzählungswerke die Unsterblichkeit sichert.

Swift hatte bei seinen „Reisen Gullivers", die zuerst 1720 erschienen und 1726 abgeschlossen wurden, überhaupt nicht an ein Unterhaltungswerk, geschweige an ein Kinderbuch gedacht. Der große irische Kampfschreiber und Spottdichter hatte sich vorgesetzt, ein Hohnbild des höfischen und



Gulliver bei den Liliputanern.

Nach der Abbildung in „Travels into several Remote Nations of the World" by Lemuel Gulliver, London, 1731.



Gulliver bei den Riesen in Brobbingnag.

Nach der Abbildung in „Travels into several Remote Nations of the World" by Lemuel Gulliver, London, 1731.

staatlichen Lebens zu schaffen, und dieses Werk — ein in aller Literaturgeschichte einziger Fall — wandelte sich in ein Unterhaltungsbuch allerersten Ranges für alt und jung! Swifts Absicht war, in „Gullivers Reisen" zu zeigen, wie nichtig, wie lächerlich alles Menschenstreben und -treiben sei, wenn man es von einem erhabenen Standpunkt betrachte — so nichtig und lächerlich wie die Einwohner Liliputs dem Auge des Menschleins Gulliver oder wie dieser den Riesen des Reiches Brobbingnag.

Aber so fein verborgen ließ Swift diese Absicht, daß wir sein Buch, das einzige ganz lebendig gebliebene seiner vielen Werke, heute lesen, ohne zu merken, daß es eine Spottdichtung ist. Man hat sogleich nach dem Erscheinen des Gulliver den „Schlüssel" gesucht, hat bestimmte hochstehende Personen, Könige, Minister, Abgeordnete Englands in den Helden der Dichtung von Menschen, Zwergen und Riesen zu erkennen geglaubt; wie gleichgültig ist uns, auch den Engländern von heute, all solch Wissen geworden! Die Großen jener Zeit, über die Swift sich hat lustig machen wollen, sind halb vergessener Staub geworden; in jeder Kinderseele leben Gulliver und Liliput mit einem Leben, wie es einzig die Kunst verleiht.

Angeregt war Swift worden durch voraufgegangene phantastische Reisegeschichten. Mehr als ein Halbjahrhundert zuvor hatte der Franzose Cyrano de Bergerac seine „Reisen nach dem Mond und der Sonne" geschrieben, die auch in England eifrig gelesen wurden, und ein Jahr vor dem Gulliver war Daniel Defoes Robinson erschienen und hatte sich im Sturm die englische, bald darauf die



europäische Leserwelt erobert. Dennoch muß Swifts „Gulliver" als ein durchaus ursprüngliches und selbständiges Werk gelten, das dem Namen seines Verfassers die Unvergänglichkeit sichert. Swift hat geistreichere, ja bedeutsamere Dichtungen geschaffen, und als Spottschrift steht sein „Märchen von einer Tonne" (1704) viel höher als der Gulliver. Aber die Bücher haben ihre Schicksale, und wer heute von Swift spricht, denkt zuerst oder allein an „Gullivers Reisen". Liliput und Liliputaner sind geflügelte Worte in den Sprachen aller Bildungsvölker geworden, und die Bearbeitungen in allen Sprachen sind kaum mehr zu übersehen. Es ist eben ein ewiger Stoff, ein menschlicher Urgedanke, der ihm zugrunde liegt: der Gegensatz zwischen Groß und Klein in der belebten Welt, oder die Frage: Was ist der Mensch, je nachdem man ihn von hoch oben oder von tief unten erblickt und wertet? Ein Buch mit solchem Inhalt trägt die Gewähr seiner Unsterblichkeit in sich; Swifts „Gulliver" wird noch die fernsten Geschlechter fesseln, es wird vor allem ein Kinderbuch bleiben, neben dem es nach Jahrhunderten nur noch den „Robinson" und die schönsten Märchen als Zeugen der Literatur der Vergangenheit geben wird.

Bücherbesprechungen.

Moritz August v. Thümmel: „Wilhelmine oder der vermählte Pedant." Ein prosaisch-komisches Gedicht. Mit zehn Originalradierungen von **M. E. Philipp.** (Verlag J. J. Weber, Leipzig; geb. 200 Mark, in Pergament geb. 400 Mark, mit Originalplatte 650 Mark.) Blättert man in dem Briefwechsel Lessings mit seinen Freunden, sieht man plötzlich den jungen Breslauer Literaten vor dem steifen Berliner Horazpoeten Ramler sich höflich verneigen, voll Dankes für den Hinweis auf Thümmels „Wilhelmine": denn „ohne Ihr Lob hätte ich sie schwerlich des Ansehens gewürdigt". Nun aber ist er ganz entzückt: Deutschland wird in Thümmel „ein poetisches Genie mehr" haben! So hoch stellt er den ihm völlig unbekannten Dichter! Im Jahre 1764, im ersten Erscheinungsjahre der „Wilhelmine", da deren Urheber eben 26 Lenze zählte. Und fast zwei Menschenalter später, als Thümmels 1817 zu Ende gehendes Leben sich schon dem Abend zuneigte, urteilte Goethe in „Dichtung und Wahrheit": „Thümmels ‚Wilhelmine' ist eine kleine geistreiche Komposition, so angenehm als kühn, erwarb sich großen Beifall, vielleicht auch mit deswegen, weil der Verfasser, ein Edelmann und Hofgenosse, die eigene Klasse nicht eben schonend behandelte." Mehr läßt sich kaum sagen, um zur Lektüre eines verschollenen Büchleins aufzurufen! Ein Lessing nennt den Dichter ein Genie, eine Goethe erinnert sich der Sensation, die das indiskrete, freche, kleine Werk bei seinem Erscheinen machte. Und der gestrenge Literaturfreund stellt mit ironischer Pedanterie fest, daß Thümmel auch ansonsten beachtenswerte Spuren im Geschmack der Zeit, vor allem mit seiner zehnbändigen „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785/1786", hinterlassen hat. Also lest Thümmels „Wilhelmine"! Wird so viel Versprechen auch gehalten? Sind Lessing, Goethe, der Literarhistoriker nicht vielleicht befangen? Hat die Dichtung wirklich noch Leben in sich? Man ist verwundert, bei der Lektüre zu entdecken, daß es sich in jeder Hinsicht lohnt, sich neu darein zu versenken und zu verlieben. Ehe man es spürt, hat man sich in das Büchlein verguckt, das literarischer Ausgrabungseifer — merkwürdig genug — jetzt erst wieder hervorholte. Nun aber auch sogleich in verständisvollstem, buchkünstlerisch gelungenem Gewande! Type, Druck, Einband, Papier untadelig. Dazu des Dresdner Zeichners M. E. Philipp Radierungen ganz aus dem liebenswürdigen Geiste und leichtspöttischen Humor des Prosaepos heraus geschaffen: Thümmel kongenial in weltmännischer Grazie, im temperamentvollen jugendlichen Übermut, der bald das galantlockere Hofleben verherrlicht, bald es bloßstellt und einen halb lächerlichen, halb bemitleidenswerten, stets aber äußerst komischen Zusammenstoß zwischen Hofton und landpastorlicher Moral voll spielerischen Genießens herbeiführt. Deutsches Rokoko, gemischt aus französischer Galanterie und deutscher Idylle, pedantische Schäferliebe und lockere Sitten fanden in Thümmel einen ihrer echtesten Dichter. Man spürt, diese Werbung und Hochzeit des Dorfpastors um eine an den Hof verschlagene Landmädchenschönheit ist aus frischem Erleben geschrieben: der Kammerjunker Moritz August v. Thümmel vom Koburger Hof ward ein wenig indiskret. Doch wahrte er Takt genug, niemandem die helle Freude an seiner Indiskretion zu verderben, sich selbst den Weg zum Minister nicht zu verbauen. Heute reizt diese weltmännische Zurückhaltung, dies lächelnde Zwischendenzeilensprechen besonders; es hat sich den spannenden Zauber des intriganten Hofklatsches und wissend-verschwiegener Vergnüglichkeit bewahrt. M. E. Philipp versteht es ausgezeichnet, auch in dieser Hinsicht Thümmels Art zu erfassen: Wort und Bild rufen die volle Illusion der scharmanten Gesellschaftskultur jener Zeit hervor, die so auffällig wenig Rücksicht auf — Dorfpfarrer nahm ... Ein besonderes Verdienst der von **Hans Rochocz** mit knapper Einleitung versehenen Ausgabe ist, daß sie den Text der ersten und nicht der 1766 erschienenen, umgearbeiteten zweiten Auflage wiedergibt. Die echte „Wilhelmine" muß uns allemal lieber sein als die aus persönlichen Gründen blässer gestaltete ... Freunde der Kultur jener Zeit der Vossischen „Luise", von Goethes „Hermann und Dorothea", von Wielands geistreichen, spielerischen Schäfereien werden Thümmels „Wilhelmine" in dieser Ausgabe besitzen wollen.

Hanns Martin Elster.

„Die Legende vom heiligen Riesen Christophorus in der Graphik des 15. und 16. Jahrhunderts." Ein entwicklungsgeschichtlicher Versuch von **Ernst Conrad Stahl.** (Ein Textband und ein Tafelband; J. J. Lentnersche Buchhandlung, München.) — Wer sich nur einigermaßen mit der Geschichte der graphischen Künste beschäftigt, kennt den Christophorus vom Kloster Buxheim bei Kempten, der mit seiner Jahreszahl 1423 längere Zeit als ältester deutscher Holzschnitt galt, welche Auffassung freilich seit geraumer Zeit nun auch von Laien nicht mehr aufrechterhalten wird. Natürlich ist die Kunstgeschichte auch sonst reich an Christophorus-Darstellungen nicht nur aus dem Gebiete der Graphik, sondern auch aus dem der Malerei und Plastik. Der Reichtum aber, in den uns Ernst Conrad Stahl in seinem Werke über den Riesen Christophorus blicken läßt, ist ganz außerordentlich. Auf 63 Tafeln bekommen wir in 95 Abbildungen das Auserlesenste der Ikonographie des Christophorus zu sehen, von alten Miniaturen und Eyckschen Silberstiftzeichnungen über prachtvolle Schrotblätter und Metallschnitte bis zu den Blättern von Beham, Springinklee, Altdorfer, Hans Baldung Grien, Virgil Solis, und weiterreichend sind auch die außerdeutschen Legendenbilder in den Kreis der Betrachtung gezogen, der an die 2000 Darstellungen im ganzen zugrunde gelegen haben mögen. In der Forschungsmethode auf Wölflin fußend und dabei weit ins Detail greifend, erläutert Stahl die Entstehung des Christophorustyps und seine Wandlung. Die Gestalt des Riesen, die Gruppe mit dem Kinde, das Landschaftliche, das Kostümliche, das Baumstammwunder — alles erweist sich als überaus bedeutsam für die Entwicklung unserer Kunstformen überhaupt. Christophorus, der bekanntlich einer der vierzehn Nothelfer, ein Märtyrer und ein Pestheiliger war, gelangte zu seinem großen Ruhm, weil es vor dem Tod schützte, sein Bild einmal täglich betrachtet zu haben.

Dr. Zeitler.

„Balkanvögel," ein ornithologisches Tagebuch. Von Dr. J. Gengler. (Verlagsbuchhandlung H. A. Pierer, Altenburg, S.-A.) — Der Weltkrieg führte den Offizier und Ornithologen Gengler in die Flußtäler der Morawa, des Wardar, der Maritza, der Ergene, wo er in Stunden und Tagen der Ruhe die Vogelwelt dieser bisher so wenig bekannten und durchforschten Gebiete, namentlich Altserbiens, beobachtete und umfangreiches Studienmaterial sammelte. Die Notizen seines ornithologischen Tagebuches füllen eine Lücke aus in der Kenntnis der befiederten Bewohner der Balkanhalbinsel. Nach einem kurzen einleitenden allgemeinen Teil, in dem der Verfasser neben biologischen Betrachtungen über die Vogelwelt der Balkanhalbinsel während seines Aufenthaltes in den Kriegsjahren 1916 bis 1918 berichtet, folgt der Hauptteil des Buches: die Besprechung der 261 Vogelformen, die er einwandfrei und äußerst gewissenhaft für den „Balkan" feststellte.

Rudolph Schissel.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Landwirtschaftliche Ausstellung. Die Verhandlungen zwischen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Berlin SW 11, Dessauer Straße 14 und dem Rat der Stadt Leipzig bezw. dem Meßamt Leipzig sind soweit gediehen, daß im Juni 1921 bestimmt mit der Veranstaltung der ersten Deutschen Landwirtschaftlichen Wanderausstellung nach dem Kriege in Leipzig zu rechnen ist.

Von der Handelshochschule zu Leipzig. Das Vorlesungsverzeichnis der Handelshochschule für das Wintersemester 1920/21, das 46. Semester ihres Bestehens, ist erschienen und kann von der Kanzlei der Hochschule in Leipzig, Ritterstraße 8/10 (die Satzungen für 1 Mk. 30, das Vorlesungsverzeichnis für 50 Pf.) bezogen werden.

Ein Karg-Elert-Fest veranstaltet die Stadt Oberndorf a. Neckar (Württemb.) vom 25. bis 27. September dieses Jahres. Es ist die Geburtsstadt des hervorragenden neuzeitlichen Komponisten Dr. Sigfrid Karg-Elert in Leipzig, die denselben ehren will. Die Veranstaltung gewinnt dadurch für das Schwabenland, ja für Süddeutschland den Charakter eines Ereignisses, als auf derselben der Komponist selbst seine großen Eigenwerke auf dem Klavier, der Orgel wiedergeben wird, sodann durch die erstmalige Vorführung eines neuesten, feinsten Werkes: eines Kunstharmoniums, das die Harmoniumfabrik von Ernst Hinkel in Ulm a. D. gebaut und dem der bedeutendste Beherrscher dieses Instruments der Jetztzeit, als welcher Karg-Elert angesprochen werden darf, die Weihe gibt. Verschiedene Musikkapazitäten haben ihr Erscheinen angesagt.

Die Sprachenfrage in Elsaß-Lothringen. Die elsaß-lothringischen Abgeordneten in der französischen Kammer hatten vor den Ferien ihre den Bedürfnissen Elsaß-Lothringens und den nationalen Interessen des Landes entsprechenden Wünsche in der Sprachenfrage in einer besonderen Eingabe festgelegt. Die Antwort der französischen Regierung, gezeichnet vom Unterstaatssekretär Reibel, ist jetzt eingegangen. Sie lautet: „Ich habe die Ehre, Sie wissen zu lassen, daß sich die Regierung in vollkommener Übereinstimmung mit den Abgeordneten des Elsasses und Lothringens befindet. Die Regierung wird darauf achten, daß die Grundsätze, an die Sie erinnern, gewissenhaft beobachtet werden; sie wird bei aller Sorge für die möglichste Verbreitung der französischen Sprache fortfahren, darüber zu wachen, daß

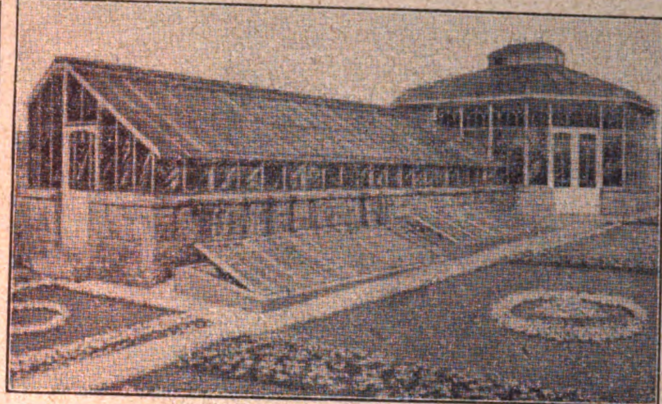
die gerechten Ansprüche der Muttersprache ebenfalls beachtet werden."

Die Prellschen Bilder, die den Kaiser-Wilhelm-Saal des Palazzo Caffarelli, des früheren Sitzes der Deutschen Botschaft in Rom, schmückten, sind nach Berlin gebracht worden. Die Preußische Regierung beabsichtigt, die Gemälde der Vaterstadt des Künstlers, Leipzig, zur Ausstellung geschenkweise zu überlassen.

Tuberkulose und künstliche Höhensonne. Je mehr die Folgen der Hungerblockade sich geltend machen, besonders in der erschreckenden Zunahme der Schwindsucht, der Skrofulose und der Rachitis (englische Krankheit), desto dringender wird die Bekämpfung dieser Volksseuchen als vornehmste Aufgabe des Staates und der ärztlichen Wissenschaft. Die dankenswerten Spenden des Auslandes an Lebensmittelbeihilfen bleiben der großen Not gegenüber leider doch nur Almosen, die zwar die Weiterdauer der jahrelangen Hungersnot einschränken; was geschieht aber mit all den Kindern, die durch die jahrelange Unterernährung erkrankt und dem Siechtum verfallen sind? Hier genügt die Nahrungsverbesserung nicht mehr, sondern Heilung tut not, Rettung aus dem Siechtum durch ärztliche Kunst. Deshalb findet in der Ärztewelt seit Kriegsende eine wunderbare Errungenschaft der deutschen Technik, die künstliche Höhensonne, eine um so größere Beachtung. Es steht seit Jahrzehnten fest, daß durch die Höhensonne im Hochgebirge bei Tuberkulose stets völliae Heilerfolge erzielt wurden, und zwar beruhte diese Wirkung nicht auf den roten, warmen, sondern auf den unsichtbaren, kalten, ultravioletten Strahlen, die von Rauch und Staub leicht absorbiert beim Sonnenlicht in der Ebene fast ganz fehlen. Diese überaus heilkräftigen, ultravioletten Strahlen werden nun von der künstlichen Höhensonne oder der Quarzlampe in noch weit größeren Mengen entwickelt, als von der natürlichen Höhensonne. Diese Quarzlampe besteht im wesentlichen aus einer luftleeren, durchsichtigen Röhre aus geschmolzenem Bergkristall (Quarz), in der Quecksilberdampf durch elektrischen Strom zur höchsten Glut gebracht und so ein Licht von außerordentlicher Stärke mit ungemein starken, ultravioletten Strahlen erzeugt. Es ist das Verdienst des leider zu früh verstorbenen Dr. Richard Küch, des Physikers der Hanauer Quarzlampengesellschaft, ein Verfahren zum Schmelzen des Bergkristalls erfunden zu haben, das allein die Herstellung von Quarzröhren und den Austritt von ultra-

violettem Licht in solcher Stärke und daher auch von solcher Heilwirkung ermöglicht. Im Kampfe gegen unsere gefährlichsten Volkskrankheiten, die Rachitis, die Skrofulose und Tuberkulose, hat keine Methode eine solch allgemeine Wertschätzung und Beachtung erlangt wie die künstliche Höhensonne. Ihre Strahlen beeinflussen den Blutkreislauf und den Stoffwechsel sofort in günstiger Weise und heilen englische Krankheit sicher und schnell in allen Fällen. Sie wirkt überhaupt und besonders bei Skrofulose und Tuberkulose, wie Professor Hagemann von der Universitätsklinik Marburg sich ausdrückt, in außerordentlichem Maße allgemein derart kräftigend, daß sie darin alle bisherigen Methoden übertrifft. Die Krankenkassen und staatlichen Organisationen zur Bekämpfung der Volkskrankheiten gehen deshalb in fast allen Städten dazu über, Einrichtungen zur Bestrahlung mit künstlicher Höhensonne zu schaffen, um Tuberkulosegefährdete systematisch vorbeugend nach den Prinzipien von Professor Jesionek von der Universität Gießen durch Kräftigungskuren zu behandeln oder Rachitiker sicher und schnell nach den von Professor Biesalski im Oscar-Helene-Heim ausgearbeiteten Bestrahlungsmethoden zu heilen.

Herbsttage in Wiesbaden. Wiesbaden rüstet sich zum Empfang seiner Herbstgäste. Fünf schwere Kriegsjahre mit ihren für unser Vaterland so verhängnisvollen Folgen haben an den charakteristischen Grundzügen Wiesbadens nicht zu rütteln vermocht. Frisch und blutwarm geht — von kleinen, unvermeidlichen Äußerlichkeiten abgesehen — das Kurleben in den Promenaden, am Kochbrunnen, im Kurhause und auf den unvergleichlich schönen Spaziergängen in Park und Wäldern weiter. Der Druck der Zeit hat hieran nichts ändern können, denn Mutter Natur erlaubt keine Eingriffe in ihre verbrieften Rechte. So läßt sie auch heuer wieder ihr Lieblingskind am Fuße des Taunus in seiner ganzen Wunderpracht im Rahmen herbstlich geschmückter Wälder vor uns erstehen. Hotels und Badehäuser, Pensionen und Gasthöfe bereiten sich auf den Empfang alter, liebgewonnener Gäste, neuer Freunde und Gönner aus allen deutschen Gauen vor. Das Programm der für die Herbstwoche 1920 im Kurhause und Staatstheater vorgesehenen festlichen Veranstaltungen legt davon Zeugnis ab, daß die gesundheitspendende Stadt auch auf geistigem Gebiete ihrem alten Ruf als Pflegestätte ernster und heiterer Kunst treu geblieben ist.



Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3
Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 4031 Einzelpreis 3 Mark (Vierteljährlich 32 Mark) 155. Band

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Über das Gesicht des Kranken. Wenn man es auch nicht jedem Menschen „an der Nase" – wie sich das Volk ausdrückt – ansehen kann, was ihm fehlt, so kann der Arzt bei dem ihn um Rat angehenden Kranken manches aus dem Gesichtsausdruck ablesen, ehe er ihn genau untersucht hat. Diese Diagnose aus dem Gesichtsausdruck hat natürlich gar nichts zu tun mit dem Gehaben der Kurpfuscher, die Krankheiten allein aus den Augen zu erkennen, wie es der Pastor Felke und andere tun. – Dagegen wird die Krankenphysiognomik, wie sie seit den Tagen des Hippokrates (460–375 v. Chr.) geübt wurde, immer vorbildlich, auch für die modernen Ärzte, bleiben. Er hat uns genau das Gesicht beschrieben, wie es sich kurz vor dem Tode einstellt – und fügt hinzu: „Dann weiß man, daß der Tod rasch eintritt." Viele dieser Art Kenntnisse sind der späteren Medizin, z. B. im Mittelalter, verlorengegangen. Mag es auch immer Ärzte gegeben haben, die der Physiognomik ihrer kranken Schutzbefohlenen ihr Interesse zuwandten, so ist es auch heute noch durchaus notwendig, wieder auf diese Dinge hinzuweisen, wie es jüngst I. Schürer getan hat. Als besonders wichtig für den Gesichtsausdruck kommen das Auge und der Blick in Betracht. Reichliche Fettansammlung in dem Unterhautbindegewebe des Gesichts kann die mimischen Bewegungen der Antlitzmuskulatur überaus ungünstig beeinflussen, so daß der Satiriker G. C. Lichtenberg (1742 bis 1799) sehr treffend gesagt hat: „Es gibt Leute, die so fette Gesichter haben, daß sie unter dem Speck lachen können, daß der größte physiognomische Zauberer nichts mehr davon gewahr wird, da wir arme winddünne Geschöpfe, denen die Seele unmittelbar unter der Epidermis sitzt, immer die Sprache sprechen, worin man nicht lügen kann." So haben fette Leute oft ausdruckslose Gesichter, ebenso beeinflussen wassersüchtige Anschwellungen den Ausdruck des Gesichtes. Schon diese Beispiele zeigen, daß Henle recht hatte, wenn er verlangte, daß man nicht von dem Ausdruck redet, den ein Gesicht hat, sondern von dem Eindruck spricht, den es macht. Mit anderen Worten: man soll zuerst nach der körperlichen Ursache und nicht nach der physiologischen Bedeutung der Gesichtszüge fragen. Die Physiognomik im Sinne Lavaters „zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" (erschienen 1775–1778) war im wesentlichen spekulativer Natur. So hat Lavater auch oft danebengehauen, wenn es galt, sogar aus einem „Schattenriß" den Charakter zu bestimmen. So passierte es ihm, einen hervorragenden Professor für einen Raubmörder zu halten usw. Daher sagte Lichtenberg, der die Physiognomik als eigentliche Wissenschaft negierte und vielmehr zur Bestimmung des Begriffs der Pathognomik kam, daß Lavater mehr auf den Nasen mancher Schriftsteller als die vernünftige Welt in ihren Schriften finde. Die Krankenphysiognomik dagegen strebt nicht nur dahin, die psychologische Bedeutung der Gesichtszüge zu erkennen, sondern sie ist besonders auch bemüht, aus der Untersuchung der äußeren Körperbeschaffenheit, insbesondere des Antlitzes, die inneren Krankheitszustände besser zu erkennen und dies für die Vorhersage der Krankheit zu verwerten. Sie kann ihre Aufgabe darum besser erfüllen, weil ihr nicht nur der Gesichtsausdruck, sondern auch die Veränderungen in der Farbe der Haut, in ihrem Blutgehalt, in den Ernährungsverhältnissen, in der Körperhaltung, in dem Aussehen und in den Funktionen der einzelnen Körperteile bei der Prüfung zur Verfügung stehen. Indes hat auch dieses ärztliche Können seine Grenzen. Eine solche Geschichte erzählt uns der Altmeister Kußmaul in seinen „Jugenderinnerungen". „Seit diesem Erlebnis" – endet Kußmaul – „habe ich keinen Menschen mehr um sein blühendes Aussehen beneidet." Zur Krankenphysiognomik gehört also ebenso der Allgemeineindruck, den der Kranke macht, wie z. B. auch die Physiognomik der Hand. Die Hand des Kranken sagt, wie Carl Gerhardt so treffend betont hat, dem Arzte, der sie versteht und beachtet, vieles, was teils Fragen erspart, teils zu Fragen in bestimmten Richtungen veranlaßt und berechtigt. Erich Ebstein, Leipzig.

An unsere Leser!

Die Herstellungskosten der illustrierten Presse sind auch heute noch einer fortgesetzten Steigerung unterworfen. An den sehnlichst erwünschten Preisabbau ist in den nächsten Monaten kaum zu denken. Diese Tatsache stellt uns vor eine ernste Entschließung. Wir waren bisher bestrebt, trotz der damit verbundenen enormen Kosten sowohl die drucktechnische als auch die illustrative Ausstattung der „Illustrirten Zeitung" auf der allseitig anerkannten alten Höhe zu erhalten, und es gereichte uns zur besonderen Freude, aus unserem Leserkreis fast täglich Anerkennungen darüber zu bekommen. Der bisherige Abonnementspreis entsprach allerdings nicht dem Werte des Gebotenen, er deckte in den letzten Monaten gerade die Aufwendungen für das benötigte Kunstdruckpapier, während die bei den heutigen Lohnverhältnissen und Rohstoffpreisen nicht minder erheblichen Kosten für Satz, Druck und Klischees fast ausschließlich vom Verlag getragen werden mußten. Unsere Leser werden verstehen, daß dieser Zustand nicht von Dauer sein kann, und so stehen wir denn vor der Wahl, entweder alle Tradition zu opfern und durch eine weitgehende Verminderung der redaktionellen Leistungen sowie Verwendung schlechteren Papiers einen Ausgleich zu schaffen oder den Abonnementspreis um etwa 100 Prozent zu erhöhen. Wir halten beide Wege für ungangbar, vielmehr haben wir uns im Interesse unserer Leser, denen wir eine weitere Erhöhung des Bezugspreises ersparen möchten, ohne in der Qualität unserer Darbietungen jedoch einen Wechsel eintreten lassen zu müssen, nach dem Vorbilde anderer Zeitschriften entschlossen, in der Erscheinungsweise der „Illustrirten Zeitung" eine Änderung insofern eintreten zu lassen,

als sie ab 1. Oktober bis auf weiteres nur 14täglich zur Ausgabe gelangt.

Hand in Hand damit geht eine nicht unbeträchtliche Erweiterung des redaktionellen Teils der einzelnen Nummern. Namentlich werden wir hinfort der **Belletristik** einen größeren Raum widmen, indem wir neben dem laufenden Roman regelmäßig auch kürzere und längere Novellen und Skizzen bringen. Zahlreiche namhafte Autoren haben bereits interessante Beiträge zur Verfügung gestellt. Der **illustrative Teil** wird ebenfalls eine weitere Ausgestaltung erfahren, insbesondere auch durch stärkere Berücksichtigung des Interessengebietes der **Frau** (Theater, Mode, Kunstgewerbe, auch in seiner praktischen Verwertung im Hause, usw.). Die beliebten großen farbigen Gemäldereproduktionen, die einen Vorzug unseres Blattes bilden, erscheinen auch weiterhin regelmäßig in der „Illustrirten Zeitung", in deren Ausstattung überhaupt keine Änderung eintreten wird. Nach wie vor wird es unser Bestreben sein, den alten Ruf der „Illustrirten Zeitung" als vornehmster und bedeutendster deutscher Familienzeitschrift zu wahren und zu zeigen, daß auch im heutigen Deutschland die Qualitätsleistung noch ihre Stätten hat, was uns auch im Hinblick auf das Ausland, wohin die „Illustrirte Zeitung" in ausgedehntem Maße ihren Weg findet, von besonderer Bedeutung erscheint. Trotz der Vermehrung des Inhalts der einzelnen Nummern haben wir uns ferner entschlossen, auch den Bezugspreis herabzusetzen, um immer weitere Kreise für unser Blatt zu gewinnen. Die „Illustrirte Zeitung" kostet ab 1. Oktober

vierteljährlich 30 Mark.

Auf diesen Betrag dürfen Teuerungszuschläge nicht mehr erhoben werden.

Wir können unseren Lesern die Versicherung geben, daß sie auch bei der veränderten Erscheinungsweise nichts vermissen werden, was ihnen bisher an der „Illustrirten Zeitung" lieb und wert war, und wir bitten alle Freunde unseres Blattes, das am 1. Juli auf ein 77jähriges Bestehen zurückblicken konnte, ihm auch weiterhin die Treue zu halten. Sobald die Verhältnisse es irgend gestatten, werden wir selbstverständlich zur wöchentlichen Erscheinungsform zurückkehren. Das nächste Heft der „Illustrirten Zeitung" im verstärkten Umfang gelangt am 7. Oktober als Nummer 4032 zur Ausgabe.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung".

Die Stimme des Totenkopfschmetterlings. Die Schmetterlinge gelten im allgemeinen als stumme Geschöpfe. Unter den einheimischen Faltern vermag nur der Totenkopf (Acherontia atropos *L.*) laute Töne zu erzeugen. Diese Fähigkeit im Verein mit der auffallenden Zeichnung des Leibes, die an einen Totenschädel mit zwei gekreuzten Beinen erinnert, hat das Tier im Volksaberglauben zu einem Boten des Unheils gestempelt. Auch die Vertreter der Wissenschaft haben sich mit der Stimme des Totenkopfs sehr eingehend beschäftigt, zum ersten Male bereits vor fast 200 Jahren der berühmte französische Naturforscher Réaumur. Wie soeben Heinrich Prell in den „Zoologischen Jahrbüchern" mitteilt, lassen die Falter, sobald sie aus der Puppe geschlüpft sind, auf jede stärkere Berührung hin ihren Ruf ertönen. Dieser ist sehr kurz und wird mehr oder weniger rasch und häufig wiederholt. Der Ton ist bei den einzelnen Tieren sehr ungleich, so daß man die verschiedenen Falter in der Gefangenschaft unschwer an ihrer Stimme erkennen konnte. Der Ruf selbst besteht aus einem laut kratzenden Hauptton und einem schwachen, kürzeren, mehr pfeifenden Nebenlaut; er wird als Piepen, Schreien, Flöten, Zirpen usw. bezeichnet. Auch die Tonstärke ist sehr verschieden. Tiere mit schriller Stimme sind mehrere Meter weit zu hören, während man bei anderen Faltern nur ein dumpfes Kratzen oder Fauchen wahrnimmt. Der Ruf des Totenkopfschmetterlings ist eine echte Stimmäußerung; er entsteht durch ein Ansaugen der Luft, der Rüssel wirkt als Schallverstärker. Man kann diesen Laut leicht nachahmen, wenn man den Mund fast ganz schließt und nur durch einen engen Spalt zwischen den Lippen die Atemluft hindurchtreten läßt; es entsteht dann beim Ein- und Ausatmen ein schriller, zischender Klang. Hält man noch die eine Hand geschlossen gegen die Oberlippe und preßt die andere Hand an die erste an, so daß eine Art Schalltrichter gebildet wird, so entstehen sogar überraschend laute Töne, die je nach der Breite des Lippenspaltes und der Stellung der beiden Hände stärker oder schwächer ausfallen. Dr. S. v. Jezewski.

Funkentelegraphie in großen Höhen. Die Verwendung der Funkentelegraphie in Flugzeugen und Luftschiffen, die vor dem Kriege erst tastend begonnen hatte, ist im Kriege ganz allgemein geworden. Dabei zeigte es sich, daß die Sendestationen in großen Höhen häufig versagten. Nach einem Bericht von Jentzsch-Graefe im „Jahrbuch der drahtlosen Telegraphie" sind im Kriege systematische Versuche angestellt worden, um die Ursache festzustellen. Es hat sich gezeigt, daß die Kälte in großen Höhen nicht für das Unwirksamwerden der Sendeapparatur verantwortlich zu machen ist, denn eine Apparatur, die in einer Kältekiste bei Temperaturen bis –40° R oder –50° C arbeitete, verlor ihre Wirksamkeit nicht. Die weiteren Versuche zeigten, daß die Abnahme des Luftdrucks den Effekt bewirkt. Baute man die Funkenstrecke in einen Behälter ein, der leer gepumpt werden konnte, so begann die Apparatur bei einem Druck von 350 mm Quecksilbersäule plötzlich zu versagen. Dieser Druck entspricht einer Höhe von etwa 5000 m, und in dieser Höhe sind auch die Beobachtungen des Unwirksamwerdens der Flugzeugsendestationen gemacht worden. Man kann dem schädlichen Einfluß des Luftdrucks durch entsprechenden Einbau der Funkenstrecken abhelfen. Oder man wird solche Sendemethoden wählen, die ohne Funkenstrecken arbeiten. Da die Entwicklung der Funkentelegraphie an und für sich den Weg von den Funkensendern zu den sogenannten Röhrensendern – das sind Sender, die Glühkathodenröhren für Sendezwecke benutzen – geht, so werden die Schwierigkeiten des drahtlosen Telegraphierens in großen Höhen in Zukunft nicht ins Gewicht fallen. Die Ausbreitung der Wellen der drahtlosen Telegraphie in großen Höhen ist in keiner Weise behindert. Im Gegenteil scheint sie durch den Wegfall der Absorption am Boden große Vorteile zu bieten. Ludwig Thor.

Copyright September 30th 1920 by Illustrirte Zeitung, J. J. Weber, Leipzig. Nummer 4031. 155. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4031. 155. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint ab 7. Oktober d. J. alle vierzehn Tage. Preis dieser Nummer 3 Mark. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift 4 Mark 20 Pfg. 30. September 1920.

Allgemeine Notizen.

Schopenhauer-Gesellschaft. Durch die Beschlüsse der 8. Generalversammlung zu Dresden und die sich anschließende schriftliche Abstimmung sind in die Wissenschaftliche Leitung gewählt worden Geh. Falkenberg-Erlangen, Hofr. Höfler-Wien, Prof. Jacoby-Greifswald, Prof. Kowalewski-Königsberg, Prof. Lipsius-Leipzig, Geh. Vaihinger-Halle, Geh. Volkelt-Leipzig, Dr. Gebhardt-Frankfurt a. M. und Dr. Mockrauer-Dresden. Das provisorische Kuratorium, dem Justizrat Dr. Wurzmann-Frankfurt a. M. als Vorsitzender, Arthur von Gwinner-Berlin als Schatzmeister, Dr. Mockrauer als Schriftführer, Dr. Gebhardt als Archivar und stellvertr. Schriftführer, Dr. Sarer-Luzern, Dr. Wassily-Kiel und Amtsgerichtsrat Dr. Zint-Danzig als Beisitzer angehören, wurde als Vorstand definitiv wiedergewählt. Der Sitz der Gesellschaft ist Frankfurt a. M; ihr Zweck ist, das Studium und das Verständnis der Schopenhauerschen Philosophie anzuregen und zu fördern. Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an Justizrat Dr. Wurzmann, Frankfurt a. M., Beethovenstr. 55, oder den Generalsekretär Dr. Mockrauer, Dresden-N. 8, Klarastr. 6.

Max Klingers Vermächtnis an das Leipziger Museum. Dem Museum der bildenden Künste in Leipzig ist von Max Klinger durch letztwillige Verfügung eine kostbare Zuwendung zugefallen: vier Gemälde von Arnold Böcklin, von denen der Künstler drei jahrelang in seinem Besitz gehabt, und die er allezeit sehr hoch geschätzt hat. Diese vier Bilder sind: 1. eine Tiberlandschaft aus dem Jahre 1857, 2. ein Hirtenidyll aus der römischen Campagna aus dem Jahre 1864 (erst neuerdings von Klinger erworben), 3. Petrarca an der Quelle von Vaucluse, ein Vorstadium zu dem gleichnamigen Gemälde in der Kunsthalle in Basel aus dem Jahre 1867, sowie 4. die bekannte „Flora" aus dem Jahre 1875, die Klinger selbst unter einigen Veränderungen im Jahre 1889 radiert hat. Die vier Gemälde sind mit der Toteninsel und der Frühlingshymne, den beiden berühmten Gemälden Böcklins, die schon seit Jahren im Besitz des Leipziger Museums sind, im Böcklinsaal aufgehängt worden.

Steinachs Verjüngungstheorie in der medizinischen Kritik. Das Werk Steinachs über Verjüngung durch experimentelle Neubelebung der alternden Pubertätsdrüse findet in der medizinischen Kritik eine sehr skeptische Behandlung. Geh. Rat Fürbringer, der hervorragende

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Berliner Arzt, äußert sich in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ sehr anerkennend über die biologischen Untersuchungen des Wiener Gelehrten und stimmt ihm zu, daß es gelingen kann, das alte Tier wie zur Zeit des jugendlichen Wachstums zu rekonstruieren, wie das Steinach in seinen Versuchen an Ratten nachgewiesen hat. Anders lautet Fürbringers Urteil über die Anwendung der experimentellen Methoden und Ergebnisse Steinachs beim Menschen. Er nennt die drei von Steinach bezeichneten Fälle von erstaunlicher Verjüngung nicht beweisend. Jahrzehntelang beobachtete ähnliche Fälle tun nach Fürbringers Urteil dar, daß solche Steigerungen der sexuellen Potenz beim Greise nicht zu erreichen sind. Auch das Vermissen verjüngender Wirkungen von Röntgenbestrahlungen der Gynäkologen fällt ins Gewicht. Man darf, so schließt der Berliner Arzt, billig die zehnfache Zahl unbefangener positiver Erfahrungen fordern, um Hoffnungen auf Verjüngung für den Menschen zu nähren. Aber auch die Enttäuschung verjüngungslüsterner Greise würde den hohen wissenschaftlichen Wert der Steinachschen Forschungen und tierexperimentellen Erschließungen unangetastet lassen.

Aus dem Germanischen Museum. Der Neubau des Germanischen Museums geht seiner Fertigstellung entgegen. Die Gemäldesammlung (mit Ausnahme der Kostümbilder), ein Teil der Werke der kirchlichen Kunst und der mittelalterlichen Plastik und die Skulpturen und Kleinwerke der Barock- und Rokokozeit wurden in den Neubau übergeführt. In der ehemaligen Gemäldegalerie werden die Denkmäler des deutschen Handwerks und die Sammlung alter Spielsachen und Puppenhäuser provisorisch aufgestellt werden.

Die nicht amtlichen Reisebüros. Bei der Eisenbahnverwaltung sind neuerdings wieder Klagen über gewisse Reisebüros eingelaufen, die weder von ihr mit Fahrkarten ausgestattet sind, noch die Berechtigung haben, sich als „Verkaufsstelle amtlicher Fahrkarten“ zu bezeichnen. Aus den vielen Fällen, bei denen Reisende durch solche Büros übervorteilt wurden, sei nur einer herausgegriffen. Eine Bettkarte Berlin-Köln kostet 42 Mark, ein Reisebüro in Wilmersdorf, bei dem unlängst sechs solcher Karten bestellt worden waren, nahm dafür 600 Mark. Die Eisenbahnverwaltung ist nicht in der Lage, die Reisenden vor Übervorteilungen durch derartige Büros zu schützen. Sie kann nur davor warnen, Fahrkarten bei solchen Büros zu bestellen, die nicht mit der Ausgabe von Fahrkarten amtlich beauftragt sind.



Illustrirte Zeitung

Nr. 4031 155. Band



Die „schwedische Nachtigall“ Jenny Lind. Zur Wiederkehr ihres 100. Geburtstags am 6. Oktober.

Nach einem in der Nationalgalerie zu Berlin befindlichen Gemälde von Eduard Magnus. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)

Eine Würdigung der berühmten Sängerin befindet sich auf Seite 398.



Prof. Walter Tiemann, der Nachfolger des verstorbenen Geheimrats Prof. Max Seliger als Direktor der Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig. Professor Tiemann ist als Maler und als Plakatkünstler, als Schriftzeichner und als Meister geschmackvoller Bucheinbände allgemein bekannt und geschätzt. (Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)

Der Sonnenstaat / Von A v. Gleichen-Rußwurm.

Ein Wort zur 300jährigen Erinnerungsfeier eines sozialen Traumes.

In der von 1620 bis 1623 von Thobia Adami herausgegebenen „Philosophia realis“ fand die Idee eines philosophischen Gemeinwesens, wie der Dominikaner Tomaso Campanella sein Werk über den Sonnenstaat nannte, erste Veröffentlichung. Ein tiefdurchdachter sozialer Traum, im Kerker verfaßt, von mönchischer Strenge eingegeben und beherrscht, mutet uns das Werk dieses Mystikers eines vergangenen Jahrhunderts weniger fremd an, als zu erwarten wäre, denn seltsam schlingen sich die Phantasien anderer Zeiten in unsere sozial aufgeregte, hin und her suchende Welt.

Das 17. Jahrhundert, von Gewalt, Krieg, Raub und Krankheit erfüllt, hat zahlreiche Staatsträume oder Staatsromane hervorgebracht, in denen die Sehnsucht nach Frieden und endgültiger Ordnung zutage trat. In dieser Sehnsucht begegnen wir uns mit jenen Männern, die ein ideales Gemeinwesen erstrebten, weil der bisherige Staatsbegriff des Imperiums aus den Kämpfen der Zeit zerbrochen hervorgegangen war, wie unser bisheriger Staatsbegriff an den Klippen von Weltkrieg und Revolution in Trümmer ging. Wir begegnen uns auch mit Campanella, dessen „Sonnenstaat“ die Reihe jener Traumgebilde begann, in der stark hervortretenden mystischen Strömung. Der Dominikaner prägte seine mystische Weltauffassung bis in jede Einzelheit dem Sonnenstaat auf. Er war Anhänger der geheimen Wissenschaften, Kabbalist und Astrolog. Auch heute, wo man sich bewußt vom Materialismus abwendet, aber noch erschrocken vor den klaren, blendenden Flächen eines echten und gesunden Idealismus zurückbebt, lädt die Dämmerung romantischer Mystik zum Verweilen und Träumen ein.

Nirgends ist die Phantasie zügelloser als im Gefängnis und im Krankenhaus. Das macht sich heute bemerkbar, das spricht aus jeder Seite von Campanellas Buch, das aus dem Kerker der Inquisition in Neapel stammt und voll trunkener Sonnensehnsucht einer noch schlimmeren Freiheitsberaubung Ausdruck verleiht.

Als junger Mönch in Calabrien erlernte Campanella, was ihm das Wissen des Jahrhunderts bot, und geriet unter den Einfluß der scholastischen Philosophie des Thomas von Aquino, der die Herrschaft des Geistes über die materielle Kraft gelehrt und eine kühne Theokratie ersonnen hatte. Bald war der junge Mönch in allen geistlichen Disputationen, die damals in Klöstern und wissenschaftlichen Vereinigungen Mode waren, der berühmteste Redner, doch dieser Ruhm genügte ihm nicht. Auf seinen Wanderungen sah er das Volk überall unter der Gewalt leiden und die reine christliche Lehre in den Dienst eines falschen Staatsgedankens gestellt. In seiner Sucht, zu helfen und zu beglücken, verwickelte er sich in eine Verschwörung gegen die spanische Herrschaft in Neapel, wurde schließlich deren Seele und wollte nach Gelingen des Aufstandes als neuer Gesetzgeber auftreten — nicht anders, als es kommunistische Elemente in unserer Zeit begehren.

Der Plan mißlang; in dem gleichen Jahr, in dem Giordano Bruno in Rom verbrannt wurde, kam Campanella ins Gefängnis. Gefoltert und geschlagen, der Magie und des Hochverrats angeklagt, wurde er im Kerker zum Dichter und selbstdenkenden Philosophen, der die Lösung des großen sozialen Problems in Angriff nahm: Gleichheit der Menschen auf Erden. Doch nicht von Haß und Neid beseelt, wie es bei den modernen Schwärmern weidlich in die Erscheinung trat und tritt, sondern von tiefer Liebe für die Menschheit durchleuchtet, verfaßte der gefangene Mönch — sich anlehnend an Platons Staat — die Idee des philosophischen Gemeinwesens im Zeichen der Sonne und legte sie in einem poetischen Dialog nieder.

Ein reisender Kaufmann aus Genua erzählt darin von der Sonnenstadt, die er gesehen, und den merkwürdigen Sitten ihrer Bewohner. An der Spitze steht als höchster Machthaber in geistlichen und weltlichen Dingen ein Priester, „Sol“ genannt, dem drei gleichberechtigte Häupter beigeordnet sind, Repräsentanten der Macht, der Weisheit und der Liebe. Mystisch nähert sich hier der Grundplan dem modernen Gedanken von der sozialen Dreigliederung. Zur „Macht“ gehören die Fragen der Ordnung nach innen und außen — Militär und Polizei. Der „Weisheit“ unterstehen Kunst, Wissenschaft und Handwerk, alle freien Berufe, Erziehung und Unterricht. Dem Amt der „Liebe“ liegt die Sorge für das Zeugungsgeschäft ob — eine Zuchtwahl, wie sie nur das Gehirn eines Gefangenen erzeugen kann, und die psychologisch das ganze Gebäude des philosophischen Gemeinwesens über den Haufen wirft, weil sie zeigt, wo Leben und Theorie, Individualismus und Kommunismus sich unüberbrückbar scheiden müssen.

„Der Herrschaft dieses hohen Beamten“, erzählt der Genuese im Dialog, „ist auch die Aufziehung der Neugeborenen unterstellt, die Heilkunde sowie die Arzneibereitungskunst, ferner Aussaat und Ernte, die Obstlese sowie der gesamte Ackerbau und Viehzucht. Sodann die Besorgung des Eßtisches und der Speisen, überhaupt alles, was sich auf die Ernährung, die Kleidung und den geschlechtlichen Akt bezieht, und ihm sind die Behörden untertan, die den betreffenden Verrichtungen vorstehen.“

Da alles Gemeingut ist, meint Campanella, daß die Selbstsucht fehle, und übersieht, daß sie allein zum Schaffen über das Notwendigste, zur Kultur in jeder Beziehung führt. Eine Kommunistengemeinde kann wohl an den Resten einer vorhandenen Kultur zehren, wird aber nie neue Werte schaffen, da sich ihr mechanischer Aufbau auf den täglichen Bedarf beschränkt.

Als Campanella nach 26jähriger Gefangenschaft die Freiheit erhielt und Zuflucht in Frankreich fand, widerlegte er in drei Kapiteln seines Werkes „Politik“ die gegen den Sonnenstaat erhobenen Einwände. Diese Antworten sind schwach und fußen nur auf der Autorität von Philosophen und Heiligen früherer Zeiten; sie zeigen, daß ein Traum nicht in das Erwachen herübergenommen werden kann, und daß die Idee eines philosophischen Gemeinwesens ausschließlich Philosophen braucht, um in der Wirklichkeit zu gedeihen. Wie so oft, wird auch hier der Traum einer Freiheit zur Sklaverei, und über die Sonnenstadt, in der die Kinder nur unter Aufsicht in günstigem astrologischen Moment von ausgewählten Eltern gezeugt werden dürfen, senkt sich der tiefe Schatten des Zwanges.

Es ist nützlich, in solchen Schriften zu lesen und auf sie hinzuweisen, die einst die Keimzelle der sozialistisch-kommunistischen Gedankenwelt aufnahmen und pflegten. Dem praktisch Denkenden erzählen Bücher wie der Sonnenstaat, daß schon viel gedacht und geplant wurde, ohne Wirklichkeit zu werden, und daß niemand sich vor den Träumen der Ideologen fürchten soll. Irgend etwas führt die ganze Geschichte immer ad absurdum; in Campanellas Fall war es die Liebe, die sich eben nicht meistern läßt … weil sie eine Urgewalt ist, ein Geheimnis, das in uns lebt und der Individualismus verlangt, um das Ganze zu erhalten.



Herr James Speyer, Neuyork, einer der Hauptförderer der für die Verbesserung der Volksernährung in Europa wirkenden American Relief Administration Warehouse, stiftete der Universität Frankfurt a. M. anderthalb Millionen Mark. (Phot. Rembrandt, Frankfurt a. M.)



Die Zusammenkunft in Aix-les-Bains.

Von links nach rechts: Französischer Botschafter in Rom, Barrère; italienischer Ministerpräsident Giolitti; französischer Ministerpräsident Millerand, der am 23. September zum Präsidenten der Republik Frankreich gewählt wurde, vor dem Hotel Mirabeau, in dem die Konferenz stattfand.



Die gewaltige Volkskundgebung für Erhaltung der Einheit Kärntens und gerechte Durchführung der Volksabstimmung auf dem Zollfelde bei Klagenfurt am 12. September. Weit über 50000 Personen nahmen an dem Protest gegen jugoslawische Willkür und Knechtung teil.



Blick auf Klagenfurt. (Phot. Josef Gruber, Klagenfurt.)

Zur Volksabstimmung in Kärnten am 10. Oktober.



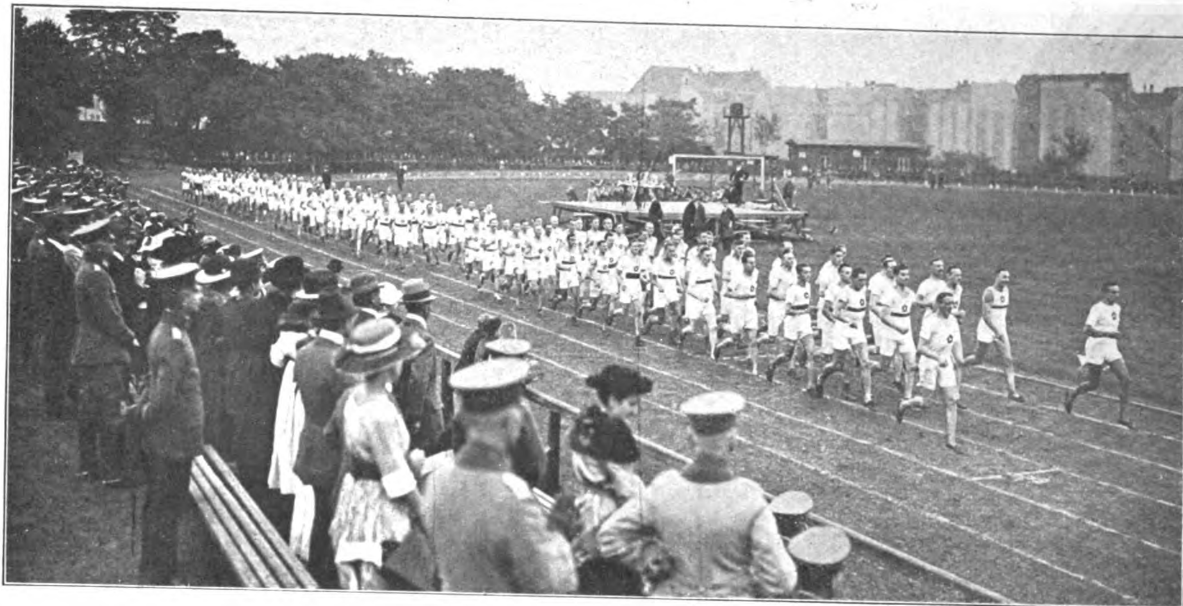
Von der ersten Berliner Kanu-Regatta auf dem Langen See bei Grünau am 19. September: Start der Kanadier für zwei Herren (600 m). Sieger wurden Gebr. Weinspach (Tegelort).



Vom Berliner Herbst-Tennisturnier im Grunewald: Augenblick aus dem am 14. September ausgetragenen Doppelspiel Windels-Lübke gegen Kreuzer-Froitzheim, in dem die letzteren mit 6 : 0 und 6 : 2 Sieger blieben.



G. Beits 4j. br. St. „Herzliebste", die Siegerin im Hammonia-Preis (100 000 ℳ) in Hamburg-Groß-Borstel am 19. September. Im Sattel: Jockey Brown. (Phot. Otto Reich, Hamburg.)



Von den Leichtathletik-Meisterschaften der Berliner Sicherheitspolizei auf dem Sportplatz des Sportklubs Charlottenburg am Königsweg am 15. und 16. September: Augenblick aus dem Schullaufen nach Musik.

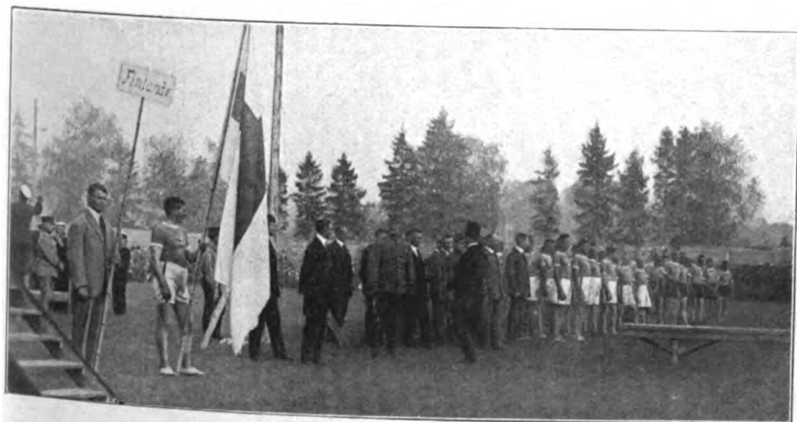


Vernichten der Infanteriegewehre.



Waffenablieferung in einer Sammelstelle.

Die Ausführung des Abkommens von Spa: Waffenabgabe in Berlin.



Die Feier der aus Antwerpen heimgekehrten finnländischen Olympiasieger in Helsingfors: Der Präsident des Freistaates Finnland, Stahlberg, beglückwünscht die Sieger, die bei den Stadionkämpfen in Antwerpen 107 Punkte erzielen konnten gegenüber Amerika mit 208, Schweden mit 96, England mit 83 und Frankreich mit 36 Punkten.

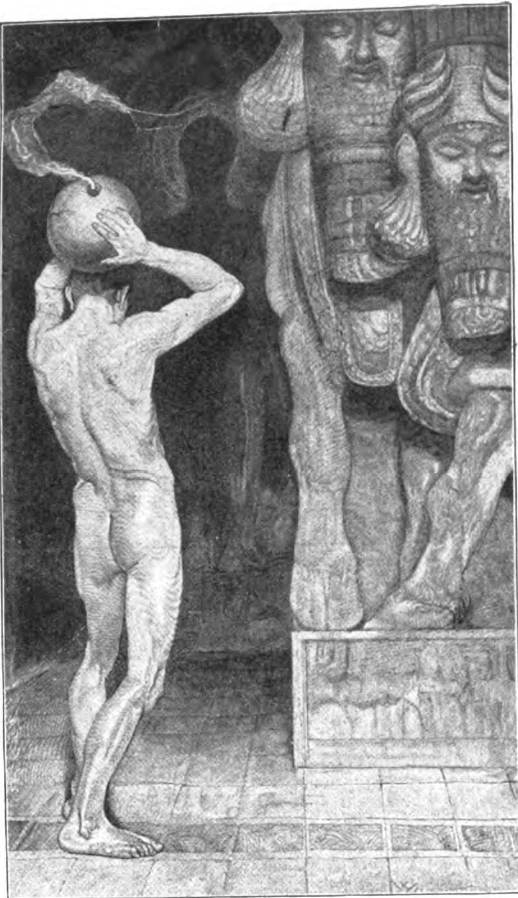


Eine Neuerung bei der Schulentlassung: Absingen von Volksliedern mit Lautenbegleitung durch die am 1. Oktober zur Entlassung kommenden Schülerinnen eines Berliner Lyzeums beim Abschiedsspielfest auf der Treptower Spielwiese.

Sascha Schneider.

Von Dr. Robert Corwegh.

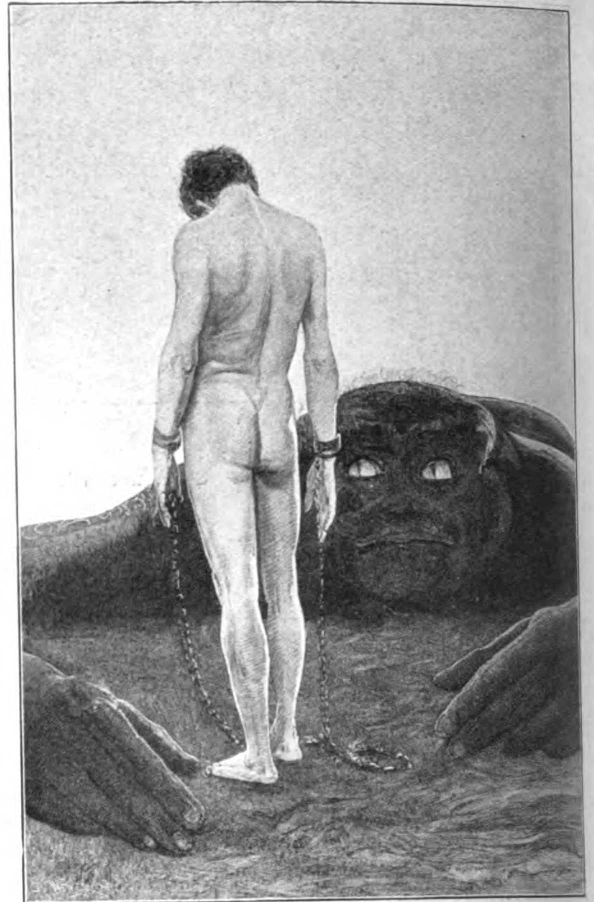
Sascha Schneider feierte am 21. September in stiller Zurückgezogenheit seinen 50. Geburtstag. Es ist überhaupt still geworden um diesen Meister, den früher mit Lob oder Haß der Kampf der Meinungen umtoste. Wer aber überzeugt ist, daß in der großen Persönlichkeit und im Ausdruck ihres Wesens der Wert der Kunst beruht, der weiß, daß Sascha Schneider eines Tages auf die Höhe gehoben wird, auf die er gehört. Er war 26 Jahre alt, als er mit einem Zyklus Zeichnungen Ruhm und Anerkennung erwarb. Diese großen Kartons wirkten neben der überraschenden Beherrschung der Form durch ihren symbolischen Inhalt. Aber Schneider selbst lag an der Symbolik nichts, er hatte sie als Umkleidung benutzt, den menschlichen Körper in den verschiedensten Stellungen darzustellen. Der menschliche Körper ist das Instrument, auf dem er spielt. Ihn in seiner Schönheit zu offenbaren, diesem Ziel gilt all sein Streben. Ein Stück Griechentum wirkt in ihm. Als seine ersten Werke erschienen, ist es der Verlag J. J. Weber mit gewesen, der diesen jungen Fürsten im Reich der Kunst auf den Schild hob; und ich glaube, die Zeit ist nicht mehr fern, wo Sascha Schneiders Name wieder Kampfruf sein wird. Er ist groß genug und bewußt seines Wertes, daß er dieser Stunde ruhig entgegenharren kann. Wir aber, die wir ihn lieben, wünschen, daß er sie erlebe in der geistigen Frische und Haltung, die ihm jetzt eigen ist; denn wir schätzen nicht allein den Künstler, wir lieben den Menschen, den tiefen Denker und den gütigen Freund.



Der Anarchist. (Aus der Sascha-Schneider-Mappe des Verlags J. J. Weber, Leipzig.)



Prof. Sascha Schneider, der am 21. September seinen 50. Geburtstag beging. (Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)



Das Gefühl der Abhängigkeit. (Aus der Sascha-Schneider-Mappe des Verlags J. J. Weber, Leipzig.)



Freskenentwurf für die Neue Gemäldegalerie in Dresden.



Um eine Seele. (Aus der Sascha-Schneider-Mappe des Verlags J. J. Weber, Leipzig.)



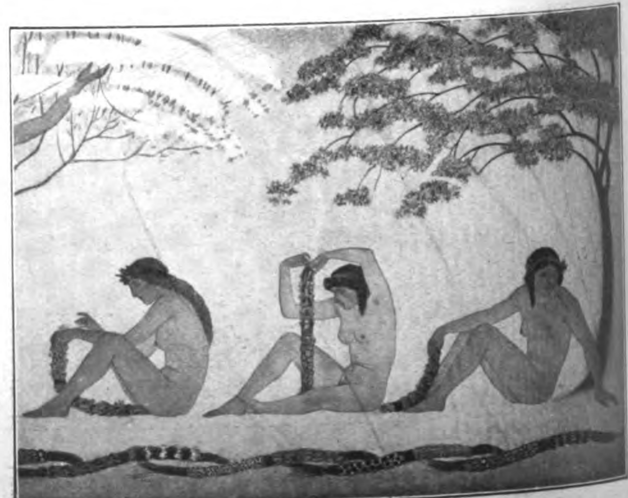
Freskenentwurf für die Neue Gemäldegalerie in Dresden.



Freskenentwurf für die Neue Gemäldegalerie in Dresden.



Der Gürtelbinder. (Im Besitz des Herrn Konsuls Mühlberg in Dresden-Loschwitz.)

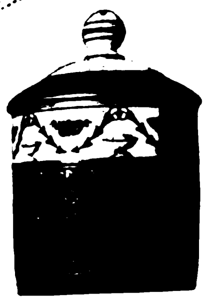


Freskenentwurf für die Neue Gemäldegalerie in Dresden.



Motiv aus Hessen: Gänseherde am Bach. Nach einem Gemälde von Professor Hans Richard v. Volkmann.

Die sentimentale Tasse









1. Geburtstagstasse, 1792. (Hohenzollern-Museum, Berlin.)



2. Sogenannte Charaktertassen. Berlin, um 1793. (Sammlung Foerster, Berlin.)



3. Geburtstagstasse mit Parzengruppe. Berlin, um 1800. (Sammlung Dr. Dallwitz, Berlin.)

Der abwechslungsreichen Geschichte des Berliner Kaffeezeugs nachgehend, stößt man schon in den ersten Jahrzehnten des Bestehens der Berliner Porzellan-Manufaktur, als noch der große König selber ihren Fabrikherrn spielte, auf die Anfänge des bis in die Biedermeierzeit reichenden anmutigen und ach, so rührsamen Kapitels, dem wir die Überschrift „Die Sentimentale Tasse" geben möchten. Wie so viele andere Erzeugnisse gerade der gewerblichen Kleinkunst, hatte sie den Zweck, an besonderen Gedenktagen des Herzensbundes der Liebenden, an Geburtstagen und bei sonstigen festlichen Gelegenheiten die Huldigung des Spenders in den möglichst zartsinnigen Darstellungen ihres Dekors anzudeuten. Um das „himmlische Entzücken" zu ahnen, das sie den Besitzern vermittelte, muß man die von Musäus erzählte köstliche Geschichte von dem Handlungsreisenden lesen, den der „Physiognomische Reisende" beim Morgenfrühstück in selbstvergessener idealischer Konversation mit dem Schattenbild seiner Eheliebsten auf der Mundtasse des mitgeführten Teeservices belauscht. Gern trägt die Sentimentale Tasse auch en medaillon oder frei schwebend den goldenen, von Rosen oder Vergißmeinnicht umrankten oder ganz aus farbigen Blumengewinden gebildeten Namenszug des Beschenkten (Abbild. 7), oder sie entlehnt ihren Dekor der antiken Fabelwelt. Besonders typisch sind die Tassen mit dem Freundschaftsaltar und der Inschrift „Wir beten für dein Wohl", die in der Unterschale in Anlehnung an Schadows Parzengruppe am Denkmal des Grafen v. d. Mark in der Berliner Dorotheenkirche die Parzen am Spinnrocken bei der Arbeit zeigen und die tief empfundene Bitte an sie richten: „Ach spinne noch lange diesen teuren Lebensfaden" (Abbild. 3), und die „Amortassen", die die losen Streiche des gefürchteten Knaben, seine Siege und seine Niederlagen, in lustigen Szenen vor Augen führen (Abbild. 5). Nicht weniger liebenswürdige Kinder der empfindsamen Zeit sind ferner die „Charaktertassen" mit kurzen Widmungsinschriften: à l'aimable, à la joyeuse, à l'agréable, à la riante usw. (Abbild. 2), wie sie beim Kaffeekränzchen von der Gastgeberin weise unter die Gäste verteilt worden sein mögen, und die „Devisentassen" mit zierlichen Sinnsprüchen und zarten Geständnissen (Abbild. 8). Es fehlt auch nicht an Tassen, deren Bemalung uns heute als gar zu überschwenglich und gefühlsselig anmutet, wie die häufig hergestellte Tasse mit dem Gelöbnis immerwährender Freundschaft bis in den Tod (Abbild. 4) oder die spaßige Tasse der Abbildung 6 mit der Mondscheinlandschaft, die der Empfängerin in der Untertasse das beglückende Geständnis ihres Gardeleutnants übermittelt: „Von der Latte liebt dich. Den 12. Februar 1803."

Dr. Lenz, Berlin.





4. Freundschaftstasse, um 1800. (Märkisches Museum, Berlin.)



5. Tasse mit gefangenen Liebesgöttern. Berlin, um 1815. (Hohenzollern-Museum, Berlin.)



[illegible] und Liebes- [illegible] Jaffé, Berlin.)





7. Deckeltassen mit [illegible]. Berlin, um 1780. (Sammlung Dohne, Berlin.)



8. Devisentasse. Berlin, um 1800. (Sammlung Dohne, Berlin.)



Dunkelgrüne Filzkappe mit loser rostbrauner Straußfeder und Straußfederrose. (Modell: Paula Schwarz, Berlin; Phot. A. Binder, Berlin.)



Schwarzer Samthut mit großer Jettnadel und jettbesticktem Filetschleier.



Dunkelbrauner Samthut mit lavendelblauer Manchonkrempe und Straußfederplatte. (Modell: Frindt, Wien-Berlin; Phot. A. Binder, Berlin.)



Jackenkleid aus brauner Gabardine mit weichem zugeknöpften Kragen und geschlungenem Gürtel.



August Strindbergs Kammerspiel „Die Brandstätte" in den Kammerspielen des Deutschen Theaters zu Berlin (Regie: Karlheinz Martin): Szene aus dem II. Akt; Ernst Deutsch als der Fremde mit Fräulein Körner. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Herbstumhang aus weichem lila Wollstoff mit großem Kragen und Futter aus modefarbenem Tuch.



Von der Hundeausstellung in Leipzig am 18. und 19. September: Boko von Wendekopf, der beste ausgestellte Japanische Chin; Besitzer Frl. M. Klepp, Pösigk.



Hauskleid und Pyjamas aus handbedruckter Seide. (Material und Ausführung: Wiener Werkstätte, Wien; Phot. Atelier Pieperhoff, Leipzig.)



Von der Hundeausstellung in Leipzig am 18. und 19. September: Pirot-Harras, der beste ausgestellte Zwergteckel; Besitzer Herr Wilhelm Most in Rotenburg an der Fulda.

Das Schiffsmodell. / Von Chr. Voigt.



Hansekogge. (Modellschiff von Fr. Barth, Emden.)

In dem Schiffsmodell oder Kleinschiff besitzen wir ein Hilfsmittel, das überaus geeignet ist, unser Wissen vom Bau des Schiffes zu ergänzen und zu vertiefen. Besser als der eingehendste Bauriß und die ausführlichste Beschreibung vermag es uns eine plastisch anschauliche Vorstellung von der Form des Schiffskörpers und seiner Ausstattung zu geben. Als Krönung des Rumpfes die symmetrische Takelung mit der Schneepyramide ragender Segel, dazu die blinkenden Kanonenreihen und die goldige Umrahmung von Bug und Heck — all das vereinigt sich, um der malerischen Erscheinung unseres Schiffchens zu einer Gesamtwirkung von lebendiger Schönheit und seelischem Gehalt zu verhelfen, die in ihrer Geschlossenheit als Symbol menschlichen Unternehmungsgeistes nicht nur unsere Phantasie beflügelt, sondern auch unserem Sehnen nach der ewigen Schönheit des Meeres neue Nahrung gibt. Im Bewußtsein berechtigten geschichtlichen Empfindens lassen wir gerade heute den Blick gern zurückschweifen zu den Tagen vergangener Seeherrlichkeit, da die Hanse noch eine Macht bedeutete und mit ihren Flotten über Krieg und Frieden entschied. Aus jenen Zeiten sind uns in alten Schiffsmodellen hervorragende Zeugen früherer Schiffbaukunst erhalten. Im Bremer und im Emder Rathaus bilden sie einen stimmungsvollen Innenschmuck, und die Schiffchen, die im Danziger Artushof oder im Lübecker Schifferhaus an der Decke schweben, sprechen beredt zu uns von einstiger hansischer Seegewalt.

Wie lebensvoll klingen zu uns die Akkorde ihrer feinen Farbengebung in jener matten Tönung alten Edelrostes, den die Jahrhunderte um ihre wuchtigen und doch zierlichen Formen gehaucht. Wenn auf den dräuenden Geschützreihen oder auf der in dämmernder Höhe verschwimmenden Besegelung spielende Sonnenstrahlen goldigen Widerschein hervorzaubern, dann wird wohl der Wunsch in uns rege, so ein Miniaturgebilde unserem traulichen Heim zuzuführen, auf daß es bei edlem Trunk uns verklungene Sagen zuraune von hansischer Unternehmungslust, vom „harten Seevogel" Paul Beneke oder von Klaus Störtebeker und seinen Spießgesellen, von deren kecken Freibeutertaten Lied und Chronik vermelden.

In entlegenen Stranddörfern rechnen sorglich gehütete Kleinschiffe alter Herkunft zum geschätzten Familienbesitz. Und die Leute an der „Waterkant" wissen die Dünenkirche durch Aufhängen eines Modells, der frommen Stiftung eines aus Sturm und Not geretteten Seewanderers, zu weihen. Dem nämlichen Motiv begegnen wir in Matrosenschenken und Lotsenhäusern.

Auch für unsere einem tiefgehenden Bedürfnis entsprungene Raum- und Heimkultur wirbt das Kleinschiff. Hier verbindet sich der Gedanke der Ausgestaltung des Eigenheims zu innerer Behaglichkeit mit der Vorliebe unserer Zeit für gute alte Zierstücke, und darum liebt man es, Diele oder Künstlerwerkstatt mit dem Abbild des Schiffes zu schmücken. Gerade das Schiffsmodell ist dazu angetan, unseren alten Hausrat von Danziger Barock oder flämisch Gerät stimmungsvoll zu ergänzen. Dem Raum, in dem es aufgestellt ist, verleiht es gewissermaßen eine persönliche Note, zumal wenn es zu dem Beruf seines Besitzers in Beziehungen steht. Immer aber bringt das Schiffchen einen Hauch der Poesie vom blauen Wasser in unser Heim.

[illegible]lichkeit des Materials [illegible]



Hansekogge, 1430. (Modellschiff von R. Dähncke, Wismar.)

Von der „Santa Maria", der Karavelle des Kolumbus, ist ein altes Modell vorhanden, das zu den Schätzen des Madrider Marinemuseums zählt; weiter zurück in die Geschichte führen uns die in ägyptischen Gräbern gefundenen, dem Totenkult gewidmeten Schiffchen, die auf das ehrwürdige Alter von mehreren tausend Jahren zurückblicken dürfen.

Da es nun Schwierigkeiten bietet, eines älteren Schiffchens habhaft zu werden, so hat man der starken Nachfrage gegenüber einen Ausweg in dem Nachbauen alter Originalmodelle gefunden. Eine kleine Gemeinde von Liebhabern des Modellbauens macht es sich zur Aufgabe, nach alten Vorbildern, Gemälden und Stichen mit feinem Verständnis sachgemäße Nachbildungen herzustellen, die durch Treue im Stil der Zeit, durch künstlerische Eigenheit, namentlich in der malerischen Stellung der Segel, und durch altertümliche Farbengebung ihre Vorbilder nahezu erreichen. Es seien nur Namen wie Fr. Barth-Emden, Karl Plock-Karlsruhe, Carl-Berlin, Schönbeck-Berlin und Dähncke-Wismar genannt.



Altägyptisches Modellschiff, aus dem Grabe des Mentu-hotep, 1900 v. Chr. Altes Museum, Berlin.

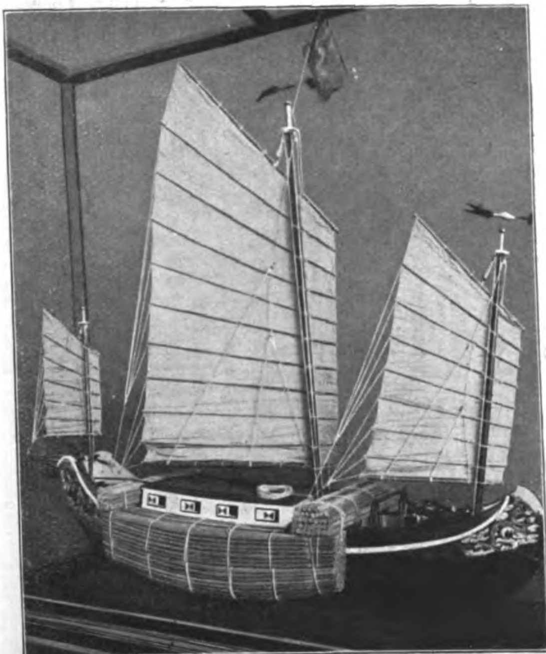
Wenn man sieht, welche Unsummen der Kulturmensch oft seinen Liebhabereien opfert, so fallen die Kosten für ein Kleinschiff wenig ins Gewicht, und auch diese können sich noch erheblich verringern, wenn man unter Zuhilfenahme der einschlägigen Literatur es dahin bringt, sich ein fach- und kunstgerechtes Modell eigenhändig anzufertigen. Höher freilich als der materielle Vorteil sind dabei der Genuß und die vielfältige Anregung einzuschätzen, die eine derartige Beschäftigung mit sich bringt. Sache des Beteiligten ist es dabei, sein Erzeugnis nicht zum Spielzeug herabsinken zu lassen. Aber ohne dessen erzieherischen Wert für unsere Jugend zu unterschätzen, darf doch betont werden, wie das wirklich gute Modell seine Bedeutung in der Innehaltung der konstruktiven Richtlinien zu suchen hat.

Hinsichtlich der praktischen Ausführung der Arbeit am Schiffsrumpf lassen sich unterscheiden: das Klotzmodell (Rumpf aus einem Stück), das Plattenmodell, bei dem der Körper aus übereinandergeleimten Brettern besteht, die in der Form der Wasserlinien ausgeschnitten sind, und schließlich das auf Kiel und Spanten regelrecht aufgezimmerte Modell. Das Klotzmodell eignet sich am besten für Schiffe, die schwimmen sollen, die beiden anderen Arten mehr für Zierbauten.

Ist ein Kleinschiff für sein eigentliches Element bestimmt, also schwimmfähig ausgestaltet, so dient es als Segeljacht vorzugsweise praktischer Sportbetätigung. Es wird zum Fahren auf Teichen und Flüssen benutzt.

Wie sich Kunst und Wirklichkeit oft gegensätzlich zueinander stellen, ohne doch einander entraten zu kön[illegible] steht das künstlerische Kleinschi[illegible] technischen Zwecken dienende[illegible] schiff gegenüber. Währen[illegible] Nachbildung des großen [illegible] zusehen ist, will das Mo[illegible] technischen Sinne Muste[illegible] sein, nach welchem das [illegible] Schiff auf der Werft [illegible]

Alles in all[illegible] schiff in seine[illegible] wendungsmögl[illegible] Anregung un[illegible]



Chinesische Dschunke.



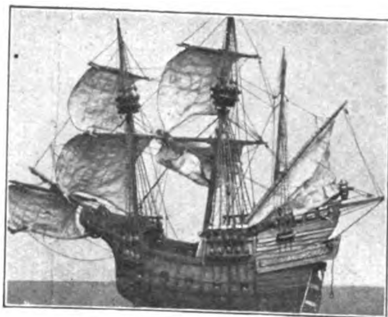
Moderne Segeljacht.



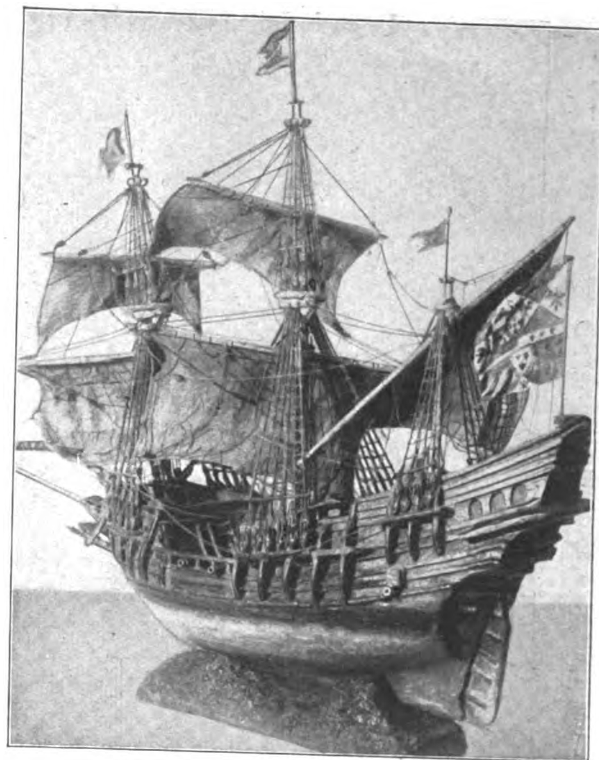
Ulmer Schachtel. (Modell im Museum für Volkskunde [illegible]



Hanseschiff, 1550. (Modell von Fr. Barth, Emden.)



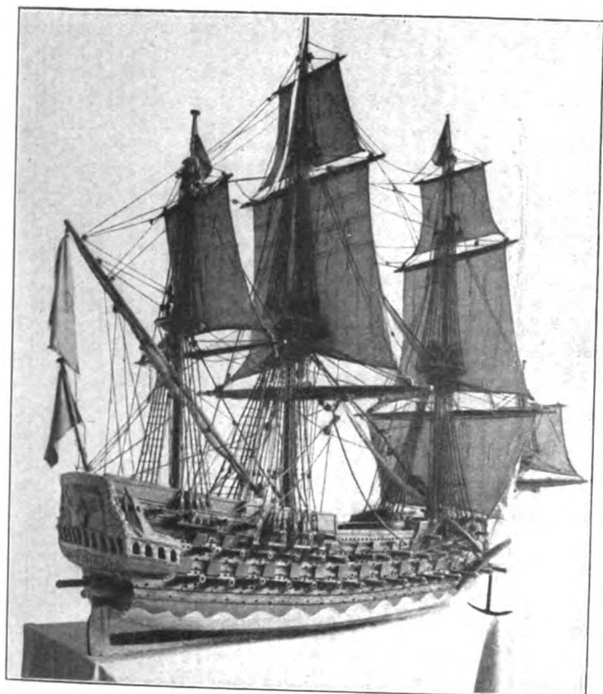
Hanseschiff, um 1580. (Modell von Fr. Barth, Emden.)



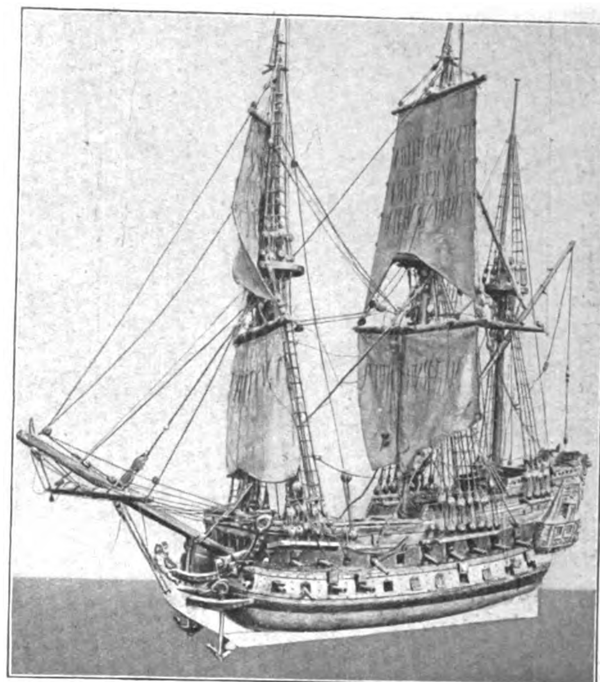
Spanische Karacke, 1550. (Modell von Karl Plock, Karlsruhe.)



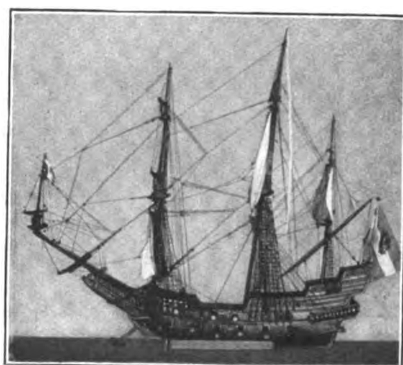
Kurbrandenburgische Fregatte Friedrich Wilhelm zu Pferde, 1681. (Modell von Karl Plock, Karlsruhe.)



Altes Lübecker Schiffsmodell, 1650.



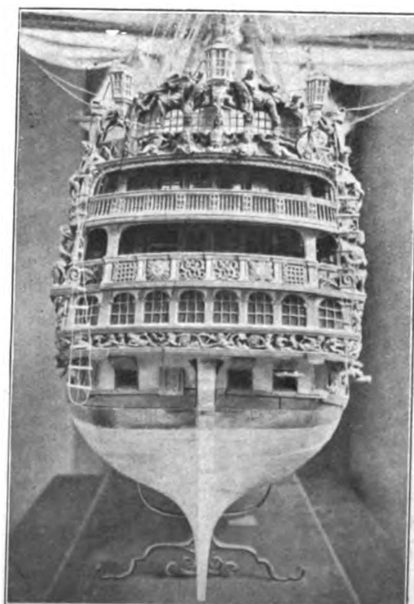
Holländischer Ostindienfahrer, 1650. (Reichsmuseum, Amsterdam.)



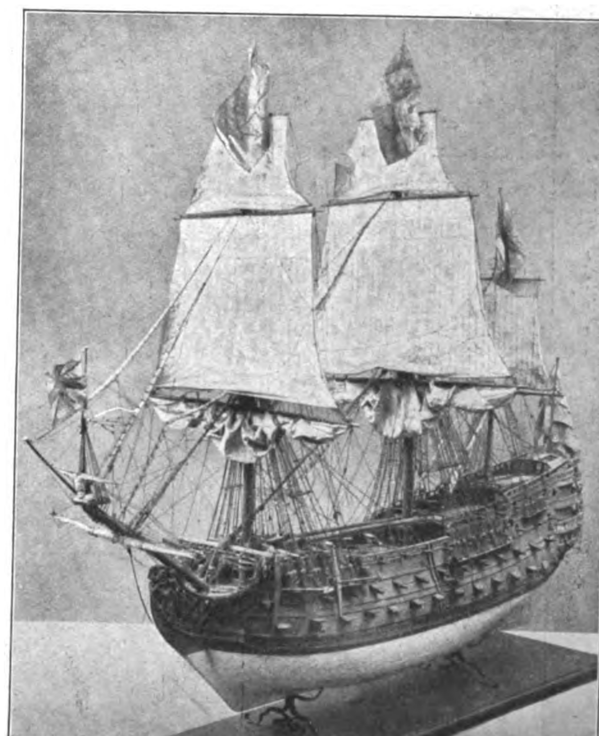
Hollands ältestes Modellschiff, 1627. Rathaus in Zierikzee (Provinz Zeeland).



Altes Ember Schiff (1750) aus der Zeit der Ember Asiatischen Kompagnie, deren Begründer Friedrich der Große gewesen.

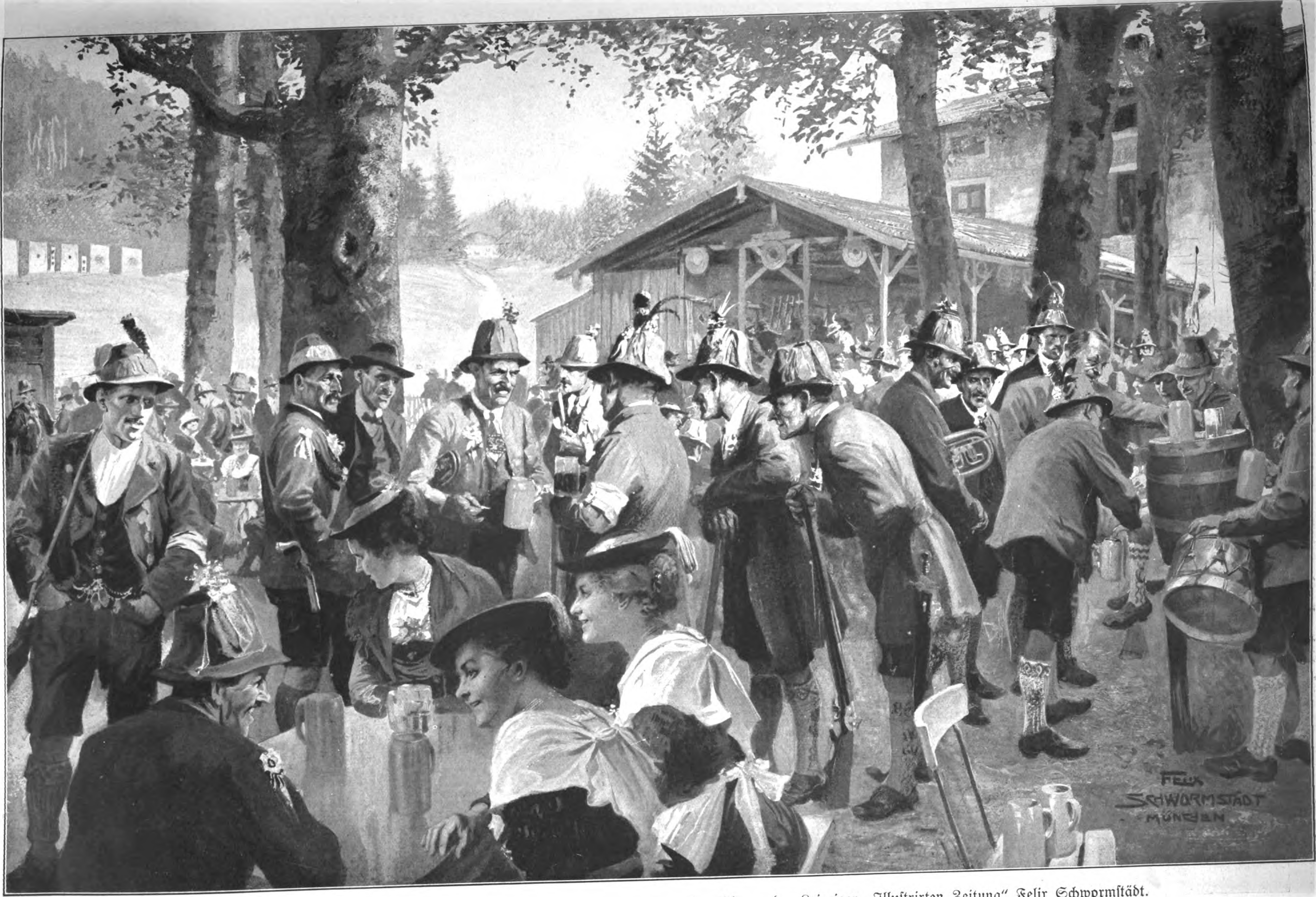


Heck des englischen Zweideckers „Royal George", 1756. Technische Hochschule, Hannover.



Englischer Zweidecker „Royal George", 1756. Technische Hochschule, Hannover.

Das Schiffsmodell.



Schützenfest in einer oberbayrischen Ortschaft. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Eine Gesellschaft in der Wertherstadt.

Von Professor Dr. Heinrich Gloël.



Kammergerichtsassessor v. Harpprecht (1702—1783).

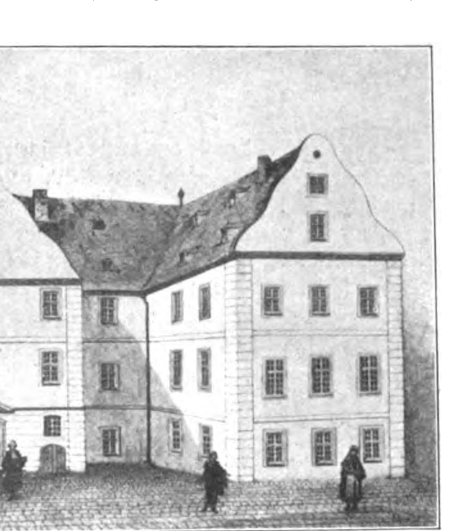


Kammergerichtspräsident Graf v. Bassenheim (1731—1805).

Goethes „Werther", der einst eine so unglaubliche Wirkung ausübte, führt uns in eine uns jetzt fremde Welt der Empfindsamkeit, aber auch in eine eigenartige Welt der Etikette und steifen Förmlichkeit, die von dem nach Natur strebenden genialen Vertreter des Sturmes und Dranges heftig bekämpft wird. Dies gilt besonders von den Briefen vom 15. und 16. März im zweiten Teile, die schildern, wie Werther beim Grafen C., der ihn gern hat, zu Mittag speist und nach Tische unbedachtsam bleibt, bis der hohe Adel kommt, der sich gerade an dem betreffenden Wochentage beim Grafen einzufinden pflegt. Die Anwesenheit eines Bürgerlichen, zumal eines Subalternen ohne Rang, erregt bei den Anwesenden solchen Anstoß, daß der Graf sich schließlich nicht anders zu helfen weiß, als daß er Werther beiseitenimmt und ihm nahelegt, das Feld zu räumen, um ihm selbst Unannehmlichkeiten zu ersparen. Werther geht, ist aber aufs empfindlichste getroffen.

Auch dieser Vorgang hat wirklich stattgefunden, und zwar bald nach Jerusalems Ankunft in Wetzlar im September 1771. Dies geht aus den Aufzeichnungen Kestners, des Verlobten der Charlotte Buff, hervor. Der „Graf C." war der erste der beiden Präsidenten am Reichskammergericht zu Wetzlar, Graf Johann Maria Rudolf v. Waltbott zu Bassenheim, dessen Silhouette wir hier wiedergeben, samt der seiner zweiten Gemahlin Isabella geb. Gräfin v. Nesselrode.

Graf v. Bassenheim lud den jungen Jerusalem, der als Legationssekretär der zur Visitation des Kammergerichts in Wetzlar 1767—1776 tätigen Behörde angehörte, einmal zu Tische ein, schrieb seinetwegen sehr verbindlich an seinen Vater, den Abt Jerusalem zu Braunschweig, bot ihm „ein für allemal sein Haus und Tafel" an und ließ ihn durch andere auffordern, in seine Assemblées zu kommen, aber nicht ohne vorsichtig hinzuzufügen: „Ich möchte ihn nicht gern invitieren, da es mir ein und andere verdenken könnten." Als der „artige Mann" im Vertrauen darauf wirklich kam, war der Graf zu schwach, seinen Gast zu schützen.



Der v. Ingelheimsche Palast zu Wetzlar, 1763—1777 Wohnung des Grafen v. Bassenheim. Nach einem im Museum zu Wetzlar befindlichen Aquarell.

Graf v. Bassenheim wohnte übrigens in dem vom Präsidenten v. Ingelheim im Anfang des 18. Jahrhunderts erbauten „Palast", der 1782—1806 Reichskammergerichtsgebäude war und bis 1881 stand. Im großen, mit zierlichen Rokokomöbeln ausgestatteten Festsaale dieses Barockhauses versammelten sich die im „Werther" beschriebenen Personen in der prunkvollen und zum Teil anmutigen Tracht der Zeit. Man lebte in der Rokokozeit in Wetzlar sehr gesellig. Dejeuners, Diners, Soupers, „Groß-Vesiers", Assemblées, Ausflüge, Picknicke, Konzerte, Komödien, Redouten und Maskenbälle wechselten miteinander ab. Man war galant, und alles atmete Liebe; aber doch war nirgends in Deutschland der Ton der vornehmen Gesellschaft damals steifer als in Wetzlar. Der hohe Adel schloß sich engherzig von den Bürgerlichen ab; die eigentlichen Richter, d. h. die Assessoren — wir würden sie Kammergerichtsräte nennen — sahen voll Standesdünkel selbst auf die Advokaten und Prokuratoren des Gerichts herab.

Die hochmütige Abgeschlossenheit des Kameraladels ist im „Werther" wahrheitsgetreu und ergötzlich gezeichnet. Aber auch die einzelnen von Goethe scharf und mit feiner Ironie geschilderten Personen glaube ich deuten zu können, obgleich sie von ihm nur mit Buchstaben bezeichnet sind. Unter dem Herrn v. S. verstehe ich den Assessor Freiherrn v. Reuß, genannt Haberkorn, der mit seiner ganzen Familie als besonders hochmütig galt. Er wurde übrigens gleichwie die Assessoren von Papius (Sapupi im „Götz von Berlichingen") und v. Nettelbla 1771 von der Visitation wegen Bestechung vorläufig des Amtes enthoben und Ende 1773 abgesetzt. Das „wohlausgebrütete Gänslein Tochter mit der flachen Brust und nieblichem Schnürleibe", das, samt der „übergnädigen" Mutter, Werther gegenüber „ihre hergebrachten hochadeligen Augen und Naslöcher macht", ist die älteste Tochter, Therese v. Reuß.

Für die Gleichsetzung der Namen v. S. und v. Reuß ist kein Hinderungsgrund, daß sie verschiedene Anfangsbuchstaben haben. Es war in der literarischen Welt damals ganz üblich, Namen für Uneingeweihte dadurch unkenntlich zu machen, daß man sie nicht nur bis auf den Anfangsbuchstaben kürzte, sondern auch den im Abc folgenden Buchstaben wählte. Wenden wir diesen auch auf Bassenheim und Graf C. passenden Schlüssel an, so ist der „übel fournierte J., der die Lücken seiner altfränkischen Garderobe mit neumodischen Lappen ausfüllt", der als bedeutender Jurist angesehene Johann Heinrich v. Harpprecht, der bereits 1702 geboren und 1745 bis 1783 Assessor in Wetzlar war, und der „Baron F." mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz' des Ersten Johann Wilhelm v. Riedesel, Freiherr zu Eisenbach, der 1746 bis 1772 Beisitzer am Kammergericht war und dann, 67jährig, noch Regierungspräsident in Osnabrück wurde. Franz I. wurde 1745 zum Kaiser gekrönt.

Herr und Frau v. T., von denen es im Briefe vom 16. März heißt, daß sie wie v. S. und Frau lieber aufgebrochen als in Werthers Gesellschaft geblieben wären, und daß der Graf es mit ihnen nicht verderben dürfe, diese v. T. werden der Assessor Rudolf Joseph Freiherr v. Trott zu Solz, der 1778 Bassenheims Nachfolger als Präsident wurde, und seine Gemahlin Johanna geb. v. Mauderode gewesen sein. Mustern wir die 17 im Jahre 1771 vorhandenen Assessoren, so hatten in der Tat besonders v. Reuß, v. Riedesel und v. Trott Grund, auf ihren stiftsmäßigen alten Adel stolz zu sein.

Man beachte, daß Goethe bei der Benennung der Personen mit Doppelnamen nicht den ersten, sondern den zweiten Bestandteil des Namens zu Grunde legt, nicht Waltbott, Riedesel, Trott, sondern Bassenheim, Eisenbach, Solz. — Werther unterhält sich in Goethes Roman mit dem ihm freundlich gesinnten Fräulein v. B., hinter ihrem Stuhle stehend, und merkt gar nicht, daß die Damen am Ende des Saales miteinander flüstern, „daß es auf die Männer zirkuliert", daß Frau v. S. mit dem Grafen redet, der sich endlich entschließt, sich an Werther zu wenden. Inzwischen erscheint in der Gesellschaft ferner „der Hofrat R., hier aber in qualitate Herr v. R. genannt, mit seiner tauben Frau". Dieser R. kann weder zu den Beisitzern des Kammergerichts gehören, weil diese niemals zu Hofräten ernannt wurden, noch zu den zahlreichen Advokaten und Prokuratoren, die allerdings häufig Hofräte und zuweilen Geheimräte reichsständischer Fürsten waren, aber nicht in den ersten Kameralkreisen verkehrten, zumal der gesellige Umgang des Richterkollegiums und des Anwaltstandes durch die Kameralordnung geradezu verboten war. Hofrat R. muß also einer von den 24 Subdelegierten oder Gesandten der vom Reich eingesetzten Visitationsbehörde gewesen sein, die zwar zum Teil bürgerlich waren, aber durch ihre Würde gehoben und mit Exzellenz angeredet wurden. Ich sehe in dem Hofrat R. den preußischen Tribunalsrat Johann Hartwig Reuter, der 1767 bis zu seinem 1773 erfolgten Tode Visitationsgesandter in Wetzlar war. Er verkehrte auch mit der Familie des Amtmanns Buff, wo ihn im Sommer 1772 Goethe kennenlernte, der sich in einem im Januar 1773 aus Frankfurt an Kestner gerichteten Briefe über die philosophischen Grillen der Frau Reuter lustig machte, aber sie im Februar wegen des Todes ihres Mannes bedauerte. Ein ihr 1769 geweihter Neujahrswunsch besagt, daß sie wie ihr König Friedrich einen Geist habe, der zum Olympus steige. Daß Reuter, ohne wirklich adlig zu sein, von Reuter genannt wurde, erklärt sich aus Kestners Bemerkung über den Kameraladel: „Nur Leuten von Adel erlauben sie, in ihren Kreis zu kommen, und damit sie von dieser Regel nicht abweichen, wenn sie einen Unadligen zulassen, so adeln sie ihn lieber ex officio."



Karl Wilhelm Jerusalem (1747—1772), das Urbild des „Werther". Nach einem in Privatbesitz befindlichen Pastellbildnis. (Aus dem Buche „Goethe und sein Kreis" von Franz Neubert, Verlag J. J. Weber, Leipzig.)

Von der oben angegebenen Art, die Personen zu bezeichnen, weicht der Dichter bei Reuter ab; dazu ist zu bemerken, daß er manchmal ganz willkürlich verfährt, so wenn er den Amtmann Buff Amtmann S. nennt, und daß er öfter die Anfangsbuchstaben der wirklichen Namen beibehält. Dies gilt meines Erachtens nicht nur von Reuter, sondern auch von dem Obersten B., mit dem wohl der Bruder des Amtmanns Buff, Major Buff, der Kommandant der hessischen Besatzung in Wetzlar, gemeint ist, und ebenso von Fräulein v. B., bei der dem Dichter Fräulein Anna Hedwig v. Bollmann vorzuschweben scheint, die sich nach A. S. v. Goués „Masuren" für Jerusalem interessierte. Das Wesen der Euphrasia — so nennt sie v. Goué in seinem Drama — ist allerdings ziemlich flatterhaft, während Fräulein v. B. verständnisvolle und herzliche Teilnahme an Werther und seinem Verdrusse nimmt und die einzige fühlende Brust in der Gesellschaft ist. Darum braucht man aber nicht der Meinung Erich Schmidts beizupflichten, daß die v. B. Goethes Darmstädter Freundin, die Hofdame Lila v. Ziegler, sei.

Unsere Ausführungen geben nicht nur ein Zeit- und Kulturbild, sondern werden auch dazu beitragen, daß die Teilnehmer an der im „Werther" geschilderten Gesellschaft an Leben gewinnen, und daß wir die ganze Umwelt, von der Goethe und Jerusalem in Wetzlar umgeben wurden, besser verstehen lernen. Im übrigen schöpfte Goethe gerade in „Werther" besonders aus seinem reichen Innern und gestaltete die Wirklichkeit als echter Dichter nach rein poetischen Rücksichten um.

Die Silhouetten stammen aus der 1776 angelegten Wetzlarer Silhouettensammlung und sind bisher nicht veröffentlicht.



Frau Johanna v. Trott zu Solz.



Gräfin Isabella v. Bassenheim.

Annemarie

Roman von Helene v. Mühlau

(12. Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.

„Eine Gutsfrau sollst du werden!" hat Friedel Wolter in einem so herben und bestimmten Ton zu seiner Frau gesagt, daß sie erschrocken die Hände von ihrer Arbeit sinken läßt und ihn mit großen Augen anblickt.

Da verlieren seine Züge den harten Ausdruck, der in ihnen gelegen hat; er tritt näher zu ihr heran, faßt sie um die Schultern und küßt sie leis auf die Schläfe.

„Geh, laß doch diese Sachen, Irmingard! — Oder zum wenigsten, laß sie jetzt noch bleiben! Du weißt und siehst und fühlst nicht, wie das ganze Haus darauf wartet, daß du dich endlich als Herrin zeigst! Statt dessen steckst du vom Morgen bis zum Abend in diesem Zimmer hier. Man versteht so etwas nicht bei uns!"

Diese letzten Worte „Man versteht so etwas nicht bei uns!" klingen wieder kühl, sogar ein wenig herrisch, und in Irmingards Augen erlischt alles, was von Glanz darin gewesen war. Ihr ist, als ob der Mann ihr einen körperlichen Schmerz zugefügt habe. Friedel aber merkt das nicht, sondern fährt fort:

„Du darfst es Tante Minette nicht übelnehmen, daß sie außer sich ist!

Geh, Irmingard, nun weinst du, und Tante Minette hat am Frühstückstisch auch schon geweint! So etwas ist natürlich nicht erfreulich, und für einen Mann, der den Frieden liebt, ist es geradezu unerträglich.

Tante Minette ist natürlich in ihrem Recht, und du bist es ja in gewissem Sinne auch, Irmingard, aber du mußt doch fühlen, daß wir hier nicht in München leben, daß hier die Menschen andere Ansichten haben und darum andere Anforderungen an ihre Mitmenschen stellen als da unten bei euch!"

Sie senkt die Augen — nicht in Scham oder Zerknirschung, sondern vielmehr, weil sie die Vorwürfe ihres Mannes als eine bittere Ungerechtigkeit empfindet.

Wenn er jetzt, in diesem Augenblick, verlangt daß sie aufgibt, was ihr da in glücklichster, heißester Schaffensstimmung entstehen will, dann nimmt er ihr alles, raubt ihr vielleicht für alle Zeiten das, was doch einmal ihr Leben ausmachen soll.

„Friedel" — sie sagt es leise und nimmt ihn am Arm — „Friedel, schau das an, was ich da erdacht habe, und dann sag' mir: Ist das etwas, was ein jeder kann, der einfach den guten Willen und den nötigen Fleiß hat, etwas zu vollbringen — oder ist das Kunst, ist das etwas Göttliches, was man schaffen muß, wenn die Eingebung einmal da ist? Sag', Friedel — bitte, sieh und denke nach und dann sag' es mir!"

Ihre Augen hängen flehend an ihm.

Er tritt an den Tisch heran und sieht einen Kopf, an dem sie formt.

„Sieh, wie das lebt, Friedel! Wie man jetzt schon sieht, daß das nicht eine Maske ist, sondern etwas Lebendiges! Geh und fühle es doch an! Hat es nicht einen Puls — hat es nicht Wärme? Und wird immer wärmer, immer lebendiger werden, je länger diese glückselige Stimmung andauert!

Und weißt du, wem ich das zu danken habe? Unglaublich klingt es, aber es ist so: der Tante Minette habe ich's zu danken!

Sieh, die behandelt mich doch wie einen Menschen, der Verachtung verdient, geht einfach über mich hinweg und bedauert dich, daß du dir eine Frau, wie ich es bin, aufgeladen hast.

Verachtung oder Herablassung habe ich aber nie und von keinem Menschen ertragen können, Friedel! Immer — schon als Kind hat solch eine Behandlung einen Ehrgeiz in mir erweckt, der mir keine Ruhe ließ, der mir das Größte möglich machte!

Und sieh, seitdem ich so arbeiten kann wie jetzt, fühle ich's nicht mehr, daß ich so etwas wie Ballast bin in den Augen der Menschen, die zu dir gehören! Sie müssen nur erst begriffen haben, daß ich überhaupt etwas kann; nachher werden sie mit anderen Augen auf mich schauen."

Sie sagt all das in einem Ton der Rechtfertigung, ist erregt und von ihrem großen Recht durchglüht. Aber der Mann, der bislang die Künstlerin in ihr so sehr geachtet hat, kann ihr jetzt nicht folgen. In ihm ist die große, die alles andere überwuchernde Liebe zur Heimat erwacht.

Jener Friedel Wolter, der an allen geistigen Quellen getrunken hat, der nicht genug bekommen konnte von allem Hohen, Großen und Göttlichen — von dem, was das Leben erst eigentlich lebenswert macht, dieser Friedel Wolter ist urplötzlich zum Sohn und Enkel seiner Väter und Großväter geworden!

Er steht auf dem Boden, den sie erworben haben, den sie aus armen kleinen Anfängen heraus zu einem großen reichen Besitz gefördert haben, und so, wie in der Frau, die da im grauen Kittel vor ihm steht, der Ehrgeiz erwacht ist, im Bereich ihres Könnens das Höchste zu erreichen, so ist in seine Seele der feste, unumstößliche Wille gekommen, der Vorfahren würdig zu werden und dem Besitz und dem Dorf, das zu ihm gehört, zu weiterer Entwicklung zu verhelfen.

Um das aber zu erreichen, bedarf er der Frau!

Nicht so sehr ihrer direkten Arbeitskraft — denn diese ist zu ersetzen — aber ihrer Person bedarf er. Die Leute im Hause und im Hof müssen sie sehen, müssen in ein Verhältnis zu ihr gelangen!

Sie muß Gutsherrin werden, muß Liebe und Hochachtung erwecken, muß an seiner Seite sein, wenn er durchs Dorf fährt, und muß sein Haus zu einer warmen, gastlichen Stätte machen!

Sie aber will ein Leben für sich ganz allein führen, will nicht begreifen, daß sie Pflichten hat, daß sie hier auf kein Verstehen für ihre Eigenart und für ihre Kunst zu rechnen hat.

„Sag', Friedel — sag', siehst du ein? Verstehst du mich?" drängt Irmingard und hält ihm den Kopf, an dem sie schafft, entgegen.

In ihm aber ist das andere schon zu groß geworden.

Es geht nicht — er darf nicht wieder und immer wieder durch ein gutes, schmeichelndes Wort von ihr von seinen Vorsätzen abzubringen sein.

„Liebes, liebes Herz" — er nimmt sie auf seinen Schoß. „Ich glaube, daß all das gut und vielleicht sogar bedeutend ist. Du mußt wirklich nicht denken, ich hätte das Interesse an deiner Kunst, an deinen Wünschen verloren. Aber jetzt im Augenblick, das mußt und mußt du doch einsehen, geht das andere vor!

Etwas anderes wäre es, Kind, wenn du genötigt wärest, Geld zu verdienen. Dann natürlich, dann müßten alle anderen Ansprüche davor zurücktreten."

Ihre Augen sehen ihn groß und bang an, wie er das vom Geldverdienen sagt.

„An Geld habe ich doch auch zu Hause nicht gedacht, wenn ich so arbeiten konnte wie jetzt!"

„Ja, ja — ich glaube es dir, Irmingard, und es wird auch die Zeit kommen, in der du wieder dir selbst gehören kannst. — Aber jetzt im Augenblick geht es nicht, geht es wirklich nicht! Jetzt muß ich dich mit aller Gewalt herrausreißen aus deiner Arbeitswut, die dich wirklich blind macht für alles, was um dich herum vorgeht.

Wir müssen Besuche machen, Irmingard; wir müssen einladen, und du mußt zum wenigsten eine Ahnung vom eigenen Haushalt bekommen.

Tante Minette will ja nun wirklich fort, und ich kann und mag sie nicht halten!"

„Noch einen Monat, einen einzigen Monat laß mir noch für meine Arbeit!" bittet Irmingard, der es als etwas Unmögliches erscheint, die Bitte ihres Mannes sogleich zu erfüllen.

Er löst sich aus ihren Armen, steht von dem Stuhl, auf dem er gesessen, auf und beginnt im Zimmer auf und nieder zu gehen, genau wie sein Vater das getan hat, wenn irgend etwas ihn erregte.

„Nein", sagt er hart, und seine Augen ruhen mit Verdruß auf ihrer Erscheinung.

Sie hat das Haar nur lose aufgesteckt; der graue Kittel ist voll weißer Flecke, und an den Füßen trägt sie große Filzschuhe.

„Nein, Irmingard, nein und nein und nein! Nicht einen Tag länger! So, wie du aussiehst, so darf die Frau, die als Nachfolgerin meiner Mutter hier lebt, nicht aussehen!

Versteh mich doch, begreif mich doch, Kind! Die Leute fangen an, sich vor dir zu entsetzen!

Ich selbst habe das in den ersten Tagen und Wochen nicht empfunden! Nun plötzlich bin ich sehend geworden und muß ihnen recht geben. Gutsangestellte haben nun einmal ein Recht auf ihre Herrin. Sie haben nicht allein das Recht, von ihr persönlich geleitet zu werden, sondern auch das Recht, in ihr ein Muster in allen Dingen zu erblicken. So etwas, was bei euch zu Hause gerechtfertigt sein mag, existiert hier nicht!

Und selbst wenn du das Vollkommenste in der Kunst leistetest, es würde hier nicht ersetzen, was du auf deinem eigentlichsten Posten versäumst!

Nein, Kind — von heute an mußt du zum wenigsten für eine Weile von dieser Irmingard, die du bis jetzt warst, Abschied nehmen, und wenn es nur ist, um eine Komödie zu spielen. Aber es muß sein — muß sein!

Geh, nun weinst du, Irmingard, und das ist nicht gut und nicht recht von dir! — Du weißt, daß ich deinen Tränen gegenüber machtlos bin, und diesmal muß und muß ich hart bleiben!

Kind, Irmingard, du bist es doch gewesen, die hierher wollte! Hast du dir denn da nicht klargemacht, daß vieles sich ändern mußte, wenn wir erst hier gelandet waren?"

„Ich wollte arbeiten!" sagt sie leise. Um der Arbeit willen habe ich dich gebeten, in dein »zu Hause« zu fahren."

Große Trostlosigkeit ist in ihrer Stimme.

„Und ich sagte es dir doch auch, Friedel!"

„Ja," gibt er zu „du sagtest es, Irmingard, und es wäre ja auch möglich gewesen und wird auch späterhin sicher einzurichten sein. Aber jetzt, im Augenblick — — siehst du es denn nicht selbst ein?"

Sie nickt, nimmt ein Tuch und breitet es über den noch feuchten Kopf, und wie sie das tut, ist es ihr, als ob sie den Sargdeckel über einem geliebten Toten zuklappen höre.

Müd ist sie geworden. Das heiße Leben, das Feuer, das sie beseelt hat, ist aus ihrer Seele heraus; die Augen haben den Glanz verloren. Aber am Abend dieses Tages sitzt sie mit gut geordneten Haaren und in einem sehr vernünftigen Kleid am Tisch ihres Hauses.

Tante Minette sieht sie zuerst eine Weile staunend an, dann klärt sich ihr Gesicht auf. Glücklich will sie sein, wenn der gute und tüchtige Junge sich die etwas exaltierte Frau so erzieht, daß sie in sein Haus und in seinen stattlichen, wohlgeordneten Besitz hineinpaßt.

Am nächsten Morgen ist Irmingard zu früher Stunde am Frühstückstisch; ihr Gesicht ist ein wenig bleich, und unter den Augen liegen dunkle Ränder. „Tante Minette," sagt sie, und ihre Stimme ist lieb, und ihre Haltung ist bescheiden, „ich wäre dir dankbar, Tante Minette, wenn du mich anlernen wolltest!"

Wieder blickt Tante Minette staunend zu ihr hin; etwas wie Mitleid geht durch ihr Herz, und der Groll, den sie in sich großgezogen hat, will verschwinden.

„Gern, mein Kind!" Sie führt Irmingard erst in die Küchenregion hinab, in der Frau Dorothee zu ihrer Zeit, ohne eigentlich selbst Hand anzulegen, so wohlvertraut mit allem war.

Das arme Kind Irmingard blickt staunend in den beiden riesengroßen Räumen umher.

„Haupt- und Nebenküche", erklärt Tante Minette. „In der einen wird das Essen für die Leute, in der andern das Herrschaftsessen bereitet!"

Die beiden Küchen sind mit Fliesen und Kacheln ausgelegt; alles blitzt vor Sauberkeit. Von den Wänden herab leuchten die auf Borten stehenden kupfernen Töpfe.

Wie gleißendes Gold! muß Irmingard denken; ach, und muß an die arme dunkle Küche im einstigen Vaterhaus im Isartal denken, wo die kleine Mutter mit der Bedienungsfrau wirtschaftete.

Sie empfindet eine leise Scham bei dieser Erinnerung und versteht mehr als je die Worte, die Beatrix ihr am Abend vor ihrer Verlobung gesagt hat: „Ich muß aus dieser armseligen Wirtschaft herauskommen!"

Von den beiden Küchen geht es in die Milchkammern; auch da dieselbe Sauberkeit, das blitzende Gerät und die große Ordnung in allen Dingen. „Sieh, Irmingard," sagt Tante Minette, als sie auf dem weißen Flur des Wirtschaftsgebäudes stehen, „eine leichte Aufgabe ist das nicht, die dir da aufgeladen wird, und doch kannst du sie dir leicht machen, wie auch deines Mannes Mutter sie sich leicht gemacht hat!

Nicht selber an Kleinigkeiten Hand anlegen ist das Amt der Gutsfrau; aber alles verstehen, alles wissen, alles überblicken können — das ist es! Glaub' mir, die Leute haben es im Handumdrehen heraus, mit welcher Art von Herrin sie es zu tun haben!

Ist die Herrin gleichgültig; so werden die Leute noch hundertmal gleichgültiger sein, und läßt die Herrin auch nur die geringste Unordnung, die kleinste Unregelmäßigkeit durchgehen, dann reißen Löcher in solch einen Betrieb, die nie wieder auszuflicken sind.

Und wenn der Gutsherr selbst das Ideal eines Landwirts und Hausvaters ist, die Frau aber ist ihm eine schlechte Verwalterin, dann kann ein Besitz nicht gedeihen, sondern muß und muß verfallen!"

Sie spricht all das in keinem ungütigen Ton, aber sie sagt es belehrend und immer hinweisend auf die Schwächen, die sie an der armen Irmingard entdeckt hat. Und die nimmt hin, was ihr gesagt wird, und fühlt, daß die Last, die auf ihre Schultern und auf ihre Seele gelegt ist, zu groß sein wird; fühlt Angst und Ohnmacht und Grauen, und ihre Augen irren umher wie die eines Gefangenen, der auf Flucht sinnt.

Tante Minette führt sie dann zur Wäschekammer. An allen Wänden sind dort große eingebaute Schränke, und Irmingard sieht etwas, was sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen hat: Stöße und Stöße schneeweißer Wäschestücke, mit blauen Bändern zusammengebunden. An den Innentüren der Schränke Tabellen mit der Angabe des Inhalts jedes einzelnen Faches.

Ein feiner Duft nach getrockneten Kräutern weht ihr entgegen, und Tante Minettes Stimme spricht wieder in dem belehrenden Ton zu ihr.

„Dies hier, liebe Irmingard, muß dein allereigenstes Reich werden! In Küche, Milchkammer und auch im Vorratsraum werden fremde Hände wirtschaften müssen; dieses hier aber ist das Heiligtum der Hausfrau. Eine Gutsherrin, deren Wäscheschränke nicht in tadelloser Ordnung sind, hat kein Recht, an der Spitze ihres Besitzes zu stehen!"

Angstvolle Augen sehen zu ihr auf.

Gott im Himmel, ist denn so etwas möglich? Kann ein einzelner Mensch denn so etwas übersehen?

Tante Minette erklärt ihr den Inhalt der einzelnen Schränke, zeigt ihr die selbstgesponnenen Stücke, die seit Generationen im Wolterschen Besitz sind, und gibt ihr an, wie der Verbrauch geregelt ist.

Dann lächelt sie ein ganz klein wenig; der hilflose Ausdruck in Irmingards Gesicht läßt sie nicht ganz ohne Rührung.

„Es ist nicht so schlimm, Kind, wie es im ersten Augenblick erscheint. Man muß nur erst ein klares Bild im Kopfe haben; nachher geht alles seinen Weg.

Aber sag', hast du dich denn daheim bei deiner Mutter um nichts gekümmert? Nie in die Küche hineingesehen, nie die Wäsche ausgeteilt oder von der Waschfrau in Empfang genommen?"

Irmingard senkt den Kopf; sie denkt an der Mutter Schränke, die so wenig enthielten, in denen es so traurig aussah, und sie begreift und begreift nicht, daß ein Mann, der in solch solidem Wohlstand aufwuchs, alles vergessen konnte, nur um die arme Irmingard Fellhauer zu besitzen.

Hat sie ihm nicht gesagt, daß sie kein Talent zur Hausfrau hat? Hat sie ihm nicht gesagt, daß sie Künstlerin ist, und daß es in ihrem Elternhaus nicht aussieht wie bei anderen Leuten!

Doch, all das hat sie ihm gesagt, und eine Last fällt von ihrer Seele, wie sie sich dies ins Gedächtnis zurückruft.

Getäuscht hat sie ihn also nicht, hat ihn nicht in dem guten Glauben gelassen, ein braves Weiblein in ihr zu finden, das gern alle Eigenarten über Bord wirft, wenn es dafür die Sicherheit eines gut bürgerlichen Lebens eintauschen kann!

Tante Minette, die nun zum wenigsten den guten Willen bei dieser seltsamen kleinen Frau erkannt hat, wird von Tag zu Tag umgänglicher mit ihr; wie eine Mutter ist sie, aber nicht wie eine zärtliche, sondern wie eine besorgte und strenge Mutter, der um ihres Sohnes Wohl bangt.

Irmingard folgt ihr, wohin sie immer gerufen wird; oft ist sie müd und zerstreut, aber sobald dann Tante Minettes Stimme einen schärferen Klang annimmt, schreckt sie auf und ist mit allen Gedanken bei ihr.

Die Leute vom Gute verlieren allmählich die halb mitleidige Scheu vor dieser ihnen wesensfremden Herrin; sie grüßen vertraulicher, und manchmal gelingt es Irmingard, in ein freundliches Gespräch mit ihnen zu kommen.

Sie steht jetzt oft im Eßsaal vor Frau Dorothees Bild und schaut in deren Augen. Das Feindselige, das sie am ersten Tage ihres Hierseins darin zu entdecken geglaubt hat, ist nicht mehr vorhanden. Sie ist wohl wirklich eine sanfte, gefügige Frau und eine liebevolle, umsichtige Herrin gewesen. „Ich sah sie nie eigentlich arbeiten," hat Friedel ihr einmal gesagt „aber sie wirkte, war immer tätig, und sie wußte um jedes Menschen Arbeit und Pflichten bis ins Kleinste hinein! So etwas fühlen die Leute und haben unendliche Hochachtung davor!"

Wie macht man das? denkt die arme Irmingard, wenn sie vor dem Bild der Toten steht, die ihr vielleicht trotz allem eine liebevolle Mutter geworden wäre. Aber eine Antwort kommt ihr nicht!

Ganz allein muß sie zu vollbringen suchen, was das Schicksal oder was der eigene Wille ihr aufgebürdet hat. —

Die Mutter, die kleine Frau Dr. Fellhauer, sitzt wohlgeborgen bei ihrem Zwillingsbruder und schreibt frohe, ja glückliche Briefe an ihr Kind, das wie eine Verirrte durch das neue Leben geht, und Schwester Beatrix berichtet von Dingen, die wie ein Märchen klingen. Von Glanz und Reichtum, von rauschenden Festen und betäubendem Rosenduft steht in ihren Briefen geschrieben, und immer zum Schluß kommt dieselbe Bemerkung: „Gut, daß auch du dein Heim und dein Glück gefunden hast!"

Der Herbst kommt tiefer und tiefer ins Land gezogen.

Der Wald, der den Besitz abschließt, steht wie in Flammen, wenn die Sonne an schönen Tagen auf das blutrot gefärbte Laub gleißt.

Um die Mittagsstunde, wenn alles im Hause ruht, wenn niemand ihrer bedarf, geht Irmingard gern durch die einsamen Wege über Wurzelwerk und weiches Moos dahin.

Weh ist ihr oft zumute; sie kann es keinem Menschen auf der ganzen Welt sagen, wie traurig sie sich an manchen Tagen fühlt. Es ist ihr dann, als sei das Herz ihr in der Brust gestorben und nur im Kopf sitze all das, was sie peinigt und ihr das Leben so unsäglich schwer macht.

„Warum tat er das? Warum nahm er mich, da er doch wußte, welcher Art die Frau sein muß, die in sein Haus gehört?" fragt sie sich und denkt an München, denkt an das schlecht gehaltene, oft so düstere Haus im Isartal, denkt an die geplagte Mutter und an die Arbeitsstätte des unglückseligen Vaters.

Auch das war nicht schön, und dennoch — dennoch!

Einmal findet Friedel sie, als sie, die Hände vors Gesicht geschlagen, in trostlosester Haltung auf einem Baumstumpf im Walde sitzt.

Er ist ihr sehr fremd geworden in dieser Zeit seiner aufs höchste gestiegenen Arbeitslust und -kraft.

Ach nein, nicht fremd geworden in seinem Herzen! Nein, o nein!

Er liebt sie nach wie vor, ist ihr unsäglich dankbar, daß sie nun wirklich seine kleine Gutsfrau geworden ist!

Sie sieht immer gut und sauber und oft ebenso reizend und zart und fein aus wie die geliebte Mutter, und sie gibt sich rührende Mühe, ihrer eigentlichen Natur entgegen ordentlich, pünktlich und gleichmäßig in ihrer Stimmung zu sein.

Er weiß und fühlt das alles und ist ihr dankbar und sagt es ihr oft. Und doch ist da etwas Fremdes, ist es nicht mehr so zwischen ihnen, wie es während der langen Hochzeitsreise gewesen ist.

In ihren Augen liegt ein unausgesprochener Vorwurf; in ihrer Stimme ist ein zerbrochener Klang.

Das Jauchzende, das Elementare — das, was Irmingard Fellhauer zu dem hinreißenden, sieghaften Geschöpf gemacht hat, ist nicht mehr vorhanden. Nun sieht er sie in der Einsamkeit im Walde sitzen, von heller Sonne überflutet und doch ein Bild düsteren Schmerzes.

Bestürzt kniet er neben ihr und zieht ihr die Hände vom Gesicht.

„Friedel, lieber Junge", sagt sie sanft wie eine Mutter, aber als er in sie dringt, den Grund ihres Schmerzes erfahren will, wehrt sie ab: „Laß, laß — es ist nichts! Hab' noch Geduld, ein ganz kleines Weilchen Geduld", und geht dann schweigend an seinem Arm dahin.

An diesem Abend hat Friedel Wolter in die Stadt gehen müssen, in der er seine Schulzeit verbracht hat.

Eine Gedanke ist ihm durch den Kopf geflogen, ein unsinniger Gedanke: Eine Freundin müßte sie haben — ein Herz, das sie versteht, so wie nur eine Frau die andere verstehen kann!, und hat an Annemarie denken müssen, die einstige Gefährtin seiner Jugend: Annemarie Gisbert.

An diesem Abend ist er zum ersten Male am Hause des Professors vorübergegangen, hat zu den Fenstern hinaufgeblickt und ist mit schwerem Herzen und viel unruhigen Gedanken nach Hause zurückgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Johann Peter Uz.

Von Professor Dr. Th. Stettner, Ansbach.

Einen dreifachen Kranz verlangt Herder von der Nachwelt für Uz: den der Dichtkunst, der Weisheit, des tätigen Verdienstes. Die Mitwelt hat mit dem Lorbeer für ihn nicht gegeizt: die um Gleim nannten ihn den deutschen Horaz und zweifelten nicht an der Unsterblichkeit seines Ruhms; seine geistlichen Gesänge waren für Tausende eine Quelle der Erbauung und ein Lieblingsbuch ebenso des Karlsschülers Schiller wie des geistvollen Papstes Ganganelli. Überschwenglich bewundert wurde seine „Theodicee“, selbst vom streng urteilenden Lessing. So erweckte sein Tod am 12. Mai 1796, obwohl er seit 30 Jahren geschwiegen hatte, allgemeine Teilnahme, und Schiller erwog mit Goethe den Plan, ihm als dem Liebenswürdigsten der alten Dichterschule im Musenalmanach ein Denkmal zu setzen. Aber bald wurde er vergessen: im gleichen Jahr, in dem er sein letztes Gedicht schrieb, erschienen Goethes erste Lieder; wenn aber die Sonne aufgeht, verblassen die Sterne.

Allein ganz vergessen zu werden verdient er nicht. Seine geistlichen Gesänge voll wahrer Frömmigkeit sprechen heute noch zu unserem Herzen; unter seinen anakreontischen Gedichten ist manch graziöses, und wohltuend wirkt in allen die sorgsame Pflege der Sprache und der Rhythmen sowie der vaterländische Ton, der sie durchweht. Und kommen auch die von Leibnizschem Optimismus getragenen Lehrgedichte (wie seine „Kunst, stets fröhlich zu sein“ und die „Theodicee“) uns philosophisch nicht mehr so bedeutend vor wie seiner Zeit, so fühlen wir uns doch angenehm berührt von dem geraden Sinn, der Tüchtigkeit und Zufriedenheit, die aus ihnen spricht. Denn von den drei Kränzen ist unverwelkt geblieben der, welcher dem tätigen Mann geweiht sein sollte; und ihm soll heute ein Wort der Erinnerung gewidmet sein.



Johann Peter Uz.
Zur 200. Wiederkehr seines Geburtstags am 3. Oktober. Nach dem Gemälde eines unbekannten Künstlers im Besitz des Historischen Vereins für Mittelfranken in Ansbach. (Phot. Fr. van der Emissen, Darmstadt.)

So still wie sein Leben ist das keines anderen Dichters verlaufen. Er wurde am 3. Oktober 1720 als Sohn eines Goldschmieds in Ansbach geboren. In Halle verbrachte er vier glückliche Studienjahre; dort knüpfte er den Freundschaftsbund mit Gleim und veröffentlichte, von diesem und Kleist ermutigt, seine ersten Gedichte. Ein Semester in Leipzig verlief trüb, dann rief ihn die sparsame Mutter heim. Anfangs fühlte er sich recht vereinsamt in der stillen Stadt; der Hof war ganz französisiert und kümmerte sich nicht um einen deutschen Dichter, gleichstrebende Freunde fehlten. Da er fünf Jahre ohne Anstellung blieb, konnte er sich ganz der Dichtkunst widmen. Im Jahre 1749 erschien eine Auswahl seiner Gedichte und fand die freundlichste Aufnahme. Endlich wurde er als Justizratssekretarius angestellt und als solcher 1752 nach Römhild in Thüringen gesandt. Das war die glücklichste Zeit seines Lebens; die anmutige Gegend entzückte ihn, im Hofadvokaten Grötzner fand er einen verständnisvollen Freund, und zu dessen Schwester faßte er eine ernste Neigung. Aber wenn wir seine Briefe an sie lesen, begreifen wir, daß sie aus ihnen die Absicht des schüchternen Freiers nicht erriet oder einen feurigeren Anbeter vorzog — sie fand bald nachher an der Seite eines anderen ihr Glück, und Uz war der erste, der dazu Glück wünschte — sein Herz brach nicht darüber!

Nach seiner Rückkehr hat er Ansbach in 43 Jahren nicht mehr verlassen, nicht einmal für Tage. Im kleinen eigenen Haus, mit Liebe umgeben von seiner trefflichen Mutter und seinen Schwestern, richtete er sich ein friedliches und behagliches Leben ein, dessen philosophische Ruhe weder Amor noch Bacchus störte. Der erste Teil des Tages war seinem Amt als Richter gewidmet, das er sehr ernst nahm, und in dem seine juristische Gründlichkeit und lichtvolle Darstellung hochgeschätzt waren; der Nachmittag gehörte seinen Neigungen: Die neu erscheinenden Werke der deutschen und fremden Literatur wurden eifrig gelesen und die Ankunft des Meßkataloges, der die Ergänzung seiner auserlesenen Bibliothek ermöglichte, war immer eine Freude. Briefe der Freunde hielten ihn in Fühlung mit dem geistigen Leben „im Reich“, und eigene Schöpfungen wurden mit ihnen gründlich besprochen. Er umgab sich mit Blumen und pflegte die Musik (bald hatte er auch die Freude, daß seine eigenen Lieder von Ph. E. Bach, Graun und anderen komponiert wurden); die Abende verbrachte er mit einem Kreis vorzüglicher Freunde, unter denen Cronegk war, in anregender Geselligkeit. Äußere Ehren verschmähte er, höfische Töne erklangen nicht von seiner Leier. Als die Amtsgeschäfte sich häuften, entsagte er der Dichtkunst. „Freund, einem Armen Recht zu sprechen und, wenn die Unschuld weint, an Frevlern sie zu rächen, ist göttlicher als ein Gedicht“, sagt er am Schluß des poetischen Briefes, worin er Felix Weiße in Leipzig diesen Entschluß mitteilt.

Mit der Ruhe des Weisen bestellte er auch sein Haus, als er sein Ende nahe glaubte — rührend ist der Brief an Gleim, womit er die Rücksendung von dessen Briefen, „eines Hauptteils meines irdischen Vergnügens“, begleitet.

So entbehrt sein stilles Leben einer gewissen Größe nicht; er lebte, was er lehrte. Unsere äußeren Lebenskreise werden wieder in engere Bahnen sich fügen müssen: da kann er uns vielleicht beraten in der „Kunst, stets fröhlich zu sein“.

Jenny Lind.

Zu ihrem hundertsten Geburtstag am 6. Oktober. Von Dr. Max Unger.

(Ein Bild der berühmten Sängerin befindet sich auf der Titelseite der vorliegenden Nummer.)

Auf den Höhen der Kunst gibt es nur noch Unterschiede der Art, nicht des Grades mehr. So könnte die Frage müßig dünken, wer die größte Sängerin der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewesen — ob die Milder, die Schröder oder die Lind. Jede war in ihrer Art die beste. Nach den Zeugnissen der Zeitgenossen ist der Milder in erster Linie die wundervollste Stimme an sich, der Schröder die erschütterndste tragische Einfühlung, der Lind die vollendetste Gesangskunst nachzurühmen. So erzählt Carl Reinecke in seinem Büchlein „Und manche liebe Schatten steigen auf", ihre Stimme sei weder ungewöhnlich groß noch von außergewöhnlicher Schönheit gewesen, und zu Anfang habe sie meistens etwas verschleiert geklungen. Wenn sich die Sängerin aber frei gesungen hatte und die ganze Seele in ihren Vortrag legen konnte, habe man ganz und gar die unvergleichliche Virtuosin vergessen. Jenny Lind vereinigte mit ihrer gesanglichen Meisterschaft also auch einen rührenden, ja bestrickenden Ausdruck, und eben die Vereinigung dieser beiden hohen Künstlertugenden gaben den bedeutendsten Tondichtern ihrer Zeit das Recht, sie als größte Sängerin im eigentlichen Sinne zu bezeichnen. Den Beinamen einer „schwedischen Nachtigall" mag ihr der oft an ihr gerühmte reizvoll elegische Beiklang der Stimme erworben haben.

Jenny Lind, eigentlich Johanna Maria, wurde am 6. Oktober 1820 als Tochter eines in bedrängter Lage lebenden jungen Buchhalters in Stockholm geboren. Mit zehn Jahren wurde sie in die Opernschule des Hoftheaters gesteckt und erhielt ihre gesangliche Ausbildung bei Croelius, Berg und dem „schwedischen Schubert" Linblad, dessen Lieder sie später in der Welt bekannt machte. Mit elf Jahren trat sie zum ersten Male in einem Schauspiel auf, mit 18 Jahren außerordentlich erfolgreich in einer ersten Opernrolle als Agathe („Freischütz"). 1841 ging sie nach Paris, um bei Manuel Garcia in neun Monaten Unterrichts ihre Studien abzuschließen, fiel aber infolge stimmlicher Abspannung im folgenden Jahre bei einem Probegastspiel in der Großen Oper ab, was sie so sehr kränkte, daß sie später nie wieder in Paris gesungen hat. Meyerbeer jedoch hatte dort ihren Wert erkannt, veranlaßte sie, mit nach Berlin zu gehen, und nahm sich ihrer wie ein Vater an. Er ließ sie die deutsche Sprache lernen, übte ihr die wichtigsten Opernpartien ein und schrieb für sie die Rolle der Vielka im „Feldlager in Schlesien", worin sie 1844 mit unbeschreiblichem Erfolge sang. Und dieser blieb ihr in ihrer weiteren Bühnenlaufbahn, die sie wieder nach Stockholm, Hamburg, Köln, Leipzig, Wien, London usw. führte, bis 1849, wo sie der Bühne ganz entsagte; blieb ihr auch treu in ihren Konzerten, die sie bis nach Nordamerika (1850 bis 1852) führte, wo sie den Pianisten Otto Goldschmidt heiratete. In der Folge lebte sie mehr und mehr zurückgezogen, zuerst in Dresden, seit 1858 in London, um nur noch ausnahmsweise in Konzerten zu singen. Zum letzten Male trat sie 1870 auf dem rheinischen Musikfest in Düsseldorf in dem Oratorium ihres Gatten „Ruth" auf. Am 2. November 1887 ist sie auf ihrem Landhause Wynds Point zu Malvern Wells (England) verstorben.

So groß Jenny Linds Künstlerschaft war, ein so hohes Menschentum zeichnete sie aus. Wohl vermochte sie sich darüber zu freuen, wenn ihre Kunst Anklang fand, aber sie war aller Zudringlichkeit feind und konnte aller öden Schmeichelsucht mit geradezu beleidigender Abwehr begegnen. Ihr Opfersinn war beispiellos. Von dem Ertrage ihrer Kunst, der in die Millionen ging, hat sie für Wohltätigkeitszwecke in Schweden und anderen Ländern viele Hunderttausende geopfert. Von der Bühne trat sie wegen Überanstrengung und aus religiöser Überzeugung ab, verkümmerte aber keineswegs in einem übertriebenen Pietismus, sondern bewahrte sich die geruhig heitere Lebensauffassung ihrer jungen Jahre bis in ihr Alter.

Bücherbesprechungen.

Landwirtschaftliche Literatur. Immer mehr kommt man in landwirtschaftlichen und verwandten Kreisen zu der Einsicht, daß ein Vorwärtskommen in der Landwirtschaft nur mit ausgiebiger Verwendung technischer Hilfsmittel aller Art möglich ist. Denn die Technik unterstützt die Landwirtschaft auf allen Gebieten, nicht nur in den landwirtschaftlichen Gewerben: Brennereien, Zuckerfabriken usw., sondern auch bei Anschaffung notwendiger Kraftmaschinen, bei der Regulierung der Wasserverhältnisse und Bearbeitung des Bodens und die Bautechnik auch in bezug auf die Verkehrswege, die Gebäulichkeiten ganz insbesondere jetzt bei der Siedelungsfrage. Damit die Technik bei ihrer Hilfeleistung die richtigen Wege einschlägt, muß aber der Techniker einen Einblick in das Wesen und die Ziele der Landwirtschaft tun. Was diese aber diesbezüglich verlangt, kann er aus dem Werke „Technik und Landwirtschaft" von Dr. W. Büsselberg (Verlag P. Parey, Berlin) in einer Form erfahren, die ihn sicher interessieren muß. Für unsere Techniker wird es eine befriedigende Aufgabe sein, sich jetzt in den Dienst der Landwirtschaft zu stellen, weil sie ja immer mehr die alleinige Ernährerin des deutschen Volkes werden soll, und da können sie keinen bessern Führer haben als Büsselbergs „Technik und Landwirtschaft". — Die notwendig gewordene fünfte Auflage des „Illustrierten Landwirtschaftslexikon" (Verlag P. Parey, Berlin) ist der beste Beweis, wie dieses Werk sich in allen Kreisen, die in der Landwirtschaft tätig sind und mit ihr Fühlung nehmen müssen, eingebürgert hat. Tatsächlich ist dasselbe nicht nur für die Landwirte selbst, sondern auch für Forstwirte, Verwaltungsbeamte und Juristen ein Nachschlagewerk, das über jede auftauchende Frage treffenden Bescheid gibt. Die neue Auflage erscheint jetzt nach dem Kriege zur rechten Zeit, da viele, die früher der Landwirtschaft sehr passiv gegenüberstanden, sich immer mehr mit ihr befreunden oder ganz sich zu ihr bekehren, und da tut guter Rat wohl. Den finden sie in der neuen Auflage, die nicht nur dem Inhalte nach den heutigen Stand der Landwirtschaft darstellt, nicht nur vermehrt und verbessert, sondern auch zweibändig geworden ist. — Die Landwirtschaft muß umlernen. Ihre einzigste Richtschnur darf nicht mehr sein die Erzielung einer höchsten Rente für den Einzelnen, sondern die Erzielung der größten Mengen von Produkten zur Sicherung der Volksernährung. Daß zu diesem Zwecke manch Altgewohntes untergehen und Neues dessen Stelle einnehmen muß, zeigt in ganz vortrefflicher Weise Dr. Berkner, Breslau, in seinem Werke „Neue Wege der deutschen Landwirtschaft" (Verlag P. Parey, Berlin). Nach Besprechung der besseren Ausbildung des Landwirts und seiner weiteren Beratung bei der Ausübung seines Berufs kommt Berkner auf zwei jetzt im Vordergrund des Interesses stehende Dinge: „Die innere Kolonisation" und „Die Landarbeiterfrage". Herzerfrischend ist es, gerade diese Abschnitte zu studieren, weisen sie doch auf die Wege, die gegangen werden müssen, um das Siedelungswesen auf die richtige Bahn zu bringen und um die ländlichen Arbeiter zufriedenzustellen. Das vortreffliche Werk verdient allergrößte Beachtung besonders aller derjenigen, die bei dem neuen Werden der Landwirtschaft etwas zu bestimmen und zu organisieren haben, und im übrigen die allerweiteste Verbreitung.

Prof. Dr. Strecker.

Kinderbilder. „Des Hauses Sonnenschein" und „Kinderglück" ist der Titel von zwei im Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart erschienenen handlichen Sammlungen schöner Kinderbilder. F. A. v. Kaulbach, Stuck, Lenbach, Kampf, Marr, Schuster-Woldan, Hengeler, Zumbusch, Vautier, Thoma, Defregger und viele andere bekannte Maler unserer Zeit sind hier mit einer Reihe anmutiger Momentbilder aus dem Kinderleben vertreten, die Herz und Gemüt entzücken, selbst wenn man dieser Art Kleinmalerei im allgemeinen ablehnend gegenübersteht. Je mehr wir uns in die einzelnen Bilder vertiefen, je mehr wir — vom Malerauge geleitet — den ganzen Liebreiz dieser blühenden Jugend erfassen, desto kräftiger sprudelt hier ein Quell der Erquickung.

Ende des redaktionellen Teils.

75 Jahre Rönisch

1845—1920

Am 15. November d. J. feiert eine der ältesten Pianofortefabriken, die Firma Carl Rönisch in Dresden, Zweigfabrik der Ludwig Hupfeld A.-G., ihr 75jähriges Bestehen. Dieser Anlaß rechtfertigt einen kurzen Überblick auf das Werden und Wirken dieses Unternehmens, das an der Entwicklung der Tasten-Instrumente hervorragenden Anteil hat.

Die heutigen Flügel und Pianinos sind nicht mit einem Schlage entstanden, sondern stellen das Ergebnis einer vielhundertjährigen Geistesarbeit auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung und fortschreitender Technik dar.

Einer der hervorragendsten Pioniere des Klavierbaues war Carl Rönisch, der Begründer des heute weltbekannten Pianoforte-Unternehmens. Er wurde am 28. November 1814 in Goldberg in Schlesien geboren und starb hochbetagt am 21. Juli 1892 in Dresden. Das Gedächtnis Carl Rönischs hochzuhalten und seine Bedeutung für den deutschen Pianofortebau zu würdigen, ist Ehrenpflicht. Eine auf sich selbst gestellte sorgfältig wägende Natur, brachte er Musikliebe, Erfindergeist und Ausdauer als kostbares Rüstzeug für sein Lebenswerk mit. Carl Rönisch ist der große Baumeister des Klaviers, dessen eigenartige Schöpferkraft in der Technik des Baues seine größten Triumphe feiert. Strenge Selbstkritik ließ ihn sein eigenes Schaffen mit dem höchsten Maßstabe messen. Indem er Gediegenheit des Baues, Zweckmäßigkeit und Schönheit der Form zum obersten Grundsatze erhob, fühlte er sich jenen Meistern wesensverwandt, deren Bauwerke ihm in Dresden täglich vor Augen standen. Carl Rönisch schlug neue Wege ein und baute seine Instrumente nach eigenen Berechnungen, durchbildete deren einzelne Teile immer mehr, formte sie zu einem organischen Ganzen und ließ so auserlesene Kunstwerke erstehen. Jedes Rönisch-Instrument spiegelt in seiner unendlich sorgfältigen Arbeit und unübertrefflichen Dauerhaftigkeit und der hierbei angewandten Raumkunst das innerste Wesen dieses genialen Klavierbauers wider. Carl Rönisch verfuhr bei allem Idealismus stets nach praktischen Gesichtspunkten. In der Erwägung, daß nur in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohnen könne, baute er auf fester Grundlage auf, durchgeistigte jedes seiner Instrumente und verlieh ihnen Klangfülle und edle Tonschönheit von ganz besonderer Eigenart, die unter dem Namen „Rönisch-Ton“ allgemein bekannt geworden ist.



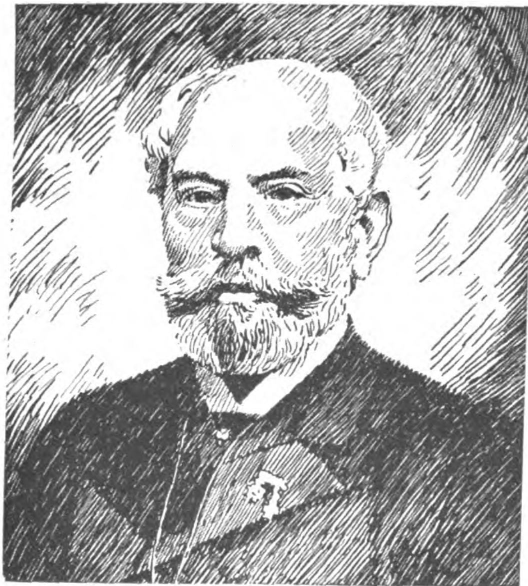
KONSUL ALBERT RONISCH,
geboren am 14. Mai 1853 in Dresden,
gestorben am 2. November 1917 in Dresden.

Zur Zeit sind 70000 Rönisch-Flügel und -Pianinos über den ganzen Erdball verbreitet.

Carl Rönisch hatte von den alten Meistern manches Gute übernommen, verschloß sich jedoch keinen Augenblick den Mängeln, die den bisherigen Klavieren in der Stimmhaltung anhafteten. Er tat nun im Jahre 1866 den bedeutungsvollen Schritt, den Stimmstock mit einem gußeisernen Rahmen mit 5 Spreizen zu versehen, also Holz durch Metall zu ersetzen. Namhafte Gießereien stellten nach seinem Modell diesen gußeisernen Rahmen her; dieser wurde eingebaut, bedeckte völlig den Stimmstock und schützte ihn vor klimatischen und Temperatureinflüssen vollkommen. Durch diese Erfindung wurde nicht nur eine außerordentliche Stimmhaltung, sondern auch eine viel größere Festigkeit des Baues der Klaviere erzielt. Nichts beleuchtet die Bedeutung dieses Fortschrittes besser, als der Umstand, daß Rönisch dadurch alle anderen Klavierfabriken zur Nachfolge zwang und heute kein Klavier ohne den gußeisernen Rahmen denkbar ist. Der Panzer-Stimmstock hat sich so bewährt, daß er jetzt noch in der ursprünglichen Form im Hause Rönisch angewandt wird, das bisher nichts daran zu verbessern gefunden hat.

Die Erfindung des Eisenrahmens durch Carl Rönisch ergab, daß dem Klavier auch eine größere Spannung zugemutet werden kann, und so wurden nach längeren Versuchen die Messing- und Darmsaiten durch Gußstahlsaiten ersetzt, die heute ausschließlich verwendet werden.

Carl Rönisch richtete nun sein Hauptaugenmerk auf den Resonanzboden, der die Seele des Klaviers genannt wird. Seine Herstellung erfordert vor allem lufttrockene wohlgepflegte Hölzer, eine scharfe Berechnung, peinlichste Gewissenhaftigkeit und eine geschickte Hand. Der Resonanzboden wird nach bestimmten Hausgesetzen angefertigt, fest genug, um dem Druck der Stahlsaiten zu widerstehen, deren Spannung einem Gewicht von etwa 15000 Kilogramm entspricht. Neben seiner Stärke besitzt er Elastizität, kann infolgedessen frei schweben, erfährt also keinerlei Hemmungen in der Aufnahme und Abgabe der Tonschwingungen. Der



CARL RONISCH,
geboren am 28. November 1814 in Goldberg i. Schlesien,
gestorben am 21. Juli 1892 in Dresden.

Resonanzboden ist so recht bestimmend für den Umfang und die Eigenart des Rönisch-Klavier-Klanges und die Ausgeglichenheit der Rönisch-Instrumente in allen Tonlagen. Obwohl im Grundcharakter markig, entbehrt der Rönisch-Ton doch nicht der Süße, ohne jedoch süßlich zu sein. Hierin liegt der besondere Reiz und Wert der Rönisch-Instrumente.

Was der Kenner an der Kunst Rönischs besonders schätzt, ist die Gleichmäßigkeit seiner Instrumente untereinander. Es gibt kein besseres oder schlechteres Klavier, keinen besseren oder schlechteren Flügel; beide Gattungen fallen stets gleichmäßig aus, und jedes Instrument, das die Fabrik verläßt, ist ein echter Rönisch. Diese Kunst hat der Vater auf seine Söhne und diese wiederum auf ihre Mitarbeiter und Nachfolger überliefert und damit den Ruhm des Hauses Rönisch fest gegründet.

Den Wert eines Tasten-Instrumentes erkennt man an dem Charakter seiner Spielart, seiner tonlichen Ausgeglichenheit sowie an der Zuverlässigkeit der Mechanik. Eine schwere Spielart ermüdet, eine leichte bedingt Unsicherheit. Die Rönisch-Instrumente vereinigen die Vorzüge einer angenehmen und zuverlässigen Spielweise, die jeder Willensregung des Spielers gehorcht. Je nach dem Grade des Anschlages entstehen mannigfaltige Klangfärbungen, vom erhabenen, feierlich-ernsten Charakter bis zum lyrischen Schmelz, wodurch die ganze Gefühlsskala erschöpft werden kann. Man kann hier von einer Poesie des Anschlages sprechen, einer Eigenschaft, wie geschaffen zum Präludieren und verträumten Sinnen. Der Klang, quellend und monumental, ist von klassischer Schönheit, Glocke und Orgel zugleich. Es gibt kaum eine würdigere Sprache, erhabene musikalische Meisterwerke zu verkünden, als diesen so markigen und dabei doch so wunderbar biegsamen Rönisch-Ton. Jeder Musikliebende wird so zum Freunde des „Rönisch“ und der Rönisch-Freund zum begeisterten Rönisch-Anhänger. Es liegt im Wesen des „Rönisch“, daß gerade Künstler und musikalisch anspruchsvolle Kreise von ihm dauernd gefesselt werden.

Es darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, daß Carl Rönisch der erste Klavierfabrikant in Sachsen war, der Flügel im kleinen Format baute. Es war ihm nicht entgangen, daß die Raumfrage, namentlich in den Wohnungen der Großstadt, die Aufstellung eines normalen Flügels oft unmöglich machte, und was er mit praktischem Blick erschaute, verstand er auch in die Tat umzusetzen. Bereits im Jahre 1857 konnte dem Hofpianisten Professor Krägen in Dresden ein Rönisch-Stutzflügel geliefert werden.

Unter der weitblickenden Leitung Carl Rönischs und seiner beiden Söhne Hermann und Albert, zweier kunstsinniger Persönlichkeiten und hervorragender Klavier-Fachleute, die er als Teilhaber der Firma aufgenommen hatte, war das Unternehmen zu einem mustergültig organisierten Betriebe mit mehreren Hundert Arbeitern emporgewachsen. Von jeher war das Haus Rönisch vorbildlich für die Lagerung und Pflege der verschiedenen für den Pianofortebau wichtigen Hölzer. Mit der denkbar größten Sorgfalt und peinlichsten Gewissenhaftigkeit wird hier verfahren, um die Hölzer verarbeitungsreif zu machen. Diesen erprobten Methoden verdankt das Haus Rönisch nicht zum wenigsten seine heutige Bedeutung. Der Rönisch-Betrieb verfügt über eine zweckentsprechende Maschinenanlage; die Maschine ist ihm eine mächtige Helferin, jedoch nicht Herrscherin geworden. Es ist der besondere Stolz Rönischs, sich im Bau seiner Instrumente der menschlichen Hand im weitesten Maße zu bedienen. Ein fester, sich stets erneuernder Stamm geschulter Kräfte ist die sicherste Bürgschaft für das Fortleben der Traditionen des Hauses.

Die ständig wachsende Nachfrage nach Rönisch-Flügeln und -Pianos in Rußland gab im Jahre 1899 Veranlassung zur Begründung einer zweiten Fabrik, und zwar in St. Petersburg, so daß sich der Dresdner Betrieb um so intensiver dem übrigen Auslands- und dem deutschen Geschäfte zuwenden konnte. Skandinavien, Australien, Holland, um nur diese Staaten zu nennen, waren die Hauptabnehmer der Rönisch-Instrumente, die sich dort schnell zur führenden Marke aufschwangen.

Künstler ersten Ranges, z. B. Hans von Bülow, Anton Rubinstein, Josef Hofmann, Josef Wieniawski u. a., bedienten sich der Rönisch-Flügel in ihren Konzerten und traten zum Hause Rönisch in freundschaftliche Beziehungen. Carl Rönisch konnte mit Freude und Genugtuung auf sein Lebenswerk blicken. Wie viele bedeutende Männer, so war auch Carl Rönisch von großer Bescheidenheit. Stets trat er hinter seinem Werk zurück und ließ die Instrumente für sich selbst sprechen. An diesem Grundzuge seines Wesens konnten alle ihm zuteil werdenden Ehrungen durch Titel-Verleihungen, Auszeichnung seiner Instrumente mit ersten Preisen auf Welt- und Fach-Ausstellungen u. dergl. nichts ändern.

Nach dem Tode des Vaters wurde das Unternehmen von seinen beiden Söhnen im Sinne des Begründers weitergeführt. Das so glückliche Zusammenarbeiten der Brüder fand ein Ende, als Konsul Albert Rönisch am 2. November 1917 dem Vater in die Ewigkeit nachfolgte. Alleiniger Inhaber war nunmehr noch Hermann Rönisch, der sich um die weitere Entwicklung der Firma hervorragende Verdienste erworben hat. Selbst hochbetagt, entriß ihm der Weltkrieg seinen einzigen Sohn und Nachfolger und beraubte ihn der Stütze seines Alters. Die ganze Last des Geschäftes allein zu tragen, fühlte er sich nicht mehr gewachsen, und legte deshalb im Jahre 1918 sein Unternehmen in die Hände der Ludwig Hupfeld Aktien-Gesellschaft in Böhlitz-Ehrenberg bei Leipzig, mit der ihn langjährige geschäftliche und persönliche Beziehungen verknüpften.



HERMANN RONISCH,
geboren am 19. Mai 1855 in Dresden.

Hermann Rönisch ist unter den Klavierbauern derjenige, der die Zukunft der Phonola und anderer Kunstspiel-Instrumente des Hauses Hupfeld zuerst mit weitem Blick erkannte. Seit vielen Jahren werden Rönisch-Pianos und -Flügel mit den pneumatischen Hupfeld-Instrumenten vereinigt. Diese sind der Prüfstein für die Güte und Dauerhaftigkeit des Klavieres, und mancher Fortschritt im Bau der Rönisch-Instrumente ist ihnen zu danken.

Es ist Hermann Rönisch vergönnt, den Ehrentag seines Hauses in voller geistiger und körperlicher Frische und unverminderter Schaffensfreudigkeit begehen zu können. Ihn zu besitzen, aus dem so reichen Born seiner Kenntnisse und Erfahrungen schöpfen zu können, erfüllt die zahlreichen Arbeiter sowie die Beamten des Hauses Rönisch mit Genugtuung und wahrer Freude. Er ist ihr Führer, der es sich nicht nehmen läßt, täglich selbst die Fabriksäle zu durchschreiten, hier und dort anzuleiten und zu fördern und den Betrieb immer aufs neue mit seinem Geiste zu erfüllen. Hermann Rönisch umfängt jedes seiner Instrumente mit warmem Herzen und betrachtet sie nicht als tote Werkzeuge, sondern als fühlende Wesen.

Hermann Rönisch hat in der Person von Alfred Grunert, dem bisherigen Inhaber der Pianofortefabrik A. H. Grunert, Johanngeorgenstadt, die gleichfalls in den Besitz der Ludwig-Hupfeld-A.-G. übergegangen ist, sich einen wertvollen Mitarbeiter an die Seite gestellt. Er war dazu genötigt, da die durch das Wachstum der Fabrik und die durch die Zeitläufe bedingte immer größer werdende Arbeitslast die Kräfte eines einzelnen überschreiten.

Möge das Erbe Carl Rönischs noch recht lange in den bewährten Händen seines Sohnes ruhen, zum Heile des gesamten Unternehmens.

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferenc tér 3.
Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung



Verlag von J. J. Weber, Leipzig

Nr. 4032 Einzelpreis 6 Mark (Vierteljährlich 30 Mark) 155. Band

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Nervöſe Gedächtnisſchwäche. Die als abnorm empfundene Gedächtnisſchwäche zeigt drei Grundformen, die zwar durch Übergänge und Miſchformen verbunden ſind, aber eine geſonderte Beachtung erheiſchen. Die Schwäche des primären Merkens, alſo die unſcharfe Auffaſſung neuer Gedächtniseindrücke, beruht ſehr häufig auf einer ererbten Neigung entweder zu ſchwermütiger oder zu flatterhafter Geiſtesverfaſſung; hier kann nur Erziehung und Gewöhnung heilend wirken. In anderen Fällen bildet ſich dieſer Zuſtand mangelhafter Konzentrationsfähigkeit aus als Folge von Überarbeitung oder von hochgradigen wiederholten Aufregungen; auch ausſchweifende Betätigung der Phantaſie auf ſexuellem Gebiete führt nicht ſelten zu Aufmerkſamkeitsſchwäche; die Heilung ergibt ſich aus den urſächlichen Grundlagen. Sodann beobachtet man ſehr oft dieſe Gedächtnisſtörung bei Schulkindern als Folge von Wucherungen am Rachenring; der prompte Erfolg operativer Behandlung demonſtriert den Einfluß der Körperbeſchaffenheit auf die Leiſtungen des Geiſtes. Bei einer zweiten Gruppe von Patienten gelingt trotz ſcharfer Auffaſſung das Behalten nicht. Dieſe abnorme Vergeßlichkeit bildet ſich oft aus als Folge chroniſchen Alkoholmißbrauches; Abſtinenz predige ich durchaus nicht, nur vor dem Übermaß iſt, wie überall im Leben, ſo auch hier zu warnen. Als weitere wichtige Urſache einer Schädigung der Merkfähigkeit ſind Magen-Darmkrankheiten hervorzuheben. Dieſe Form von Gedächtnisſchwäche iſt natürlich nur durch individualiſierende ärztliche Behandlung beeinflußbar. Bei der dritten Gruppe krankhafter Gedächtnisſchwäche iſt die Auffaſſung klar, das Behalten fixierter Einzelheiten macht keine Schwierigkeit, aber die freie Verfügung über den Wiſſensbeſitz iſt dadurch behindert, daß die auf vielſeitiger Verknüpfung beruhende Reproduktionsfähigkeit gelitten hat; die Verſchmelzung der Einzelheiten zu umfaſſenden Geſamtbildern iſt behindert. Dieſes Verſagen des Erinnerungsvermögens findet man oft als Folgeerſcheinung allgemeiner körperlicher Schwächezuſtände, alſo z. B. nach akuten erſchöpfenden Krankheiten oder bei chroniſcher Schwächung, z. B. bei Blutarmut. In Deutſchland findet man dieſe Form in den letzten Jahren als überwiegende Störungsart infolge der Unterernährung. Allgemeine körperliche Schwächung in zahlreichen Fällen, ſpezielle Schwächung des Nervenſyſtems durch unhygieniſche Lebensführung bei einer noch größeren Anzahl iſt die wichtigſte Urſache nervöſer Gedächtnisſchwäche. Bei Geiſtesarbeitern iſt hier ein weitverbreiteter Fehler in der Lebensführung hervorzuheben; viele kürzen das Schlafbedürfnis, um in den ſtillen Nachtſtunden ungeſtört ihren Studien obliegen zu können. Experimente haben die alte Erfahrungstatſache beſtätigt, daß durch mangelhafte Erfüllung des Ruhebedürfniſſes die Leiſtungsfähigkeit des Gedächtniſſes ſehr ſtark herabgedrückt wird. Beim Vorliegen nervöſer Gedächtnisſchwäche iſt es durchaus falſch, durch Gedächtnisübungen Beſſerung herbeiführen zu wollen. Zunächſt muß der erkrankten Funktion Ruhe und Erholung gegönnt werden. Dann erſt dürfen Übungen einſetzen unter Beachtung der Gedächtnishygiene. Die Vorſchriften der Gedächtnishygiene ſind ausführlich beſprochen in meinem Buche „Gedächtniswiſſenſchaft und die Steigerung der Gedächtniskraft“. Chefarzt Dr. Engelen.

Neue Zuckerquellen. Die Abtretung unſerer beſten Zuckerrübengebiete ſowie eine vielfach feſtgeſtellte Rübenbodenmüdigkeit läßt uns jede auftauchende Erſatzmöglichkeit mit Hoffnung begrüßen. Da iſt zunächſt eine beſcheidene, techniſch bereits ausprobierte Quelle, der Baumzucker. Vor Einführung des Rübenzuckers gewannen die Indianer Nordamerikas ihren jährlichen Zuckerbedarf von etwa 400000 Zentnern ausſchließlich durch Anbohren der Zuckerahornbäume im Frühjahr. Ein guter Stamm lieferte bis zu 175 l Saft, aus dem die den Urwald durchziehenden Sieder durch Eindampfen mittels koſtenloſer reichlicher Holzfeuerung immerhin 5 kg Zucker erzielten. Von den Indianern lernten das Verfahren die Weißen. Sie fanden, daß auch unſere Birke, Buche, Hainbuche, Eſche, der Berg- und beſonders der Spitzahorn anfangs Mai ziemlich reichlich Zuckerſaft zum Sirupkochen lieferten, wurden doch beim Spitzahorn unlängſt bis zu 7 Proz. ermittelt. Während des letzten Krieges wurde dann ferner eine wichtige Entdeckung in Frankreich gemacht. Man entdeckte nämlich, daß der Zuckergehalt der Maisſtengel bedeutend ſtieg, wenn man das ganze obere Büſchel männlicher Blüten, nachdem ſie die unteren weiblichen befruchtet hatten, abſchnitt. Durch dieſes einfache Verfahren wurde die im Stengel abgelagerte Stärke alsbald in Zucker umgewandelt. Nun ging man noch weiter und züchtete aus ſo behandelten Pflanzen einen Samen, der nach vierjährigen Vererbungsverſuchen bereits für normal gelaſſene, nicht gekappte Pflanzenſtengel dauernd jene große Zuckervermehrung ergab. Und kappte man auch bei dieſer neuen Sorte den männlichen Blütenſtand, ſo wurde noch obendrein eine Verdoppelung des Zuckergehaltes erzielt. Dieſe Verſuche werden fortgeſetzt, denn offenbar kann man durch Züchtung von Samen, die aus dieſen Pflanzen gewonnen werden, den Stengelzuckergehalt noch weiter ſteigern. Vielleicht läßt ſich ſpäter dieſe franzöſiſche Entdeckung auch für die bisher mit ſo gutem Erfolge durch die Gebrüder Branco bei Berlin betriebene neue Benutzung der Wurzeln unſeres in Sümpfen, an Fluß- und Seeufern überall maſſenhaft wachſenden Schilfrohres (Phragmites communis) verwerten. Nach der chemiſchen Analyſe von Profeſſor Semmler enthält der Rohrwurzelſaft nicht weniger als 30 Proz. Zucker, für deſſen Gewinnung allerdings erſt ein techniſch brauchbares Mittel gefunden werden muß. Das Herausbaggern der bis zu 70 cm dicken Wurzelſchicht mittels eines eigenartigen, pflugförmigen Hebewerkes ſollte natürlich zu einer Zeit geſchehen, in der der Zuckergehalt in den bis zu 20 m langen, oft armſtarken Wurzeln am größten iſt, d. h. im Frühjahr, kurz vor dem Treiben der einjährigen, häufig eine Höhe von 4 m erreichenden Stengel. Kappt man die allerdings unheimlich ſchnell wachſenden Rohre im Laufe des Frühſommers wiederholt, ſo bleibt der größere Teil des Zuckers in den Wurzeln ſtecken, deren Ernte ſich dadurch auf einen längeren Zeitraum ausdehnen läßt. Ob dann durch ähnliche Züchtungsverſuche wie beim Maiſe eine neue Raſſe mit noch bedeutend zuckerhaltigeren Wurzeln zu ziehen iſt, wird mit davon abhängen, ob jene Verſuchspflanzen keimkräftigen Samen erzeugen. Das geſchieht nämlich beim Schilfrohr nur ſelten und ſpärlich. Es pflanzt ſich faſt ausſchließlich durch ſeine Wurzelkraft fort. Dieſe iſt allerdings ſo gewaltig, daß eine ſchon hier und da befürchtete Ausrottung durch das Baggern kaum möglich iſt. Jeder Wurzelſtockkopf iſt ein pflugſcharartig gebogenes Bohrinſtrument, das die zuſammengerollten ſchweren Blattſcheiden unabläſſig und mit ihrem Wachstum immer kräftiger nach unten drückt in den Schlamm hinein, wo eine unheimliche Menge filziger Wurzelfäden mit warzenartigen Puſteln für Seitwärtsverbreitung ſorgt. Ja, die Pflanze iſt imſtande, mit Hilfe von Stengeln, die auf dem Waſſer ſchlangenartig gekrümmt liegen und dann raſch an den Knoten nach unten Wurzeln, nach oben Halme bilden, in einem Jahre einen Weg von 16 m zurückzulegen, ein Vorgang, von dem man ſich z. B. im oberen Donautal und am Bodenſee überzeugen kann. Hermann Radeſtock.

Deutſchlands Waſſervorräte. Nach Halbfaß gehören folgende Faktoren zur Aufſtellung der Waſſervorräte Deutſchlands: Fließendes Waſſer, ſtehendes Waſſer, Grundwaſſer und atmoſphäriſcher Waſſerdampf. Das Grundwaſſer iſt als im kapillaren Zuſtande befindliches Niederſchlagswaſſer und als Bodenwaſſer, das von den tiefgehenden Bäumen erreicht wird, vorhanden. Das Grundwaſſer ſitzt vor allem in den eiszeitlichen Ablagerungen. Man hat an verſchiedenen Stellen Deutſchlands ſorgfältige Berechnungen über die Waſſervorräte einzelner Gebiete angeſtellt. So iſt im Oberrheintal zwiſchen Baſel und Mainz das aufgeſpeicherte Grundwaſſer fünfmal ſo groß wie die dortige jährliche Niederſchlagsmenge. Wahnſchaffe und Ramann haben für die Grundwaſſervorräte im Untergrunde Berlins und Münchens Berechnungen angeſtellt und eine dreifache Niederſchlagsmenge für ein Jahr errechnet. Nun findet ſich im Untergrunde Deutſchlands nicht überall eine diluviale Unterlage. Halbfaß nimmt deshalb im Mittel das Anderthalbfache der Niederſchlagsmengen an und erhält für Deutſchland vor dem Verſailler Frieden 500—600 cbkm Grundwaſſervorräte. Nun ſind im Oſten ſehr grundwaſſerreiche Gebiete verlorengegangen, ſo daß nur 400 cbkm Grundwaſſervorräte übrigbleiben. Im deutſchen Anteil des Bodenſees ſind 20 cbkm Waſſer vorhanden. Mauerſee, Spirdingſee, Madüſee, Müritzſee enthalten zuſammen 3 cbkm. Der Waſſervorrat des Starnberger Sees beträgt 3, des Chiemſees 2,2, des Ammerſees 1,8, des Walchenſees 1,4 cbkm. Das wären für die angeführten Seen außer dem Bodenſee 12 cbkm. Man kann für die noch übrigbleibenden ſtehenden Gewäſſer weitere 24 cbkm annehmen, ſo daß im ganzen für die geſamten ſtehenden Gewäſſer 50—60 cbkm in Frage kommen. Die Waſſervorräte unſerer deutſchen Flüſſe ſind ſtarken Schwankungen unterworfen. Halbfaß hat für das Elbegebiet bei Mittelniedrigwaſſer 700, bei Mittelwaſſer 1500, bei Mittelhochwaſſer 4500 Mill. cbm berechnet. Entſprechende Zahlen erhielt er für die Oder: 170 bzw. 420 bzw. 1300 Mill. cbm. Elbe und Oder enthalten demnach bei Mittelwaſſer rund 2 cbkm. Nach Annahmen enthält der Rhein bei Mittelwaſſer 4, die Weichſel 2—3, die Weſer, Ems und kleinere Küſtenflüſſe zuſammen 1—2 cbkm. Die Donau hält einen Waſſervorrat bis zur Reichsgrenze von 1 cbkm. So enthalten die fließenden Gewäſſer gegen 10—12 cbkm. Für den atmoſphäriſchen Waſſerdampf errechnete Halbfaß auf eine Fläche von 550000 qkm gegen 8 cbkm, die jedoch nur zweidrittelmal genommen werden müſſen, da ſich der Hauptkreislauf auf die unterſten 2500 m beſchränkt. So bleiben nur noch 5 cbkm Waſſervorrat über Deutſchland im atmoſphäriſchen Waſſerdampf. Es ergibt ſich nun für die geſamten Waſſervorräte eine Zahl von 600 cbkm, bei der man allerdings mit einer Fehlergrenze von 10% rechnen muß. Rudolf Hundt.

Neue Atomzerlegungen. Wir wiſſen heute aus der Relativitätstheorie und dem Studium der radioaktiven Subſtanzen, daß die chemiſch kleinſten Teilchen der Materie, die Atome, ganz ungeheure Arbeitsmengen geſpeichert enthalten. Man hat daher heute auch die ältere Anſchauung, nach der die Atome ſo ungefähr als einfache vollkommen elaſtiſche Billardbälle betrachtet wurden, vollſtändig aufgegeben und nimmt an, daß jedes Atom gewiſſermaßen ein kleines Planetenſyſtem iſt. Nach dieſer beſonders von dem Dänen Bohr vertretenen Meinung beſitzt jedes Atom als Zentralſonne einen Kern poſitiver Elektrizität, um welche negative Elektronen in verſchiedenen Entfernungen als Planeten ihre Bahnen ziehen. Im Verfolg dieſer Theorie hat man Atommodelle für die Atome ſämtlicher chemiſchen Elemente entworfen. Der zentrale poſitive Kern wird dabei mit ſteigendem Atomgewicht von immer zahlreicheren Elektronen umkreiſt, die gruppenweiſe auf verſchiedenen Bahnen angeordnet ſind. Dabei kam auch das alte periodiſche Syſtem der Elemente wieder zu vollen Ehren. Es zeigte ſich nämlich, daß die Atome derjenigen Elemente, die in derſelben Vertikalreihe des periodiſchen Syſtems ſtehen, im äußerſten Planetenkreis die gleiche Anzahl von Elektronen beſitzen. Bis vor kurzem beſaßen wir nun keinerlei Mittel, um das Atom weiter zu zerlegen. Iſt es aber wirklich ein ſolches Planetarium von Elektronen, dann muß es am Ende möglich ſein, ſeinen Bau zu zertrümmern, wenn man es einem Kugelregen von frei fliegenden einzelnen Elektronen ausſetzt. Das Mittel hierzu iſt die Kathodenſtrahlenröhre. Evakuiert man ein Glasrohr, das zwei eingeſchmolzene Metallelektroden enthält, und legt eine elektriſche Hochſpannung an die beiden Elektroden, ſo geht nach unſerer Vorſtellung ein Hagel von Elektronen von der negativen zur poſitiven Elektrode über. Durch eine Beheizung der negativen Elektrode und die Benutzung ſehr hoher Spannungen können wir den Elektronen Geſchwindigkeiten bis zur halben Lichtgeſchwindigkeit, d. h. 150000 km pro Sekunde, verleihen. Es iſt klar, daß ein derart ſchnelles Geſchoß auch trotz ſeiner äußerſt geringfügigen Maſſe eine ganz gehörige Zerſtörungs- und Durchſchlagskraft beſitzen muß. Füllt man nun eine ſolche zunächſt möglichſt vollkommen evakuierte Röhre mit Spuren eines Gaſes, ſo werden deſſen Atome in dem Rohr dieſem Elektronenſchnellfeuer ausgeſetzt ſein. Ein Teil der Elektronen wird dabei an allen Atomen vorbeigehen, ein kleinerer Teil wird die Atome treffen, aber nicht verletzen. Ein dritter, kleinſter Teil aber wird eine Anzahl von Atomen doch gerade an ihren empfindlichſten Stellen treffen und zerſchmettern. Wie etwa ein rieſenhafter Komet bei ſeinem Durchgange durch das Sonnenſyſtem dieſem den Planeten Saturn mit allen Ringen und Monden entreißen könnte, ſo kann das frei fliegende Elektron das atomiſtiſche Weltſyſtem in Unterſyſteme auseinanderreißen. Nach dieſem Prinzip gelang es bekanntlich Rutherford bereits vor 15 Monaten, den Stickſtoff in Waſſerſtoff und Helium zu zerlegen. Jene Zerlegung war eine glänzende Probe auf die Theorie, und man nahm damals ſchon an, daß die Tage der chemiſchen Elemente recht ſehr gezählt ſeien. Aber erſt jetzt nach mehr denn Jahresfriſt iſt die zweite Zerlegung oder, vielleicht richtiger geſagt, Umgruppierung gelungen. Es wird gemeldet, daß es Aſton geglückt ſei, mittels frei fliegender poſitiver Elementarquanten (Kanalſtrahlen) das Element Chlor in zwei neue Stoffe mit den Atomgewichten 35 und 37 zu zerlegen. Da das Chlor ſelbſt 35,5 Atomgewicht beſitzt, muß man annehmen, daß etwa 4 Atomen Maſſe im Atomgewicht 0,5 entriſſen und einem fünften Atom zugruppiert wurde. Einzelheiten über das chemiſche Verhalten der neuen Stoffe ſtehen noch aus, aber die Entdeckung bewegt ſich in der durch die Theorie ſcharf vorgezeichneten Richtung, und man darf wohl erwarten, daß uns die nächſten Zeiten noch weitere Erfolge auf dem Gebiete der Atomzerlegung bringen werden. Hans Dominik.

Gefahrloſe Leitung von Schiffen durch Minenfelder. Um ein Schiff auf der See einen ganz beſtimmten Weg einſchlagen zu laſſen und dieſen Weg zugleich einem Feinde nicht zu verraten, gibt es einige Methoden, die große Mängel beſitzen. Während des Krieges iſt bei der deutſchen Marine eine neue Methode ausgearbeitet worden, die von H. Lichte in der „Elektrotechniſchen Zeitſchrift“ beſchrieben wird. Den Weg entlang, den das Schiff einſchlagen ſoll, wird auf den Meeresboden ein Kabel gelegt, von dem das eine Ende an Land von einer Dynamomaſchine geſpeiſt wird, die einen Wechſelſtrom von 500 bis 1000 Perioden in der Sekunde liefert. Das andere Ende des Kabels, das frei draußen am Endpunkt des Weges liegt, iſt mit dem Waſſer verbunden. Der Wechſelſtrom fließt alſo durch das Kabel hin und zurück durch das Waſſer. Um das Kabel bilden ſich dabei elektriſche Wechſelfelder. Wird in ein ſolches Feld eine Drahtſpule gebracht, ſo hört man in einem Telephon, das mit der Spule in Verbindung ſteht, infolge der Induktion des im Kabel laufenden Stromes einen Ton, der am ſtärkſten iſt, wenn die Spule ſich nahe am Kabel befindet. Das Schiff, welches das Kabel entlangfahren will, iſt mit ſolchen Spulen auszurüſten und hat ſeinen Kurs ſo zu nehmen, daß die Lautſtärke im Telephon möglichſt groß iſt. Ludwig Thor.

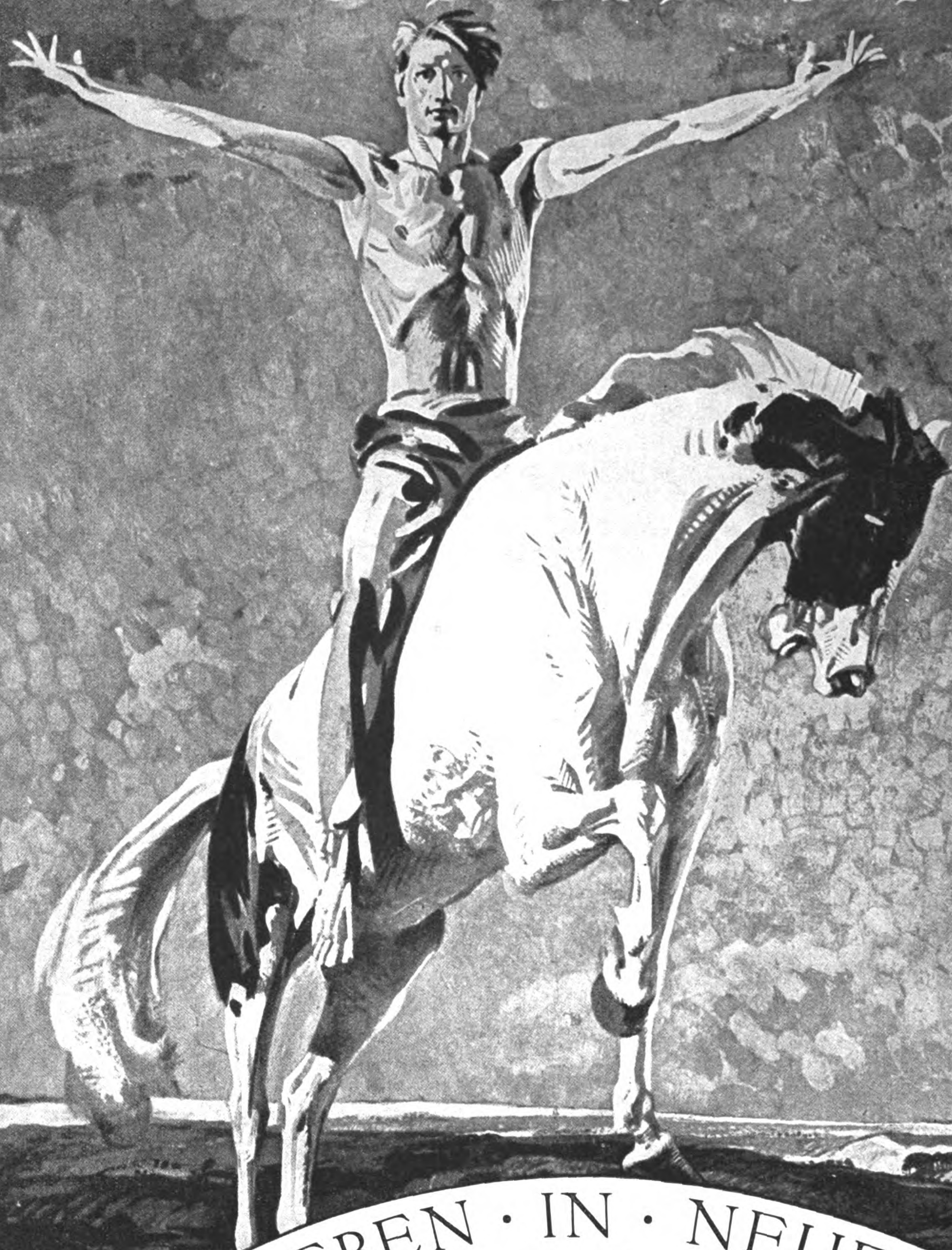
Copyright October 7th 1920 by Illuſtrirte Zeitung, J. J. Weber, Leipzig. Nummer 4032. 155. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4032. 155. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 6 Mark. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift 4 Mark 20 Pfg. 7. Oktober 1920.




R·M·S·P & P·S·N·C

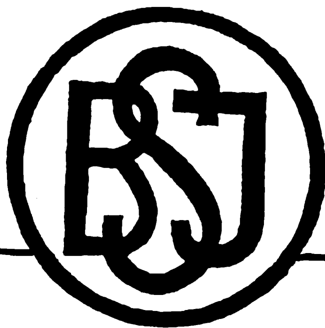
Bergische Stahl-Industrie

Gußstahlfabrik Remscheid

Werksgründung 1854

Zentrale für Stahl:

Telegr.-Adr.: Stahlindustrie Düsseldorf



Düsseldorf
Uhlandstr. 3

Fernsprecher: Nr. 8, 5957, 8756, 8757.

Hochwertiger Konstruktionsstahl

für die **Automobil-, Flugzeug-, Motorpflug-, Motoren** und **Maschinen-Industrie** in gewalzten und geschmiedeten **Stangen, Zahnrädern** und sonstigen **Fassonstücken** gepreßt und geschmiedet in **Blechen** und **Scheiben.** Besonderheit: **Kurbelwellen,** vorgedreht und fertig bearbeitet sowie sonstige hochbeanspruchte Konstruktionsteile.

Werkzeug-Gußstahl

in altbewährten Spezial-Qualitäten für die verschiedensten Verwendungszwecke; als Besonderheiten: **Fräserscheiben** aus bestem Werkzeug-Gußstahl, sauber geschmiedet und gut geglüht, **Spezialstahl** für **Spiralbohrer, Matrizenstahl** in abgepaßten Stücken, sorgfältig geglüht. — Große Lagerbestände in Stählen für: **Spiralbohrer, Reibahlen, Gewindebohrer, Stempel, Niethämmer, Döpper, Scherenmesser, usw. usw.**

Langjährige Lieferanten der bedeutendsten Firmen.

GESCHÄFTSSTELLEN:

Berlin W. 8	Frankfurt a. M.	Hamburg	Leipzig	Nürnberg	Stuttgart
Unter den Linden 16	Kaiserstraße 31	Eidelstedter Weg 21	Albertstraße 22	Rankestraße 30	Werastraße 46
Fernsprech-Anschluß: Amt Zentrum Nr. 1645	Fernsprech-Anschluß: Amt Hansa Nr. 5553	Fernsprech-Anschluß: Gruppe 5/7466	Fernsprech-Anschluß: Nr. 12939	Fernsprech-Anschluß: Nr. 10669	Fernsprech-Anschluß: Nr. 3267

General-Repräsentanz für Österreich: S. BAUER, behördl. autor. Maschinen-Ingenieur, Wien IX, Strudlhofgasse 13. — Tel. 12023.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Volksgut deutscher Dichtung

Ausgewählt und herausgegeben von Professor **Dr. Max Hecker,** Erstem Assistenten am Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar, und **Dr. Hans Wahl,** Direktor des Goethe-Nationalmuseums zu Weimar.

Unsere Klassiker würdig ausgestattet in preiswerten Lieferungen.

Unsere Klassiker sind wie alle anderen Bücher immer teurer geworden. Weite Kreise des Volkes können sich kostspielige Bücher nicht mehr kaufen. Für viele ist heute die Ausgabe eines deutschen Dichters etwas Unerschwingliches geworden. Und doch ist es eine kulturelle Notwendigkeit, daß die Werke unserer großen Dichter jederzeit leicht den Weg ins Volk finden können, ist es jederzeit Wunsch und Bedürfnis vieler Tausender, gute Ausgaben unserer Dichter zu besitzen. Gerade heute ist es auch notwendiger als je, unseren Klassikern weiteste Verbreitung zu ermöglichen. Der Geist, der aus ihren Werken spricht, tut unserem Volke und insbesondere auch unserer Jugend bitter not. Um unsere klassische Literatur allen Kreisen zugänglich zu machen, müssen wir deshalb in unserer auf eine unabsehbare Reihe von Jahren verarmten Zeit wieder den Weg früherer, einfacherer Jahrzehnte beschreiten und auf die allmähliche Anschaffung in Lieferungen zurückgreifen. Aus diesen Erwägungen heraus haben wir uns entschlossen, deutsche Klassiker in Lieferungen herauszugeben. Das Werk, das etwa 125 Lieferungen zu je Mk. 2.50 umfassen soll, wird Werke der nachfolgenden Dichter enthalten: Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Romantiker (Tieck, Fouqué, Arnim, Brentano), Mörike, Hebbel. Wir behalten uns vor, unser Sammelwerk „Volksgut deutscher Dichtung" nach Herausgabe der vorgenannten Dichter später durch Angliederung einer neuen Serie weiter auszubauen. Zunächst gilt das Werk in dem auf etwa 125 Lieferungen geschätzten Umfang der Herausgabe von Auswahlausgaben der vorgenannten 10 Dichter. Das „Volksgut deutscher Dichtung" verfolgt nicht nur den Zweck, die leichte Anschaffung unserer Klassiker zu ermöglichen, es stellt sich gleichzeitig die Aufgabe, eine Auswahl des heute noch Lebendigen zu geben. Werke, die mit ihrer Zeit vergangen sind, die nicht weiter gewirkt haben, die nur noch den Gelehrten interessieren können, sollen in der für weite Volkskreise bestimmten Auslese nicht berücksichtigt werden. Aufgenommen wird, was für die Persönlichkeiten der Dichter bedeutend ist, was sich als fortwirkend erwiesen hat, was auch der Gebildete von heute, trotz der Verpflichtungen, die ihm das Schrifttum der Gegenwart auferlegt, von der klassischen Literatur noch kennen sollte. Denn, wer die wichtigsten Werke unserer klassischen Literatur nicht kennt, gewinnt auch kein literarisch sicheres Urteil über die Gegenwart. Die Namen und die bisherigen Veröffentlichungen der beiden Herausgeber bürgen dafür, daß die Auswahl bei den einzelnen Dichtern literargeschichtlich wie künstlerisch der Aufgabe des Sammelwerkes entspricht, sowie daß vor allem auch die Texte aufs zuverlässigste geprüft werden und den Anforderungen moderner Textkritik entsprechen. Der Ausgabe jedes Dichters wird eine Einführung in sein Leben und seine Werke vorausgeschickt. Heft 1 (Beginn von Goethes „Faust") und Heft 2 (Beginn des Bandes „Romantik") sind soeben erschienen. Heft 3 (Fortsetzung des „Faust") soll Anfang November folgen. Es ist beabsichtigt, von diesem Zeitpunkt an, sofern uns nicht unvorhergesehene Umstände zu größeren Pausen zwingen, am 1., 11. und 21. jedes Monates ein Heft auszugeben. Wir erwarten, daß die Herstellungskosten nun nicht mehr wesentlich steigen werden. Bei unvorhergesehener Erhöhung müßten wir uns vorbehalten, den Umfang der einzelnen Hefte einzuschränken, wodurch sich die Lieferungszahl erhöhen würde. Wir hoffen jedoch vielmehr zuversichtlich, daß während des Erscheinens unseres Lieferungswerkes ein Abbau der Herstellungskosten eintritt. Sofern es uns ein entsprechender Rückgang der Kosten ermöglicht, werden wir nicht anstehen, durch Vermehrung der Seitenzahl die Anzahl der Lieferungen zu kürzen oder den gebotenen Stoff zu vermehren. Der auf etwa 125 Lieferungen geschätzte Umfang unseres Sammelwerkes ergibt voraussichtlich 16 Bände verschiedenen Seitenumfanges (etwa: Goethe 7, Schiller 3, Lessing 1, Kleist 1, Romantiker 1, Mörike 1, Hebbel 2). Das Seitenformat beträgt 15 × 22 cm. Es sollen nach und nach, je nach Fertigwerden einzelner Bände, preiswerte und geschmackvolle Einbanddecken mit Titeln geliefert werden. Das „Volksgut deutscher Dichtung" wird eine Klassikerauswahl, die sich auszeichnet durch würdige Ausstattung, eindrucksvolles Format, sorgfältig geprüfte Texte, kundige, lebendige, den heutigen Anforderungen entsprechende Auslese.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlagsbuchhandlung J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzerstraße 1–7.


A. CHRISTOFEL

Mampediktiner
der
deutsche Luxus-Likör



Carl Mampe, Berlin

Zu haben in Feinkost- und Weinhandlungen, in Kolonialwarengeschäften. — Glasweise in Likörstuben, besseren Bars, Weinstuben und dergleichen.



BAUMKUCHEN

anerkannter Qualität, aus nur reinsten Zutaten hergestellt, versendet in Grössen von 1 ℔ ab gegen Nachn. Preis inkl. Verpackung M. 45.— per Pfund.
Emil Strüver (Inh. Herm. Wendt), Leipzig 5
Nürnbergerstr. 25. Gegründet 1886. Telephon 7189.

Webers Jllustrierte Handbücher
Verzeichnis kostenfrei von J. J. Weber in Leipzig 26.



GRAPHISCHE KUNSTANSTALTEN
J. J. WEBER
LEIPZIG

Künstlerisch ausgeführte Broschüren, Prospekte u. Kataloge in Buchdruck, Offsetdruck u. Tiefdruck, Festschriften, Prachtwerke, Postkarten, Klischees, für ein- sowie mehrfarbigen Druck. Insonderheit: Fremdsprachl. Drucksachen u. wirkungsvolle Werbedrucksachen.



GRAF
LEIPZIG

BERLIN-W. Am Karlsbad 10, H. Fielitz.
HAMBURG 11, Bismarckstr 15, Jul. Rühe.
BUGRA-MESSE-LEIPZIG LEDIG-PASSAGE, Peters-Straße 38, IV. Koje 92-93.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Gaedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS



GOERZ
TENAX-KAMERAS

Zu beziehen durch die photogr. Geschäfte
Preisliste kostenfrei
Optische Anstalt C. P. GOERZ Aktien-Gesellsch.
BERLIN-FRIEDENAU 9

Photo-Apparate und Objekte von „Goerz" liefert:
Photo-Leisegang, Berlin
Potsdamerstr. 138 • Tauentzienstr. 12 • Schloßplatz 4

Little Puck

und Le Petit Parisien, die lustigen Sprachlehrzeitschriften, sind unentbehrlich für jeden, der seine mühsam erworbenen englischen und französischen Sprachkenntnisse nicht vergessen will. Leicht verständlich, anregend, lehrreich! Alles mit Vokabeln u. Anmerkungen, kein lästiges Nachschlagen im Wörterbuch. 27000 Abonnenten! Jede Zeitschrift vierteljährlich (6 Hefte) M. 7.20 einschl. Sortimentszuschlag durch Buchhandel oder Post, M. 7.80 direkt vom Verlag **Gebr. Paustian,** Verlag, **Hamburg 82,** Alsterdamm 7 Postscheck 189 (Hamburg). Probeseiten kostenlos.

„Eroscin"
das bekannte
Nerventonicum
gegen allgem. Neurasthenie, vorzeitige Schwäche.
50 Tabl. ℳ 42.—.
Glänzend begutachtet und bewährt.
Dr. E. Komoll
Berlin-Halensee 8.
Nach dem Auslande wird nicht geliefert.

Offenbacher Krankenfahrzeugfabrik
Petri & Lehr
Offenbach a. Main 86.
Kat. A üb. Selbstfahrer, Kat. B üb. Krankenfahrstühle zum Schieben.

GLOBUS-Putz-Extrakt
in Blechdosen



in altbewährter guter
Friedensware
wieder überall zu haben.
Allein. Fabr. Fritz Schulz jun. A.G., Leipzig

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft a. G. (Alte Leipziger)
gegr. 1830 • Leipzig • Dittrichring 21

Versicherungsbestand
1 Milliarde 400 Millionen Mark

Günstige Bedingungen Billige Beiträge

Direkt Versand meiner **weltberühmten** 70 breit 105-130 M., 110 breit 200 M.
Lindener Kleider-Samte
Elegante Manchester-Samte für Jacken, Mäntel, Kleider 50 bis 100 M.
Mäntel-Samt 75 breit 120 bis 180 M.
Muster 5 Tage zur Wahl.
Liste über **Kleider-Seide** gratis
Samthaus Schmidt - Hannover 12.



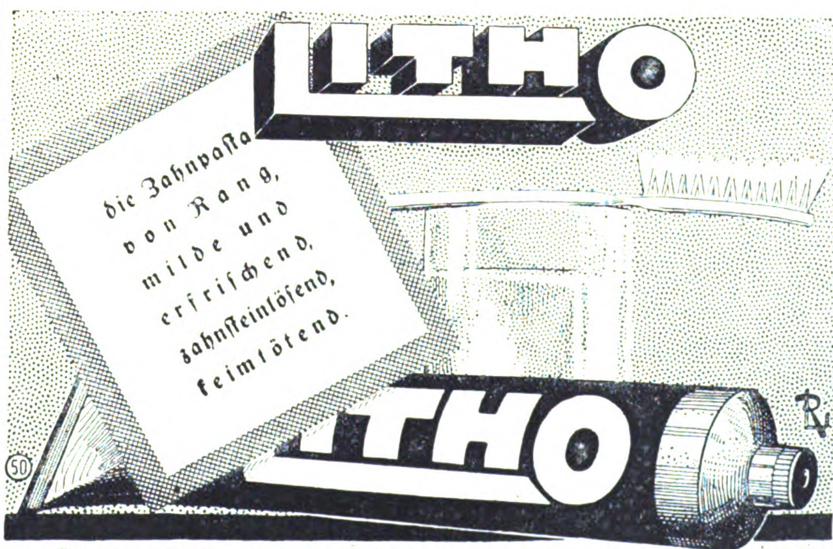
MÜNCHNER
Jugend
Die führende Wochenschrift für Kunst und Humor

Erneuern Sie sofort
Ihren Bezug für das letze Vierteljahr des
Jubiläums-Jahrganges
zum Preise von Mark 20.00 bei der Buchhandlung oder beim Postamt. —

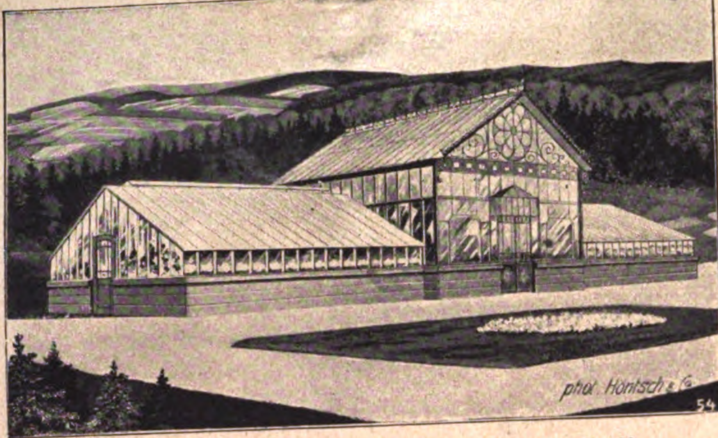
Farbige Kunstblätter
der Jllustrirten Zeitung.

Prächtiger Zimmerschmuck. Als Geschenk geeignet.
Vielfacher Anregung zufolge haben wir von den schönsten der in der Jllustrirten Zeitung zum Abdruck gebrachten farbigen Kunstblätter ungebrochene Sonderdrucke auf Kunstdruckpapier herstellen lassen, die zum Preise von je 3 Mk. (einer Seite der Jllustrirten Zeitung entsprechend) bezw. je 5 Mk. (einer Doppelseite der Jllustrirten Zeitung entsprechend) durch jede Buch- und Kunsthandlung oder direkt vom unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. — Das Verzeichnis der etwa 250 Blätter umfassenden Sammlung wird auf Verlangen kostenlos versandt.
Verlagsbuchhandlung J. J. Weber (Jllustrirte Zeitung) **Leipzig 26.**

Emser Wasser
gegen
Katarrhe
u. s. w.
EMS
Schutzmarke.



PHÖNIX A.G. FÜR ZAHNBEDARF / BERLIN S.W.



Gewächshäuser / Palmenhäuser

bauen als langjährige Spezialität

Höntsch & Co., Dresden-Niedersedlitz 44

Grösste Spezialfabrik für Gewächshausbau und Heizungsanlagen mit Höntschkessel.



Verlangen Sie Preisliste L.

Echte Reiher

das vorn 10fache Büschel 25,- M., 20 fache 70,- „ 30 „ 150,- „ 40 „ 300,- „ 50 „ 500,- „

Echte Atama Edel-Straussenfedern

30 cm lang nur 18,— M., 35 cm lang nur 25,— M., 40 cm 45,— M., 45 cm 60,— M., 50 cm 95,— M. Echte Straußfederboas 30,— M., 60,— M., 100,— M., 300,— M. Hut-, Ball-, Vasen-, Kranzblum., Laub, Beeren, Pilze, Einzelblum. Ranken. Versand per Nachn. Preisl. fr.

Hesse, Dresden, Scheffelstr.

Kapitalanlage

Gothaer Lebensversicherungsbank

Witwenrente — Altersversorgung

auf Gegenseitigkeit. Begründet 1827.
Bisher abgeschlossene Versicherungen:
2 Milliarden
600 Millionen
Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten

Invaliditätsversicherung

GOWE



SILBER

CHR. GOTTLIEB WELLNER
Gesellschaft mit beschr. Haftung
AUERHAMMER bei AUE in SACHSEN.

Carl Kästner, Act.-Ges., Leipzig.
Spezialfabrik für
Panzerschränke
aller Art. - Gegr. 1846.
Tresor- und Schliessfächer-Anlagen,
Stahlkammern
Archiv-Anlagen,
neuester, unübertroffener Konstruktion.

Fort mit dem Korkstiefel

Bein-Verkürzung unsichtbar. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendb. Gratis-Broschüre senden **„Extension“**, Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 113.

WAKU

Der neue elektrische Staubsauger

Vorzüglich bewährt, leicht transportabel, an jede Lichtleitung anzuschließen.
Ausführung in 4 Größen für alle Ansprüche.
Verlangen Sie Prospekt.
Mitteldeutsche Industrie-Gesellschaft m. b. H.
Chemnitz 4, Zöllnerplatz 26.

Nebenverdienst

bis 1000 M. monatl., leicht zuhause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz.
Näheres auf briefliche Anfrage durch:
S. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 87.

Die Entfettungskur

mit **„Efucsa“** wird seit ca. 12 Jahren von zahlreich. hervorragend. Ärzten mit sicherem Erfolge verordnet. Keine Diät nötig! Garantiert **vollkommen unschädlich!** Aus den letzten Anerkennungen: Bitte um nochmalige rechtbaldige Zusendung von zwei Schachteln Efucsa. **Ich habe beim Gebrauch derselb. ca. 12 Pfd. abgen. Dr. med. J., prakt. Arzt.** V. Nachahm. w. gewarnt. **Efucsa**, Orig.-Sch. a 100 St. 6.75 M. (eine Kur) 500 St. 30.-M. In allen Apotheken. Hauptversand: Dr. Albert Bernard Nachfolg., Einhorn-Apotheke, Berlin C. 19., Kurstraße Nr. 34—35.



Für glückliche, oft ganz schmerzlose Entbindung.

Rad-Jo

Ein Segen für werdende Mütter!

Zur Erzielung einer leichten, schnellen, oft gänzlich schmerzlosen Entbindung, bei günstigster Nebenwirkung für die vorgeburtliche Entwicklung der Kinder und Erhaltung der mütterlichen Schönheit. Rad-Jo erhöht die Milchbildung.

Ja, die Geburt geht oft bei Frohsinn und Sichglücklichfühlen in Minuten vor sich. Nach Aussprüchen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten, ist Rad-Jo ein Wundermittel. Fragen Sie Ihre Freundin oder Angehörige, welche Rad-Jo bereits gebrauchten.

Geprüft und begutachtet von hervorragenden Ärzten und Professoren, u. a. mit großem Erfolg angewandt an deutschen und ausländischen Universitäts-Frauenkliniken.

Ausführliche aufklärende Schriften gratis durch

Rad-Jo-Versand-Gesellschaft, Hamburg, Amolposthof

oder durch alle Apotheken, Drogerien, Reform- und Sanitätsgeschäfte.

Tausende und abertausende dankbarster Anerkennungen von Müttern, welche Rad-Jo anwandten.

Mutterschaft

Werden, Geburt, Pflege und Erziehung des Kindes. Von Clara Ebert. Mit vielen Abbildungen. Kartoniert M. 13.80, geb. M. 16.20. Ein Haus- und Mutterbuch. Von jeder Buchhandlung oder

Strecker & Schröder, Stuttgart Z.

Werner & Pfleiderer

Cannstatt-Stuttgart

WP

Knet-Maschinen
Dampf-Backöfen
Ganze Einrichtungen für
Lebensmittel u. Chemie

Lanula

Wund- und Kinderpuder, Körperpuder, Fußstreupuder und Paste

LANULA

SEJ

Bleichsüchtige, Blutarme, Kinder, Rekonvaleszenten u. Nervöse verlangt Broschüre kostenlos

NÄHR- und KRAFT = MITTEL

Preis: pro Karton M. 6.—

FABRIKANT:
C. F. ASCHE & Co., HAMBURG 19

D.R.P. ang. D.R.G.M.

Der neue

Be-Be STROP

Rasier-Klingen Abzieh-Apparat

BLANK & BOHRAUS BERLIN-NEUKÖLLN

Webers Illustrierte Handbücher.
Verzeichnis kostenfrei von J. J. Weber in Leipzig 26.

CASAGRANDE

Ica Contessa Cameras Mimosa Photo Papiere

DREI STERNE AM PHOTOHIMMEL

Ica Akt-Ges. Dresden   Contessa Nettel Stuttgart   Mimosa A-G Dresden

Dr. LAHMANN'S NÄHRSALZ · CACAO · · CHOCOLADE ·





ALLEINIGE FABRIKANTEN
HEWEL u. VEITHEN
KÖLN

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Reformhäusern, Delikatessengeschäften.

Hermsdorf-Schwarz



ist das beste
Diamantschwarz.

Man achte beim Einkauf von Strümpfen, Handschuhen, Trikotagen und Garnen auf den Originalstempel:



Louis Hermsdorf, Chemnitz

Liphagol

Zahnsteinlösende überfettete ZAHN-PASTA

Chem. Labor. Co-Li. DRESDEN-A.

Heureka

Überraschender Erfolg.

Haarfarbe–Verjüngungsmittel– gibt dem ergrauten Haar durch einfaches Überbürsten die Naturfarbe wieder. Orig.-Flasche Mk. 7,50. Alleiniger Hersteller

Franz Schwarzlose, Berlin,
Leipziger Straße 56 :: Friedrichstraße 183, Joachimsthaler Str. 41, am Zoo.

Grosser Preis Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut!
KALODERMA-GELEE · KALODERMA-PUDER



KALODERMA * F. WOLFF & SOHN

Zu haben in Apotheken, Drogen-, Friseur- u. Parfümerie-Geschäften.

NG-Busch Menisken

Brillengläser

sind auf Grund der Tscherning-Gullstrand'schen Forschungen errechnet und vervollkommnet; sie gewährleisten

deutliches Sehen in jeder Blickrichtung

Nitsche u. Günther Optische Werke Rathenow. | **Emil Busch A.-G.** Optische Industrie Rathenow.



Menisken-Brillengläser sind in den optischen Ladengeschäften erhältlich.

Jedes Glas trägt die eingeätzte Schutzmarke NGB

Dr. Hoffbauer's ges. gesch.

Yohimbin-Tabletten

Anregend! Kräftigend!

Reinstes Yohimbin ohne jeden Zusatz

Original-Packung:	25	50	100	200 Stück
	15.–	29.50	58.–	115.– Mk.

Literatur diskret und gratis.

Elefanten-Apotheke, Berlin 212, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).



Haarausfall und Schuppen?

Nehmen Sie



Es ist die Original-Marke!
Verwenden Sie es regelmäßig, und Sie werden über die günstige Beeinflussung Ihres Haares überrascht sein!

Preis 1/2 Fl. M. 15.–, 1/1 Fl. M. 25.–.

Ein Anzeigen-Wettbewerb aus dem Jahre 1905.

Man kann eigentlich heutzutage nicht mehr von der Reklame im allgemeinen sprechen, sondern es haben sich die Dinge eigentlich so entwickelt, daß jeder Geschäftszweig, jede Warengattung ihre eigene Propaganda herausgebildet haben, in ihren typischen Bildsymbolen wie in ihrem speziellen technischen Charakter. Es ergab sich, daß der Tabak einer anderen Reklame bedarf wie die Mode, die Schwerindustrie einer anderen wie die Parfümeriewaren, rheinischer Sekt einer anderen wie Fahrräder. Und ebenso weiß man technisch die verschiedenen Reproduktionsmöglichkeiten, wie die Strichätzung, die Autotypie, aber auch Holzschnitt, Kupferstich, Radierung in ihren mannigfaltigen Anwendungsmöglichkeiten zu schätzen. Gerade in dem Eingehen auf den eigenartigen Reklamecharakter, den eine besondere Warengattung erfordert, zeigt sich der Geschmack einer Firma, und es gereicht ihr nur zum Heile, wenn sie von diesem Geschmack in der Gestaltung ihrer Reklame den ausgiebigsten Gebrauch macht.

Zu den Firmen, die von Anfang an in ihren Reklameäußerungen sich künstlerisch beseelt gezeigt haben, zählt das in Barmen 1794 gegründete Haus Jbach. In den 125 Jahren ihres Bestehens hat sich die Firma, die bekanntlich Flügel und Pianinos herstellt und zu den leistungsfähigsten ihrer Gattung gehört, aufs kräftigste entwickelt, davon zeugen auch die Zweigfabriken, die in Berlin, in Schwelm, in Köln und in Düsseldorf angelegt werden mußten. Im Ausbau ihres geschäftlichen Rufes legte die Firma Rud. Jbach Sohn stets Gewicht auf eine geschmackvolle Reklame; so fiel sie wiederholt mit Neujahrsgratulationen oder Weihnachtsgrüßen auf, die einen sehr reizvollen Propagandagedanken zur Ausführung brachten. Gelegentlich des 125 jährigen Bestehens des Hauses beauftragte die Firma keinen Geringeren als Hans Meid mit der Aufgabe, dem bedeutsamen, auch nationalökonomisch und musikgeschichtlich wichtigen Ereignis das graphische Monument zu schaffen. Meid, der berühmte Radierer und Professor an der Berliner Akademie, gestaltete eines seiner festlichsten Blätter, indem er von einer musikalischen Soiree des Jahres 1794, mit dem Spinett im Mittelpunkt, Akkorde schlug zu einem glänzend radierten Konzert des Jahres 1919. Vor dem Raum ragt der Flügel, der Wunderschrein der Töne; und den Raum selbst, erfüllt von einer gefesselten Menge, läßt der Künstler von Lichtkaskaden durchströmt und durchflutet sein, wie er es sonst nur in den glänzendsten Blättern seiner Don Juan- und Othello-Zyklen getan hat. Das in der Jubiläums-Nummer 4000 der „Illustrirten Zeitung“ vom 26. Febr. d. J. veröffentlichte Blatt ist so reich, daß es geradezu einen krönenden Charakter hat. Es darf aber dabei nicht vergessen werden, daß die Firma Rud. Jbach Sohn eine Tradition darin hat; Wettbewerbe im künstlerischen Sinne veranstaltete das Haus bereits 1883, 1891, 1893; Künstler wie Bruno Schmitz, Karl Schmidt, Nikolaus Gysis, Max Läuger befanden sich unter den Preisträgern.

Auch ein in neuerer Zeit von der Firma ausgegangenes Preisausschreiben, von 1914, brachte einen vollen künstlerischen Erfolg. — Da ist es nun interessant, auf einen Reklamewettbewerb zurückverwiesen zu werden, mit dessen Veranstaltung das Haus Rud. Jbach Sohn sich schon 1905 um unsere damals noch so junge Reklamekunst verdient machte. Es muß besonders interessieren, wer damals die Preisträger waren und was sie geschaffen haben. Denn die Künstler, die damals aus dem Wettbewerb erfolgreich hervorgingen, haben inzwischen eine bedeutende, ja zum Teil große künstlerische Entwicklung durchgemacht. Wohlbekannt sind uns Namen wie Antony Kerschbaumer und Konrad Westermayr; Künstler wie Edwin Scharff und Max Pechstein sind ja nun freilich dem Reklamewesen abhold geworden, dafür haben sie sich an die Spitze unseres deutschen Kunstwerdens geschwungen. Sämtliche vier Blätter sind dekorativ sehr kräftig in der Silhouettenwirkung, es zeichnet die Künstler aus, daß sie sich gänzlich unbeeinflußt zeigten von dem sonst üblichen schmachtend und sentimental klavierspielenden, süßlichen jungen Mädchen. Pechstein zeichnet temperamentvoll eine junge Frau aus dem Biedermeier, und Scharff bewährt sich schon in seinem strukt iv glänzendem Blatt als der meisterliche Tektoniker. Die Arbeiten haben Beziehungen zu den besten Leistungen des Sachstils in der Reklame.

Wir befinden uns ja heute im Plakat- und Inseratwesen ganz im expressionistischen Fahrwasser, aber auch wenn die Liebe zu etwas Schlichtem und nur Solidem nicht wiederkehren sollte, behalten diese von Rud. Jbach Sohn veranlaßten Inserate ihren dokumentarischen, zeitcharakteristischen und sachgemäßen Wert. J. Zeitler.

IBACH



PIANOS

Preisgekrönter Entwurf von Edwin Scharff, München.



Jbach Pianos
1794 · Rud. Jbach · Sohn · 1794
Barmen · Berlin · Köln · Düsseldorf · Hamburg · London ·

Preisgekrönter Entwurf von Antony Kerschbaumer, Berlin.



IBACH PIANOS
BARMEN
NEUERWEG 38-42

Preisgekrönter Entwurf von Konrad Westermayr †.



IBACH PIANOS
RUD. IBACH SOHN
BARMEN · CÖLN · BERLIN · HAMBURG · LONDON · DÜSSELD

Preisgekrönter Entwurf von H. M. Pechstein, Berlin.

Illustrirte Zeitung



Bergauf. Nach einem Gemälde von Professor Angelo Jank.



Die vom Isarwinkel: Flößer des Isartales in ihrer Zunfttracht.



Begrüßungsfeier auf dem Königsplatz am 26. September: Der bayrische Ministerpräsident Dr. v. Kahr hält vor etwa 40000 Wehrleuten eine Ansprache; hinter ihm Landeshauptmann Forstrat Dr. Escherich und Oberst Epp.

Vom Landesschießen der bayrischen Einwohnerwehren in München.



Eine Kundgebung für Oberschlesien im Hofe der Wartburg am 26. September. (Phot. Georg Heinemann, Eisenach.)
Aus allen größeren Städten Deutschlands hatten sich Vertreter des Verbandes heimatstreuer Oberschlesier in Eisenach zusammengefunden, um ein wuchtiges Bekenntnis für ihr Deutschtum abzulegen und Anklage zu erheben gegen die Vergewaltigung Oberschlesiens durch die Polen.



Stadtrat Adolf Ritter,
Mehrheitssozialist, wurde an Stelle des bisherigen Bürgermeisters Dr. Reicke zum 1. Bürgermeister von Groß-Berlin gewählt, an dessen Spitze Oberbürgermeister Wermuth steht.



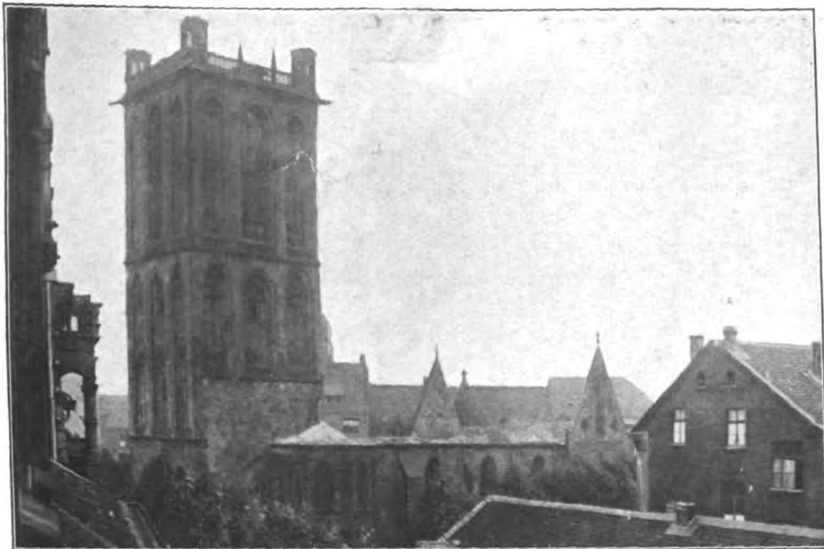
Mißbrauchte Kinder: Jugenddemonstration für die weltliche Schule im Lustgarten zu Berlin am 26. September.



Dr. Kurt Löwenstein,
dessen von der sozialistischen Mehrheit des Groß-Berliner Stadtparlaments durchgesetzte Wahl zum Oberstadtschulrat von Berlin eine allgemeine Protestbewegung hervorgerufen hat.



Burg Eltz an der Mosel, eine der besterhaltenen mittelalterlichen Burgen Deutschlands, die am 29. September durch einen Brand fast völlig zerstört worden ist. Nach einer Zeichnung von Hans Rudolf Schulze.



Die am 21. September bis auf die Umfassungsmauern niedergebrannte Propsteikirche am Alten Markt in Bochum, ein Wahrzeichen der Stadt.



Von der Eisenbahnkatastrophe bei Sontra (Regierungsbezirk Cassel), bei der über 50 Güterwagen zertrümmert und vier Eisenbahnbremser getötet wurden: Die Unfallstelle. (Phot. Bernh. Saal, Bebra.)



Von der ersten deutschen Ostmesse in Königsberg i. Pr.: Reichspräsident Ebert bei der Eröffnungsrede am 26. September. (Phot. Müller & Wolsdorf, Königsberg i. Pr.)



Zur offiziellen Einweihung der Telefunken-Großstation Nauen am 29. September: Das Hauptgebäude mit der Funkenturm-Anlage.



Von den Herbstwettspielen des Berliner Golfklubs: W. Zimmer (Golfklub Berlin), der Sieger im Wettspiel der Berufsspieler am 26. September, bei einem harten Eisenschlag.



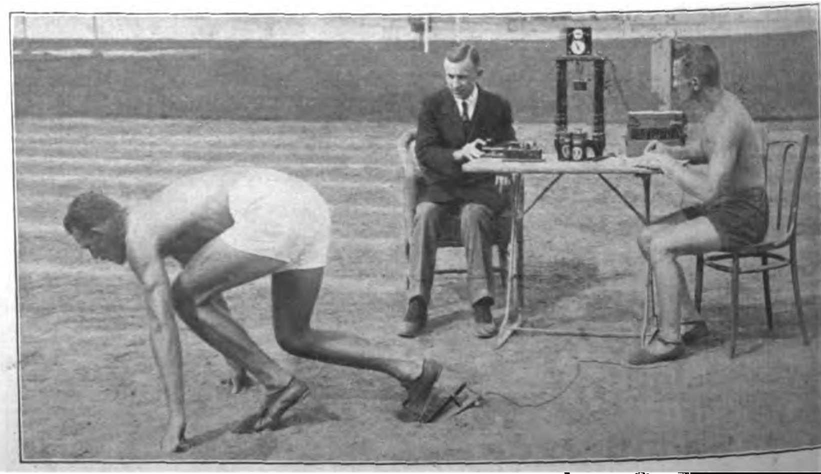
Vom Schulturnfest im Deutschen Stadion zu Berlin-Grunewald am 25. September, an dem über 10000 Knaben und Mädchen teilnahmen: „Der fliegende Fisch.“



Von der Straßenmeisterschaft von Deutschland für Berufsfahrer (Strecke Hannover-Berlin, 293 km) am 26. September: Der Sieger Koch passiert das Ziel.



Die körperliche Ausbildung der Berliner Sicherheitspolizei: Übungen zur Muskelstärkung beim Boxkampfkursus.



Die Forschungstätigkeit an der Hochschule für Leibesübungen in Berlin: Eignungsprüfung des Starters.

Der Kommunismus. Von Professor Dr. Karl Diehl, Freiburg i. Br.

Durch den großen äußeren politischen Erfolg, den der Bolschewismus in Rußland errungen hat, der zum Endziel die Errichtung der kommunistischen Gesellschaft hat, ist die allgemeine Aufmerksamkeit wiederum auf Kommunismus, Sozialismus und verwandte Bestrebungen gerichtet worden. Einem kurzen Überblick über ältere kommunistische Bestrebungen und Einrichtungen will ich einige grundlegende Erklärungen über das Wesen des Kommunismus vorausschicken.

Der Kommunismus ist eine Ideenrichtung, die eine grundsätzliche Neuordnung des ganzen Gesellschaftslebens auf kollektivistischer Basis anstrebt. Unter diesen kollektivistischen Systemen unterscheiden wir die beiden Grundformen, den Sozialismus und den Kommunismus. Beide stehen im Gegensatz zum Individualismus. Während der Individualismus grundsätzlich das Privateigentum bejaht, will der Kollektivismus an Stelle des Privateigentums das Gemeineigentum setzen. Der Kommunismus geht in der Verwerfung des Privateigentums noch über den Sozialismus hinaus. Während der Sozialismus nur das Privateigentum an den Produktionsmitteln, d. h. an Fabrikanlagen, Maschinen, Werkzeugen, Halbfabrikaten, Rohstoffen, sowie am Grund und Boden aufheben will, will der Kommunismus auch die Konsumtionsmittel der Verfügung einzelner Personen entziehen. Im sozialistischen Staate kann der einzelne kein Produktivvermögen haben, d. h. keine Grundstücke und keine Fabriken usw. Wohl aber kann er Konsumtivvermögen erlangen, d. h. er darf frei über den Ertrag seiner Arbeit verfügen und kann für diesen Arbeitsertrag, also z. B. für die von ihm geleisteten Arbeitsstunden Güter eintauschen, die er haben will. Anders in einem kommunistischen Gemeinwesen. Hier gehören nicht nur die Grundstücke, Geräte, Werkzeuge usw. der Gemeinschaft, sondern die Gemeinschaft bestimmt auch, was jedem einzelnen an Nahrung, Kleidung usw. zukommt. Oder anders ausgedrückt: Der Sozialismus will nur das Privateigentum an den Arbeitsmitteln beseitigt wissen, der Kommunismus auch das Privateigentum an den Arbeitserzeugnissen.

Erst in der kommunistischen Gesellschaft werde die volle Gleichheit erreicht; denn da in der sozialistischen Gesellschaft der einzelne auf Grund der von ihm geleisteten Arbeit aus dem gesellschaftlichen Vorrat von Konsumtionsmitteln einen entsprechenden Anteil erhält, können die einzelnen ungleiche Anteile erhalten. Der eine ist stärker, der andere schwächer, der eine verheiratet, der andere nicht, der eine hat mehr, der andere weniger Kinder. Dagegen geht in der kommunistischen Gesellschaft die Verteilung der Produkte nicht nach der individuellen Arbeitsleistung vor sich, sondern so, daß jeder nach seinen Fähigkeiten arbeiten, aber auf Grund seiner tatsächlichen Bedürfnisse den ihm zukommenden Anteil an den Produkten erhalten soll.

Das kommunistische Gesellschaftsideal ist schon seit dem Altertum bis zur Gegenwart vertreten worden. Schon Plato hat das Idealbild einer kommunistischen Gesellschaftsordnung in seinem Werke „Der Staat“ gezeichnet. Aus dem Gesichtspunkt heraus, daß der einzelne nur ein dienendes Glied des Staates sein soll, und daß die ganze Gemeinschaft ein wohlgeordnetes Ganzes bilden müsse, müsse die Gemeinsamkeit des gesamten Eigentums und der gesamten wirtschaftlichen Arbeit durchgeführt werden. Nur so könne die Einheit des Staates erreicht werden, nur dann würden sich alle Interessen auf das Wohl des Ganzen richten.

Aus ganz anderen Gesichtspunkten heraus ist das kommunistische Ideal in der großen französischen Revolution von neuem aufgestellt und zu verwirklichen versucht worden. Es war Babeuf, der, fußend auf der politischen Egalitätstheorie der französischen Naturrechtsphilosophie, seine kommunistische Theorie aufgestellt hat. Während Rousseau die Gleichheit aller Bürger nur für die politische Betätigung gefordert hatte, wollte Babeuf diese Gleichheit auch in ökonomischer Hinsicht durchgeführt wissen. Er trat 1796 mit einem bis ins einzelne vorbereiteten kommunistischen Reformplan hervor, hatte eine Partei gegründet und viele tausend Anhänger gewonnen, die unter dem Namen „Société des égaux“ eine Verschwörung zum Sturze der bürgerlichen Gesellschaft vorbereitet hatten. Die Verschwörung wurde verraten, Babeuf zum Tode verurteilt und am 26. Mai 1796 hingerichtet.

Wiederum in ganz anderer Weise ist von Karl Marx und Engels die kommunistische Gesellschaft als Endziel der Gesellschaftsentwicklung proklamiert worden. Nach ihrer Ansicht werde die kommunistische Gesellschaft nicht auf Grund eines Ideals oder mit Hilfe einer gewaltsamen Umwälzung zustandekommen, sondern durch die natürliche Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte werde die Gesellschaft zu dieser Organisationsform heranreifen. Wie die Sklaverei, der Feudalismus und das Zunftwesen, so werde auch die kapitalistische Gesellschaft untergehen, wenn die Privateigentumsform nicht mehr imstande sei, die gewaltig anwachsenden Produktivkräfte zu zügeln. Die Groß- und Riesenbetriebe würden allmählich der kapitalistischen Herrschaft entzogen und der ganzen Volksgemeinschaft übertragen werden müssen. Dann sei die Gesellschaft reif zur sozialistischen Gesellschaftsform, die aber nur die erste Stufe bilde zu der noch höheren Gesellschaftsform, der kommunistischen, wo jeder nach seinen Fähigkeiten arbeiten könne und jedem nach seinen Bedürfnissen der entsprechende Ertrag zuteil werde.

Wie die kommunistischen Ideen schon seit langer Zeit immer wieder vertreten worden sind, so sind auch in früheren Jahrhunderten schon praktische Versuche zur Durchführung des kommunistischen Gesellschaftsideals gemacht worden. Unter den kommunistischen Staaten der Vergangenheit hatte am längsten Bestand und wurde am bekanntesten der Jesuitenstaat in Paraguay. Die Jesuiten gründeten in Paraguay im Jahre 1610 einen kommunistischen Staat, der bis zu 150000 Einwohnern zählte und länger als anderthalb Jahrhunderte bestand, nämlich bis 1768, in welchem Jahre die Jesuiten aus der spanischen Kolonie vertrieben wurden. Von der spanischen Regierung hatte die Gesellschaft Jesu die nötigen Geldmittel erhalten, um in diesem Gebiet ihre Mission unter den dort vorhandenen Indianern einzurichten. Im ganzen wurden 26 Niederlassungen gegründet. Die Jesuiten führten dort eine strenge Gütergemeinschaft durch und versicherten, daß einzig und allein eine kommunistische Ordnung der Dinge es ermögliche, den Unterhalt für die bekehrten Indianer zu schaffen, die, sorglos und leichtsinnig wie die Kinder, völlig außerstande seien, ihren Besitz zu verwalten und die Ernteerträgnisse so einzuteilen, daß ihre Existenz für das ganze Jahr gesichert würde. Alle Produktionsmittel waren Gemeineigentum. Das Maß der täglichen Arbeit bei jedem einzelnen war genau festgesetzt. Auch die Verteilung der Nahrungsmittel mit Ausnahme der Vegetabilien, die jeder auf dem ihm angewiesenen Felde bauen sollte, ging von der Gemeinde aus. Nur durch starken religiösen Druck war es möglich, daß dieser kommunistische Staat so lange Zeit Bestand haben konnte. Die Jesuiten verlangten, daß die Indianer die ganze Zeit, die nicht der Arbeit und der nötigen Erholung gewidmet war, in Gebeten verbringen mußten, damit ihnen nicht eine Minute frei blieb, in der sie über ihre Lage hätten nachdenken können.

Auch die verschiedenen kommunistischen Gemeinden, die in den Vereinigten Staaten von Amerika, namentlich im 18. und 19. Jahrhundert, gegründet wurden und teilweise heute noch bestehen, verdanken diesen dauerhaften Bestand dem religiösen Band, durch welches sie in der Gemeinschaft festgehalten wurden.

Unter diesen kommunistischen Gemeinden ist die bekannteste die Amana-Gemeinde im Staate Iowa, die aus einer religiösen süddeutschen Sekte hervorgegangen ist, die 1714 begründet wurde und heute noch in Blüte steht. Privateigentum irgendeiner Art ist dort streng verpönt. Die Mahlzeiten werden gemeinsam in gemeinsamen Speisesälen eingenommen. Die einzelnen Gemeindemitglieder dürfen ihre Arbeit nicht frei wählen, sondern sie wird von den 13 Verwaltern, den sogenannten Trustees, die von den Gemeindemitgliedern selbst gewählt werden, verteilt. Diese Verwalter — der sog. „Great Council“ oder der „Große Brüderrat“ — stellen die Arbeitskräfte so an, daß die allerdings sehr einfachen Bedürfnisse aller Gemeindemitglieder befriedigt werden können, und daß alle, sowohl Männer als auch Frauen, möglichst gleichmäßig zur Arbeit herangezogen werden.

Von den Hunderten von kommunistischen Gemeinden, die in den Vereinigten Staaten gegründet worden sind, haben sich nur wenige bis heute erhalten. Die große Mehrzahl hat nur ganz kurzen Bestand gehabt; nach kürzerer oder längerer Dauer sind alle bis auf verschwindende Ausnahmen wieder aufgelöst worden. Die straffe Zucht und Unterordnung, die völlige Unterdrückung persönlicher Freiheit, die mit der kommunistischen Gesellschaftsordnung verbunden ist, hat immer wieder zu Zwistigkeiten und Uneinigkeit geführt. Die einzigen Gemeinden, die längere Zeit hindurch und bis heute Bestand gehabt haben, sind diejenigen, die, wie die Amana-Gemeinde und die Huterischen Gemeinden, auf streng religiöser Basis errichtet worden sind.

Als Zweck ihrer Gemeinschaft geben die Amaniten an: „Der Zweck unserer Vereinigung als einer religiösen Gesellschaft ist also kein irdischer noch selbstsüchtiger, sondern der Liebeszweck Gottes in Seiner Gnaden Berufung an uns.“

Neben der Amana-Gemeinde sind noch die Shakers-Gemeinden zu nennen. Lange gehörten diese zu den größten kommunistischen Gemeinwesen der Vereinigten Staaten. Im Jahre 1904 zählten sie nur noch 688 Mitglieder in 15 Gemeinden. Ferner ist darauf hinzuweisen, daß in Süddakota in 12 Gemeinden über 1300 Leute als Mitglieder der Huterischen Societes leben, die mit kurzen Unterbrechungen seit über 350 Jahren einen vollständigen Kommunismus durchgeführt haben.

Alle übrigen kommunistischen Experimente sind gescheitert, und zwar in kürzester Frist. Ich erwähne nur die zwei Versuche der berühmtesten Kommunisten des 19. Jahrhunderts, des Franzosen Cabet und des Engländers Owen. Die von Cabet und seinen Anhängern im Jahre 1848 begründete Kolonie Ikarien in Amerika war schon im Jahre 1856 in solche Zwistigkeiten geraten, daß Cabet selbst ausgestoßen wurde, und im Jahre 1864 hat sich die Gemeinde endgültig aufgelöst. Dasselbe Schicksal, das Cabet erlitt, war früher bereits Owen zuteil geworden. Im Jahre 1825 wurde seine erste kommunistische Kolonie New Harmony im Staate Indiana begründet. Diese Kolonie erlitt ebenso wie alle später von ihm versuchten kommunistischen Gründungen vollkommen Schiffbruch. Schon kurze Zeit nach der Gründung gab es so viele Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten, daß Owen — nachdem siebenmal die Verfassung der Kolonie geändert war — schließlich sich genötigt sah, Landparzellen und Häuser an einzelne Personen zu verkaufen, und so wurde das Privateigentum wiedereingeführt. In seinem unerschütterlichen Optimismus versuchte er immer wieder mit großen pekuniären Opfern ähnliche Gründungen, ohne daß er jedoch mit einem einzigen Versuch dieser Art irgendwelchen Erfolg gehabt hätte. So endeten Owens Versuche ebenso wie fast alle derartigen Gründungen. Sie hinterließen nur bittere Enttäuschungen für alle Beteiligten und vor allem für die Stifter solcher Kolonien, die oft ihre beste Lebenskraft für diese Experimente geopfert haben.

Wenn in allerneuester Zeit die Bolschewisten wiederum den Versuch machen, die kommunistische Gesellschaftsform aufzurichten, und zu diesem Zweck zunächst eine sozialistische Verfassung durchgeführt haben, so folgen sie hierbei nicht den zuletztgenannten friedlichen Sozialreformern; auch nicht den Ideen von Karl Marx, der erst nach der Erreichung einer sehr hohen Stufe der kapitalistischen Gesellschaft, wie sie in Rußland noch gar nicht erreicht ist, die allmähliche Durchführung der kommunistischen Gesellschaft für möglich hielt. Sie gehen vielmehr mit ihrer terroristischen Taktik, die durch gewaltsame Maßregeln gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft mit einem Schlage diese Neuordnung herbeiführen will, auf verwandte Ideen des französischen Kommunisten Blanqui zurück. Dieser hatte schon im Jahre 1834 durch einen in Lyon und Paris ins Werk gesetzten Aufstand mit Gewalt die Durchführung der kommunistischen Lehre versucht.

Da schon der erste Schritt in der Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Rußland, die Nationalisierung und Sozialisierung der Produktionsmittel, sich als vollkommener Fehlschlag erwiesen hat, wird auch das letzte Endziel des Bolschewismus, die kommunistische Gesellschaft, auf diesem Wege nicht erreicht werden können. Auch der Bolschewismus hat die alte Erfahrung früherer sozialrevolutionärer Bewegungen von neuem bestätigt, daß neue politische Formen, wie das Rätesystem in Rußland, durchgeführt werden können, daß aber der plötzlichen Umgestaltung der Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens sich immer wieder die allergrößten Hindernisse in den Weg stellen.

Erziehungsfragen im Drama der Jüngsten.

Von Professor Dr. Eduard Ebner, München.

Wir Älteren sind aufgewachsen in einer Zeit selbstverständlicher Unterordnung der Jugend, die dabei freilich nicht immer den tiefsten Sinn des Iphigenienwortes erfaßte: „Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele am schönsten frei." An ein besonderes Recht der Jugend zu glauben, wäre uns nie eingefallen; einen Zweifel darüber, daß die Erziehung einzig und allein auf der Einwirkung Erwachsener in Familie und Schule begründet sei, hätten wir nie gewagt. Darum wird es uns nicht ganz leicht, uns in die pädagogische Umwälzung zu schicken, die sich vor unseren Augen vollziehen will.

Es hat aber keinen Zweck, den neuen Forderungen gegenüber die Ohren zu verschließen. Man muß sich mit ihnen auseinandersetzen, muß ihnen entgegenkommen, denn sie sind, das sehen wir jetzt deutlich, der Ausdruck einer neuen Zeit, nicht einzelner pädagogischer Umstürzler.

Seit Lessings Tagen ist die Bühne die wirkungsvollste Kanzel der Verkündigung neuer Ideen. Diese Kanzel hat sich nun die Jugend für ihre pädagogischen Ideen erobert, oder besser: für sie wurde ihr durch die Revolution geöffnet. Wie einst Dreyer und Otto Ernst für Reformen im Schulwesen von der Bühne herab warben, so sprechen nun Hasenclever, Wildgans und Johst von den Brettern, fordernd, anklagend, zielsetzend.

Und es wird gut sein, wenn Eltern und Erzieher auf diese Stimmen horchen, nicht widerwillig, nicht von vornherein ablehnend, sondern mit dem Vorsatze des Verstehenwollens. Nicht immer ist im Recht, wer im Besitz ist. Das gilt auch für jene, die die Erziehungsmacht in Händen haben. Mag manches, was wir hören müssen, uns abstoßen; vielleicht ist das, was die Jugend uns zu sagen hat, doch von Wahrheit durchsetzt und bedarf nur der Läuterung.

Es handelt sich um drei Dramen, auf die das Augenmerk der Eltern und Erzieher gelenkt werden möchte: „Der Sohn" von Walter Hasenclever, „Dies irae" von Anton Wildgans und „Der junge Mensch" von Hanns Johst. Hinter den drei Stücken, deren künstlerischer Wert ungleich ist und hier nicht betrachtet werden soll, steht der Glaube an das Recht der Jugend, für voll und ernst neben den Erwachsenen genommen zu werden, steht die Überzeugung von der Fähigkeit der Jugend, sich frei von den Geboten der Konvention selbst ihr Leben zu gestalten, steht die Hoffnung auf die Möglichkeit einer „Jugendkultur". Leitmotiv für alle drei ist die Anklage, daß Eltern und Erzieher, bewußt oder unbewußt, ihre Macht dazu gebrauchen, die Jugend mit allen Mitteln körperlichen und geistigen Zwanges nach ihrem Ebenbild zu erziehen, und daher, als der Bildung einer selbständigen Jugendentwicklung hinderlich, in ihrem Erziehungseinfluß beschränkt oder ausgeschaltet werden müssen.

Bis zur rücksichtslosesten Konsequenz ist dieser Gedankengang in Hasenclevers Drama „Der Sohn" getrieben. Das ganze Stück ist eine flammende Aufforderung zur Revolutionierung der Jugend gegen den Zwang der Familie. In Vater und Sohn stehen sich die Alten und die Jungen gegenüber. Im Streben, seinen Sohn zu einem arbeitsamen Mitglied der Menschheit in seinem Sinne zu erziehen, wendet der Vater die brutalsten Mittel körperlicher Züchtigung und seelischer Qual an. Der Sohn entflieht und gründet mit anderen jungen Leuten einen Bund der Jugend gegen die Tyrannei der Familie. Aber er wird wieder zum Vater zurückgebracht, in Ketten zurückgebracht. Da will er unter dem zwingenden Einfluß „des Freundes" zur Erlösertat schreiten: er wird das Unerhörte auf sich nehmen und den eigenen Vater töten. Das Gräßliche soll alle aufrütteln, soll aller Augen auf die Qualen der Jugend lenken und deren Befreiung herbeiführen. „Was liegt an einem Toten — Hunderttausende werden leben!" Den tötenden Schuß erspart uns der Dichter. Der Vater bricht vor dem Lauf des Revolvers, den der Sohn auf ihn richtet, von der Erregung getötet, zusammen.

Das zweite der Dramen, Wildgans' „Dies irae", ist nicht auf diesen revolutionär-aktivistischen Ton gestimmt. Es ist mehr Anklage — fast möchte man sagen: Klage — und Mahnung. Aber auch diese Mahnung wendet sich an die Familie, insbesondere an die Väter. Fehlten in Hasenclevers Drama die Mutter und ihr Einfluß ganz, so ist sie in „Dies irae" wohl als wirkendes Glied in den Aufbau des Stückes gestellt, doch selbst wieder im schärfsten Gegensatz zum Vater. Wildgans zeigt uns das Los des jungen werdenden Menschen in einer unharmonischen Ehe. Der Sohn wird durch den Gegensatz, der zwischen Vater und Mutter besteht, zermürbt und zerrieben. Alle Jugendfröhlichkeit, alle Selbständigkeit und Sicherheit sind ihm genommen unter den sich kreuzenden Einflüssen der Eltern, deren Gegensätzlichkeit, durch Vererbung in ihm selbst wirksam, ihn ohnedies innerlich lähmt. Als er erfährt, daß er ein „ungewolltes" Kind ist, als der Vater in aufflammender Erregung in seiner Gegenwart der Mutter die Existenz dieses Kindes zum Vorwurf macht, da entflieht er der Hölle dieser Familie und geht in den Tod.

Das Stück rührt an das tiefste Problem des Verhältnisses der Eltern zum Kinde. Es ruft den Eltern mahnend ins Gewissen: Seid ihr euch bewußt, welch ungeheure Verantwortung ihr auf euch ladet, die ihr ein Leben ins Leben ruft? Rabanser, des toten Sohnes Freund, der heimatlose Findling, wird in dem ergreifenden mystischen fünften Akte zum Sprecher der Klage der Werdenden, an deren Wiege und Weg die verstehende und hingebende Liebe fehlt, und wie ein Schluchzen klingt es aus den Worten des Chorus adolescentium: „Und immer wieder pocht gläubige Kinderhand — An die Herzen, aus denen sie Blut empfing — Und nirgends, nirgends wird zögernder aufgetan."

Auch in „Dies irae" findet der Vater nicht den Weg zu seinem Sohne. Auch er will in egoistischer Liebe aus seinem Sohne einen „Abklatsch des eigenen Ich" erzwingen, ohne Verständnis für das Eigenleben und Eigenwollen der jungen Seele. Er arbeitet nicht mit so gewaltsamen, erniedrigenden Mitteln an seinem Erziehungswerke wie der Vater im Drama Hasenclevers, aber im Grunde ist er ihm gleich, und der Unterschied besteht nur im Temperament, nicht im Wesen.

Im dritten der Dramen zeigt uns Johst, wie der junge Mensch, der voll ist von Idealen, voll von Streben, voll von Sehnsucht nach der Erfüllung seiner selbst, gemartert wird von der Kleinlichkeit, Unwahrhaftigkeit und maskierten Schlucht aller, mit denen er in Berührung kommt. Wie in einem engen Käfig schlägt er sich die Flügel wund in der Niedrigkeit der Konvention. Einzelne Szenen gleiten an uns vorüber: Konvention in der Schule, Konvention im Studententum, Konvention in allen Schichten der Gesellschaft, Konvention auch in der Familie. Den eigenen Eltern ist er fremd geblieben. „Er war wie ein Kommödiant, man möchte er selbst nicht sein, und man läßt sich doch so gern von ihm schöne Worte sagen", spricht die Mutter an seinem Grabe, und: „Ich wüßte nicht, in welchen Beruf er gepaßt hätte", urteilt fast erleichtert der Vater, nachdem ihm sein Sohn gestorben.

So ist das Johstsche Stück fast rein negativ: Lasset alle Hoffnung fahren! Zwei Wege zeigt es, die die Jugend bisher gegangen, und die sie weitergehen muß: Sie erliegt dem Nichtverstehen, oder sie resigniert und geht selbst auf in der Konvention, die nicht zu besiegen ist. In dem seltsamen Wedekindschluß des Dramas sehen wir beide Wege zugleich: Wir stehen am Grabe des jungen Menschen, in das er, müde vom vergeblichen Kampfe, gesunken ist, und wir sehen ihn aus diesem Grabe auferstehen und über die Friedhofsmauer ins „Leben" springen.

Das ist in kurzen Andeutungen der Inhalt der drei Dramen. Vielleicht sollte man sie in umgekehrter Reihenfolge lesen, das resignierende Johstsche zuerst, das von Hasenclever zuletzt, denn dieses unterstreicht am deutlichsten die Forderungen, die die Jungen an die Alten richten. Diese Forderungen aber lassen sich etwa also zusammenstellen: Hört endlich auf zu glauben, daß die neue Jugend dieselbe ist wie die, die ihr selbst jung waret; bedenkt, daß sie auf ganz anderem Boden, unter anderen Voraussetzungen heranwächst als ihr. Darum gebt ihr größere Freiheit. Nehmt drückenden Zwang, den ihr selbst wenig empfunden, und den ihr daher unbedenklich selber anwendet, von ihr und ersetzt ihn durch Hingabe, durch Liebe, durch Kameradschaft. Werdet aus übergeordneten Erziehern Freunde, die ihre Überlegenheit zwar wirken, aber nicht fühlen lassen.

Hand in Hand aber mit solcher Umwertung der Erziehungsgrundsätze muß, wenn sie Wert gewinnen sollen, eine Erneuerung der Familie gehen, eine Verinnerlichung ihres Lebens, ein Selbstbesinnen auf ihre schönste Aufgabe, ihre Rettung aus der Hast des Erwerbs und dem Taumel des Vergnügens.

Vorahnungen.

Von Hans Freimark.

Solange der Mensch sich wohl fühlt und es ihm gut geht, weiß er wenig von Ahnungen. Er beginnt erst zu „ahnen", wenn ein Leid an den Verbänden zwischen den einzelnen Teilen im Gebäude seines Ichs rüttelt, oder wenn sturmvolle Zeiten alle menschlichen Beziehungen erschüttern. Dann packt ihn ein Bangen. Er wird unsicher in sich und irre an den anderen, und aus dem aufgetanen Abgrund des Gemütes steigen die Schatten seiner Hoffnungen wie seiner Befürchtungen.

Als Goethe nach dem Abschiede von Friederike Brion auf der Straße von Sesenheim nach Drusenheim in schmerzliche Gedanken verloren dahinritt, sah er sich selber zu Pferde entgegenkommen. Und Heinrich IV. von Frankreich vernahm Wochen vor seinem Ende das Traben von Füßen, die ihn suchten. Ahnung! sagen die wundergläubigen Seelen und weisen auf die Ermordung Heinrichs durch Ravaillac und auf den Umstand hin, daß Goethe acht Jahre nach jenem Gesicht wirklich noch einmal auf dem Wege gen Sesenheim sich befand. Gewiß „ahnte" Goethe und ebenso Heinrich von Frankreich, aber sie ahnten etwas durchaus Gegenwärtiges. Der trostlose Verliebte seine Hoffnung auf ein dereinstiges Wiedersehen mit der Geliebten, der zwar vielverehrte, aber wegen seiner religiösen Duldsamkeit auch vielgehaßte König die im geheimen schleichende Rache fanatischer Gegner. Ahnung ist eben nicht, was allgemein darunter verstanden wird, eine Wahrnehmung zukünftiger Ereignisse unmittelbar auf dem Wege des Gefühls.

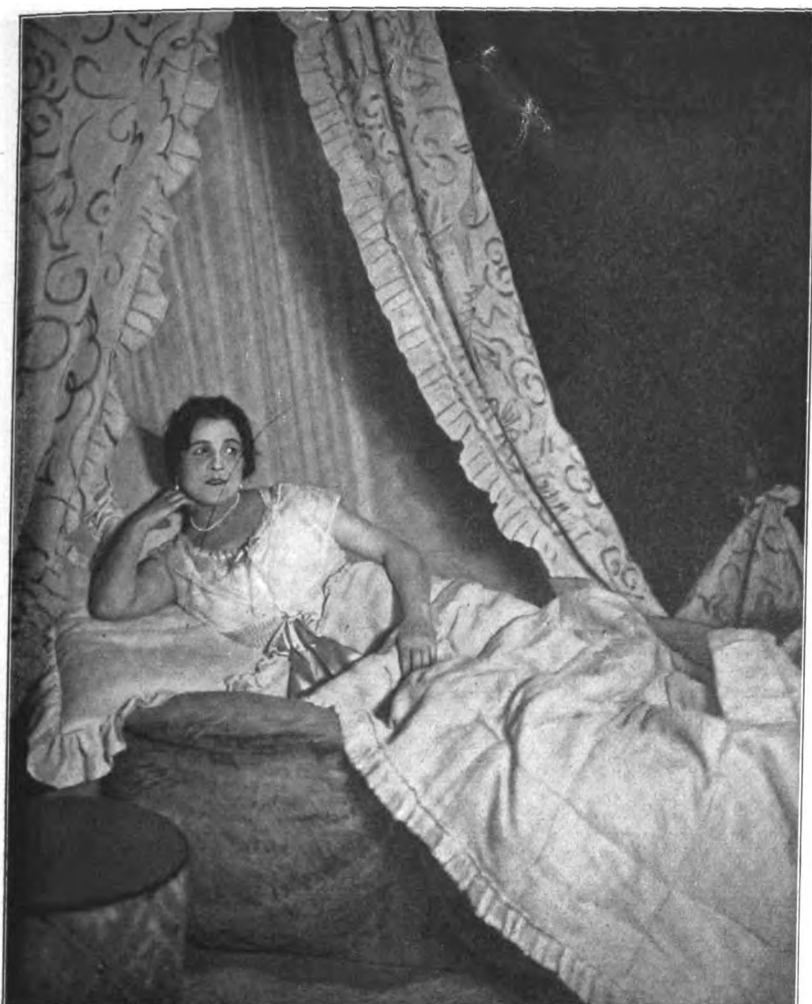
Dagegen sprechen auch jene Fälle nicht, wo die Ahnung anscheinend völlig von der Persönlichkeit des Ahnenden losgelöst ist. Vielmehr geht gerade aus diesen Vorkommnissen der eigentliche Charakter der Ahnungen deutlich genug hervor. Sehr unterrichtend ist in dieser Hinsicht die Schilderung, die Professor Gerstmann, der frühere Schriftleiter der „Nationalzeitung" in Berlin, in seinen Erinnerungen gibt. Es war zur Zeit der Berliner Hygieneausstellung. Gerstmann wohnte am Kronprinzenufer, von wo man damals das Ausstellungsgelände übersehen konnte. Es war wenige Tage vor der Eröffnung. Die Hallen lagen hell in der Nachmittagssonne, und der Flaggenschmuck wurde ausgeprobt. Völlig im Anschauen versunken, stand Gerstmann am Fenster. Plötzlich äußerte er gedankenverloren: „Gibt das ein Feuer, das ist ja nicht auszudenken!" Auf eine verwunderte Frage seiner Mutter setzte er hinzu: „Das brennt ja alles nieder!" — „Dabei sah ich", schreibt er, „Flammen von den Hallen und Pavillons aufsteigen, die, von den chemischen Produkten der Ausstellung genährt, in allerhand Farben leuchteten." Obwohl die bald darauf in der Ausstellung ausbrechende Feuersbrunst die „Ahnung wahr machte", ist diese dennoch keine Vorschau. Es ist in ihr lediglich die logische Überlegung von der Gefährlichkeit der ausgestellten Waren bei mangelnden Vorsichtsmaßregeln unter dem Einflusse des zufälligen Gesichtseindruckes der gleich Feuerzungen geblähten Fahnen zu dem Bilde eines Brandes verdichtet.

Jede Ahnung verdichtet. Sie ist gewissermaßen ein unbewußter dichterischer Akt und gleicht darin dem bewußten, daß sie aus den vielfältigen Entwicklungsmöglichkeiten eine in ein besonderes Licht rückt. Die plastische Ausgestaltung ist eine einfache Folge lebhafter Vorstellungskraft. Selten gibt die Ahnung mehr, meist weniger, aber auch wo sie sich bis zur Ausprägung von Darstellungen steigert, besteht ein Zusammenhang zwischen ihr und den wirklichen Ereignissen nur insoweit, als in ihr auf Bedingtheiten und Abhängigkeiten unter bestimmten in Aussicht stehenden Umständen hingewiesen wird.

Hierfür ein paar unserer Zeit nahe liegende Beispiele. Der Sergeant Bourgogne bringt sie in seinen „Denkwürdigkeiten aus dem russischen Feldzuge 1812". Beim Einzuge in das eroberte Smolensk bemerkte sein Kamerad Beloque vor einem Haufen Gefallener: „In einigen Tagen werde ich auch so daliegen." Er behält recht, wie Bourgogne bald darauf melden kann. Etwas später klagt der Italiener Faloppa: „Ich fühle es, mein schönes Italien sehe ich niemals wieder." Wenige Tage danach war er an Hunger und Frost zugrunde gegangen. Diese rein gefühlsmäßigen Ausbrüche sind die weitaus verbreitetste Form der Ahnung, und sie treten zumal dann zahlreich in die Erscheinung, wenn die Zeitgeschehnisse eine seelenaufwühlende Grundstimmung schaffen. Der Gedanke an Tod und Sterben tritt näher an das Einzelwesen heran als sonst, wo das Dasein sich in ruhigem Gleichmaße abrollte. Das Übermaß der Willensanspannung, gehäufte Anstrengungen, die gänzlich veränderten Lebensbedingungen zehren an den leiblichen und seelischen Kräften des Menschen. Er wird nicht nur äußerlich, sondern häufig noch weit stärker innerlich müde. Das ist der Punkt, in dem eine Ahnung wahr ist. Sie ist es psychologisch. Gibt nun der Mensch mit seinem bewußten Wollen diesen Fluchtabsichten nach, dann kann es freilich nicht ausbleiben, daß sie restlos verwirklichen. Allein ein Nachlassen in der gewöhnlichen Vorsicht, ein lässigeres Entschließen genügen, das Ergebnis zu zeitigen, das der Ahnende gleicherweise wünscht und fürchtet.

Hat doch jede Ahnung Warnungscharakter. Nur daß die Gewarnten, wie einst gegenüber den Orakeln, die Mahnung mißverstehen und meinen, es gelte, sich vor einer äußeren Gefahr zu hüten, während es in der Regel weitaus nötiger wäre, das innere Versagen zu überwinden. Einen Fall der ersteren Art bringt Jung-Stilling. Der Professor der Mathematik Bohm zu Gießen fühlte eines Nachmittags in einer Gesellschaft den unbezwinglichen Drang, nach Hause zu gehen. Dort angelangt, treibt es ihn, sein Bett umzustellen. In der darauffolgenden Nacht erwacht er von einem furchtbaren Krachen. Über der Stelle, wo zuvor sein Lager war, ist die Decke eingestürzt. Bei Bohm hatten unter- oder halbbewußte Wahrnehmungen des mangelhaften Zustandes der Decke — es genügt, an die feinen Knistergeräusche zu denken, die gerade im Übergang vom Wachen zum Schlaf leicht erfaßt werden — eine innere Unruhe erzeugt, die durch den Gegensatz der angenehmen Gesellschaft, in der er sich befand, auf ihren Höhepunkt und ihm ins Bewußtsein getrieben wurde. Das Ausbleiben der Umwandlung einer instinktiven Befürchtung in ein sinngemäßes bewußtes Verhalten dagegen führte bei einer der Nichten eines Prinzen Radziwill den Tod herbei. Die junge Dame war bereits als Kind auf das Schloß ihres Oheims gekommen, aber nie zu bewegen gewesen, durch einen bestimmten Saal des Schlosses zu gehen, über dessen einer Tür ein großes Gemälde, die Cumäische Sibylle darstellend, aufgehängt war. Nachdem vergeblich versucht worden war, den vermeintlichen Eigensinn zu brechen, ließ man sie gewähren, und sie zog es zwölf Jahre hindurch vor, den Umweg über den Hof zu nehmen. Als sie Braut geworden war, fand eine große Gesellschaft statt, und am Abend begab sie sich mit den Gästen in den betreffenden Saal. Doch kaum hatte sie ihn betreten und einen Blick auf das Gemälde geworfen, so drängte sie hinaus. Die übrigen Teilnehmer verlachten sie und schlossen die Tür ab. Entsetzt rüttelte sie an den Türflügeln. Dadurch löste sich das Bild von den Haken, stürzte herab und zerschmetterte ihr die Hirnschale. Wäre der an sich berechtigten Empfindung des jungen Mädchens einmal gedanklich nachgeforscht worden, so hätte es nicht zu einer Handlungsweise kommen können, die gerade das bewirkte, wovor die innere Angst gewarnt hatte: den Sturz des schweren Gemäldes.

Zum Glück ist der traurige Ausgang weit weniger häufig, als es die trüben Ahnungen sind. Es geht mit diesen wie mit so vielen Erwartungen. Die unerfüllten geraten in Vergessenheit. Würden die „Ahnungsvollen" eine Statistik ihrer Ahnungen anlegen, sie würden zu ihrer Überraschung erfahren, daß eine größere Wahrscheinlichkeit für die Nichterfüllung als für das Gegenteil besteht.



Jean Gilberts Operette „Der Geiger von Lugano" im Wallner-Theater zu Berlin: Else Berna in der Hauptrolle als Ria, Herzogin von Leuchtenberg im 1. Akt. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Heinrich Lautensacks Schauspiel „Das Gelübde" im Berliner Lessing-Theater: Szene aus dem 2. Akt. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.) Theodor Loos (links); Leopoldine Konstantin; Herr Klöpfer.



Amerikanische Wintermoden: Maulwurfmantel, gefüttert mit violettem Chinakrepp und Silberspitze; Kleid aus schwarzem Krepp; Kopfschmuck aus schwarzer Spitze mit Brillanten.



Szene aus Goldonis Lustspiel „Mirandolina" im Theater in der Königgrätzer Straße zu Berlin. (Vita-Foto.) Von links nach rechts: Dora Schlüter, Johannes Riemann und Eva Brock.



Amerikanische Wintermoden: Abendkleid aus grüner Seide mit Tüll, bestickt mit Silber; Gürtel resedagrün und rosa; Kopfschmuck aus Brillanten.



Amerikanische Wintermoden: Theatermantel aus schwarz-goldenem Brokat; Kleid aus rosa Taft; Kopfschmuck aus Silberspitze.



Ein Wettbewerb der schönsten Beine in Philadelphia. Der erste Preis betrug 500 Dollar.



Amerikanische Wintermoden: Hermelinmantel; Abendkleid aus Chiffon und Taft, bestickt mit Silber über fleischfarbenem Satin.

Vögel im Fluge. / Von Julius R. Haarhaus. / Mit sechs Bildern nach Originalzeichnungen von C. v. Dombrowski.

Die Kunst des Fliegens beherrscht unter den Wirbeltieren allein der Vogel, während es die wenigen Säugetiere, Kriechtiere, Lurche und Fische, die sich in der Luft fortzubewegen vermögen, nur zu einem mehr oder weniger gewandten Flattern oder zu einem kurzen Schwirren gebracht haben. Die Ideenverbindung „Vogel—Fliegen“ wurzelt denn auch so tief im Bewußtsein der Menschheit, daß es dem einfachen Manne heute noch schwerfällt, die Flachbrustvögel mit verkümmerten Flugwerkzeugen, die Strauße, Emus. Kasuare und Kiwis, für richtige Vögel zu halten.

Aber auch in der Vogelwelt sind die Gaben ungleich verteilt. Neben Flugvirtuosen ersten Ranges wie den Seglern, Schwalben, Seeschwalben und Edelfalken gibt es Stümper wie die Rallen und Rohrhühner, die sich deshalb nur im äußersten Notfalle zum Fliegen entschließen. Seltsamerweise erheben sich aber auch ausgezeichnete und ausdauernde Flieger wie die Steißfüße, Alken und Urien nur höchst ungern in die Luft, wahrscheinlich, weil sie sich von ihren Tauchkünsten einen wirksameren Schutz vor Feinden versprechen, während andererseits ein so schwerfälliger Flieger wie die Wachtel, die sich normalerweise nur wenig und immer nur für ganz kurze Strecken über den Boden erhebt, dennoch nicht vor der weiten Luftreise nach dem afrikanischen Winterquartier zurückschreckt. Im allgemeinen gilt als Regel, daß Vögel mit langen, schmalen und spitzen Flügeln zu schnellem und anhaltendem, solche mit kurzen, breiten und stumpfen nur zu langsamem und wenig ausdauerndem Fluge befähigt sind.

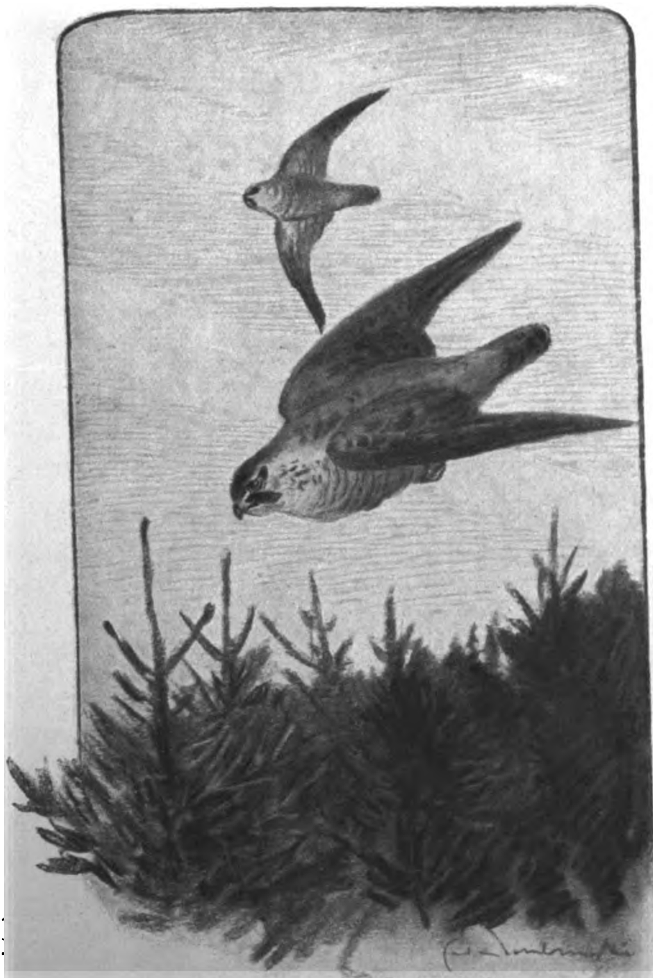
Sehr mannigfach sind die Methoden, die beim Anfangs- und beim Endstadium des Vogelfluges, d. h. beim Auffliegen und beim Landen, zur Anwendung kommen. Manche Vögel vermögen sich nur mittels eines oder mehrerer Sprünge in die Luft zu erheben, andere bedürfen eines längeren Anlaufs, wieder andere müssen sich, um Luft unter die Schwingen zu bekommen, von einem erhöhten Punkte hinabfallen lassen. Beim Landen muß entweder durch besondere Flügeldrehung eine Bremswirkung erzielt oder die Flugbewegung durch ein nochmaliges kurzes Ansteigen aufgebraucht werden.



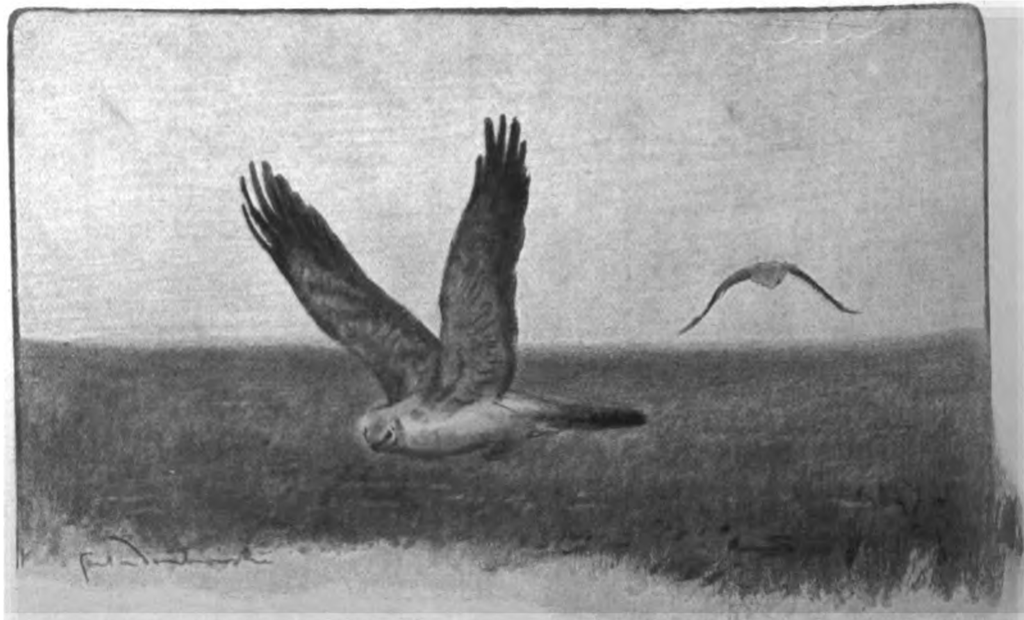
Seeadler beim Flugspiele zur Paarungszeit.

Wildhühner sowie Enten und andere Schwimmvögel landen durch „Auslaufen“, indem sie die Flugbewegungen allmählich einstellen und dafür ihre Füße in Tätigkeit setzen, wobei die dem Körper noch innewohnende Schwungkraft durch die Berührung mit dem Boden oder der Wasserfläche nach und nach aufgehoben wird. Um eine gewisse Höhe zu erreichen, bringen die meisten Vögel ihren Rumpf in eine schräg nach oben gerichtete Lage; die großen, wie viele Raubvögel, Reiher, Störche u. a., bedienen sich zum Aufsteigen häufig des Fluges in Spiralen; wenige kleine, so vor allem die Lerche, vermögen sich im sogenannten „Kletterfluge“ senkrecht in die Luft zu erheben. Damit sind wir bei den verschiedenen Arten des Fluges angelangt, von denen hier die wichtigsten kurz erwähnt werden mögen. Die gewöhnlichste und wohl von allen Vögeln angewandte ist der **Ruderflug**, der durch mehr oder minder regelmäßige und meist gleichzeitig erfolgende Schwingenschläge bewerkstelligt wird. Bei Stelzvögeln, Schwänen, Möwen und großen Raubvögeln, die sich alle durch ruhigen, weit ausholenden Flügelschlag auszeichnen, läßt sich diese Art des Fliegens am leichtesten beobachten. Häufig geht der Ruderschlag in den **Gleitflug** über, bei dem der Vogel allem Anscheine nach die Bewegung der Flügel einstellt und sich, genau wie ein Flugzeug beim Niedergehen, eine geraume Strecke weit von der unter seinen Schwingen vorbeistreichenden Luft tragen läßt. In gewissem Sinne auch ein Gleitflug ist das **Kreisen** vieler großer Vögel, die dabei die Kraft des Windes für ihre Zwecke auszunutzen wissen, indem sie die Schwingenfedern so stellen, daß sie der Luftstrom von unten trifft. Kreisende Vögel kann man, ohne daß dabei eine Flügelbewegung wahrzunehmen ist, zu bedeutenden Höhen aufsteigen sehen. Zeigt sich bei dieser Flugart schon eine sehr geringe Ortsveränderung in wagerechter Richtung, so erlaubt das durch kurze, einander schnell folgende fächelnde Bewegungen der Flügel bei gleichzeitig fächerartig ausgebreitetem Schwanze bewirkte **Rütteln** — eine Eigentümlichkeit der Edelfalken und Seeschwalben! — dem Vogel, längere Zeit an einem bestimmten Punkte in der Luft zu verharren, was bei der Beobachtung seiner Beutetiere für ihn von großem Vorteil ist. Häufig geht er dann vom Rütteln zum **Stoßen** über, einer Flugbewegung, bei der der gefiederte Jäger mit angelegten Schwingen blitzschnell senkrecht oder in schräger Richtung auf sein Opfer niedersaust, und zwar mit solcher Wucht, daß manche Falkenarten sich darauf beschränken müssen, auf fliegende oder schwimmende Beutevögel zu stoßen, da sie beim Angriff auf sitzende der Anprall an Erdboden, Felsen oder Baumäste selbst gefährden würde. Als letzte und am seltensten wahrzunehmende Flugart ist der **Segel- oder Schwebeflug** zu erwähnen, bei dem der Vogel mit wagrecht ausgestreckten Flügeln zu schweben scheint, eine Flugtechnik, die nur an Waldrändern und Steilküsten möglich ist, also da, wo ein starker Luftstrom von unten das Eigengewicht des Vogels aufhebt.

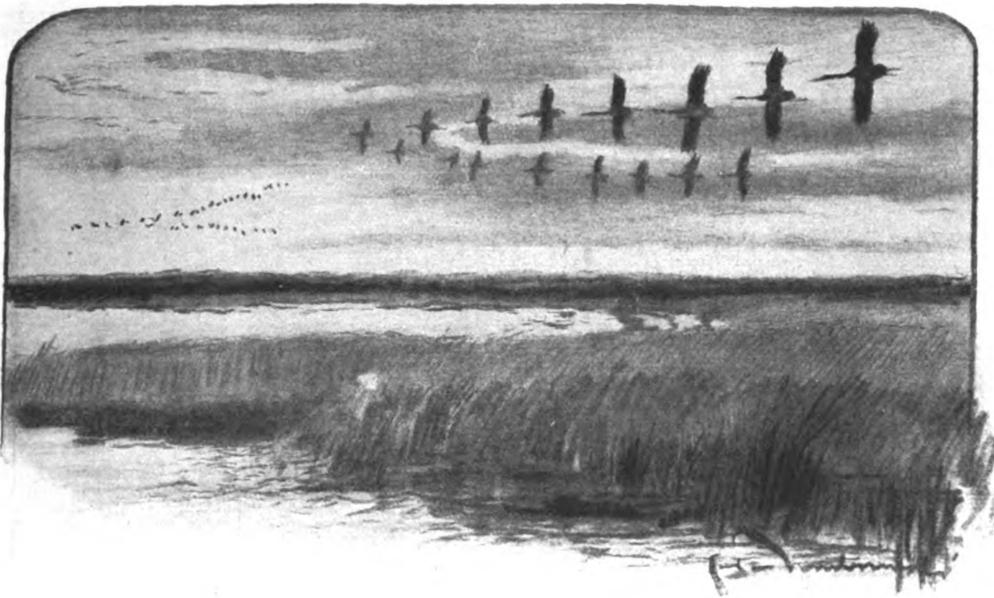
Das bisher über den Vogelflug Gesagte dürfte genügen, auch bei Lesern, die diesen Erscheinungen bisher noch keine Beachtung geschenkt haben, die Lust zu wecken, bei passender Gelegenheit ihr Augenmerk auf fliegende Vögel zu richten. Vor allem aber möchte ich wünschen, daß es meinen kurzen Ausführungen gelungen wäre, das rechte Verständnis für die sechs Zeichnungen unseres Künstlers wachzurufen, der einige



Wanderfalken bei der Verfolgung der Beute.



Wiesenweihen, revierend.


Kraniche auf dem Zuge.


Fischreiher, einfallend.

der charakteristischsten Flugbilder mit scharfem Auge erfaßt und mit beneidenswert zuverlässigem Gedächtnis festgehalten hat. Da sehen wir ein Pärchen des Seeadlers (Haliaëtus albicilla), des größten der noch in Deutschland vorkommenden Adler, kenntlich an den breiten Schultern, dem langen, hell gefärbten Schnabel und dem in höherem Lebensalter weißen „Stoß" (Schwanz), im Flugspiele zur Paarungszeit — ein Schauspiel, das man freilich nur an den Küsten Pommerns und Mecklenburgs genießen kann, wo dieser stolze Aar noch hie und da als seltener Brutvogel auftritt, während einzelne Stücke, den nordischen Entenschwärmen folgend, in strengen Wintern auch tief im Binnenlande erscheinen. Sehr schön sind auf unserm Bilde die für alle kreisenden Adler bezeichnenden aufwärts gekrümmten und gespreizten Schwungfedern zu erkennen.

Wie anders nimmt sich das Flugbild der beiden in der Verfolgung ihrer flüchtigen Beute begriffenen Wanderfalken (Falco peregrinus) aus! Dieser edle Räuber, der bei uns leider auch schon auf dem Aussterbeetat steht und darum trotz seinen gelegentlichen Übergriffen — in der Hauptsache schlägt er Krähen, Häher und Wildtauben! — von einsichtigen Weidmännern geschont wird, zeichnet sich durch spitze Flügel, keilförmigen Stoß und vor allem durch den dunkeln Bartstreifen aus und ist unter allen Falken wohl der gewandteste und stürmischste Flieger. In den Zeiten der Falknerei war er neben dem Isländischen Falken der gesuchteste Beizvogel. Sein kleineres Ebenbild ist der noch ziemlich häufige Baumfalk (Falco subbuteo). Als dritten Vertreter der Raubvogelsippe führt uns der Künstler die schlanke Wiesenweihe (Circus pygargus) vor Augen, wie sie mit weit ausholenden Schlägen ihrer schmalen Flügel auf der Suche nach Fröschen, Mäusen, Maulwürfen, Vögeln und Bodenbrütergelegen geisterhaft geräuschlos dicht über den Boden hin reviert. Das alte Männchen dieses Vogels zeichnet sich vor den unscheinbar braun gefärbten jüngeren Geschlechtsgenossen und den Weibchen durch seine schöne lichtblaue Oberseite und die feine rostrote Strichelung der weißen Unterseite aus.

Ein prächtiges Stimmungsbild aus der Zugzeit zeigt uns den Grauen Kranich (Grus grus), wie er mit seinen Wandergenossen in der schon von den Alten bewunderten, streng innegehaltenen keilförmigen Ordnung und in gleichmäßigem Ruderfluge „nach der Heimat strebt". Ausgedehnte Sumpf- und Bruchgebiete sind der Aufenthalt dieses in jeder Beziehung vornehmen und zierlichen Vogels, dessen am weitesten nach Westen vorgeschobener Brutplatz das Doberschützer Moor (nordwestlich von Eilenburg) sein dürfte. Läßt uns das Kranichbild den beim Fliegen lang ausgestreckten Hals dieser Vögel erkennen, so sehen wir auf der Darstellung des einfallenden Fischreihers (Ardea cinerea) den für diesen Meister des Ruderfluges typischen zwischen die Schultern eingezogenen Kopf. Der Vogel hat sich auf den mit Schilf bestandenen See herabgesenkt und unterbricht, um zu landen, d. h. in diesem Falle: im seichten Wasser seinen Stand zu nehmen, den Flug durch eine seitliche Drehung des Rumpfes, wobei seine Unterseite sichtbar wird. Gleich wird er bis an die Fersengelenke im kühlen Naß stehen und mit den tückischen Schlangenäuglein nach den seine „Ständer" umspielenden Fischen spähen, bis der blitzschnell vorgestoßene Schnabel die arglose Beute aus ihrem Elemente holt.

Schöne Erinnerungen an köstliche Frühlingsabende dürfte das Bild der streichenden Waldschnepfen (Scolopax rusticola) bei jedem Weidmann wecken. Das Gefieder aufgebläht, umgaukelt der verliebte „Vogel mit dem langen Gesicht" lässigen Flügelschlages in seltsamen Wendungen seine Angebetete, manchmal stumm, manchmal laut, d. h. pfeifend und „murksend". Zeichnete sich der lange „Stecher" der Vögel nicht scharf gegen den Abendhimmel ab, so könnte auch ein geübteres Auge in Versuchung kommen, das die Luft durchtaumelnde Paar für Eulen zu halten.


Waldschnepfen, streichend.

Otto Pippel. / Von Richard Braungart.

Mit fünf Abbildungen aus Brakls Kunsthaus in München.



Teepuppe.

Im Expressionismus und im Impressionismus haben wir Stile vor uns, die nicht eine Augenblicksmode, sondern Ausdruck einer Weltanschauung sind. Darum wird der erstere nicht von heute auf morgen sterben, nur weil es einigen, die sein Ende nicht erwarten können, so passen würde; ebensowenig aber wird der Impressionismus seine Macht über die Gemüter verlieren, solange es noch Möglichkeiten gibt, die noch nicht erschöpft sind. Und solche ergeben sich auch heute noch beinahe alle Tage.

Ein sehr beweiskräftiges Beispiel für diese letztere Tatsache ist der Münchener Impressionist Otto Pippel. Dieser heute vierzigjährige, in Lodz geborene Deutschrusse, der aber längst naturalisierter Bayer ist und als solcher auch im Krieg 4½ Jahre lang seine Schuldigkeit getan hat, ist mehr und mehr zu einer Erscheinung geworden, an der auch der Stumpfe und Gleichgültige nicht ganz achtlos vorübergehen kann. Ein Temperament von einer nicht alltäglichen Rassigkeit und „Schneid" spricht sich in seinen Bildern mit einer ebenso seltenen Hemmungslosigkeit aus. Und so erleben wir von dem angeblich längst verstorbenen Impressionismus eine Bereicherung unserer Naturanschauung und unseres Wissens um die darstellerischen Mittel der Kunst, die uns um so willkommener ist, als sie ganz unvermutet und in gewissem Sinne zwar immerhin post festum, aber gleichwohl nicht zu spät kommt.

Otto Pippel hat in Karlsruhe bei Fehr und Bergmann und in Dresden bei Kuehl studiert. Letzteres scheint besonders wichtig; denn hier und bei Fritz Baer, mit dem Pippel viel verkehrt hat, dürfte die eigentliche Quelle für die Anschauungsweise und die Technik Pippels fließen. Wenn wir seine Art mit einem einzigen Wort charakterisieren wollen, so können wir Pippel einen Luminaristen nennen. Licht, Licht und noch einmal Licht: das ist Anfang und Ende, Ausgangspunkt und Ziel seiner Kunst. Er ist, manchmal wenigstens, ein wahrer Fanatiker der in breiten Strömen auf die Erde niederstürzenden Lichtfluten. Es gibt ein Bild von ihm: ein paar Bäume im Vordergrund, hoch aufragend, fast blattlos; durch die Äste und Zweige aber braust, einem Sturmwind gleich, die Unendlichkeit des Lichts, die brandende Flut der Sonnenstrahlen. Jeder Fuß stockt vor diesem Bild, das mit einer Kühnheit ohnegleichen einen Vorgang, vor dessen Gestaltung die meisten mutlos zurückschrecken, schildert. Man fühlt, daß hier einem, der seiner Mittel gewiß ist, etwas ganz Schweres und Seltenes gelungen ist, etwas, das unbedingt einmal gemacht werden mußte, und das mit dieser letzten Folgerichtigkeit und Unerschrockenheit bis jetzt nur ganz wenige französische und deutsche Impressionisten in Angriff zu nehmen gewagt haben.



An der Seespitze.



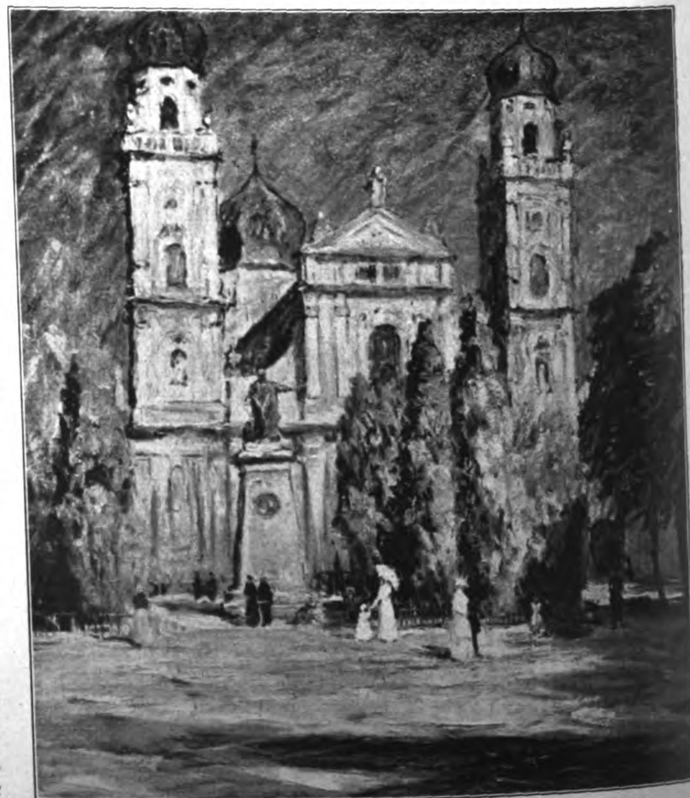
Am Karlstor in München.

Von ähnlicher Art ist ein Motiv vom Münchener Karlsplatz. Auch auf diesem Bild erlebt man das Licht als das beglückende Element des Lebens, das in die Dunkelheit unseres Daseins einbricht. Es hängt wie Schnee an den Bäumen, verwandelt die Straße in einen Spiegel, entmaterialisiert den massiven Nornenbrunnen und strömt wie ein Regenschauer über den Platz im Hintergrund. So wird es, in seiner Erscheinung, beinahe zu etwas Körperlichem, das sich liebkosen läßt und die Wonne des Daseins, die Seligkeit, zu atmen, zu ungeahnter Intensität steigert.

Nicht immer freilich äußert sich der Lichtenthusiasmus Pippels mit dem gleichen Furor. Aber das Temperament, um nicht zu sagen, die Temperatur des Vortrags bleibt so ziemlich die gleiche. Es ist zuweilen, als wäre den Farben Champagner beigemischt, so prickeln und flirren und flimmern sie. Und es mag manchen geben, der vor diesen Bildern spät und zum ersten Male zum vollen Bewußtsein dessen kommt, was Impressionismus — Eindruckskunst — eigentlich ist. Wie hier mit den Mitteln der Farbe nicht die Wirklichkeit, das Gegenständliche selbst, sondern seine durch das Licht bedingte Erscheinung zum Ausdruck gebracht wird: das ist von einer überzeugenden Beispielmäßigkeit, die nicht gut übertroffen werden kann. Aber trotzdem ist es letzten Endes nicht das oder wenigstens nicht das allein, was uns an den Bildern Pippels dauernd fesselt. Es ist vielmehr auch das Persönliche, das sich in ihnen ausspricht, dieser energische Wille zur Wahrheit, zur Klarheit — zum Licht. Vielleicht wäre es für Pippel bequemer, sich den Expressionisten anzuschließen. Aber er hat den Mut, unzeitgemäß zu sein und seinen eigenen Weg zu gehen. Das verdient besondere Achtung. Und es wird sich auch lohnen.



Die Schaukel.



Dom in Passau.

Albrecht Dürers Erlebnis

Von Wilhelm v. Scholz

Es war ein heller Herbstsonntag, an dem der Meister Albrecht Dürer in Nürnberg besonders froh und rein gestimmt, fast feiernd, die Nachmittagsstunden um sich vergehen ließ. Eine Post aus Italien war angelangt, die ihm aufs neue seinen dort wachsenden Ruhm, die verehrende Anerkennung der großen Meister jenseits der Alpen bestätigte: daß ihn warmes und schwelgendes Erinnern an Venedig überkam und an das Land, das nun für sein übriges Leben nur noch innerlich in ihm sein würde. Klares, goldenes, dankbares Lebensherbstgefühl war wie Zaubernebel aus seinen Künstlererinnerungen aufgestiegen und umhüllte ihn lange. Am Vormittag, den er arbeitend an einer Kupferplatte verbracht, hatte er zwei neue schöne und ehrende Aufträge erhalten, die ihm mit besonders schmeichelhaften Worten vom Rate der Vaterstadt überbracht wurden. Und noch nicht zum Firnissen trocken genug, für ihn noch strahlend von der seelischen Wärme, dem geistigen Licht, die jeder Meister eine Zeitlang nach der Vollendung aus seinem Werke kommen fühlt und sieht, von dem unirdischen Nachleuchten der Schöpfung selbst, das seinem Auge später in das Werk zurückschwindet, um dessen stille und dauernde Seele zu werden — stand in seiner Werkstatt auf der Staffelei eins seiner herrlichsten Gemälde, dessen Größe er selber demütig-stolz fühlte, das Allerheiligenbild für Wien.

Seit er in diesem Überschwang, den Schaffenskraft und -freude in der beginnenden Vollendung — wenn die gespenstisch-göttliche, aus überwundenen Qualen, verebbter Unrast, aus Wirrnis bedrängender Fülle und dem Aufruhr lähmender Leidenschaft endlich geborene letzte Leichtigkeit die Hand überkommt — annehmen, sein Künstlerzeichen auf die fertige Tafel gesetzt, lebte die Schöpferarbeit noch um ihn, wie ein schöner Nachttraum beseligend durch die wachen Stunden mit uns geht. Daraus kam ihm der seltene Friede seiner Tage, der ihn dann für kurze Zeit aus dem ehernen Zwang des Schaffens in die heitere Freiheit des Ausruhens, aus der Kälte erstiegener eisiger Höhen in die behagliche Wärme der Niederung, aus dem Großen in das lang versäumte Kleine entließ. das jedem deutschen Meister genau so voll ewigen Lebens ist wie das Große und von ihm gestaltet sein will; nach dem er manchmal sehnsüchtig aus den Himmelswolken hinabgeschaut, wenn ihn der Genius emporriß, wie der Knabe von der Schulbank nach dem Spiel- und Tummelplatz unter der Linde.

Wie behaglich-ruhig. sich in die kleinsten Einzelheiten verlierend, konnte der Meister jetzt, nach der Vollendung des gewaltigen Bildes, wieder mit dem Silberstift zeichnen, mit dem Stichel die Platte ritzen; wie lebendig-liebend sah er wieder die Tiere, die täglichen Geräte, den Grashalm, das gerippte Blatt am Baum. Er war recht ein beschaulicher Hieronymus im Gehäus, und das Gesicht dieses Blattes mag damals in ihm entstanden sein, wenn er es auch erst Jahre später ausführte.

An diesem Sonntag war der Meister bald nach dem einfachen Mittagsmahl aus der Tür seines stattlichen Hauses getreten, hatte mit behaglichem Stolz, wie er die Straße zum Tiergärtnertor hinaufschritt — das unter den Burgbefestigungen und dann über eine Grabenbrücke weg ins freie Land hinausführt — sich noch einmal umgewandt und sein Haus vom runden Eckpfeiler unten bis zu dem Walmdach und dem gegiebelten Dacherker oben stehenbleibend betrachtet, war dann in den sonnigstillen, warmen Herbstnachmittag geschritten, abseits von den sonntäglich geputzten Menschen, zwischen Gärten mit den hohen bunten, gelben, blauen, roten Bauernblumen, die er lange liebevoll ansah, zwischen Wiesen mit beladenen Obstbäumen, bis er an den sich schon leicht verfärbenden Wald kam. Dort hatte er auf einem Stein gerastet und nach der Stadt zurückgeschaut, die in Septembersonne und Herbstduft dalag, ließ sich dann von Gedanken an seine Erfolge und neue Arbeiten, von lieblichen Landschaftsgefühlen und inneren Gesichten, die ganz ungerufen kamen, am Wald hin ein Stück Weges weiterführen; und während er es lange mied, aus der späten Jahres- und Tageshelle in das Walddunkel einzutreten, hatte ihn endlich ein stiller, fast schwarzer Tannendom doch in sein Kirchendunkel hineingelockt, und andächtig hatte er eine Zeitlang zwischen den Baumsäulen gestanden und darüber nachgedacht, wie hier das Schöpfungsmodell der hohen gotischen Dome vor ihm stand. Er sah in dem schwarzgrünen Hallenraum in das Gewölbe der Wipfel hinauf und bewunderte die maßstablose Kunst des ewigen Baumeisters.

Erst als der Schatten seines Waldes schon langhin über die abgeernteten Stoppeläcker und die Wiesen sich breitete, nur fern drüben noch mattes Licht der tiefen Sonne lag und hoch über dem herbstlichen Nebeldunst, der die Erde einzuhüllen begann, oben, wenn er den Blick am Waldrand hinaufsandte, schon die blaue Klarheit des beginnenden Abends stand, war er umgekehrt, so daß ihm das Vesperläuten auf halbem Heimweg entgegenkam.

Als er wieder in seine Haustür trat, sagte ihm die Magd, daß ein Besuch auf ihn warte. Diese Nachricht freute ihn, obschon er noch nicht wußte, wen er oben finden würde. Aber der Tag hatte ihm, von außen und innen, so viel Gutes gebracht, daß es ihn fast dünkte, er würde sich nun noch durch etwas Besonderes krönen. Auch war seine ursprüngliche Absicht, an diesem Abend noch etwas über die Proportionen des menschlichen Körpers aufzuschreiben, was er schon lange im Sinne trug, nicht gar so fest, mehr um der nötigen Beschäftigung willen dagewesen, daß er sie nicht leichtlich und gerne um ein Glas Wein, mit einem guten Gesellen getrunken, aufgegeben hätte. Er fand einen biederen untersetzten Mann etwa seines eigenen Alters, den er nicht kannte, und der sich ihm erst als einstigen Mitschüler in der Werkstatt des Meisters Michael Wolgemut nennen mußte, ehe in Dürer die verblaßte Erinnerung erwachte und allmählich Farbe gewann. Das war nicht verwunderlich, denn er hatte von dem guten Wendelin Hemmerle, seit der, etwas früher als Dürer, die Werkstatt des Meisters Wolgemut verließ und auf die Wanderung ging, nie wieder etwas gehört, auch seiner nicht weiter gedacht, da der Hemmerle damals kein besonderes Talent zu sein schien, auch nicht als Mensch und Mitgeselle zu dem etwas älteren Dürer in nähere Beziehung getreten war. Bei dem bescheidenen, zurückhaltenden Wesen des Hemmerle hatte es Dürer damals auch nicht bemerken können und gewiß keinen Augenblick gedacht, daß der stille Mitgeselle zu ihm mit einer Art von abgöttischer Liebe und Verehrung aufschaute und Dürers Bild, das anmutige, lockenumrahmte, etwas längliche und ein klein wenig eitle Gesicht, die Erinnerung an ihn und die seltenen Worte, die sie gewechselt, wie einen unzerstörbaren Besitz fürs Leben mitnahm.

Wie es aber so geht, daß Menschen, die ihr Leben lang eine Verehrung und Liebe tragen, die sie nie dem Abgott ihres Herzens auch nur anzudeuten gewagt, als es noch Zeit war, seine Gegenliebe zu gewinnen, schließlich, wenn ihr Dasein seinen Weg beendet hat und gewissermaßen nur noch nachfließt und sich still wiederholt, plötzlich das Bedürfnis fühlen, das Geheimnis ihrer Seele nachträglich einmal auszusprechen und wie eine Erinnerung lebendig werden zu lassen, so war es auch mit dem Wendelin Hemmerle geschehen. Als er längst die Malerei aufgegeben und durch die Heirat mit einer Gastwirtstochter selbst als Gastwirt zu Würzburg seßhaft geworden war, hatte ihn der immer wachsende Ruhm seines einstigen Mitgesellen schließlich nicht mehr ruhen lassen, daß er sich eines schönen Tages aufmachte und nach Nürnberg fuhr, um ihm zu sagen, wie er ihn von jenen frühen Tagen her geliebt und verehrt, wie er alle Nachrichten von ihm, die in die Welt drangen, mit Begierde gehört, auch, was er nur immer an Werken seiner Hand, Gemälden und fliegenden Blättern und Bilderfolgen, habe erreichen können, so recht innig betrachtet und sich zu eigen gemacht; und wie er nun als ein alter Spießbürger, dessen Leben längst in bescheidene Unberühmtheit versunken und in seinen Hafen eingelaufen sei, in Hoffnung freundlicher Verzeihung für seine Anmaßung es gewagt habe, in Erinnerung an alte Gesellenschaft, den hochberühmten Meister aufzusuchen.

Er kam auch dazu, dies alles — wiewohl stockend und von dem innerlich bewegten Dürer des öfteren sanft an der Hand gefaßt und ob zu großer Worte freundlich getadelt — vorzubringen, wobei ihm war, als sei dies der schönste Tag seines Lebens und ihm vom Schicksal recht weise auf die letzte Zeit aufgespart, wo die Genüsse des Daseins nur noch spärlich und kärglich fließen. Und er war überglücklich, daß seine Worte sichtlich das Gemüt des Meisters rührten und dieser freudig errötete, ihm herzlich die Hand drückte, ihm sagte, dies Wiedersehen und was er da erzählt, mache ihm mehr Freude als alle die Ehrungen der gekrönten Häupter und städtischen großen Herren, die ihm, Dürer, widerfahren; und nun schon lange mit ihm beim Weine saß.

Dürern war auch erst, wie es der Wendelin Hemmerle richtig empfand, all dies Lob und diese Verehrung eine rechte stolze Freude und eine wohlgefühlte Schmeichelei seiner unschuldigen kindlichen verborgenen Künstlereitelkeit und schien ihm — weil das andere, Greifbarere, was der Tag gebracht, ja auch noch da war — eine Zeitlang wirklich als die abendliche Krönung alles Guten, was gekommen. Aber dann erwuchs ihm aus diesem Besuche noch ein ganz anderes, neues und seltsames Erlebnis, das ihn lange nachher beschäftigte und aus seinem späteren Lebensgefühl nie mehr wich.

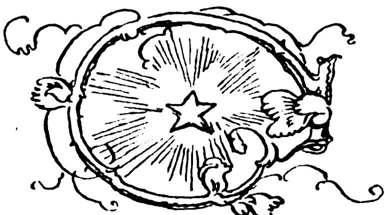
Wie Dürer den halb vergessenen und jetzt stark gealterten, der Welt, in der er, der Meister, lebte, ganz unbekannten einstigen Jugend- und Kunstgenossen, der zu ihm sprach, ansah, da flog es mit einem Gefühl von Dankbarkeit, nicht von Überhebung, aber von freudigem Stolze, durch seinen Sinn, wie anders sein eigenes Leben aufwärts gegangen sei, wie er selber ein großer Maler und sein Name berühmt geworden, und wie er nach seinem Tode unvergessen und geehrt bleiben werde und die Arbeiten seiner Hand noch nach Jahrhunderten begehrt und bewundert — all das, was der Hemmerle unbeholfen und stockend gesagt, was aber nun nachträglich erst ganz zu seinem Bewußtsein kam, als er den anderen auch um sein Leben fragte, das still ins Alltägliche eingegangen war. Soviel wußte er schon aus den Worten des Würzburger Gastwirts; das konnte ja auch nicht anders sein, da er sonst von ihm gehört und erfahren haben würde.

Da erzählte nun der Hemmerle einen bescheidenen, stillen, alltäglichen Lebenslauf, dem es, trotz des einen großen Verzichts auf die Kunst, doch nicht an Glück gefehlt hatte, in dem eine geliebte Frau und liebe Kinder waren und manches durchwanderte Land, Flüsse, Seen, Gebirge unter dem ewigen Himmel mit Sonne und Wolken; der auch von Leid heimgesucht war, von Krankheit und Todesfällen, sich aber nach jeder Niederbeugung immer wieder durch freudige Arbeit und Tätigkeit aufrichtete; der ganz erfüllt und beseelt war von dem, was alle erleben, der zu bescheidenem, auskömmlichem Wohlstand inmitten guter Freunde und Nachbarn geführt hatte und nun für die letzte Dauer dieses Erdenseins eingemündet war in ein behagliches altes Haus und einen kleinen Garten am strömenden Main und in den stillen Altersfrieden des nicht mehr ringenden Überwundenhabens.

Während dieser lebhaft vorgebrachten Erzählung, die viel weniger stockend vonstatten ging als die wohleinstudierte Lobrede und das Geständnis der verjährten Jugendliebe und -verehrung, ward es Dürer immer mehr zumute, als sei er, der reiche, große, berühmte Meister, er, der Unsterbliche, viel ärmer und von den wahren Gütern des Lebens viel abgetrennter als dieser schlichte Mann, mit dem all sein Erleben, Denken und Tun zu Grabe gehen, an den mit innerlicher Nähe vielleicht noch ein paar Jahre eine alternde, einsame Witwe denken würde, und dessen Kinder nach rasch überwundenem Schmerz vielleicht erst dann seiner mit Rührung sich erinnern würden, wenn sie, selbst alt geworden, plötzlich sein gealtertes Auge im Herzen wiedersehen müßten. Eine stille Demut stieg in Dürer auf vor diesem Manne, den er dem Wesen alles Irdischen, der Vergänglichkeit, soviel näher fühlte als sich selber. Ruhm und Ehre schienen ihm so nichtig neben diesem einen, das der andere hatte: freudige Vergänglichkeit. Das Schaffen wohl, das schien ihm auch jetzt, das sei ein Glück und eine Gnade — obwohl es ihn mehr als die Hälfte seines Lebens vom Dasein abgezogen hatte, daß er in ihm das kostbare Gut, die Zeit, nicht mehr hatte verfließen fühlen und sie hatte unangesehen hinschwinden lassen, die nun unwiederbringlich vorüber war. Aber hatte ihn das Schaffen nicht in Abhängigkeit von den Menschen gebracht, deren Lob er brauchte, nach deren Sinn und Aufträgen er schaffen mußte, deren kleinliche Mängel und Schwächen er kannte, die er als Menge verachtete, und die doch gerade als die ruhmschaffende, ruhmtragende Menge seine Herren waren? Aber das war es nicht so sehr! Das andere war es, das immer wieder hochkam: daß er mehr als die Hälfte seines Lebens nicht selbst gelebt, sondern daraus ein Leben für die anderen geschaffen hatte, das nach ihm sein würde, wenn er keinen Teil mehr hätte daran, das er sich und der Vergänglichkeit entzogen, ertötet, ausgelöscht, in stumme Bilder und Zeichenblätter verwandelt hatte, statt es ganz nur in sich zu trinken als Leben und Wirklichkeit. Melancholia sah ihn an mit tiefem Auge. Er beneidete fast den anderen um den Verzicht auf die Kunst, an den der Gedanke ihn gerade im Gegensatz zu dem einstigen Mitgesellen erst so stolz und froh seines Werkes bewußt gemacht hatte. Er vergaß ganz, daß auch er ein volles Leben mit Glück, Leid, Liebe und Arbeit gelebt und genossen hatte, daß auch mit ihm die Unendlichkeit, die seine Brust erfüllte, ins Grab gehen und vergessen werden würde, daß auch er vergänglich sei wie der andere, trotz aller erhofften und erträumten Unsterblichkeit. Er beneidete den anderen um die nähere vollere Vergänglichkeit wie um das höchste irdische und menschliche Gut, das er, ohne seinen Wert zu ahnen, früh in seinem Ehrgeiz als unnütz von sich geworfen hatte, und das er nun, da sein alterndes Leben anfing, sich danach zu sehnen, und er es als die tiefste Versöhnung mit dem Los alles Menschlichen recht empfinden und in sein Herz ziehen wollte, in den Händen des anderen sehen mußte und selbst nicht mehr erlangen konnte, weil er sich in seiner Torheit über die Grenzen des Alltäglichen, Ewigen erhoben hatte.

Dieses Erlebnis war die Krönung jenes Herbsttages für Albrecht Dürer, bitterer vielleicht, als er sie erwartet hatte, aber auch tiefer und fruchtbarer. Trotz aller Ungerechtigkeit gegen sein Leben und Schaffen, mit dem es ihn im Augenblick der Erschütterung täuschte, ward es ihm, als er sich wie natürlich am nächsten Tage wieder ganz auf sein Wesen gesammelt hatte, zum dauernden Besitz. Es führte ihn, indem es ihn das Vergängliche noch tiefer lieben, ja ersehnen lehrte, zur höchsten Stufe seiner Kunst, zum Unvergänglichsten, das er geschaffen.

Innig umarmte er den alten Jugendgenossen, als der um Mitternacht das Haus verließ, unten am Tor. Und es ist nicht zu sagen, wer von den beiden in diesem Augenblick mehr Demut vor dem anderen empfand.



Die Stadt. Von Fritz Müller, Partenkirchen.

Es ist nun zwanzig Jahre her, da sagte der Praxmaiertoni — fünf Kilometer Luftlinie vom Zugspitzgipfel wohnhaft — „Jesses," sagte er zu mir, „woaßt, nach München wenn d' mich halt mitnehmen taatst!"

„Geh zu, Toni, bei euch ist's ja viel schöner."

„Ein' Dreck is's! Weg'n die Berg'? Ich weiß net, was die Fremden all'weil hab'n mit dene alten Steiner! — Aber München mit die vielen neuen Häuser und die Straßen, die so glatt sind wie ein See — gell, nimmst mi' mit?" — —

Hinter Pasing steckte er den Kopf heraus: „Jesses, die vielen Gleis' — da müssen dengerscht sakrisch viele Züg' jeden Tag in d' Stadt fahr'n!"

Als der Zug unter der Hackerbrücke ratterte, kam ihm ein Bedenken: „Amal wird's dengerscht platzen, ha?"

„Was denn?"

„D' Stadt, wenn alle Tag so viele Züg' hineinfahr'n mit so viele Leut'."

„Es fahren ebenso viele Leute wieder heraus."

„Glaub's net," lachte er, „wer drin is, wird drin bleib'n woll'n — müßt ja ein Depp sein, wenn er's anders möcht'."

Als der Zug in die Halle donnerte, war's ihm feierlich: „Wie in einer Kirch'n, die wo eine grausam große Orgel hat."

In der Neuhauser Straße riß es ihm die Augen auf: „Ganz kloan kimm i' mir vor, ganz kloan!"

In der Kaufinger Straße war er von den Läden kaum mehr fortzubringen: „Na, was für viele Sachen 's in der Welt gibt — grausam, grausam!"

Am Marienplatz wollte er sich niederknien an der Mariensäule. Die Leute blieben stehen und lächelten.

„Toni," sagte ich, „nicht hier. Man kniet hier nicht."

„So?" sagte er und wies auf zwei knieweit voneinander entfernte Düllen in der Steinstufe, „was is dann des?"

„Hm, ich weiß nicht —"

„Da hab'n sie sich schon zu tausend niederkniagelt, dessel' sag dir i'."

„Das — das muß im Mittelalter gewesen sein oder im vorigen Jahrhundert — komm, Toni."

„Z'erscht wird bet't —"

„Aber, die Leute —"

„Aha, den Schenierer hast mit mir, wennst d' in der Stadt bist . . ."

In der Weinstraße war noch das alte Polizeigebäude mit den vielen vergitterten Fenstern. Der Toni schüttelte den Wettersteinkopf: „Wenn's bei euch so schön is', warum müssen s' dann so viele einsperr'n?"

In der Theatinerstraße begann der Asphalt. „Grausam schön," sagte der Toni, „grad mit Schlittschuh' möcht man fahr'n drauf — und wie leicht man dadrauf gehn kann." Seine Bergstiefel klapperten. Die Leute drehten sich um. „Ein Droschkengaul ist ausgekommen", sagten sie.

Bei der Feldherrnhalle tat die Ludwigstraße ihren Kilometerrachen auf, breit und unbarmherzig. Winzig funkelte das Siegestor am Ende. Toni hob die Hand übers Auge. „Zwei Stunden", schätzte er.

Auf dem Odeonsplatze überdachte er aufs neue das Auge: „Drei Stunden können's auch sein."

An der Galeriestraße maß er wieder die Entfernung: „Sakra, noch immer grad so weit."

An der Theresienstraße wankten ihm die Knie: „So hätt' ich mir's net denkt bei euch."

An der Staatsbibliothek schien er auseinanderzufließen: „Da geh' ich ja doch schon dreimal lieber fünfmal hintereinander auf d' Zugspitz 'nauf und 'nunter — mi' hast grad halbert."

An der Schellingstraße wurden seine Augen matt. Die Beine hob er, als zöge er sie aus zähem Schlamm: „Das Malefizpflaster, das malefizische . . .!"

Ein Bekannter winkte mir von der Straßenbahn. Wie ich mich wieder umschaue — ja, wo war denn der Toni? Wie besessen rannte er gegen den Odeonsplatz zurück.

Ich sprang auf eine Straßenbahn. Am Bahnhofsschalter holte ich ihn ein. Die Rückfahrkarte hatte er in der Hand.

„Aber, Toni —"

„Mein' Ruah laß mir, sag' i', sonst — sonst —"

Die Fahrkarte schwang er wie einen Eispickel, unter dem das Gletschereis im nächsten Augenblick zersplittert.

„Aber, Toni, sei doch g'scheit, du hast doch erst ein kleines Stück der Stadt —"

„Steigt's mir am Buckel 'nauf mit eurer damischen Stadt — hoam möcht' i, hoam — — —!"

Der Diamant. Eine Fabel von Max Hayek.

Sich einen Edelstein dünken, darauf kommt 's nicht an!" sagte ein dreister Kiesel zum Diamanten, „wenn man mich schliffe, in Gold faßte und am Finger trüge, dann solltest du staunen, wie ich zu leuchten verstünde! Aber komme zu uns herab, liege auch du im Sande, und nur zu bald erfährst du, daß du völlig unsersgleichen bist: ein Stein, weiter nichts!"

Der Diamant hörte den Sprecher ruhig an und sagte sich allen Ernstes, daß er bisher noch keine Probe seines besseren Wesens gegeben habe. — Er beschloß daher, seiner unverdienten Gnade zu entsagen, und entfiel sogleich dem Ringe seines Trägers, um sich den leidenden Kieseln zuzugesellen. Lange Zeit lebte er unter ihnen und bemühte sich sogar, seinen Schliff und seine Farbenkünste nach Möglichkeit abzulegen, denn er wollte sich nicht hervortun. „Seht, liebe Brüder," sagte er einmal, „nun werde ich euch immer ähnlicher und ähnlicher, und zuletzt sind wir nur eine Familie von Steinen! Es lebe die Gleichheit!"

Kaum hatte er diese treffliche Rede unter dem hellen Beifall seiner Hörer beendet, als ein Mensch des Weges kam und ihn erblickte. „Was?" schmunzelte der Mensch, „ein Diamant unter Kieseln?" Und er bückte sich sogleich und hob den Edelstein in die Sonne, wo er herrlich zu funkeln begann. „Du gehörst in eine goldene Fassung, mein Lieber," sagte der Mensch, „um ganz das sein zu können, was du bist! Dein Schliff hat ein wenig gelitten, aber dein Kristall leuchtet so lauter als je!" — Und er trug den Diamanten davon.

Der dreiste Kiesel aber sagte: „Das Vorurteil der Welt ist eben unbesiegbar! Stein bleibt Stein!" Und bekam gleich einen roten Fleck vor Ärger.

Der Diamant aber wurde in Gold gefaßt und ließ seine Farbenkünste spielen zum Entzücken der Menschen. Einmal sagte er: „Ich wäre wahrscheinlich niemals ein echter Kieselstein geworden!"

Und da hatte er recht.

Kunstgewerbe und Mode. Von Else Levin.

(Hierzu die Abbildungen auf Seite 427.)

Der drückende Materialmangel, die allgemeine Teuerung der Rohstoffe, beide müssen unbedingt auf die Künstler einwirken; indessen, ihre Phantasie wird durch diese Erscheinungen niemals gehemmt werden können. In ihrem Schaffen ermüden sie nicht, ihre Arbeiten werden an Qualität nichts einbüßen. Die wiedergegebenen Arbeiten zeigen in keiner Weise die Merkmale einer äußeren oder inneren Armut; es sind die vorzüglichen Leistungen künstlerisch empfindender, handwerklich gut ausgebildeter Menschen, die einen ganz besonderen Wert auf einwandfreie Technik, auf harmonische Formen, auf gutes Material legen.

Der Keramiker und Innenarchitekt Leuß, Berlin, hat einige Schmuckstücke geschaffen, die der letzten Moderichtung ihre Anregung verdanken; er bereichert dadurch die neue Mode um ein paar hübsche Arbeiten, die in seinen Vereinigten Ateliers hergestellt worden sind. Leuß bevorzugt starke Farben, die er mit viel Geschmack nebeneinander setzt; er erzielt dadurch sehr gute malerische Wirkungen. Da er stets die Zweckmäßigkeit seiner Broschen und Anhänger berücksichtigt, sind seine kleinen Schmucksachen von bester Qualität; er arbeitet materialgerecht und ist niemals bizarr und übertrieben, auch dann nicht, wenn er Tiere und Pflanzen rein ornamental wiedergibt.

Hermine Moos, München, ist eine Puppenkünstlerin. Sie arbeitet in einer eigenartigen Manier; sie zeigt eine besondere Neigung für das Groteske, Naturalistische, das sie hin und wieder mit einem leisen Humor dämpft. Die amüsanten Figürchen, die sie Gobelinplastiken nennt, sind in feinem Häkelstich ausgeführt; die kleinen Kunstwerke zeigen eine durch das Material erklärliche Schmiegsamkeit und Beweglichkeit, die sie außerordentlich lebensvoll gestalten. Andere Puppenkünstlerinnen betonen Anmut, Grazie, Perversität, Hermine Moos aber geht ihre eigenen Wege und häkelt originelle Szenen aus aus Liedern, Legenden, Dramen. Eine minuziöse Buddhastatue im Hyazinthenzimmer aus der „Gespenstersonate", eine zierliche Geisha, Porträte nach alten Bildern, und all dies von einer farbigen Liebenswürdigkeit, einer reizenden Lebendigkeit, die Kenner und Laien verblüffen müssen.

Alexandra Heubes, Berlin, führt uns in das Reich der Kindermode. In ihrer Werkstatt entstehen wunderniedliche Kleider für kleine Mädchen, Stücke, die aus dem Material herausgearbeitet worden sind, kein Kunstgewerbe, sondern ehrliches Handwerk, nur durch Schnitt und Form wirkend. Die tüchtige Meisterin verwendet nur bestes Material; die Stoffe, die Zutaten sind auf Farbenechtheit, Festigkeit, Brauchbarkeit erprobt. Jeder Knopf sitzt an der rechten Stelle, jeder Stich ist klug erdacht; da ist nichts Zufälliges, nichts Ungewolltes, alles hat Zweck und Sinn — die Handnäherei wird bevorzugt — und in solchem Zusammenwirken von kühler Berechnung, von sicherer Wertung und kultiviertem Geschmack liegt der Reiz dieser Arbeiten.

Die zierlichen Kinderhäubchen von Gertrud Frenzel, Berlin, sind ausgezeichnet in Form, Farbe und Technik. Jeder Stich ist mit der Hand genäht, jede Linie der Weichheit des Kinderköpfchens angepaßt. Die lustigen Applikationen aus Samt, Tuch und Seide sind von einer bescheidenen Anmut, keine bizarre Linie stört die Feinheit der hübschen Arbeiten.

Die Deutschen Landerziehungsheime und ihr Gründer.

Von Prof. Dr. Paul Hildebrandt. (Siehe das Tableau auf der nächsten Seite.)

Im Jahre 1898 gründete Hermann Lietz das erste Deutsche Landerziehungsheim auf der Pulvermühle bei Ilsenburg. Seine eben — ein Jahr nach seinem Tode — im Verlage seines Landwaisenheims Veckenstedt erschienenen „Lebenserinnerungen" schildern anschaulich diesen „Sprung ins Dunkle", den der damals Dreißigjährige tat. Zwar hatte er sich in Berlin, wo er damals weilte, einen Kreis von Freunden erworben, von denen Moritz v. Egidy vor allem zu erwähnen ist. Zwar hielt er ab und zu Vorträge in den Salons von Berlin W über seine Erziehungsideale — aber all das befriedigte den Mann nicht, der von Jugend auf die Tat vor die Theorie stellte. Er wollte wirken, wollte wie Pestalozzi für die Jugend des Volkes leben. Ein Unglücksfall, der ihn zwang, einige Zeit zu ruhen, kam ihm zu Hilfe: er schrieb mehrere Zeitungsartikel und fand dadurch eine Anzahl von Gönnern, die ihm das Geld zur Verfügung stellten, um die Pulvermühle zu pachten. Das war der Anfang.

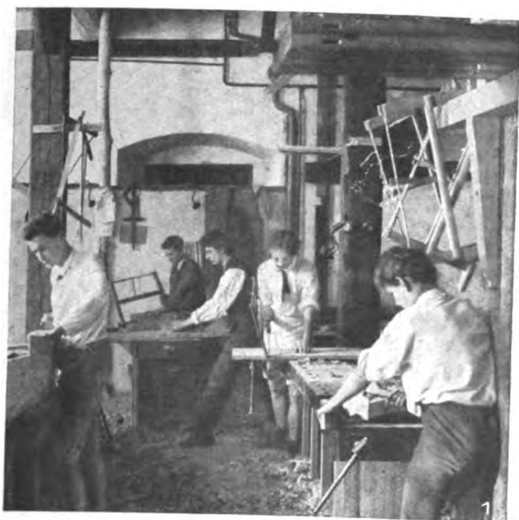
Im Jahre 1901 folgte Haubinda in Thüringen, 1903 Bieberstein in der Rhön — beide gegründet unbekümmert um die Kosten: Lietz hat nie gerechnet, weil ihm diese Fähigkeit abging. Sein Drauflosgehen in dieser Beziehung hat ihm oft schwere Sorgen gebracht, aber seine persönliche Bedürfnislosigkeit und sein unbedingtes Sicheinsetzen für seine pädagogischen Ideale warben und erhielten ihm idealistisch gesinnte Freunde, die ihm immer wieder aus der Not halfen. Nicht zu vergessen die Selbstlosigkeit vieler seiner Helfer und Lehrer, die, wie er, ihr ganzes Leben und ihre volle Arbeitskraft für die ihnen anvertraute Jugend einsetzten.

Lietz hatte für jeden, namentlich seine Schüler, etwas Faszinierendes: ein Mann von unbeugsamem Willen, der sich oft heftig, ja trotzig kundgab, bisweilen auch in starken Gefühlsausbrüchen ein Gegengewicht fand — aber ein Mann durch und durch. Dabei von einer grenzenlosen Hingabe an die Jugend erfüllt, ihr stets durch Taten ein Beispiel gebend: bis in die vierziger Jahre hinein ihr erster Vorturner, Sportler, Spieler, Ringer, Vorarbeiter im Garten, beim Bau. Wer weiß, wie sehr der Jugend (auch der geistig orientierten) körperliche Tüchtigkeit imponiert, empfindet, was das bedeutet. Seine Rastlosigkeit tobte sich in immer neuen Bauprojekten aus, die er stets selber mit seinen Schülern begann und durchführte. Er erzog sie durch sein Vorangehen zu körperlich tüchtigen Willensmenschen — er selber ein unbedingter Anhänger der pädagogischen Überzeugung, daß Ziel der Erziehung nicht so sehr Aneignung von Wissensstoff als lebendiges Erlebnis einzelner Menschheitsstufen und damit Erstarken der Persönlichkeit zum Charakter sein muß. Das Schwergewicht verlegte er damit letzten Endes doch aus dem Geistigen hinaus. Dabei war er selbst in hohem Maße begabt. Bezeichnend ist für diesen Verächter aller „Examenskenntnisse", daß er selbst drei von ihnen, die Doktorprüfung, das Oberlehrerexamen und die Lizentiatenprüfung spielend bestand.

Aber er selber gründete als völlig in Freiheit erzogener Sohn eines Rügener Gutsbesitzers in der erdennahen Landarbeit: ihm schien das Höchste doch die Selbstgenügsamkeit des Landmanns, und diesen Stempel prägte er auch seinen Schülern auf. So ist denn auch in den Heimen die Erziehung stark mit körperlicher Arbeit verquickt, ja, sie ruht bewußt auf ihr: täglich werden die Zöglinge zum Gartenbau und Spiel geführt; in Bieberstein wie in den anderen Heimen steht die mechanische Werkstatt hoch in Ehren, die Schüler lernen dort so mancherlei, was sie vom Handwerker unabhängig macht: Schlossern, Tischlern, Schmieden. Dabei darf nicht übersehen werden, daß dieser wirkliche „Arbeitsunterricht" allein durch das Erleben gegenseitigen Aufeinanderangewiesenseins sozial und erziehlich wirkt: Lietzschüler haben trotz ihrer Erziehung im Internat jedenfalls stärkere Disposition zum Verständnis für die Nöte des Volkes als Zöglinge großstädtischer Schulen.

Zum Gefühl freien Menschtums trugen zu Lietz' Lebzeiten besonders die „Kapellen" bei, in denen er selber, teils in freier Rede — und er sprach selbstherrlich, aber (für jugendliche Gemüter namentlich) überzeugend, ja zwingend — teils in Vorlesungen denen er oft Besprechung folgen ließ, allgemein interessante Fragen, sorgfältig auf das betreffende Alter eingestellt, behandelte. Hier half ihm [illegible] jene, zunächst mehr aus der Not geborene Abtrennung der Heime nach Altersstufen: die drei untersten Klassen in Ilsenburg, die mittleren in Haubinda, die obersten in Bieberstein. Gerade diese Trennung ist übrigens ein deutlicher Beweis, wie bei ihm stets zuerst die Praxis maßgebend war, die Theorie sich aus ihr ergab.

Die erste Blütezeit der Landerziehungsheime fand bei dem [illegible] Tode ihres Begründers — einen Opfertod kann man ihn nennen, denn der Einundfünfzigjährige hat sich mit Bewußtsein im Dienst der Jugend und des Vaterlandes, für das er auch in den Krieg zog, aufgearbeitet — ein Ende. Lietz hat das Glück, zwei Nachfolger gefunden zu haben, die in steter, inniger Fühlung miteinander, seine Gedanken weiter ausbauen werden: Andresen, seinen bedeutendsten Lehrer und Freund, der, begeisternd wie Lietz und stärker geistig orientiert als er, in Bieberstein herrscht, und die kluge und feine, lebensstarke Jutta Lietz, seine Frau und Mitstreiterin. Unter ihnen erwartet die Heime, wenn nicht alles trügt, eine zweite Blüteperiode.

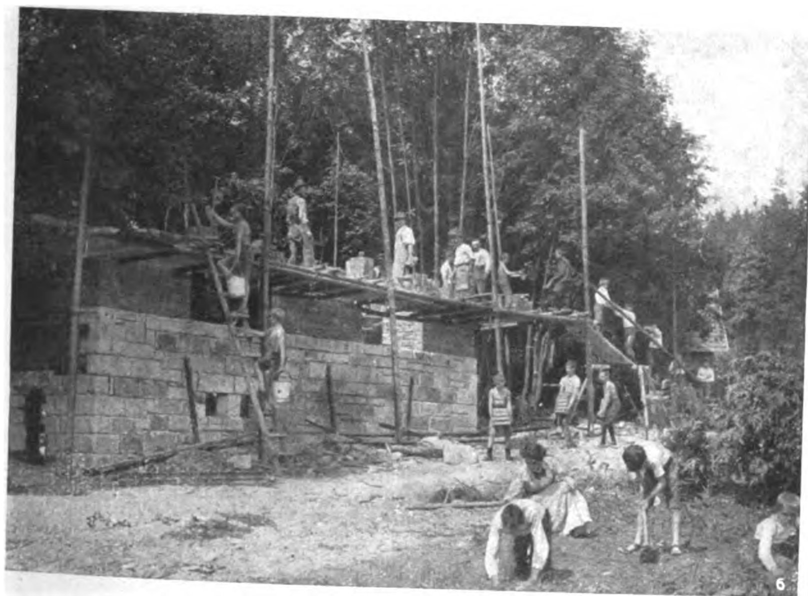


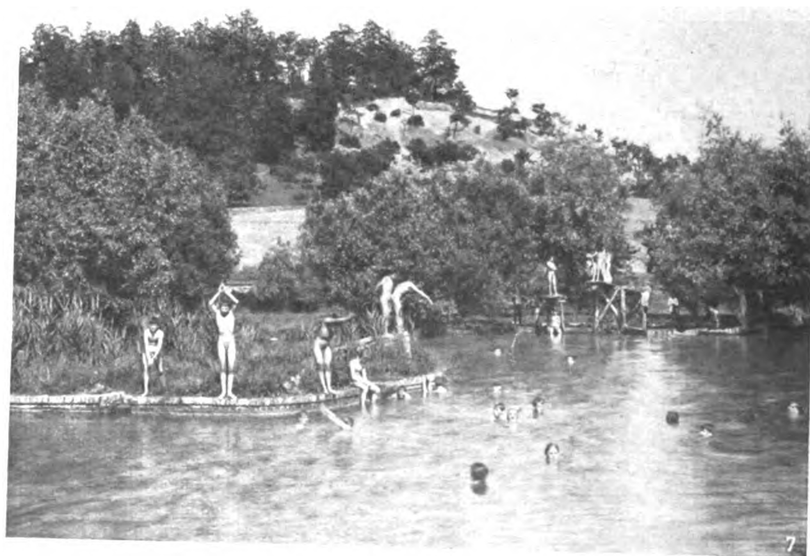
















Deutsche Landerziehungsheime.

1. Werkstattarbeit in Bieberstein. 2. Dr. Hermann Lietz, der Gründer der Deutschen Landerziehungsheime († 1919), in Haubinda. 3. Heuernte in Haubinda. 4. Die Jugendkompagnie in Haubinda. 5. Aufführung von „Wallensteins Lager" in Haubinda. 6. Hausbau in Haubinda. 7. Beim Baden in Haubinda. 8. Eine Deutschstunde im Freien in Ilsenburg. 9. Zeichen- und Modellierunterricht nach der Natur im „Dreieck" zu Bieberstein.

Hierzu der Aufsatz „Die Deutschen Landerziehungsheime und ihr Gründer" von Professor Dr. Paul Hildebrandt auf der vorhergehenden Seite.

Die Tanzstunde von ehedem und heute



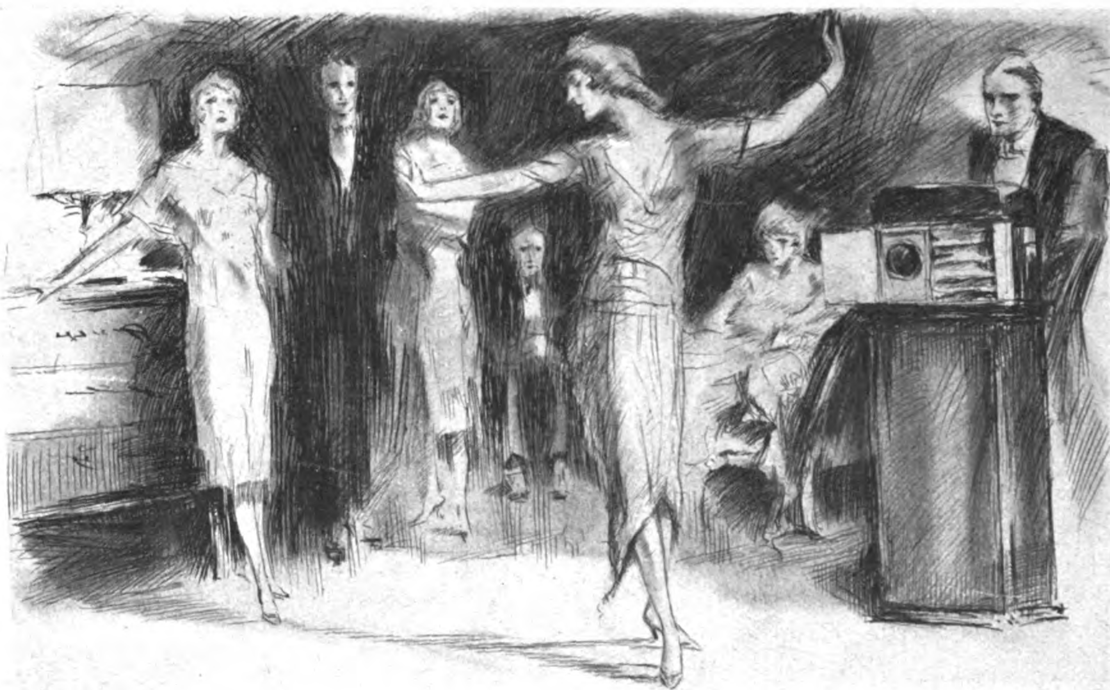
Tanzstunde. Nach einem Stich von François Dequevauviller aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.



Tanzstunde auf dem Dorfe. Nach einem Gemälde von Benjamin Vautier aus dem Jahre 1868. (Photographieverlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)

War es nicht ein süßer Zauber, der einst die Tanzstunde umwehte — und wo ist er geblieben? Er hat sich fast ganz verflüchtigt; nur in altmodischen Romanen und in den Herzen der Alten, vielleicht auch noch hie und da in einer kleinen Stadt ist er noch lebendig. Aber die Jugend von heute kennt ihn nicht mehr, weiß nichts mehr von der herzbeklemmenden Süße, die dieses Wort umgab, und von den tausend törichten und doch so wonnigen Gedanken, die einst die Herzen beider Geschlechter bewegten in der seligen, seligen Zeit der Tanzstunde.

Der heutigen Jugend ist der Tanz Sport, ein Sport, den man leidenschaftlich lieben kann, aber dem man doch mit ganz realen Gefühlen gegenübersteht. Und dieselben klaren Anschauungen hat man auch vom anderen Geschlecht. Man kommt ja so oft zusammen, beim Sport des Sommers und Winters und beim gemeinsamen Studium, und das junge Mädchen, das selbst die Prima besucht, kann unmöglich im Primaner und Studenten jenes göttergleiche, unerreichbar kluge Wesen erblicken wie das süße dumme Mädchen von ehedem. Nein, unsere Jugend bewahrt sich nicht mehr so lange die großen staunenden Kinderaugen; wenn die Zeit des Weihnachtsmannes und des Osterhasen vorüber ist, dann ist auch der Märchenglanz fortgewischt aus den Augen, und sie schauen klar und sicher in das bewegte Treiben der Welt.



Hausunterricht in unsern Tagen: Die Ballettmeisterin tanzt vor. Nach einer Zeichnung von Lutz Ehrenberger.

Und die Tanzstunde — nun gut, das ist eben die Tanzstunde, in der man zuerst die etwas lächerlichen altmodischen Tänze lernt, den Rheinländer und den korrekten Walzer, um dann endlich zu den modernen Tänzen zu kommen, die zu tanzen erst Freude macht und Grazie und Geschick erfordert. Aber man hat ja so viel Sport getrieben und rhythmische Gymnastik geübt, daß man auch nicht den leisesten Zweifel gegen sich zu verspüren braucht, im Gegenteil, man ist seiner Sache sehr sicher, und je anspruchsvoller der Partner ist, um so mehr Reiz hat es, sich einander anzupassen. Der Jüngling, der niemals den Walzer erlernen wird, und das Mädchen, das man nur mit größter Kraftentfaltung im Kreise drehen kann, diese komischen, ja tragikomischen Gestalten aus früheren Tanzstunden gibt es nicht mehr. Auch die steif gestärkten und sorgfältig gebügelten Mullkleidchen und die gewickelten Locken sieht man nicht mehr. Über die modernen Tanzstundenkleidchen ist aller Zauber feinster Schneiderkunst ausgegossen, und die Haare sind von der Jungfer oder der Haarkünstlerin onduliert oder sehr bewußt selbst zur eigenen Stil- und Charakterfrisur geordnet.

Und nach jedem Tanz flüchtet man nicht mehr zur Mutter, o behüte, die Jugend sitzt für sich und philosophiert und flirtet und politisiert und raucht selbander mit lässiger Gebärde, wenn sich die Zügel etwas lockern, ihre Zigaretten. Und die gute rundliche Mutter von einst, die gibt es auch nicht mehr. Jetzt sind die Mütter selbst noch schöne und lebenslustige junge Frauen, die, man braucht es gar nicht leise und geheim zu flüstern, selbst noch Tanzstunde haben. Denn wenn sie es nicht schon eingesehen haben, dann wird es ihnen von den Kindern bald klargemacht, daß man mit „Walzer linksrum" und one und two step und gar dem ganz veralteten Tango wirklich nicht mehr bestehen kann, und wer sich vor kurzem noch sehr auf der Höhe dünkte mit seiner Tanzkunst, der muß beschämt einsehen, daß man viel zuzulernen hat. Denn wer nicht einmal „Destinée" tanzen kann und „Das kleine Hotel" mit „Wiener Blut" verwechselt, der mag ja sonst ein ganz guter Mensch sein, aber vom modernen Tanz hat er keine Ahnung. Die Frauen, ach, wie rasch sehen sie das ein; aber schwerer schon ist es, den Eheherren es klarzumachen. Und wenn sie nicht fürchteten, schon zum alten Eisen gerechnet zu werden, weiß der Himmel, sie würden den „Unfug" nicht mitmachen. Aber so machen sie ihn mit und mühen sich mit ihren Leidensgefährten um die Wette, bis die alte Lust und Elastizität erwachen und der große Augenblick kommt, wo die Frau lobend anerkennen muß, daß der Herr Papa nun fast ebenso gut tanzen kann wie der Herr Sohn.



Die ersten Versuche im modernen Tanz: „Er wird's schon lernen!" Nach einer Zeichnung von Lutz Ehrenberger.

Auch die große Welle der unendlichen Tanzlust, die jetzt ganz Deutschland überschwemmt, wird verebben im steten Wechselfluß des Lebens, und vielleicht wird uns dann wieder eine ganz neue, ganz alte Tanzkunst erblühen. Schon spricht man davon, daß eine „Neue Schar" das Thüringer Land durchzieht, um das Volk seine alten Lieder und Reigen wieder zu lehren. Und sie wird auch in die großen Städte kommen und schließlich auch hier ihre [illegible] finden, wenn man des jetzigen Tanzens [illegible] Aber kann man sich jetzt [illegible] einmal der Fall [illegible]

D. K. [illegible]



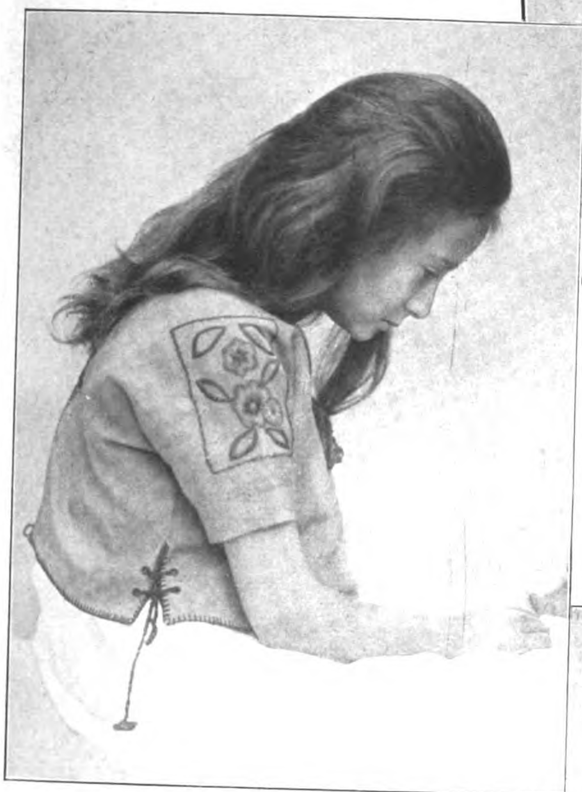
Gobelinplastik: Japanerin. (Entwurf und Ausführung von Hermine Moos in München.)



Kinderkleid. Entwurf und Ausführung von Alexandra Heubes in Berlin. Modell aus rosa Crêpe de Chine mit Valenciennes-Spitzen. Der Gürtel besteht aus rosa Chiffonröschen.



Gobelinplastik: Clown und Affe. (Entwurf und Ausführung von Hermine Moos in München.)



Mädchenkleid aus blauem Künstlerleinen mit Stickerei in Rot und Giftgrün. (Entwurf und Ausführung von Alexandra Heubes in Berlin.)



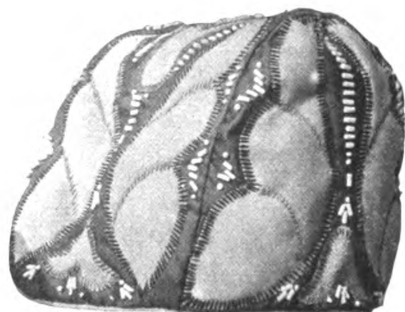
Stahlblaues Kinderkleid aus Seide, Stickerei in Kupferrot, Schwarz, Goldgelb und Grün. (Entwurf und Ausführung von Alexandra Heubes in Berlin.)



Kinderhäubchen aus grünem Samt, mit rosa Samtapplikation, Ziersticke in Grau, Blau und Rosa. (Entwurf und Ausführung von Gertrud Frenzel in Berlin.)



Hauskleidchen in einfacher Ausführung aus einfarbigem, ungemustertem Stoff, mit Waschkragen und Samtband garniert. (Entwurf und Ausführung von Alexandra Heubes in Berlin.)



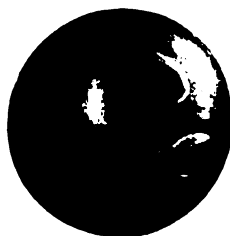
Kinderhäubchen aus grüner Seide mit rosa Samtapplikation und weißer Perlstickerei. (Entwurf und Ausführung von Gertrud Frenzel in Berlin.)



Schmuckstück: Anhänger mit grünen und blauen Blüten auf dunklem Grund.



Brosche oder Anhänger in Rot und Weiß.



Brosche oder Anhänger, Dunkelgrün mit Silber, teilweise plastisch.



Schmuckstück: Anhänger in Blau-Weiß.



Schmuckstück: Anhänger, weiße Blüten und Blättchen, teilweise plastisch, auf blauem Grund.

(Entwürfe und Ausführung: Vereinigte Ateliers in Berlin.)



Aus der Holsteinischen Schweiz: Am Ufer des Diekſees. Nach einem Gemälde von H. Wrage.

Annemarie

Roman von Helene v. Mühlau

(13. Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Tante Minette hat viele Wochen lang das unpraktische, aber gutwillige und intelligente Geschöpf, das ihrem Wesen so ganz und gar unverwandt ist, zu erziehen versucht.

Mit nie erlahmender Geduld hat sie ihr in allen Dingen beigestanden und hat zu ihrer tiefen Freude und Beruhigung gesehen, daß ein Mensch, wenn er wirklich will, alles kann, was von ihm verlangt wird.

Die Leute vom Gut haben überraschend schnell ihre Vorurteile gegen die neue Herrin fahren lassen; ja, einige von ihnen hängen mit begeisterter Liebe an ihr.

Die Mägde besonders haben weit lieber mit ihr zu tun als mit der strengen alten Dame, die seit sechs Jahren hier das Regiment geführt hat.

Die junge Frau Wolter ist nicht streng und ist nicht hochmütig; sie ist ein Kind, kann niemandem ein böses Wort sagen, aber man tut, was sie will — tut es nicht aus Furcht, sondern tut es aus Liebe.

In Tante Minette will sich oft etwas wie Eifersucht regen; auch sie hätte sich gern die Liebe ihrer Untergebenen errungen, ist ihnen in all der Zeit ihrer Herrschaft hier eine gerechte und auch gute Vorgesetzte gewesen; aber man liebt sie nicht eigentlich. Man fürchtet sie eher, und das fühlt sie nicht ohne Bitterkeit.

Dies Kind aber, das durch sie erst den Leuten zugänglich gemacht worden ist, erlangt im Handumdrehen und ohne die geringste Bemühung, was ihr versagt geblieben ist!

In Irmingards Herzen ist kein Triumph deshalb, nur ein leises Frohgefühl — ach, ein so berechtigtes Frohgefühl!

Denn was hat der zu fürchten, der sich von Liebe umgeben weiß!

Und daß es gerade diese Menschen hier sind, diese etwas steifen, kühlen, wortkargen Menschen, deren Herz sie gewonnen hat, das tut ihr ganz besonders wohl.

Kann nun nicht doch alles noch gut und schön werden? Kann es nicht wirklich so werden, wie Friedel es ihr in Aussicht gestellt hat, als er sagte: „Sei mir ein Weilchen lang ganz und gar Gutsherrin; nur solange, bis die Menschen hier dich begriffen haben! Hernach kannst du getrost zu deiner Kunst zurückkehren!“

Tante Minette verläßt, wie sie gesagt hat, kurz vor dem Weihnachtsfest wirklich das Gut. Die Stiftsstelle wartet; ihre Glieder sind müde, und sie will das junge Paar während des Festes nicht stören.

Friedel und Irmingard bringen sie zur Bahn.

In dem Augenblick, da Tante Minette sich im fahrenden Zug befindet, da ihr Gesicht nicht mehr zu sehen ist, wollen Angst und Sorge in Irmingards Herzen aufsteigen. Wie wird es nun sein? Wie werden die Dinge und Menschen sich gestalten, wenn die eigentlich führende Hand fehlt?

Tante Minette hat der jungen Frau noch genau erklärt, wie die Leute hier das Weihnachtsfest zu begehen pflegen; hat ihr bis ins kleinste erklärt, was ein jeder zu beanspruchen und zu empfangen hat, und hat auch die Einkäufe in der Stadt mit ihr besorgt.

Zum ersten Male hat Irmingard erfahren, wie schön es ist, geben zu können. Sie richtet das große Gesellschaftszimmer zum Weihnachtssaal her. Berchtold läßt die Weihnachtsbäume anfahren, und Irmingard selbst schmückt sie. Sie schmückt sie mit all den Dingen, die seit Jahren und vielleicht seit Jahrzehnten in Kisten und Kasten dafür aufgehoben werden, und doch ist das Ganze, wie es endlich fertig dasteht, etwas völlig anderes geworden, als es sonst zu sein pflegte.

Auch die Tische sehen anders aus.

Irmingards Hand hat die Geschenke auf eine andere Weise geordnet, und sie hat auch, da der Mann ihr unumschränkte Freiheit ließ, noch manches dazu gekauft, was Tante Minette als unnötig verworfen hatte.

„Nicht verwöhnen, Irmingard! Nie einer Aufwallung folgen!“ hat sie gewarnt. „Was du heute aus freiem Willen gibst, wird von dir im nächsten Jahr schon als Pflicht verlangt. Die Leute vertragen allzu große Güte nicht!“

Irmingard hat das nicht verstanden oder nicht verstehen wollen. Am letzten Tag ist sie noch einmal in die Stadt gefahren und hat gekauft, was ihr gefiel, und was sie gut dünkte.

Nun haben die Tische ein so frohes, lustiges und reiches Gesicht, wie sie es selbst zu Frau Dorothees Zeiten nie gehabt haben, und die Herzen der Leute verbinden sich inniger noch als zuvor mit der jungen Herrin.

Friedels Gesicht strahlt. Es gibt Tage, an denen er so glücklich ist, wie er sich's in seinen verwegensten Hoffnungen erträumt hat.

Der Pfarrer, der zum Dorfe gehört, der alte Doktor, der mit den Eltern befreundet war, ein paar Gutsnachbarn und ein paar Stadtleute, die zu der jungen Gutsherrschaft geladen sind, sie alle huldigen der feinen und eigenartigen Irmingard, die in ihrem süddeutschen Dialekt treuherzig zu ihnen spricht, die so natürlich und einfach ist, daß man sie oft staunend ansehen muß.

Fast allzu anspruchslos ist sie; selbst die gütige, sanfte Frau Dorothee trug den Kopf höher als diese junge hübsche und kluge Frau.

Hin und wieder kommt es über Irmingard in dieser Weihnachtszeit, daß sie lustig, ja übermütig sein muß. Ihr Lachen klingt dann von den Wänden wider, aber wenn ihres Mannes Augen sie froh und erstaunt anblicken, muß sie jäh schweigen.

Im tiefsten, tiefsten Herzen ist da etwas, was sich vor Friedel Wolter, dem Gutsherrn, verbergen muß, weil er ein so ganz anderer geworden ist, als jener junge Dr. Wolter in München es war, der die Künstlerin Irmingard für sich begehrt hat.

Siebzehntes Kapitel.

Der Schnee fällt in großen weichen Flocken auf die Erde nieder. Das Land ringsum, soweit das Auge reicht, ist wie ein riesiger weißer dicker Teppich.

Im Hofe wird geschaufelt; kleine schwarze Wege ziehen sich durch den Schneewall.

Irmingard sitzt am Erkerfenster in jenem selben Sessel, in dem Frau Dorothee zu sitzen pflegte. Sie hat in einem Buch gelesen, aber die Gedanken wollen sich nicht zusammenhalten lassen.

Gleich nach dem Frühstück ist ihr Mann von ihr gegangen; er sitzt entweder in seinem Arbeitszimmer an seinem Schreibtisch, oder er streift mit Berchtold irgendwo in den Ställen oder auf den Äckern umher. Er trug am frühen Morgen schon die hohen Lederstiefel und die Lederweste.

Irmingard hat ihn nicht gefragt, was er zu tun gedächte. Sie spricht jetzt so wenig zu ihrem Mann, und es ist ihr oft unsäglich gleichgültig, was er ihr antwortet.

Gleich nach Weihnachten ist es so über sie gekommen, daß sie trüben Stimmungen nachhängen muß.

Der alte Pfarrer, der sie vor einer Woche besucht hat, hat ihr erklärt, daß diese Wochen nach dem Weihnachtsfest die stillste und darum ein wenig niederdrückende Zeit auf dem Lande seien.

„Alles will und muß dann ruhen! Der Winter dräut und beginnt lang zu werden. Wer da etwas hat, was seinen Geist und seine Phantasie beschäftigt, der muß sich dazu flüchten! Nur nicht still dasitzen, die Hände in den Schoß legen und denken oder grübeln!“

Irmingard hat ihn erstaunt angesehen. Dieser Pfarrer mit den weißen Haaren und dem etwas derb geschnittenen Gesicht sieht nicht aus, als vermöchte er in der Seele einer einsamen Frau zu lesen. Und doch fühlt sie, daß es so ist, und es tut ihr wohl, wie er ihre Hände nimmt und sie fest in den seinen hält.

„Haben Sie nichts, liebe junge Frau, was Ihnen besonders lieb ist, und was Sie zerstreuen könnte? — Frau Dorothee fand ich in diesen Wintermonaten oftmals am Klavier sitzen. Sie sagte selber von sich, daß sie gar wenig von Musik verstände, und doch war es gut und schön, ihr zuzuhören, wenn sie einfache Lieder spielte oder auch ein wenig phantasierte.“

Irmingard schüttelt trüb den Kopf.

„Nein, ich habe nie Musik getrieben.“

Der Pfarrer staunt.

„Es braucht ja nicht ›Kunst‹ zu sein, nur ein wenig für sich selber. Die meisten Frauen heutzutage halten's doch mit irgend etwas, was in die Kunst hineinschlägt.“

Irmingard sieht ihn staunend an.

Ja so — hier wissen die Leute nichts von ihr, von der eigentlichen Irmingard, die sie ist, und sie selbst hat ihren Mann damals, als er sie bat, für die nächste Zeit nur Gutsherrin zu sein, ersucht, niemandem zu erzählen, daß sie davon geträumt hat, Künstlerin zu werden.

„Also, Sie haben gar nichts?“ fragt er noch einmal.

Da lächelt sie leise und vertrauend und erzählt ihm von München und von ihrem Vater, der ein Künstler gewesen ist, und erzählt, daß sie selber auch gehofft hat, eine Bildhauerin zu werden. Wie sie jedoch das Wort „Bildhauerin“ ausspricht, begegnet sie einem zwar lieben und gütigen Blick aus diesen sanften Pastorenaugen, aber ein Verständnis liegt nicht darin. Er geht auch gleich hinweg über das, was sie da ihrer Seele wie ein Geheimnis entrissen hat, und empfiehlt ihr, es doch wenigstens mit dem Lesen zu versuchen.

Am andern Morgen hat er ihr einen Stoß Bücher zugeschickt, und nun sitzt sie da und versucht wirklich zu lesen und fühlt, wie die Gedanken ihr davonlaufen und mit dem besten Willen nicht zusammenzuhalten sind.

Eine ähnlich trostlose Stimmung überfällt sie an diesem Wintertag wie damals in dem üppigen Hotelzimmer in Athen, in dem sie bei zugezogenen Vorhängen gelegen und zum ersten Male die große Müdigkeit in sich gefühlt hat.

Damals ist der Gedanke „Heimat“ in ihr groß geworden! Damals hat sie geglaubt, die Heimat müsse ihr alles, alles geben!

Sie lacht leise auf.

„Heimat!“ Ist sie denn „zu Hause“ hier?

Sie blickt zum Fenster hinaus in das unermeßliche Weiß ringsum. Schön ist das, ergreifend und erhebend, und irgend etwas in ihrer Seele möchte sich aufschwingen, möchte stark und frei sein!

Mein Gott, wie könnte all das hier ihr Heimat sein — wie könnte das der rechte Boden für sie sein, wenn — — —

Schwere Schritte kommen über den Flur. Friedel Wolter tritt zu seiner Frau ins Zimmer.

Sein Gesicht ist gerötet; seine Augen leuchten. Winterkälte und Schneeluft sind in seinen Kleidern.

Er beugt sich zu Irmingard hinab und küßt sie.

„Frau Dorothee!“ sagt er leise. „Genau wie die Mutter sitzt du da, Irmingard — so, wie ich's mir so gern geträumt habe!“

Sie streicht sich leise mit der Hand über die Stelle, die er geküßt hat. Es gibt Tage, an denen sie seine Zärtlichkeiten nicht ertragen kann.

Friedel fühlt das in diesem Augenblick nicht.

„Du fragst nicht, wo ich war, Irmingard?“ begann er zu sprechen. „Und doch war es etwas ganz Besonderes, was mir heute begegnet ist!

Ich hatte nur einen kleinen Streifzug mit Berchtold vor; wir hatten die Büchsen mit, denn vielleicht konnte es einen Hasen geben. Oben im Wald stieß der alte Rüdnitz auf uns — Rüdnitz vom Gute Friesach drüben."

„Vom Gute Friesach?" fragt Irmingard, und ihre Augen bekommen Glanz.

Sie ist mit ihrem Mann vor kurzem am Rittergut Friesach vorübergefahren und hat geglaubt, etwas zu sehen, was nur in ihrer Phantasie leben konnte — hat Friedel am Arm gepackt und hat zum Gute Friesach hinübergesehen wie ein Kind, das zum ersten Male im Theater sitzt.

Wie eine Ritterburg aus längst vergangener Zeit ragen das Gut und das Dorf Friesach über das Land hinaus: abgeschlossen, einsam, von dichtem, dunklem Tannenwald umgeben — ein Reich für sich allein, wie herausgehoben aus der Wirklichkeit dieses etwas nüchternen Landes.

Irmingard hat bis heute, bis zu diesem Augenblick nicht darüber nachgedacht, ob Menschen dort oben lebten, und welcher Art diese Menschen sein könnten.

Nun, da Friedel mit seinem von Frische strahlenden Gesicht ihr sagt, er habe den Herrn des Gutes Friesach gesehen und gesprochen, ist's ihr, als erzähle er ihr ein Märchen.

Unten tönt die Glocke, die zum Essen ruft; sie nehmen ihre Mahlzeiten während des Winters in einem Nebenraum des großen Speisesaals.

Friedel ißt mit gutem Appetit, und Irmingard sieht ihm zu und staunt und denkt wieder an den Dr. Wolter, den sie zuerst in München gesehen hat, und der ihr damals wie ein ganz und gar Geistiger erschienen ist!

Nun hat er diesen Menschen, der ihr so gut gefallen hat, völlig abgestreift, ist im Begriff, ein Naturmensch zu werden, und freut sich, daß er sich die kleine, etwas absonderliche Frau so brav und nett zurechtgezogen hat.

„Ja, Irmingard, den alten Rüdnitz habe ich getroffen! Seine guten Siebzig hat er auf dem Rücken, ist aber stark wie ein Baum, und wenn er spricht, und besonders wenn er lacht, ist's, als ob der Wald erzitterte!

Er hat den Vater gekannt und ist auch vor vielen Jahren, als seine Frau noch lebte, ein oder das andere Mal bei uns zu Gaste gewesen. Nachher waren die Beziehungen ziemlich plötzlich zu Ende.

Er hat zwei Töchter, die ganz schnell — kaum erwachsen — geheiratet haben, und hat einen Sohn. Auch der hat früh geheiratet; ich habe ihn als Jungen gekannt. Er ist ein paar Jahre älter als ich, ist Offizier gewesen und ist nun daheim.

Die Frau ist nicht mehr bei ihm. Ob sie gestorben ist, ob sie nur getrennt von ihm lebt, das weiß ich nicht. Jedenfalls ist er jetzt zu Hause und soll Anlage zum Einsiedler zeigen.

All das hat mir der alte Herr erzählt! Erst glaubte ich, nur aus Mitteilungsdrang; aber bald kam der wahre Grund heraus.

Er will Geselligkeit für seinen Sohn! Will ihn mit Gewalt aus Schwermut und Grübelei herausreißen und sucht Menschen, die ihm dabei behilflich sein sollen.

Nun, Irmingard, vielleicht ist es gut so, daß der Rüdnitz auf den Einfall kommt, eine alte Freundschaft aufwärmen zu wollen. Bis heute kennst du nur die paar Menschen aus unserer nächsten Nachbarschaft, und unser alter Pastor hat mir gestern die Leviten gelesen, weil er dich nicht so froh fand, wie du es eine Weile lang gewesen bist. »Junges Blut will Leben und Freude haben!« hat er gesagt, und sieh, Irmingard, ich habe das Gefühl, eine Schlittenfahrt nach Friesach hinaus und ein paar lustige Feste bei ihnen oder bei uns würden dir gut tun!
Was denkst du dazu?"

In Irmingards Gesicht ist tiefes Rot; irgend etwas in ihr, was gefesselt war, löst sich. Sie ist ihrem Manne unsäglich dankbar.

„Ich habe es wohl auch bemerkt, Irmingard, daß du nicht mehr so heiter bist, wie du es um die Weihnachtszeit gewesen bist. Ich habe immer wieder daran gedacht, dir eine Freundin heranzuschaffen, aber — —"

Er vollendet nicht, und Irmingards Augen hängen mit Spannung an ihm.

„Eine Freundin wäre mir lieber als alles andere," sagt sie, „aber es müßte eine wirkliche Freundin sein; eine, mit der man sprechen kann — ach, nicht nur sprechen! Nein, sie müßte fühlen, was man nicht sagt — müßte ahnen können — — — Geh, Friedel, nun glaubst du wieder, ich redete Blödsinn, und es ist ja vielleicht auch Blödsinn, weil es so etwas nicht gibt! Aber manchmal träume ich mir es zurecht."

Friedel lenkt ab.

„Versuchen wir es zuerst mit Friesach!" sagt er gutgelaunt. „Wenn das nichts ist, dann" — — — und seine Gedanken fliegen in die Stadt hinein, in das Professorenhaus — fliegen zu Annemarie Gisbert hin.

An einem der nächsten Nachmittage steht der Galaschlitten zur Fahrt nach Friesach bereit.

Irmingard trägt einen Pelzmantel, den früher Frau Dorothee getragen hat, und sieht vornehm und stattlich darin aus.

Sie sitzt neben ihrem Manne auf dem roten Samtpolster; eine Decke aus Bärenfell ist über sie ausgebreitet, und die Sonne wirft blutrote Lichter auf den weißen Schnee. Die Luft ist klar und kalt, und die Himmelskuppel wölbt sich tiefblau und unermeßlich hoch über ihnen.

Friedel schiebt das Kohlenbecken sorglich unter Irmingards Füße. Ihr Gesicht ist ein wenig bleich; die Augen haben einen verträumten Ausdruck.

Schön ist es, durch die stille sanfte Natur dahinzugleiten. Die Wälder ringsum ragen schwarz wie schwere Mauern gegen den Himmel; von irgendwoher tönt Rabengeschrei; hin und wieder saust die Peitsche mit leisem Knall über die Rücken der Pferde — sonst ist tiefe Stille.

Friedel hat seinen Arm um Irmingards Schulter gelegt. Er wünscht, daß sie sprechen, daß sie ihm sagen möchte, ob diese Fahrt ihr gefällt; aber sie schweigt.

Ihr feiner Kopf erscheint ihm bedeutender und stolzer in der Haltung zu sein als bei jener Irmingard, die er in München traf, und bei der das starke Temperament ihn hingerissen hat.

Jetzt fühlt er nichts mehr von Temperament bei ihr; sie ist fast stiller, als die sanfte Mutter es gewesen ist, denn die Mutter würde es nie und nimmer fertiggebracht haben, während solch einer köstlichen Fahrt zu schweigen.

Als Dorf und Gut Friesach in Sicht kommen, fliegt ein Leuchten über ihre Züge, und ihre Augen hängen wie gebannt an dem dunklen Wald, dem burgartigen Gutshaus, an der kleinen Kirche und dem Dörflein, das, halb auf einem Hügel liegend, ungemein malerisch wirkt.

Bisher hat nichts in dieser stillen angenehmen norddeutschen Landschaft sie, das Kind der Berge, zu entzücken vermocht; dies Flecklein aber, das so absonderlich und fast unwirklich inmitten all der behäbigen Nüchternheit rund umher liegt, macht sie glücklich.

Ihr Herz schlägt schneller, als sie langsam den Hügel hinanfahren; ihre Wangen sind gerötet, und die Augen glänzen, als der Schlitten vor dem breiten dunkeln Tor des Gutshauses hält.

Friedel schickt den Kutscher mit seinen Karten hinein.

Irmingard blickt gespannt und ein wenig erregt um sich und schrickt zusammen, als eine tiefe Baßstimme an ihr Ohr schlägt.

Der alte Rüdnitz kommt in seiner Freude in eigener Person heraus, um die Gäste in sein Haus zu führen.

Sein altes und doch noch junges Gesicht strahlt; er hilft Irmingard aus dem Schlitten, verneigt sich noch einmal tief vor ihr und reicht ihr den Arm, um sie durch einen weiten hellen Vorraum in ein großes, behaglich warmes Zimmer zu geleiten.

„Das nenne ich Wort halten", sagt er zu Friedel und hilft ihm selber den Mantel ablegen, während ein Mädchen sich um Irmingard bemüht.

„Nun lassen Sie für eine gute warme Kaffeemahlzeit sorgen," bittet er die Wirtschafterin, die herbeigekommen ist, „und benachrichtigen Sie meinen Sohn!" Und dann nimmt er Irmingards beide Hände, zieht sie ins Bereich des Fensters, durch das die helle Wintersonne ihre letzten Lichter hereinsendet, und sieht ihr ins junge, jetzt etwas verwirrte Gesicht. „Hab' schon von Ihnen gehört, gnädige Frau", sagt er. „Der alte Rüdnitz hört immer hin und wieder etwas; besonders wenn es etwas Angenehmes ist, und von Friedel Wolter und seiner lieblichen Frau läßt sich ja wohl nur Angenehmes erzählen!

Auch daß Sie aus München sind, hab' ich gehört, und das ist mir riesig interessant, weil ich eine Schwäche für ihre schöne Vaterstadt und für Ihr Volk habe, und weil ich mir vorstellen kann, daß es nicht ganz leicht für einen von da drunten sein mag, sich hier bei uns einzugewöhnen, wie?"

Seine Augen sehen mit festem guten Blick in die Irmingards. Es tut ihr wohl, daß ein Mensch so zu ihr spricht, und sie antwortet ihm, wie ihr ums Herz ist, gibt zu, daß sie sich an manches hat gewöhnen müssen, nun aber mit allem einverstanden ist. Und der alte Herr lacht und freut sich erst mal über ihren süddeutschen Dialekt.

„Die Wolters haben Glück mit ihren Frauen", wendet er sich an Friedel. „Der selige Großvater schon, den ich als Junge noch kannte, hatte eine prächtige Frau; dann saß da die herrliche Frau Dorothee wie eine holde Königin auf Ihrem schönen Besitz — und nun — —"

Friedel schlägt in die dargereichte Hand des alten Burgherrn ein und nimmt seinen Glückwunsch an.

Froh ist er, daß Irmingard solche Aufnahme findet — und doppelt froh, daß ein Mann wie Rüdnitz, in dessen Haus die Frauen eine so besondere, wenn auch nicht immer glückliche Rolle gespielt haben, ein so offenbares Wohlgefallen an Irmingard findet.

Eine Sekunde lang fliegt ihm der Gedanke durch den Kopf: Wenn Annemarie hier stände!

Aber da ist ihm seltsamerweise wohl zumute, daß es nicht Annemarie, sondern daß es Irmingard ist!

Annemarie mit ihrer großen Schlichtheit und Festigkeit, mit den blauen hellen Augen, aus denen man alles herausliest, was in ihrem klugen, klaren Kopf vor sich geht — nein, diese Annemarie hätte dem alten Rüdnitz wahrscheinlich nicht diese ehrliche Freude entlockt, wie die feine, rassige Irmingard es tut.

Irmingard sitzt dann in einem Sessel am hohen Bogenfenster und schaut von hier oben ins weite Tal hinab, als schaute sie in ein Märchenreich. Weit, viel weiter als vom eigenen Besitz reicht hier der Blick ins Tal hinein, und prächtig sieht sich die graue Stadt mit ihren Kirchtürmen und ihren dunklen Häuserreihen von hier oben aus.

Wie in einem Schleier von Dunst liegt sie da, als habe sie mit der großen Helligkeit, die in der übrigen Welt herrscht, nichts zu tun.

Der alte Herr hat immer noch den strahlenden Ausdruck im verwitterten Gesicht; es freut ihn wirklich ganz ungemein, daß der junge Wolter so bald seiner Einladung Folge leistete, und daß er ein so reizendes und feines Weiblein mitgebracht hat.

Nun wartet er mit Spannung auf den Augenblick, in dem Alexander, sein Sohn, vor dieser netten und eigenartigen kleinen Person, die wie ein Elflein hier im Sessel ruht, stehen wird.

Zuvor aber öffnet sich die Tür, und ein Diener in dunkler Livree meldet, daß der Kaffeetisch im Speisezimmer bereitsteht.

„Darf ich bitten, meine gnädige Frau!", und Rüdnitz führt die noch immer etwas verwirrte Irmingard durch zwei Zwischenräume in das große, mit dunklen Möbeln ausgestattete Eßzimmer. Friedel schreitet hinter ihnen her.

Kostbares Silbergerät blitzt auf dem großen Tisch; feine Tassen aus französischem Porzellan — Irmingard ist Kennerin in diesen Dingen — leuchten matt vom weißen Tafeltuch empor.

In der Mitte des Tisches prangt ein Korb mit stark duftenden Hyazinthen, und viele Schüsseln mit Brot und Fleisch und Kuchen stehen umher.

Erstaunlich, muß Friedel denken, erstaunlich und bewundernswert für ein Haus ohne Frau! Er sieht zum alten Rüdnitz hin, der den Tisch mit Kennermiene mustert.

„Haben Sie meinen Sohn benachrichtigt?" fragt dieser das Mädchen, das ein Tablett mit silberner Kaffee- und Teekanne trägt.

„Herr Alexander las, und ich bekam keine Antwort von ihm", flüstert das Mädchen dem Herrn zu, und dessen Miene verfinstert sich für einen Augenblick,

aber gleich darauf ist er wieder der liebenswürdige Kavalier, der er zeit seines Lebens gewesen ist.

In einer Ecke des Zimmers prasselt ein Kaminfeuer; große Buchenklötze knistern darin, und hell brennendes Nadelholz erfüllt den Raum mit einem kräftig harzigen Duft.

Die schweren Vorhänge vor den Fenstern sind zugezogen; von der Decke herab schaukeln Kronleuchter aus weißem Milchglas. Ein gedämpftes Licht fällt auf den Tisch.

Alles ist wohltuend hier, alles genau abgestimmt, um ein harmonisches Ganzes zu geben: Wärme, Helligkeit, Luft — alles ist in feinstem, bestem Einklang miteinander.

Irmingard zieht irgend etwas von der Atmosphäre dieses Hauses in sich ein und fühlt, daß es zu ihr gehört. Der schöne solide Besitz ihres Mannes wird ihr matt und unscheinbar gegen das, was sie hier umgibt. Sie nimmt von dem dunkelgoldenen Tee, und der alte Rüdnitz hält eine Flasche mit fein duftendem Rum in der Hand, redet ihr zu, einen Guß davon in ihren Tee zu nehmen, und wartet ihre Antwort nicht ab.

Irmingards feine Nerven empfinden die Anregung des Alkohols, schon bevor sie ihn genossen hat.

Friedel schaut staunend zu ihr hin.

Sie trägt ein mattblaues Kleid mit schmalem Halsausschnitt; es ist eines von den Kleidern, die er kennt, die sie auf ihrer Reise am Abend zu tragen pflegte — nicht auffällig und nicht eigentlich elegant zu nennen. Hier aber wirkt es in ganz anderer Weise auf ihn als bisher. Die blaue Farbe scheint zu leuchten; der zarte weiße Hals, der den feinen Kopf trägt, ist wie eines jener Kunstwerke in Florenz, die er mit besonderer Freude bewundert hat.

Die Haare flimmern! — Mein Gott, die hier sitzt, das ist wieder dieselbe Irmingard, die der junge Doktor Friedel Wolter, der damals noch ein völlig Geistiger war, zuerst in München im Hause des reichen Kommerzienrats Peters gesehen hat!

Seltsame Gedanken gehen durch seinen Kopf. Er freut sich und ist glücklich, und ist es doch auch wieder nicht.

Die vergangene Zeit will ihm als etwas Schönes und doch als ein ungeheurer Irrtum erscheinen:

Wie wenn man sich auf verbotenem Wege in einen wundervollen Park, der für die Allgemeinheit verschlossen bleiben soll, gewagt hat, so erscheint ihm das Leben jetzt, daß er damals geführt hat.

Und auf irgendeinem Beet in diesem verbotenen Garten hat er die seltsame Blume Irmingard gefunden und hat sie sich gepflückt — nein, hat sie mit all ihren Wurzeln ausgegraben, um sie in die Erde seiner Heimat zu verpflanzen.

Ja, Ströme von Gedanken und Bildern ziehen ihm durch Kopf und Herz, wie er die eigene Frau in diesem fremden Rahmen sitzen sieht.

Auch ihre Stimme hat einen anderen Klang, und die Hände scheinen sich in anderer Weise zu bewegen als sonst; es ist da irgendein Rhythmus in ihr, den er nicht versteht, und von dem er sonst nichts beobachtet und gefühlt hat.

Ein leiser Luftzug, der von einer jäh geöffneten Tür ins Zimmer kommt, läßt ihn aus seinen Gedanken auffahren; er sieht die Silhouette eines riesengroßen Menschen erscheinen. Langsam nähert dieser sich dem Tisch, und der alte Rüdnitz springt erfreut auf.

„Ach, Alex — schön, daß du kommst!" Er stellt ihn den Gästen vor.

Friedel erinnert sich sehr wohl, daß er als kleiner Bub mit dem damals schon großen Alexander Rüdnitz Fußball gespielt hat, aber Alexander Rüdnitz kann sich des ehemaligen kleinen Wolter nicht entsinnen. Er verneigt sich vor Irmingard, die ihm ein paar kühle Finger in die etwas lässig dargereichte Hand legt, dann sitzt er, vorerst schweigend, neben Friedel Wolter und hat die Blicke auf die junge Frau gerichtet, die im blaßblauen Kleid mit dem schimmernd weißen Hals und leuchtendem dunklen Haar dasitzt.

Irmingard fühlt trotz gesenkter Augen die Blicke, die zwar nicht aufdringlich, aber prüfend und beharrlich auf ihr ruhen.

Der starke Duft der Hyazinthen, das erregende Aroma des mit Alkohol vermischten Tees und die Blicke des fremden Menschen lassen ihr das Blut schneller durch die Adern laufen.

Ihr ist eigenartig wohl und weh zumute; ihr ist wie damals, als sie an ihrer Figur „Sehnsucht" schuf — wie damals, als sie das Sieghafte, Göttliche in sich fühlte, als sie das Bewußtsein hatte:

Du hast Flügel — Du bist eine Auserlesene! Alles, was die anderen mit Mühe und Plage sich erringen müssen, das hast du in deiner Seele, und du brauchst nur zu wollen, dann fliegst du hoch, hoch über alle Armseligkeit und Irdischkeit dahin!

Ja, wieder fühlt Irmingard, daß sie Flügel hat, starke Flügel, die einen hohen, lang dauernden Flug zu unternehmen vermöchten — aber man hat sie ihr gebunden, die Flügel!

Der Mann, der sie liebt, hat ihr gesagt:

„Du lebst hier unter Menschen, die alle nur gehen und nicht fliegen können, und die es nicht verstehen würden, wenn du anders sein wolltest als sie! Du sollst aber in ein gutes Verhältnis zu den Menschen, mit denen du leben mußt, gelangen, und darum ist es nötig, daß du die Flügel und alles, was mit den

»Fliegenkönnen« zusammenhängt, ablegst und das gute solide »Gehen« erlernst!"

Irmingard hört wie im Traum die mächtige, aber wohllautende Stimme des alten Rüdnitz, der die Stimmung zwischen den Gästen und dem Sohne zu einer zwanglos heiteren machen möchte.

Sie lacht und gibt Antworten, wenn man Fragen an sie richtet, aber immer hat sie das Gefühl, als ob da zwei Augen auf ihr ruhten, die bis in die Tiefe ihrer Seele hinabzuschauen vermögen, die alles wissen, alles hervorsuchen und ans Licht zerren, was sie doch für immer in Dunkelheit verbergen wollte.

Das Weinen liegt ihr auf der Brust. All das Leid, das sie halb unbewußt in dieser verflossenen Zeit, in der sie sich so ehrlich gemüht hat, eine brave Gutsfrau zu werden, gelitten hat, steht auf in ihrem armen Herzen und möchte seine Bitterkeit herausjammern!

Und die Augen, die immer wieder zu ihr zurückkehren, sagen ihr etwas, was wie Mitleid klingt, und Irmingard weiß plötzlich genau: auf irgendeine Weise muß sich die unerträgliche Spannung, die in ihrer Seele ist, jetzt lösen — und entweder wird sie die Hände vors Gesicht schlagen und wird weinen, ganz laut weinen müssen — oder sie tut das Gegenteil — — und da der alte Rüdnitz gerade etwas ausspricht, was ein Witz sein soll, löst sich die Spannung in des armen Kindes Irmingard Seele auf die gute Weise. Sie lacht ein helles Lachen, das ein wenig fremd in die Atmosphäre dieses Raumes hineinklingt, und die Augen des Alexander Rüdnitz sind staunend und vielleicht sogar mißbilligend auf sie gerichtet.

Aber nun streift sie auch das Letzte von sich ab: dies etwas scheue Sichducken vor seinem Blick!

Die Flügel, die schlaff und leblos an ihren Schultern gehangen haben, bekommen Leben; sie fühlt, wie die Schwungkraft erst zaghaft kommen will, dann wächst und wächst und schließlich in ihrer ganzen Kraft und Tragfähigkeit da ist.

Und nun fängt Irmingard an zu fliegen, dieselbe Irmingard, die eine kleine, brave, gewissenhafte Gutsfrau werden sollte und wollte; sie fliegt und lacht dabei. Ihr Mund spricht Dinge, die sich von selber aussprechen; in ihrem Hirn sind Gedanken, von denen ihr Wille nichts weiß, und die Gedanken formen sich zu Worten, die wie ein Lied, wie ein Hymnus, die wie etwas Unwirkliches und doch Kluges und Wahrhaftiges klingen.

Und immer ist das silberne Lachen dabei, und aller Augen ruhen auf ihr, und alle staunen und wissen nicht, worüber sie staunen.

Ja, Irmingard fliegt und reißt mit sich, was eben mitzureißen ist. Der alte Burgherr ist entflammt, wie wenn er von dem göttlichen Burgunder, den er in seinem Keller liegen hat, die zweite Flasche geleert hätte.

Der junge Burgherr — nein, der ist nicht, wie wenn er Wein in seinen Adern hätte; der ist vielmehr wie einer, der einen Schlag auf seinen Kopf erhielt, einen Schlag, der ihn entweder betäuben muß, oder der all das in ihm zertrümmert, was sich von Menschenüberdruß, Überhebung, Haß und Verachtung in seinem Hirn aufgespeichert hat.

Starr sehen jetzt seine Augen auf das Naturspiel, das sich da vor ihm entfaltet hat. Er fühlt, daß die Seele, die er erstorben gewähnt, noch sehr viel und noch sehr heißes Leben in sich trägt, schaut dann auf den Mann mit dem guten sympathischen Gesicht, der sich diese Frau von irgendwoher in der weiten Welt geholt hat, und staunt und glaubt, die Welt habe Luft, aus ihren Fugen zu gehen.

Strahlen sprühen jetzt um Irmingards feines Haupt.

Schön — im eigentlichen Sinne schön ist diese Frau, die hier am Tische sitzt und ein Feuerwerk von Gedanken und Einfällen zum besten gibt, wohl nicht zu nennen; das hat der Kenner Alexander Rüdnitz sogleich festgestellt.

Nun aber sagt er sich: Was ist schön? — Schön ist gar nichts! — Dieses hier aber, dieses von innen heraus „Verklärtsein", das ist alles!

Er unterstützt Irmingard nicht in den Ausbrüchen ihres Temperaments. Er läßt nur die Ausstrahlungen ihres Wesens, ihrer Seele und ihres Geistes auf sich wirken, und was seit langer Zeit, was seit Jahren nicht geschehen ist, das geschieht ihm jetzt: Das Herz schlägt schnell und laut gegen seine Brust, und ein Wunsch ist in ihm, ein großer, drängender Wunsch: diese Frau einmal allein zu sehen, mit ihr ganz allein zu sprechen!

Aber kein Alleinsein will er haben, um vielleicht zu einem Liebesabenteuer zu gelangen. Nein, nach Liebessachen, welcher Art sie auch sein mögen, steht der Sinn Alexander Rüdnitz' nicht mehr.

Von dieser Seite kennt er die Frauen zu genau und weiß, daß alles, was mit Liebe zusammenhängt, auch wenn es noch so reizvoll begonnen hat, immer auf dasselbe Ende hinauswill: Enttäuschung, Langeweile, Übersättigung!

Nein, aber die Seele dieser Frau hier bis in ihre Tiefen zu erfassen, das reizt ihn! Zu wissen und zu erfahren, ob hier echtes Gold verborgen ist, oder ob diese jetzt in tiefem Glanz strahlenden Augen, ob diese reine weiße Stirn und dieser lebendige Mund lügen — und ob es ein Irrtum, ein Phantasiegespinst von ihm ist, wenn er zu sehen glaubt, daß etwas hell — und innig Leuchtendes, daß etwas wie ein aus Flammen gewobener Strahlenkranz um das feine Haupt dieser Frau liegt.

Der alte Rüdnitz ist in heißer Begeisterung; ein paarmal blickt er glückselig zu seinem Sohn hinüber, aber der sieht nicht oder will nicht sehen, was im Vater vor sich geht.

Hin und wieder schaut er Friedel Wolter an, der mit einem Gesicht dasitzt, in dem Stolz, Freude und doch ein kleiner Verdruß miteinander kämpfen. Er wirft des öfteren eine Bemerkung in Irmingards Ausbrüche hinein, aber alles, was er sagt, ist blaß und bedeutungslos, und die junge Person, deren Mann er ist, weiß nichts von ihm in dieser Stunde, in der ihr wahres Leben zum Durchbruch gekommen ist.

Dem Menschenforscher Alexander Rüdnitz entgeht nicht das geringste, nicht die kleinste, feinste Nuance all dessen, was er da vor sich sieht. Er ist erschüttert;

er ahnt eine Tragödie, die so groß, so furchtbar werden kann, daß ihm graut.

Ganz plötzlich, fast ein wenig brüsk erhebt sich Friedel Wolter von seinem Stuhl.

„Es ist Zeit, Irmingard! Die Dunkelheit ist längst hereingebrochen!"

Sie erwacht wie aus einem tiefen Traum, sieht sich wie entgeistert im fremden Raume um, begreift allmählich erst die Zusammenhänge, und das heiße Leben in ihren Augen, der Strahlenkranz um ihr Haupt, das Beben der Mundwinkel — all das, was sie heraushebt aus der nüchternen Wirklichkeit, stürzt jählings in sich selbst zusammen.

Bleich wird das Gesicht, die Haltung verliert das Sieghafte und Freie; die Augen blicken fast ängstlich zu ihrem Manne hin.

Der Abschied ist kurz; der alte Rüdnitz nur hat sein kerniges Wesen beibehalten, versichert, daß er glücklich gewesen ist an diesem Nachmittag, und daß er hoffe, noch oft glücklich zu sein, und Alexander verneigt sich vor Friedel und führt die Hand der Irmingard an seine Lippen. Ein Diener schlägt ihnen, als sie im Schlitten sitzen, das Bärenfell um die Knie, dann ziehen die Pferde an, und es geht talabwärts.

Ein Märchen ist versunken!

Die Flügel der Irmingard sind wieder schlaff geworden; müd lehnt sie sich an ihren Mann.

Der streicht ihr über die Wangen, wie ein Vater es tun würde, wenn er ein wild gewesenes Kind beschwichtigen will.

„Irmingard," sagt er zärtlich, „kleine Irmingard!" Aber seine Seele ist belastet von irgend etwas, wofür er keinen Namen und keine Ursache anzugeben vermöchte.

Neunzehntes Kapitel.

Irmingard hält den Kopf in der Hand, an dem sie gearbeitet hat, gleich nachdem sie hier in der Heimat gelandet waren.

Sie prüft ihn und staunt.

War sie das, die das schuf? Haben ihre Hände, hat ihr Kopf, ihre Phantasie diese reinen, tiefen, edlen Linien und Formen erdacht?

Seit zwei Tagen ist ihr Mann in Berlin; man hat ihn zum Beitritt in eine landwirtschaftliche Vereinigung bewogen.

Irmingard hat ihm auf seine Frage: „Du kommst doch mit?" erst mit einem zögernden „Ja" geantwortet.

Sie hat nun so viel von der Welt gesehen, aber Berlin ist ihr noch fremd, und Berlin war doch in früheren Zeiten einmal das Ziel ihrer Sehnsucht gewesen.

Dann aber hat sie andere Entschlüsse gefaßt. Sie kann jetzt nicht reisen.

Der Gedanke, einmal allein in diesem Hause zu sein, mit niemandem sprechen zu müssen, am Abend allein in ihr Zimmer zum Schlafen zu gehen — all das hat plötzlich einen so großen Reiz für sie bekommen, daß die Aussicht auf eine bewegte festliche Woche in Berlin dagegen verblaßt.

Friedel ist einverstanden mit ihrer Weigerung; er weiß ohnehin nicht, ob er genügend Zeit haben würde, sich ihr zu widmen.

Lieber ist es ihm, wenn er zu anderer Zeit, in der er sein freier Herr ist, mit ihr in die Hauptstadt fährt und dann vielleicht wieder ein Stücklein Hochzeitsreise mit ihr erlebt.

Er fährt früh am Morgen fort — so früh, daß die Welt ringsum noch in Dunkelheit gehüllt ist und Irmingard noch in tiefem Schlafe liegt. Er will sie nicht wecken, küßt sie nur leis auf die Stirn und verläßt auf den Zehenspitzen das Schlafgemach.

Irmingard wandert an diesem Morgen in einer seltsam gehobenen Stimmung durchs Haus. Alles scheint ein anderes Gesicht zu haben, scheint freier und heiterer zu sein.

Sie weiß nicht, woher das kommen mag.

Sie ist in diesen letzten Tagen wieder ehrlich bemüht gewesen, die gute, brave Hausfrau zu sein, und auch an diesem Morgen geht sie durch Küche und Milchkammern, spricht mit den Mägden und rechnet mit der Mamsell ab.

Um Mittag aber, als der Tag seinen Höhepunkt erreicht, als alle Geschäfte erledigt sind und die große Einsamkeit um sie her ist, wird ihre Seele von seltsamer Angst heimgesucht.

Erinnerungen kommen ihr; erst weitabliegende Erinnerungen aus Kindheit und Jungmädchenzeit; dann Reiseerinnerungen und dann — — —

Ach es ist quälend — aber immer, immer wieder fühlt sie die Augen des Alexander Rüdnitz vom Gute Friesach auf sich ruhen, und immer ist da ein Aufruhr in ihr, wenn sie daran denken muß.

Welche Macht es dann schließlich ist, die sie zwingt, in jene beiden verlassenen Zimmer, die sie sich zum Arbeiten bestimmt hat, einzutreten, das weiß sie selbst nicht, und sie denkt auch nicht darüber nach.

Aber sie steht plötzlich vor der eigenen Schöpfung und ist fassungslos, will nicht glauben und nicht begreifen, daß sie, die arme kleine Hausfrau Irmingard, einstmals diesen kühnen Kopf zu formen begann — und kämpft mit sich, möchte fliehen, möchte, daß irgendeine Hand da wäre, die sie herauszöge aus diesen beiden Räumen hier — und ist dann doch auf einmal mittendrin im Schaffenkönnen und im Schaffensglück.

Als ob nie eine Störung stattgefunden hätte, führt sie die Arbeit am begonnenen Werk fort, vergißt die Welt ringsum, weiß nur noch, daß eine große, eine grenzenlose, unaussprechliche Seligkeit und Dankbarkeit in ihr ist, und arbeitet und schafft, bis der Tag zum Abend wird, bis die letzten Lichter erloschen sind, und bis von irgendwoher eine Glocke sie daran erinnert, daß sie die Herrin eines großen, wohlgeordneten Hauswesens ist, und daß man ihrer wartet.

Am nächsten Morgen treibt wieder die Pflicht sie in Küche, Hof und Milchkammer hinab; sie spricht mit den Leuten und trägt ihr braves schlichtes Wollkleid. Um Mittag aber ist sie bei ihrem Kopf, und die Hände fliegen, und die Augen leuchten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Handschuh

Der Handschuh, der in unsern Tagen im Gesellschaftsleben infolge der Lederknappheit eine untergeordnetere Rolle spielt und nur ein Gebrauchsgegenstand geworden ist, nahm in früheren Jahrhunderten einen wichtigen Platz im Kulturleben ein. Er hatte neben seiner praktischen auch eine symbolische Bedeutung. Einem den Handschuh ins Gesicht zu schleudern, bedeutete eine tödliche Beleidigung. Den Fehdehandschuh jemandem zuzuwerfen, war oft der Beginn jener vielen Kämpfe, bei denen die großen und kleinen Dynasten des Mittelalters das Land verwüsteten.



Wie wichtig dem Volksempfinden der Gebrauch des Handschuhs erschien, spricht sich auch vielfach in den Sagen aus. Als z. B. der Graf von Pyrmont die schöne Wassernixe, die zu einem Bankett in sein Schloß kam, festhalten will, löst er leise während des Tanzes den rosenfarbenen, perlengestickten Handschuh, das Abzeichen ihrer Herkunft, von ihren zarten Fingern und macht sie dadurch seinem Willen untertan. Und die Ahnfrau der Hohenzollern, die weiße Frau, wird in weißen oder schwarzen Handschuhen gesehen, je nachdem sie Gutes oder Schlimmes den Nachkommen ihres Hauses zu verkündigen hat.

Den Handschuh kannte schon das Altertum, doch galt er den Römern als Zeichen der Verweichlichung und fand erst allgemeine Verbreitung, als der asiatische Luxus auch in das Abendland einzudringen begann. Im frühen Mittelalter trugen den Handschuh hauptsächlich die Könige, die hohe Geistlichkeit und die Ritter. Bei letzteren war er häufig das Symbol für ihre Belehnung oder Standeserhöhung. Bei den Bischöfen bildet er einen Teil ihres Ornats.



Spanischer Handschuh, 16. Jahrh. (South Kensington Museum, London.)

Der Handschuh im Wappen einer Familie oder einer Stadt bedeutete eine besondere Gerechtsame, z. B. das Münzrecht oder dergleichen. Darum finden wir ihn, oft irrtümlich für eine Hand angesehen, so häufig in den Wappen der Städte.

Ein Paar Handschuhe aus purpurrotem Seidenstoff, mit Gold verziert, war dem deutschen Kaiser bei der Krönung zu seiner feierlichen Einkleidung unerläßlich.

Der Handschuh wurde vielfach in vergangenen Jahrhunderten als besonderes Zeichen der Huld von Königen und Fürsten ihren Günstlingen und Anhängern zum Geschenk gemacht. Doch auch um die Gunst von Königinnen wurde mit der Gabe des Handschuhs geworben. Als der Kardinal Richelieu — die rote Eminenz — Maria von Medici seinen Plänen in einem besonderen Falle günstig stimmen wollte, ließ er ein halbes Dutzend kostbarer Handschuhe aus Rom kommen und machte sie der Königin zum Geschenk. Aber wie die Gunst, so bemächtigte sich auch der heimlich schleichende Haß des Handschuhs, um ihn zur gefahrbringenden Gabe zu machen. Im Italien der Renaissance war es ein sehr beliebter Brauch bei den Borgia oder den anderen, kleineren Machthabern, vergiftete Handschuhe mit höfisch-schmeichlerischen Worten denen zu übersenden, die man beseitigen wollte und nicht offen anzugreifen wagte.

Ein leiser Schauer überkommt uns beim Anblick des Handschuhs von König Heinrich VIII., dem englischen Blaubart auf dem Thron. Und wir fragen uns, ob seine Hand damit bekleidet war, als er eins seiner zahlreichen Todesurteile, „aus Gewissenhaftigkeit", unterzeichnete.

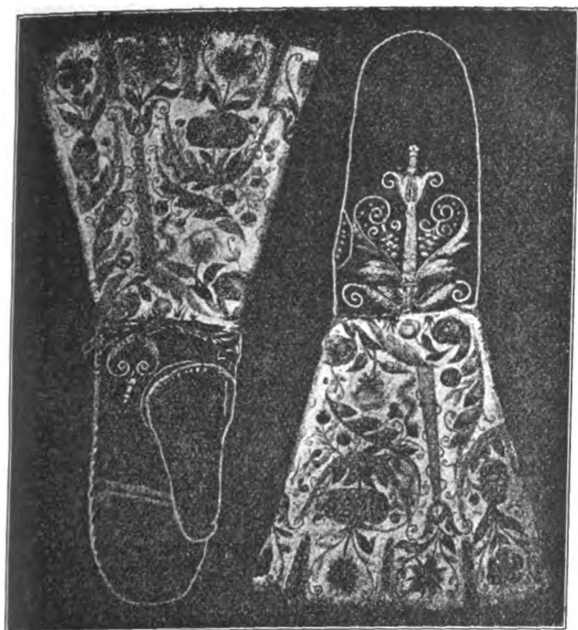
Bei den meisten Handschuhen aus alter Zeit fällt es in die Augen, daß sie aus Stoff und nicht aus Leder angefertigt sind und sich der Hand nicht in dem Maße anschmiegen, wie es der moderne Handschuh tut, sondern ganz weit und lose um die Hand gesessen haben müssen. Auch endigte der Handschuh vom Handgelenk ab meist in einer breiten gestickten oder sonst verzierten Stulpe. So der Handschuh Oliver Cromwells, den eine reiche Fransengarnitur abschließt, oder der spanische Handschuh aus dem 16. Jahrhundert mit der kostbaren, reliefartigen Stickerei, der an der Seite mit Seidenschnüren geschlossen wurde.

Die Stahlhandschuhe des Mittelalters wurden zum Kriege oder auch zur Jagd getragen. Die Innenfläche der Hand war zum Schutz der Haut meist aus Stoff oder Leder hergestellt. Eine unserer Abbildungen zeigt einen solchen Handschuh von ganz besonders schöner Arbeit. Er ist aus dem 16. Jahrhundert und befindet sich im Tower in London. Die Stahlstulpe ist damasziert und die Schienen um die Biegung der Hand so fein ineinandergefügt und gegliedert, daß man meint, es sei gar nicht so unbequem, ihn über die eigene Hand zu ziehen. Weit plumper und ungefüger sind die Eisenhandschuhe früherer Zeiten. Dann wieder bewundern wir die Kunst, mit der der maurische Kettenhandschuh unserer Abbildung hergestellt ist.



Maurischer Kettenhandschuh. (Castle Museum, London.)

Erst seit dem 13. Jahrhundert wurde für die Frauen das Tragen von Handschuhen allgemeiner. Man fertigte diese aus Leinen oder aus Seide an, und sie bedeckten

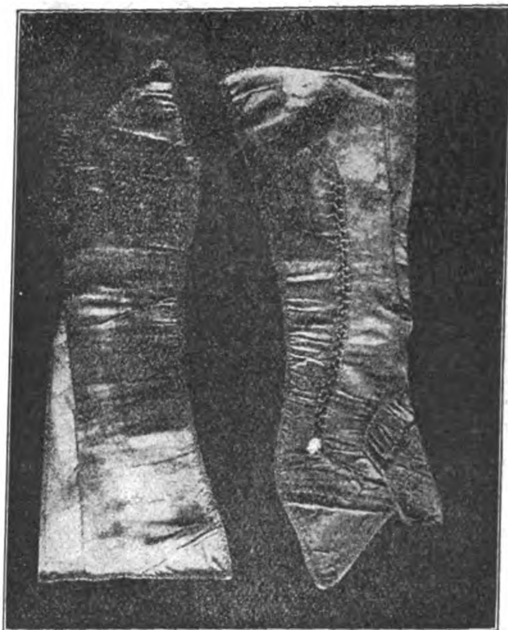


Kostbar gestickte Handschuhe der Margaret Edgamut, Geschenk der Königin Elisabeth.



Handschuh Heinrichs VIII. (Ashmolean Museum, Oxford.)

Handschuh Oliver Cromwells.



Handschuhe aus gelber gewebter Seide, 18. Jahrh. (Edinburgh Museum.)



Eiserner Handschuh, erste Hälfte des 16. Jahrh. (Tower, London.)

meist den Arm bis zum Ellbogen hinauf. Oft sind es Fäustlinge, bei denen nur der Daumen, nicht die übrigen Finger, ein eigenes Gehäuse hat, dann wieder sind es Halbhandschube, aus denen die Fingerspitzen hervorsehen. So der besonders hübsche und zierliche Handschuh aus dem 18. Jahrhundert, der mit einem Hohlsaum und reicher Stickerei versehen ist. Später kamen dann auch für Frauen die Lederhandschube auf, meist aus Sämischleder, das unter dem Namen Waschleder auch in unseren Tagen sehr beliebt ist. Die Haut von Ziegen, Schafen, auch Gemsen, Reben und Hirschen wird durch Zusatz von Fetten ganz besonders geschmeidig und weich gemacht und verliert diese Eigenschaft auch nicht durch Waschen mit Wasser.

Noch in den Tagen unserer Mütter war es unmöglich, daß eine Dame in Gesellschaft oder auf der Straße ohne Handschuhe erschien. Und gar zum Tanz dem Partner die unbekleidete Hand zu reichen, hätte die alten Tanzmeister gewiß mit Schauder erfüllt.

Der gewirkte Handschuh, wie er aus Wolle oder Mako jetzt so viel, auch von eleganten Damen, aus Sparsamkeitsrücksichten getragen wird, war vordem ein wenig verpönt.

Der allermodernste Lederhandschuh ist nun wieder sehr kostbar geworden. Man zieht sozusagen über jede Hand den Wert eines Hundertmarkscheines. Gäbe es noch Fürstinnen, so könnten sie wieder, wie in früheren Zeiten, als wertvolles Geschenk ihren Bevorzugten und Günstlingen den Handschuh verehren.

Jüngst sah ich in einem großen Handschuhhaus die neuesten Erzeugnisse der Industrie auf diesem Gebiete. Sie waren wie Museumskostbarkeiten eingeschlossen in einen Glasschrein und prangten in buntesten Farben — Lila, Russisch-Grün und leuchtendem Braun. Das Material war feinstes Dänisch Leder, und auf dem Handschubrücken waren in weißer Kordonettseide drei dicke Raupennähte aufgestickt, die lila Handschuhe mit feinen Goldfäden durchzogen. Apart und neu war bei einigen der Verschluß durch eine kleine Schnalle, an Stelle der sonst üblichen sehr großen Perlmutterknöpfe. In diesem Falle ist der Handschuh als Schlupfhandschuh zu denken, dem die Schnalle am Handgelenk den Abschluß gibt. Eine Laune der Mode will es, daß der Handschuh nicht mehr in der Farbe passend zum Kostüm gewählt wird, sondern im Gegenteil möglichst abweichend, damit das augenblicklich so beliebte Grellfarbige in der Kleidung hervorgerufen wird. Doch auch der ruhige Geschmack kann sein Recht finden. Sehr vornehm wirkten z. B. schwarze, mit weißen Nähten verzierte Handschube.

Frieda v. Oppeln.

Literatur und Kunst.

Hamburg in der Dichtung der Neuzeit. / Von Paul Wittko.

Mit beispiellos bewunderswürdiger folgerichtiger Beharrlichkeit, unermüdlicher geistiger Spannkraft, Geduld und Emsigkeit hat Hamburg, wie im Altertum das blühende Karthago, in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege den Welthandel an sich zu locken verstanden. Seine Handelsflotte umspannte den Erdkreis, trachtete nach friedlicher Völkervereinigung und nach Welteroberung auf dem Wege des Austausches. Hamburg war eine der reichsten Städte. Wo aber Reichtum ist, das ist auch Muße, und wo Muße ist, da ist man auch stets wohlgeneigt den Wissenschaften und Künsten. Der Handel war es, unterstützt von Kunst und Wissenschaft, der recht eigentlich die Welt aus ihrer Barbarei gezogen hat. In der Handelsstadt Hamburg wurde mitten im Kriege eine ausschließlich der ernsthaften literarischen Produktion gewidmete, allem Konzessionsschulzentum abholde Bühne eröffnet. Unmittelbar nach dem Kriege erhielt Hamburg eine längst umfangreich fundierte Universität und konnte der während des Krieges geförderte Verdoppelungsbau der Kunsthalle eingeweiht werden. Gewiß sind in einer Handelsmetropole Künste und Wissenschaften das Sekundäre. Aber die Lebensarbeit von Männern wie Alfred Lichtwarck und Justus Brinckmann, diesen Erweckern von Kunstgefühl, diesen großen Anregern von Kunstliebe und Kunstverständnis, ist überaus fruchtreich gewesen. Hamburgs umsichtiges Kunstsammlertum und großzügiges Mäzenatentum stehen einzig in Deutschland da. Und wo es Mäzene gibt, da fehlen seit alters auch nie die Vergile.

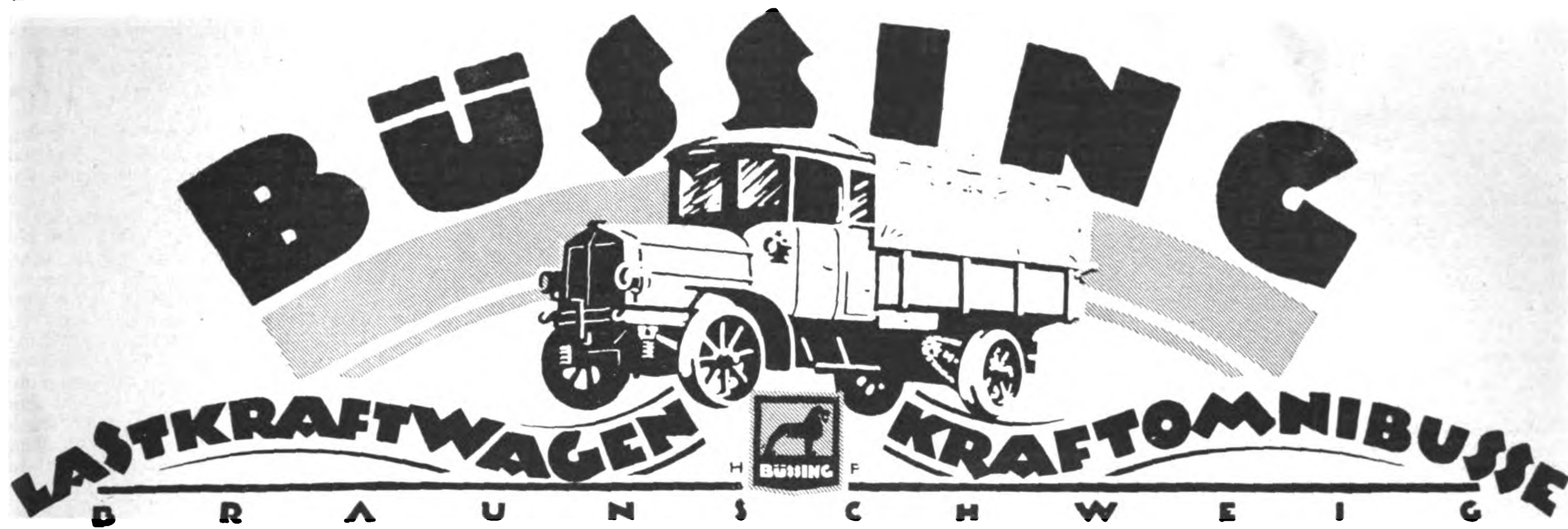
Es versteht sich von selbst, daß See und Übersee, Handel und Schiffahrt, Fischerei und Hafen in der hamburgischen Literatur Hauptrollen innehaben, und daß, wie der Hamburger seine untrügliche Eigenart besitzt, die hamburgische Dichtung ihr eigenes Stilgepräge hat. Kein Binnenländer, weder Rudolf Herzog in seinen weltweiten großdeutschen „Hanseaten" (Cotta in Stuttgart) noch Gerhard Ewald Seeliger, der Balladendichter, noch Kurt Küchler in seinem lebensvollen Seefahrerroman „Steuermann Holk" (Hammerich u. Lesser in Altona), noch der warmblütige und humorvolle Erzähler Wilhelm Poeck, die gemütvolle Luise Westkirch, der volksbewußte und volkstümliche Dramatiker Paul Zober („Die Heimatscholle"), der oberflächliche, aber angenehme Massenunterhalter Fritz v. Briesen und all die anderen Landratten, die hamburgisches Leben und hamburgischen Handel und Wandel mit mehr oder minder Glück und Geschick literarisch dargestellt haben, vermochten je den dunklen Kräften des benachbarten und darum so einwirkungsreichen Meeres, die nicht nur unser Naturgefühl ergreifen, sondern auch Erscheinung, Charakter und Temperament bestimmen, so machtvolle dichterische Ausdrucksform zu geben wie die Besten der echtbürtigen Niederdeutschen, wie der dithmarsische Gustav Frenssen, wie sein talentvollster und allem Anscheine nach über den Meister bald hinauswachsender Schüler Hans Friedrich Blunck und der kraftvoll naive, kindliche, innige Gorch Fock, der junge Seeheld vom Skagerrak. Frenssens langsam zum Hamburger Weltkaufmann aufwachsender Tagelöhnersohn aus altem Holstengeschlechte „Klaus Hinrich Baas" (Grote in Berlin) und die ihm ebenbürtigen Frauen haben die straffe Hochstämmigkeit, die seefrische, geistige und körperliche Unverdorbenheit, die gesunde Sinnlichkeit des unvermischten Niederdeutschtums. Des von der Hamburger Fischerinsel Finkenwärder stammenden Gorch Fock Roman „Seefahrt ist Not" (Glogau in Hamburg) ist das Widerklingen einer Seele voll salzig würziger Seeluft und Wellenrauschen, voll jauchzender Meeresliebe, ist erfüllt vom wilden Atem des Wasserwindes. Da ist fachmännische Seefahrt unvergleichlich belebt und durchseelt, da meint man den Dünensand knirschen, den Sturm pfeifen zu hören, da ist strahlende Sprachreinheit von erquicklicher Schlichtheit. Und des Altonaers Blunck „Totentanz" (Westermann in Hamburg) ist von ähnlicher böiger Rauhborstigkeit, ist im Stil durchaus konform der herben heimischen Landschaft. Focks und Bluncks Persönlichkeit, ihre Dichtung und ihre heimatliche Erde stellen eine untrennbare Synthese dar. Nach Focks beklagenswert frühem Tode ist Blunck unzweifelhaft der stärkste großhamburgische Erzähler der jüngeren Generation. In ihm, wie in seinem Totentanz-Helden, dem jungen Hamburger Kord Gehrken, wie in seiner Ausdrucksform ist beherzte, mannhafte Steifsinnigkeit, ist noch etwas von der alten germanischen Urkraft. Und wie er schwerflüssiger und schwersinniger ist als Frenssen, wie seine besinnlichen Menschen von wuchtigerer Massivität sind als die seines literarischen Paten, so ist er der unvergleichlich größere Naturmaler, der farben- und regungsempfindlichste Landschafter unter den niederdeutschen Erzählern. Keine größeren Gegensätze zwischen der formvoll gepflegten, geschmeidig geschliffenen, lyrisch kostbar perlenden Art der besten Süddeutschen, Hermann Hesse, Hans Heinrich Ehrler und Bruno Frank und ihren Trabanten — und der balladesk blutvollen, ungestüm aufrührenden, leidenschaftsdurchtobten, drangvoll gärenden Tatkraft der besten jüngsten Niederdeutschen Fock und Blunck.

Der Cuxhavener Emil Frithjof Kullberg, eins der feinsten Talente im literarischen Hamburg der Gegenwart, behandelte in zwei seiner Romane Hamburger Großkaufmannstum. Wohl schildert sein erster Roman „Ludwig Bösenberg & Co." aus dem Jahre 1906 typisches Hanseatentum in seiner Charakterstärke, Entschlossenheit und Ausdauer, seiner nicht einzuschüchternden Energie und weitblickenden Betriebsamkeit wie in der Betätigung seiner Daseinsfreude. Doch im Technischen trägt das Buch noch die Spuren des Anfängertums. Dagegen ist die Erzählung „Geist von gestern" (Westermann) aus dem Jahre 1917 die gefühls- und geistesfeine, mit vornehmer Sprachkultur geschaffene, wunderlich ergreifende Geschichte des letzten Abkömmlings einer Hamburger Großkaufmannsfamilie, eines Handelsherrn von vollendeter innerer Wohlgestalt, aber abschreckender äußerer Mißgestalt.

Zwei Hamburger Dramatiker, der aus dem Vororte Großborstel stammende, früh verstorbene Fritz Stavenhagen und Hermann Boßdorf, haben elementare Alltagstragik großhamburgischen Fischer- und Kleinleutelebens für die Bühne zu gestalten unternommen. Stavenhagen gelang in der „Mudder Mews" die volllebendige Verkörperung eines sowohl bösartigen als auch bösmäuligen Sondertyps schwerlebigen und schwer mit sich leben lassenden Volkstums. Und der vielversprechende, heute jedoch noch unbestimmbare Boßdorf hatte den Ehrgeiz, in seinem „Fährkrog" so etwas wie das ganze Erdendasein des Durchschnittsmenschentums der Wasserkante zu versinnbildlichen, indem er vor einem jungen Proletarier den Versucher in mancherlei Gestalt erscheinen läßt, dessen Künsten aber die Selbstsicherheit und Sittenfestheit des Hamburger Jungen standhalten. Stark herausleuchtendes Talent, auch zu dramatischer Architektonik, und unverkennbare Stilunsicherheit halten sich hier noch die Wage.

Die spezifisch hamburgische Kommerzienbichtung hat sich im Hinblick auf den bis zum Kriege herrlichster, sonnenbestrahlter Erfüllung entgegenreifenden Blütentraum von unserer politischen Zukunft auf dem Weltmeer erst in den drei letzten Lustren voll entfalten können. Bis dahin war auch die hamburgische Literatur gemäß der gesamten deutschen Binnenlandgeschichte eines armen Acker- und Kleingewerbevolkes nicht viel verschieden von der an Sehweite und Armkraft gehemmten, typischen deutschen papiernen Zaunkönigsdichtung. Der Vernichtungsfriede von Versailles vermag den erwachten Weltgeist des Deutschen, insonderheit des Hamburgers, nicht auszutilgen. Hamburgs Dichter werden nimmermehr zu Stubenpoeten werden.

(Fortsetzung von „Literatur und Kunst" siehe S. 438 ff.)



Lehrer * Behörden * Aerzte

Die Volkskrankheiten

Skrofulose, Rachitis, (Englische Krankheit), Tuberkulose

werden nach den fachärztlichen Erfahrungen der letzten Jahre teils sicher geheilt, teils erheblich gebessert durch die billige, bequeme und schnell wirkende Ultraviolett-Therapie mit Künstlicher Höhensonne — Original Hanau. Diese Ultraviolettbestrahlungen, der Hauptheilfaktor der Hochgebirgskuren, wirken wie ein längerer Aufenthalt in den Hochgebirgsorten und haben eine derart kräftigende Wirkung auf den krankheitsgeschwächten Organismus, „dass sie darin jedes andere Mittel weit übertreffen" (Zitat aus einer fachwissenschaftlichen Publikation von Prof. Dr. König, ordentl. Professor der Chirurgie an der Universitätsklinik in Marburg). Der gekräftigte Organismus wird durch die Ultraviolettbestrahlung mit Künstlicher Höhensonne — Original Hanau — wiederum — wie es beim Gesunden der Fall ist — instand gesetzt, sich gegen den Krankheitsangriff zu wehren und natürliche Gegengifte gegen die Krankheitsstoffe zu bilden (Selbsthilfe des erkrankten Körpers — daher natürlichste Heilmethode). Dieses bequeme und billige Heilmittel sollte **jedem Kranken bei seinem Arzt, jedem Unbemittelten durch die Stadt oder Gemeinde, jedem Schulkind in den Schulen** (aber nur bei dauernder Bewachung der Bestrahlungen durch den Facharzt — den Höhensonnenarzt —) zur Verfügung stehen. Jeder Volksfreund, dem die Volksgesundheit am Herzen liegt, die durch die Hungerblockade in so erschreckendem Masse gelitten hat, jeder Arzt, Politiker, Stadtverordnete, Lehrer, alle Eltern unterernährter, blasser, schwächlicher und deshalb skrofulose- oder tuberkulosegefährdeter Kinder sollten sich durch Studium nachstehender Schriften mit dem grössten medizinischen Erfolg des letzten Jahrzehnts, mit der Ultraviolett-Therapie durch Künstliche Höhensonne — Original Hanau —, vertraut machen:

1. „Der Feind nach dem Kriege. Unsere grösste Gefahr: die Tuberkulose" von Hippolyt Meles . Mark 2,30
2. „Skrofulose, ihre Ursachen, Bedeutung und Heilung" von Dr. med. Thedering . . . . Mark 2,90
3. „Die Behandlung der Rachitis durch Ultraviolettbestrahlung" von Dr. Kurt Huldschinsky . . . . Mark 3,40

Bestellen Sie diese Schriften **sofort** beim SOLLUX VERLAG, HANAU, Postfach 157 (Versand nur gegen Nachnahme.) Alle 3 Schriften zusammen Mark 7,10 Nachnahme.

Wichtig für Kranke!

Wenn andere Heilmethoden versagen, erzielt die Ultraviolett-Therapie mit Künstlicher Höhensonne — Original Hanau —, der Hauptheilfaktor der Hochgebirgskuren, noch Erfolge auf fast allen Krankheitsgebieten.

Künstliche Höhensonne
— Original Hanau —

Erhebliche Abkürzung der Behandlungs-(Krankheits-)Dauer! Größter medizinischer Erfolg des letzten Jahrzehnts! Verlangen Sie „Aufklärungsschrift für Nichtärzte" kostenlos.

Fragen Sie Ihren Arzt!

Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H., Hanau, Postfach 242.

Die Schutzrechte und Fabrikationsverfahren zur Herstellung der Bestrahlungsapparate „Künstliche Höhensonne" werden für nachstehende Länder vergeben:
Vereinigte Staaten von Amerika, Kanada, England, Japan, Frankreich und Belgien, Italien, Spanien.


Schrank „Dante"

ZEISS
Union-Bücherschränke
aus einzelnen Abteilen
Immer fertig — Nie vollendet!
Katalog 377 portofrei
Heinrich Zeiss
(Unionzeiss)
Frankfurt a. M.

Das Beste zur Pflege der Zähne



Überall erhältlich.
Chem. Werke Richter & Hoffmann G. m. b. H.
Berlin W 57, i. Deutschen Zahnärztehaus.

Türpuffer
gegen das
Zuschlagen v. Zimmertüren
tausendfach empf., in 3 Größen bronziert, weiß u. vernick. durch
C. Hülsmann, Freiburg i. B. 2.

„Welt-Detektiv"
Auskunftei **Preiss**, Berlin W 78, Kleiststr. 36 (Hochbahnh. Nollendorfplatz) Tel. Kurfürst 4548.
Beobachtungen (auf Reisen, in Bade-Kurorten usw.). Ermittlung speziell in Zivil- u. Strafprozessen! In- und Ausland.
Heirats-Auskünfte
über Vorleben, Lebenswandel, Verkehr, Gesundheit, **Einkommen, Vermögen, Mitgift** usw. an allen deutschen, ausländischen, überseeischen Plätzen. **Diskretion! Zuverlässigkeit!** Tausende freiwillige Anerkennungen.

Das Kleinwohnhaus der Neuzeit. Von Prof. Dr. ERICH HAENEL und Baurat Professor HEINRICH TSCHARMANN. Lexikonoktav. 287 Seiten Text mit 308 Grundrissen, Abbildungen und Lageplänen sowie 16 farbigen Tafeln. Geb. 20 Mk. **Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig 26, Reudnitzer Str. 1-7.**

Feiner Weinbrand „Urstück"
Jacob Stück, Nachfolger Weinbrennerei Hanau a/M.

Literatur und Kunst.

(Fortsetzung von Seite 436.)

Schattenspiel. Schmerzlicher Beruf des Dichters, inmitten ungeliebter Gegenwart mit seinen armen Händen geliebte Schatten der Vergangenheit aus stillen Gräbern zu erwecken, Sinn und Unsinn ihres Daseins dem unbelehrbaren Menschengeschlecht vorzuhalten! Da ist ein Büchlein von Ilse Reicke „Der Weg nach Lohde" (Verlag August Scherl, Berlin), das behandelt das Schicksal der kleinen braunschweigischen Prinzessin, die in Rußland ein rätselhaftes Ende fand. Zu viel dekoratives Rankenwerk, das vom Seelischen und Schicksalmäßigen der kleinen wehrlosen Dulderin ablenkt: Maskenbälle und Spaziergänge durch verschwiegene Parkalleen, Hoffeste und prunkvolle Empfänge, Schlittenfahrten, galantes Getändel und häusliche Brutalität, Hofklatsch und feudaler Müßiggang — ein Stückchen nordisches Rokoko um ein zierliches Porzellanfigürchen, das unter plumpen, harten Fingern zerbricht. Manchmal wird man in weitem Abstande an Jacobsens „Frau Marie Grubbe" oder an Selma Lagerlöfs „Gösta Berling" erinnert. — Etwas von Glanz und Fülle des Griechendaseins beschwört der dänische Dichter Sophus Michaelis in seinem neuesten Roman „Hellenen und Barbaren" (Deutsche Übersetzung von Ida Anders; Verlag Erich Reiß, Berlin). Aber über dem Ganzen liegt es wie ein leichter Silbernebel, aus dem nur hin und wieder ein bunter, sonnenheller Fleck auffetzt. Narkissos, der Held, der aus rauhem Bergland niedersteigt, um nach flüchtigem Gastspiel im leuchtenden Athen unter den Dreihundert des Leonidas für das karge Sparta zu fallen, geht gleichsam im voraus schon den Weg der abendländischen Menschheit aus dem arkadischen Idyll durch die lebensfreudige Anmut hindurch zu spröder Kraft, nüchterner Entsagung und schließlichem Opfer. Mächtig und mahnend aber erhebt sich die Idee der Freiheit über dumpfe Perserfklaverei. — Auch Alfred Marquards Roman „Die Liebe des Spartakus" (Türmerverlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart; 5. Auflage) behandelt ein Stück antiker Geschichte, den berühmten Sklavenaufstand. Das Werk macht von seiner

Aktualität einen sehr mäßigen Gebrauch und bewegt sich auf der mittleren Linie etwa zwischen Felix Dahn und Sienkiewicz' „Quo vadis", aus guter Kenntnis des römischen Lebens, doch ohne besondere sprachliche Kultur, bemüht, eine Anzahl farbiger Sittenbilder zur Einheit der historischen Begebenheit zusammenzudrängen. — Eine fleißige Rekonstruktion bildet auch der Roman von Alfred Semerau „Prinz Louis Ferdinand" (Verlag Richard Bong, Berlin), eine liebenswürdige Charakterstudie mit gewissenhaften Milieuschilderungen aus Alt-Berlin; aber man wird den Eindruck nicht los, daß alle diese sorgfältig zusammengetragenen Liebesintrigen und politischen Ränke wie die Gesellschaftsschilderungen mit ihrem literarischen Salonklatsch vom Geist jener Tage doch nur ein schwaches Abbild erwecken können. — Auch Friedrich Frekſas Briefroman „Freiheit" (Ullstein-Verlag, Berlin), reich an deutender Reflexion und geisterndem Empfinden, arm an fortschreitenden Begebenheiten, trägt mehr das Kleid als den inneren Charakter einer vergangenen Epoche: Mageres Erlebnis, mit großen Worten verbrämt, in einem gezierten Papierdeutsch, das den Zeitstil recht unzulänglich wiedergibt. — Hans v. Hülsen läßt seinem Platenroman einen Band Erzählungen folgen: „Versprengte Edelleute" (Verlag Morawe & Scheffelt, Berlin). Bei aller formalen Gepflegtheit wieder der eklektisch-dilettantische Grundzug des früheren Werkes. Vorzeitiges Erlahmen vor dem entscheidenden Aufschwung, frühzeitige Resignation, rückgewandter Romantizismus, der keine rechte Einstellung zum Leben finden kann. Eine geschmackvolle Anhäufung unwesentlicher Konversation. Alles zufällig, vereinzelt, unpersönlich, menschlich bedeutungslos, weil die letzte Zusammenfassung fehlt. — „Sonderbare Heilige" sind es, denen Thea v. Harbou ihr neues Novellenbändchen (Verlag August Scherl, Berlin) widmet; und der Waschzettel des Verlages stellt der Dichterin das schöne Zeugnis aus, sie sei „schnell auf den Gipfel des Ruhms gelangt" — das heißt wahrscheinlich in den Romanteil der „Berliner Illustr erten". Vielleicht etwas zu schnell, denn hier ist alles trotz seiner Gesuchtheit gar zu geläufig und geglättet, um wirkl ch zu überzeugen. Nur in „Sieben Teufel am Werk" und in der „Heimkehr", da zuckt ein echter Ton auf; das ist keine Mache. Und die „Erlösung" erinnert fast an Ernst Heilborns schöne stille Großstadtlegenden. — In eine Welt, die es auch nicht mehr gibt, führt





Adam Karrillon: „Sechs Schwaben und ein halber“ (Verlag G. Grote, Berlin). Die Geschichte einer Ostasienfahrt vom Standpunkt des trunk- und wetterfesten Weltbummlers aus, der überall einen guten Tropfen im Kreise gleichgesinnter Landsleute und allerhand billige Abenteuer am Wege findet und nach der Rückkehr daheim sein Tagebuch mit mehr burschikoser Frische als eigentlicher Kunst zum Roman zurechtschneidert. — Auch Felix Janoskes „Fremdes Herdfeuer“ (Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig) hat diesen romanhaft redigierten und verputzten Tagebuchcharakter; ein recht anständiges, immer noch lesbares und beherzigenswertes Kriegsbuch mit Schilderungen aus einem Offiziersgefangenenlager in Deutschland. Wohltuende Sachlichkeit und auswägende Gerechtigkeit sind die Vorzüge des Buches, die nur hier und da durch eine gewisse Lehrhaftigkeit etwas beeinträchtigt werden. — Über der durchschnittlichen Erbauungs- und Belehrungsliteratur steht „Der Roman eines Missionars“ von George Sagehomme, deutsch bearbeitet von Rud. Schütz S. J. (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.), eine anspruchslose Erzählung für die katholische Jugend voll schlichter Ehrlichkeit und Kraft des inneren Erlebnisses. Vielleicht würden die Schicksale des frommen Gottesboten im Kampf gegen eine mörderische Fieberwelt noch eindringlicher und überzeugender wirken, wenn die tatsächlichen Erlebnisse aus dem afrikanischen Missionsleben allein für sich sprächen und die etwas simplen Geschichten von bekehrten „Freigeistern“ und Weltkindern zur höheren Glorifizierung des gläubigen Jünglings ganz fehlen würden. — Ganz im engen Bezirk des Heimatgaues hält sich „Der Mensch des Rechts“ von Robert Walter (Verlag Egon Fleischel, Berlin), ein düsteres Nachtbild aus der Vergangenheit Dithmarschens, das dem Vorwurf, aber nicht der Erzählungskunst nach an Kleists „Michael Kohlhaas“ erinnert. — Ein trauriges Kapitel der Weltgeschichte weckt Fritz Pistorius mit seinem Jugendbuch „Im Banne des Sonnenkönigs“ (Verlag Trowitzsch & Sohn, Berlin). Man sollte eigentlich vor unserer Jugend nicht immer wieder die Schande der Menschheit, das ewige Gemälde von Blut und Greueln aufrichten. Besser und klüger wird doch niemand davon; allzuviel hat sich noch nicht geändert seit den Tagen des Heidelberger Schloßbrandes.

Dr. Karl Bland.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I. Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich



VERLAG J. J. WEBER LEIPZIG

Nr. 4033

Einzelpreis 6 Mark (Vierteljährlich 30 Mark)

155. Band

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Forſchungsinſtitut für Textilinduſtrie in Dresden. Auf die Notwendigkeit der Errichtung beſonderer Forſchungsſtellen für die Textilinduſtrie iſt bereits vor dem Kriege von verſchiedenen Seiten hingewieſen worden; man erkannte, daß dieſer Induſtriezweig im eigenen Intereſſe eine innige Verbindung mit der wiſſenſchaftlichen Forſchung eingehen müſſe. Dieſe Forderung wurde mit der durch den Krieg aktuell gewordenen Frage der Erſatzfaſerſtoffe dringend und führte zur Gründung von Textilforſchungsſtätten. In Sachſen, der textilinduſtriereichſten Gegend Deutſchlands, hat beſonders die Dresdner Techniſche Hochſchule von jeher die Textilinduſtrie in erſter Linie berückſichtigt, ſowohl in mechaniſcher als auch in chemiſcher Richtung. Ihre technologiſche Sammlung für die Faſerſtoffinduſtrie iſt wohl die größte und reichhaltigſte des Kontinents. Um das Streben nach wiſſenſchaftlicher Förderung unſerer Textilinduſtrie hat ſich Geheimer Hofrat Ernſt Müller, ordentlicher Profeſſor an der Techniſchen Hochſchule zu Dresden, beſonders verdient gemacht. Unter ſeiner wiſſenſchaftlichen Leitung ſteht nun auch das Deutſche Forſchungsinſtitut für Textilinduſtrie in Dresden, das, nachdem es vom „Verein zur Errichtung eines Deutſchen Forſchungsinſtituts für Textilinduſtrie, e. V.", gegründet worden war, bereits im Januar 1918 ſeine Tätigkeit begann. Der Verein bildet das wirtſchaftliche Rückgrat des Inſtituts, von ſeiten der deutſchen Textilinduſtrie werden ihm namhafte Beträge zur Verfügung geſtellt, auch die ſächſiſche Regierung hat dem Verein eine einmalige Zuwendung von einer Million Mark gemacht und gibt einen jährlichen beträchtlichen Zuſchuß. Ferner hat die Stadt Dresden ein großes Baugelände koſtenfrei überlaſſen, auf dem die Neubauten des Inſtituts, ſobald es der Baumarkt geſtattet, errichtet werden ſollen. Vorſitzender des Vereins iſt der verdienſtvolle Textilinduſtrielle Kommerzienrat Claviez, Adorf i. V. Ein Finanzausſchuß, ein Werbeausſchuß und ein wiſſenſchaftlich-techniſcher Beirat, dem namhafte Gelehrte und Fachleute angehören, ſind dem Verein angegliedert. Das Inſtitut teilt ſich in vier Hauptabteilungen: in die Technologiſche Abteilung, die in Räumen des ehemaligen Arſenals in Dresden untergebracht iſt und von Geheimrat Profeſſor Ernſt Müller geleitet wird; in die Chemiſch-Phyſikaliſche, der Profeſſor Dr. P. Krais vorſteht und der ein Analytiſch-Präparatives Laboratorium unter Leitung von Profeſſor Dr. P. Waentig ſowie eine Bakteriologiſche Unterabteilung angegliedert ſind; in die Biologiſche Abteilung, für die ein Grundſtück in Bühlau bei Dresden erworben und für deren Leitung Profeſſor Dr. A. Herzog kürzlich gewonnen worden iſt, und endlich in die Literariſche Abteilung unter Leitung von Dr. A. J. Kiefer; dieſe und die Chemiſch-Phyſikaliſche Abteilung nehmen das Haus Wienerſtraße 6 ein. Ferner beſitzt das Inſtitut Verſuchsgelände bei Radeburg und Dresden ſowie ein eigenes Gewächshaus. Die bisher geleiſteten Forſchungsarbeiten des Dresdner Inſtituts hier auch nur anzudeuten, würde viel zu weit führen; über die ſeitherigen Leiſtungen der einzelnen Abteilungen geben die zahlreichen Veröffentlichungen in Fachzeitſchriften ſowie die bisher erſchienenen ſechs „Forſchungshefte" des Inſtituts und die ſeit Februar 1919 erſcheinende eigene Vierteljahrszeitſchrift „Textile Forſchung" Rechenſchaft. Das Inſtitut ſieht ſeine Aufgabe darin, der deutſchen Textilinduſtrie zu helfen, die vom Ausland bezogenen Rohſtoffe zu möglichſt hohen Qualitäten auszuarbeiten, die Wiedergewinnung und Wiederverwertung der Textilien möglichſt hochwertig zu geſtalten und im eigenen Lande möglichſt viel Rohſtoffe und Textilien zu erzeugen. Um der Induſtrie auch in allen brennkrafttechniſchen und wärmewirtſchaftlichen Fragen innerhalb der geſamten Faſerſtoffinduſtrie beratend zur Seite ſtehen zu können, iſt das Inſtitut eine Arbeitsgemeinſchaft mit der „Brennkrafttechniſchen Geſellſchaft E. V." in Berlin eingegangen, dergeſtalt, daß es die Gruppe Textilinduſtrie der genannten Geſellſchaft zur Bearbeitung übernommen und der Abteilung für Wärmewirtſchaft im Dresdner Forſchungsinſtitut angegliedert hat. Von beſonderer Bedeutung für das Dresdner Inſtitut iſt es, daß das am 12. Juni 1920 gegründete „Reichskuratorium zur wiſſenſchaftlichen Förderung der deutſchen Textilinduſtrie", das den Zweck hat, für die beſtehenden Textilforſchungsinſtitute Deutſchlands, die ſich alle verſchieden je nach Art und Größe der ſie umgebenden Textilinduſtrie, meiſtens in einer ſpeziellen Richtung, entwickelt haben, eine zuſammenfaſſende und anregende Zentralſtelle zu bilden, in Dresden ſeinen Sitz und zu ſeinem erſten ſtellvertretenden Vorſitzenden den Vorſitzenden des Dresdner Inſtituts, Kommerzienrat Claviez, gewählt hat.

86. Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Ärzte. Dieſe bedeutſamſte aller deutſchen naturwiſſenſchaftlichen Tagungen fand bei einer Beteiligung von nahezu 3000 Perſonen vom 19. bis zum 25. September in Bad Nauheim ſtatt. Es ergab ſich im Laufe der arbeitsreichen Sitzungen, die ernſten Charakter trugen und wenig von dem Freudvoll-Feſtlichen früherer Verſammlungen an ſich hatten, ein guter Überblick über die Ziele und Ergebniſſe der deutſchen naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen der letzten ſieben Jahre. Denn ſeit 1913 konnte die 1822 in Leipzig gegründete, ſonſt alljährlich tagende Verſammlung infolge des Krieges und ſeiner Folgezuſtände nicht mehr abgehalten werden. Es zeigte ſich, daß im Mittelpunkt der heutigen Naturforſchung die Phyſik ſteht; ſie ſcheint heute berufen, Rätſelfragen der Natur und der Welt in naher Zukunft einer Klärung zuzuführen. Demgemäß hatten die phyſikaliſchen Vorträge ein beſonders großes, zuweilen geradezu fieberndes Intereſſe für ſich. Ihre Themen beſchäftigten ſich im einzelnen mit dem Aufbau von Atom und Molekül, mit Grundlagen und Folgerungen der Relativitätstheorie. In einer gemeinſamen Sitzung der mathematiſchen und aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Abteilung entſpann ſich eine große, vollkommen ſachlich gehaltene Ausſprache über die Relativitätstheorie. Ihr Aufbauer, Einſtein, verteidigte ſie, unterſtützt von verſchiedenen anderen Phyſikern, die ſich als ausgeſprochene Anhänger der Relativitätstheorie bekannten, gegenüber den Einwendungen Lenards, des Heidelberger Phyſikers. Dieſe Ausſprache vor einem großen ſachverſtändigen Forum erinnerte lebhaft an die Disputationen der Gelehrten auf den mittelalterlichen Konzilen. Die übrigen Hauptvorträge befaßten ſich mit dem Stickſtoff, in ſeinen verſchiedenen Beziehungen zur Technik, zur Aufziehung der Kulturpflanzen und zur menſchlichen und tieriſchen Ernährung. Ein ausführlicher, ſehr ernſt und trüb gehaltener Vortrag beſchäftigte ſich mit der Ernährungslage des deutſchen Volkes und den Mitteln, hier Abhilfe und Beſſerung zu ſchaffen. Wiſſenſchaftliche Probleme der Syphilis wurden einer neuartigen Beleuchtung unterzogen, die Rolle der akzeſſoriſchen Nährſtoffe und die Bedeutung der Ödemkrankheit in eingehenden Referaten erörtert. Ein Vortrag gedachte des großen Anatomen und Arztes Veſalius, deſſen 400jährige Geburtstagsfeier im Jahre 1915 infolge der Kriegsereigniſſe nicht begangen werden konnte. Neben dieſen Hauptvorträgen tagten die einzelnen naturwiſſenſchaftlichen Sondergruppen, die in über 500 Einzelvorträgen ihre neuen Errungenſchaften und Arbeitsgebiete darlegten. Die Wahl des Ortes Nauheim als Verſammlungspunktes erwies ſich auch inſofern als ſehr geſchickt, als viele Ärzte die außerordentlich wirkſamen, ſtark kohlenſäure- und kochſalzhaltigen warmen Quellen Nauheims zum erſtenmal ſelbſt ſehen und kennenlernen konnten, was wohl als dauernder Gewinn für ihre Behandlungsmethode zu buchen iſt. Große Freude erregte bei der Verſammlung die Mitteilung, daß die Zoologiſche Station in Neapel von der italieniſchen Regierung an ihren früheren Beſitzer, die Familie Dohrn, wieder zurückgegeben werden ſoll. Damit wäre eine vielen Deutſchen bekannte Mittelmeerforſchungsſtätte der deutſchen Wiſſenſchaft wiedergewonnen. Als Vorſitzender für die nächſte Verſammlung wurde der Berliner Phyſiker Planck gewählt. Es iſt noch nicht ſicher entſchieden, ob im nächſten Jahre eine Verſammlung überhaupt abgehalten werden wird. Im Jahre 1922 ſoll ſie jedenfalls als Jahrhundertfeier in Leipzig ſtattfinden. Dr. W. Schweisheimer, München.

Die induſtrielle Ausnutzung der Erdwärme. Bei Lardarello in der Nähe der Salzminen von Volterra im Toskaniſchen befinden ſich vulkaniſche Stellen, an denen dem Erdboden ſeit unvordenklichen Zeiten heißer Dampf entſtrömt. Der Gedanke lag nahe, dieſen natürlichen unterirdiſchen Wärmeſpeicher irgendwie für die Salzgewinnung in den Minen mit nutzbar zu machen, und ſo begann man denn bereits in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, Bohrlöcher in den vulkaniſchen Boden zu treiben, den dieſen Löchern mit hoher Temperatur und beträchtlichem Druck entſtrömenden Dampf in Rohrleitungen zu faſſen und für den Antrieb von Maſchinen auszunutzen. Bereits im Jahre 1897 wurde eine kleine Maſchine in Betrieb genommen, und im Jahre 1905 ſetzte man eine größere Dampfmaſchine mit einer normalen Leiſtung von 40 Pferdeſtärken in Gang. Die Verſuche zeigten, daß man aus Bohrlöchern von 200 bis 300 m Tiefe überhitzten Dampf von etwa fünf Atmoſphären Druck in großen Mengen entnehmen konnte. Sofern man die Bohrlöcher nicht zu nahe beieinander in die Tiefe trieb, ſtörten ſie ſich auch gegenſeitig nicht und lieferten Jahre hindurch Dampf in unveränderter Menge und mit gleichbleibendem Druck. Man ging daher noch im erſten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts zur Aufſtellung größerer Maſchinenaggregate über. Dabei zeigte es ſich aber, daß der vulkaniſche Dampf ſtark ſchwefelſäurehaltig war und die eiſernen Maſchinen ſchnell zerſtörte. Man griff deshalb zu dem Hilfsmittel, den vulkaniſchen Dampf zunächſt durch die Heizrohre ſäurefeſter Dampfkeſſel zu leiten und zur Erzeugung von friſchem Dampf aus reinem Waſſer zu benutzen. Der Temperatur des vulkaniſchen Dampfes von 165° entſprach dabei ein Druck des ſo erzeugten Friſchdampfes von ſieben Atmoſphären. Man beſchränkte ſich auf geringeren Druck, aber ſtarke Überhitzung des aus dem reinen Waſſer erzeugten Dampfes und benutzte dieſen zum Antrieb von großen Dampfturbinen, welche direkt mit Dynamomaſchinen gekuppelt waren. Bereits im Jahre 1916 wurden drei derartige Turbo-Dynamos von je 4000 elektriſchen Pferdeſtärken in Betrieb genommen. Inzwiſchen iſt noch eine vierte hinzugekommen, und dieſe gewaltige Maſchinenanlage liefert tagaus, tagein ununterbrochen elektriſche Hochſpannungsenergie im Betrage von 16000 Pferdeſtärken in das Überlandnetz nach Florenz, Livorno und Groſſeto, ohne auch nur ein Gramm Kohle zu verbrauchen. Rechnet man für die Erzeugung einer Pferdekraftſtunde den recht günſtigen Wert von $^1/_2$ kg, ſo benötigt ein Pferdekrafttag 12 kg und ein Pferdekraftjahr zu 360 Tagen 4320 kg oder 4,32 t. Die Anlage von Lardarello erſetzt mittels vulkaniſchen Dampfes alſo die Leiſtung von 70000 Tonnen guter Steinkohle pro Jahr. Das ſind die gewiß nicht geringen bisher in der Praxis erreichten Reſultate. Die Projekte gehen noch erheblich weiter. Man will die unterirdiſchen Dampfquellen in noch viel größerem Maßſtabe anbohren und Energie im Betrage von 100000 und mehr Pferdeſtärken nutzbar machen. Die bisherigen Bohrverſuche ſind dieſem Projekt durchaus günſtig, und da auch Italien und ſeine Induſtrie ſchwer unter dem allgemeinen Kohlenmangel zu leiden haben, iſt die baldige praktiſche Durchführung zu erwarten. Damit gewinnt dieſe Art der Energiebeſchaffung aber große allgemeine Bedeutung. Wie man bisher auf Kohle, Kali und dergleichen bohrte, wird man in Kürze vielleicht in vulkaniſchen Gegenden auf unterirdiſchen Dampf bohren und es als einen großen Gewinn betrachten, wenn man fündig wird. Hans Dominik.

Das Studium bildlicher Darſtellungen. Der am leichteſten faßliche und zuverläſſigſte Lehrmeiſter des menſchlichen Geiſtes iſt das Auge. Eine bildliche Darſtellung enthält alle Einzelheiten immer fehlerfreier und reichhaltiger als die beſte Beſchreibung in Worten. Wer z. B. nur wenige Augenblicke ein Porträt Kants ſtudiert hat, verfügt über eine richtigere und gedächtnistreuere Vorſtellung von des Philoſophen Erſcheinungsweiſe, als wer ein mühevolles und zeitraubendes Studium auf das Leſen von Perſonalbeſchreibungen verwendet hat. In der Erziehung wurde früher das Lernen durch unmittelbare Sinnenerkenntnis total vernachläſſigt. Dieſer Mangel hängt vielen Schülern des früheren humaniſtiſchen Gymnaſiums das ganze Leben hindurch an. Die Ausbildung des Beobachtungsvermögens erfordert zielgetreue Übungen. Ein vorzügliches Übungsmaterial bieten die Bilder der Leipziger „Illuſtrirten Zeitung". Wer z. B. über ein ſchlechtes Perſonengedächtnis verfügt, kann die wiedergegebenen Porträte dazu benutzen, alle Einzelheiten, die Form der Naſe, die Stellung der Augen, die Anſatzgrenze der Haare, die Höhe der Stirn, die Breite des Mundes uſw., eingehend zu beachten, vergleichende Erwägungen anzuſtellen und alle Züge ſich einzuprägen. In gleicher Weiſe kann man auch Landſchaftsbilder, Tiergeſtalten, geographiſche Karten, architektoniſche Darſtellungen, techniſche Figuren zum Gegenſtand des Studiums machen. Hat man eine ausreichende Übung erlangt in der zergliedernden Betrachtung, ſo geht man dazu über, derart eingeprägte Bilder ſich durch innerliches Vorſtellen zu vergegenwärtigen, alſo ein haarſcharfes Vorſtellungsbild bei geſchloſſenen Augen herbeizurufen. Ein Vergleich mit der Vorlage zeigt dann die Fehler, Unklarheiten, Mängel, Auslaſſungen, die dem Vorſtellungsbilde etwa noch anhaften. Mit ſolcher Übung fährt man fort, bis das Vorſtellungsbild als abſolut naturgetreu ſich erweiſt. Nach Erlangung dieſer Fähigkeit ſteigert man die Beobachtungsſchnelligkeit, indem man ſich bemüht, nach kürzerer und immer kürzerer Betrachtung ein vollſtändig richtiges und klares Vorſtellungsbild zu erwecken. An ſolche Übung der Genauigkeit und der Schnelligkeit des Beobachtens ſchließt ſich dann die Steigerung der Dauer des Behaltens. Man übt die Fähigkeit, das eingeprägte Bild mit allen Einzelheiten am folgenden Tage wieder wachzurufen, dann nach zwei, vier, acht Tagen uſw. Durch derartige Übungen erzielt man mehrfachen Geiſtesgewinn, nämlich Schärfung des Beobachtungsvermögens, Wiſſensbereicherung, Steigerung der Gedächtniskraft. Chefarzt Dr. Engelen, Düſſeldorf.

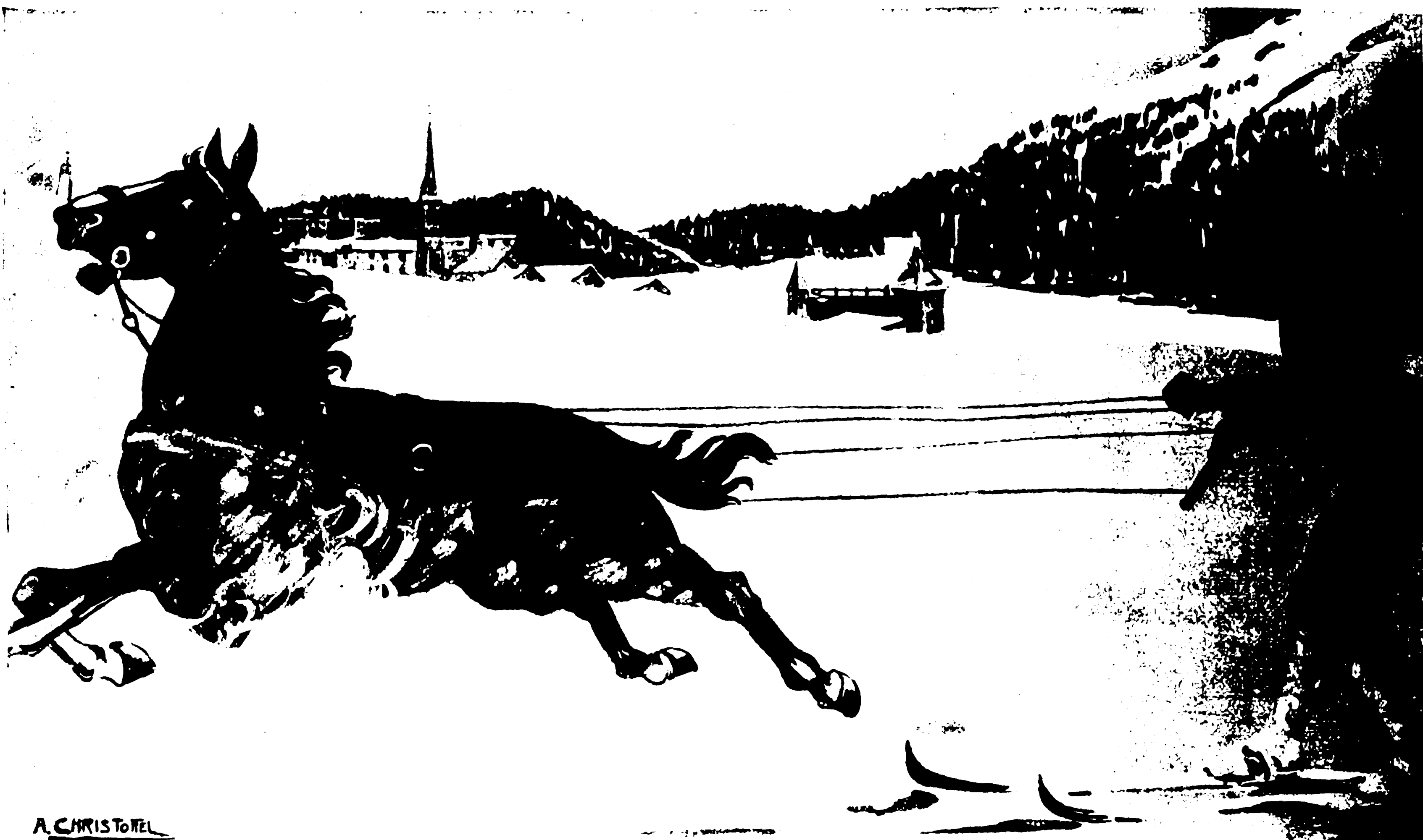
Vom Kreislauf des Stoffes. Das Geſetz von der Erhaltung des Stoffes und der damit verbundenen Energie macht es notwendig, daß ſich Kraft und Stoff in einem geſchloſſenen Kreiſe bewegen, und was wir Lebensvorgänge nennen, ſind nur jene mannigfaltigen Veränderungen, die dieſer bei ſeinem Durchgang durch die lebende Zelle in ſich einſchaltet. Wo nun der Kreislauf des Stoffes in der Welt beginnt, iſt uns ebenſo unbekannt wie der Beginn der Welt überhaupt, vorausgeſetzt, daß man bei einem Kreiſe von einem „Beginn" ſprechen kann. Für unſere Erde iſt wohl der Beginn des Stoffkraftwechſels mit der Einſtrahlung und Umwandlung von Sonnenenergie in die lebende Pflanzenzelle und dadurch bedingter Kondenſation der Kohlenſäure zu höheren Stoff- und Kraftkomplexen gegeben, nicht aber deſſen Urbeginn, denn die Kraft der Sonnenſtrahlen ſtammt ja bekanntlich aus Zerfallsprozeſſen, welche ſich auf der Sonne abſpielen, und nur ſolange ſie ſich vollziehen, erſcheint unſer Erdenleben ernährt und geſichert. Man hat ſich daran gewöhnt, in ſynthetiſchen Vorgängen bzw. in der Zerſpaltung der durch Syntheſe erzeugten höheren Komplexe die Quelle der Energie zu erblicken, während in Wahrheit, für unſere Erde wenigſtens, ein kosmiſcher Zerfallsprozeß der Lieferant der Kraft iſt, welche den Stoff in den Kreislauf hineinzieht. Ewald Schild.

 Nummer 4033. 155. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4033. 155. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 6 Mark. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift 4 Mark 20 Pfg. 21. Oktober 1920.


A. CHRISTOFFEL

BERLIN W Kurfürstendamm 33 a. a. Untergr.-Bahnhof Uhlandstr.

Pension Kurfürsten-Eck

40 gedieg. einger. Zimmer, Fahrstuhl, elektr. Licht, fließ. Warm- u. Kaltwasser u. Telefon in allen Zimmern. Gute Verpflegung. Höchste Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt frei durch die Direktion. Fernspr.: Steinplatz 9142.

Bad Blankenburg, Thüringerwald.

Dr. Karl Schulze's **Sanatorium Am Goldberg**

Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Dr. Warda-Villa Emilia

Heilanstalt für Nervenkranke

Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

WILHELMSHÖHE bei CASSEL

SCHLOSSHOTEL Pension. Das ganze Jahr geöffnet. Beratungszim., Versamml.-Säle. Bahnhof Cassel bis W'höhe — Auto 15 Min. Straßenbahn 25 Min.

DRESDEN. *Hotel Westminster und Astoria-Hotel*

am Hauptbahnh. Vornehmstes Familienhaus. Alle Zimmer mit Ferntelephon, Warm- u. Kaltwasser-Zufluß. Privatbäder.

Geh. San.-Rat. Dr. Köhler's **Sanatorium** G. m. b. H. alle Kurmittel, auch die des Bades

Bad Elster

Blutarmut-, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfung, Fettsucht, Frauenleiden, Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Gelenkleiden.

Man verlange Prospekt.

Sanatorium Elsterberg für Herz-, Magen-, Nieren- und Stoffwechselkranke. Nervenkranke (Neurastheniker, Entziehungskuren), nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige, Lungen- u. Geisteskranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prosp. frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.

Friedrichshafen am Bodensee,

Kurgarten-Hotel, Direktion: A. Huck. Wohnsitz Sr. Exzellenz des verstorbenen Grafen von Zeppelin. Haus allerersten Ranges mit allen neuzeitlichen Einrichtungen. Unmittelbar am See, inmitten herrlichen, schattigen Parks gelegen. Das ganze Jahr geöffnet.

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen

(Bayerisches Hochgebirge)

Sanatorium

für innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbedürftige.

Gute zeitgemäße Verpflegung.

5 Ärzte. Auskunftsbuch.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**

bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Dr. Lots Thüringer Waldkurheim Friedrichroda

für Nervöse u. Erholungsbedürftige. Eig. bewährte Kur bei allen nervösen Erkrankgn.

Südlage, daher ganz besonders für **Herbst- u. Winterkuren** geeignet.

Tannenhof

S.-R. Dr. Bieling Heilanstalt Friedrichroda in Thüringen.

Stotterer bevorzugen die Anstalt von **Robert Ernst** Berlin, Großbeerenstr. 67. Prospekt gratis.

Auskunft umsonst bei **Schwerhörigkeit**

Ohrengeräuschen, nerv. Ohrschmerz. Ärztlich empfohlen. Glänzende Dankschreiben. **Gg. Englbrecht, München S. 12, Kapuzinerstraße 9.**

Wideburg & Sohn

Erste Thüringer Rassehunde-Zuchtanstalt und Grosshandlung

Eisenberg 21 i. Thüringen.

Alle Rassen Schutz-, Wach-, Salon- und Jagdhunde.

Versand zu jeder Jahreszeit unter weitgehender Garantie und kulantesten Bedingungen. Für Preisliste 1,50 M. einsenden. Anfragen Rückporto beifügen.

Detektiv Graeger Berlin W 9, Linkstr. 2 d

Erstklassiges reelles Büro. — Kriminal-Beamter a. D. Tel. Nolldf. 2303 Sämtliche Ermittlungen. - Spez. Auskünfte.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Fischers Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina Berlin W, Zietenstr. 22

Seit 1888 best. 5511 Zöglinge, dar. 1919: 91 Abiturienten einschl. Dam. Internat.

April Ausbildung zu Oktober

Privat-Sekretärinnen

Blunck & v. Boehn's Privat-Handelsschule, Cassel

Töchterheim Anna Krause, Dresden,

Werderstraße 44, a. d. Lukaskirche. I. Ranges. Eigens erbaute Villa in freier Lage. Zentralheizung, fließendes Wasser in den Schlafzimmern, Bäder, Turn- und Tanzsaal, elektrisches Licht, Tennisplätze, großer Garten. **Lehrfächer:** Sprachen, Wissenschaften, Künste. Körperausbildung durch Gymnastik, Sport. Referenzen und Prospekt. **Anna Krause,** wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Marie Voigts Bildungsanstalt, Erfurt in Thür.

Hauswirtschaftliche Frauenschule.

Haushaltungsschule. Schülerinnenheim.

Seminar: Hauswirtschafts-, Handarbeits-, Turnlehrerinnen. Gute Verpflegung. — Auskunftsheft.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg. **Pädagogium, Landschulheim** auf deutscher u. christlicher Grundlage. — Gegründet 1873. Kleine Klassen, real u. realgymnast. Ziel: Vorbereitung auf alle Klassen bis Obersekunda. Streng geregeltes Internat familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung. Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Propekt frei durch die Direktion.

Dr. Buslik's Röntgen-, Bakteriologie- u. Chemie-Schule für Damen, Leipzig I, Keilstr. 12. Schulauskunft u. Jahresber., 10 frei.

Technikum Hainichen, Sa.

Höhere Lehranstalt. Masch.-, Elek.-Ing., Techniker u. Werkmeister. Programm frei.

Fabriklehrwerkstätten.

Beginn des Wintersemesters 6. Okt., des Vorunterrichts dazu 15. Sept.

Ingenieur-Schule Zwickau (Sachsen)

Ingenieur- und Techniker-Kurse für Masch.-, Elektr.- u. Betriebstechnik. **Laboranten-Kurse** für techn. Chemie u. Metallographie.

Auskünfte kostenlos.

Halle/Saale

Dr. Harang's Lehranstalt

Vorbereitg. f. Abitur., Obersek.-Reife Reichsverbandsprüfg., sowie f. alle Schulkl., Umschulg. 56jähr. glänz. Erfolge. **Schülerheim.** Bericht frei.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.

Seit 1895: 808 **Primaner,** (Einjähr.) u. **Abitur.** Überleitg. i. **alle Gymnas.- u. Real** Klass. Familienheim. Sport.

Fördernd

sind **Handschrift-Analysen,** wie sie der Verfasser von „Seelen-Aristokratie" (450 Seiten) intim **ausarbeitet.** Seit 24 Jahr. **Prospekt.** Psychographologe P. P. Liebe, München, Amt 12, West.

Die Frau

Ein neuzeitliches Gesundheitsbuch von Dr. med. **H. Paull. Mit 65 Abbildgn.** Karton. M. 13.80, geb. M. 16.20. Aus d. Inhalt: Der weibl. Körper. Periode. Kleidung. Ehe und Geschlechtstrieb. Schwangerschaft. Geburt. Wochenbett. Ernährung u. Pflege d. Säuglings usw.

Strecker & Schröder, Stuttgart Z.

Schriftstellern

bietet bekannte Verlagsbuchhandlung Gelegenheit zur Veröffentlichung ihrer Arbeiten in Buchform. Anfragen unt. A. 13 an

Ala-Haasenstein & Vogler, Leipzig.

DIE NEUE ZEITSCHRIFT

Literarisch-musikalische

MONATSHEFTE

gehört in die Hand jedes Gebildeten. Sie ist unentbehrlich für jeden Schriftsteller, Komponisten, Vortragskünstler. **Große Preisausschreiben!** Verl. Sie sof. Probenummern und Abonnementsoff.

VERLAG AURORA

Kurt Martin, Weinböhla b. Dresden

Wie ein Hauch aus großer Zeit weht es uns entgeg. beim Les. d.

Erinnerungen an den Alten und seinen Sachsenwald

v. H. Lange. Die 11. Aufl. empf. d. Werk v. selbst. Jeder Deutsche sollte es besitz. Die hervorrag. Ausstatt. dies. Ausg. in federleicht., holzfr. Friedenspapier, sow. d. geschmackvolle Ganzlein.-Einb. lässt d. preisw. Buch f. nur M. 13.— neb. jed. Luxusb. als Zierde des Bücherschrankes bestehen. Zuschlagsfrei.

Mühlmann-Verlag (Grosse) Halle a. S. 43.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst.

Versandhaus G. Röhr, Bad Oldesloe f.

Bücher,

von denen man spricht.

Verlangen Sie kostenlose Prospekte von

Verlag Aurora, Kurt Martin Weinböhla b. Dresden.

Ehe Sie Bücher kaufen, lassen Sie sich Katalog **Galante Bibliothek** kostenfrei kommen

Arkona-Versand, Berlin N 37 N, Oderb. Str. 29.

Globin

beste Schuh-Krem

gibt mühelos schönsten dauerhaften Hochglanz färbt nicht ab u. erhält das Leder. Überall zu haben.

Allein Fabr.: Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig

Little Puck

und Le Petit Parisien, die lustigen Sprachlehrzeitschriften, sind unentbehrlich für jeden, der seine mühsam erworbenen englischen und französischen Sprachkenntnisse nicht vergessen will. Leicht verständlich, anregend, lehrreich! Alles mit Vokabeln u. Anmerkungen, kein lästiges Nachschlagen im Wörterbuch. 27 000 Abonnenten! Jede Zeitschrift vierteljährlich (6 Hefte) M. 7.20 einschl. Sortimentszuschlag durch Buchhandel oder Post, M. 7.80 direkt vom Verlag. **Gebr. Paustian,** Verlag, **Hamburg 82,** Alsterdamm 7 Postscheck 189 (Hamburg). Probeseiten kostenlos.

Ein neuer Beruf

ist heute die Sorge von Tausenden, die durch diesen entsetzlichen Krieg ihrer bisherigen Tätigkeit, ihres Lebensberufes beraubt sind. **Allen, die umlernen müssen,** empfehlen wir daher, ungesäumt ihre Vorbereitung zu treffen, die Allgemeinbildung zu heben, Examen oder Prüfungen nachzuholen, fehlende kaufmänn. oder banktechnische Kenntnisse zu ergänzen, eine landwirtschaftl. Fachbildung zu erwerben oder techn. u. fachwissenschaftl. Können zu vervollkommnen. Verlangen Sie daher noch heute den ausführlichen **Prospekt R 16** über die **Selbstunterrichtsmethode Rustin** oder für **technische und fachwissenschaftliche Bildung** den ausführlichen **Prospekt K 17** über das **System Karnack-Hachfeld** kostenlos und portofrei. — Stand und Beruf bitten wir anzugeben.

Bonneß & Hachfeld, Verlagsbuchhandlung, Potsdam.

Soeben erschien neu in **250. Auflage:**

Hygiene der Ehe

Ärztlicher Führer für Braut- und Eheleute von **Frauenarzt Dr. med. Zikel, Berlin.**

Aus dem Inhalt: Über die Frauenorgane. Körperliche Ehetauglichkeit und Untauglichkeit. Gebär- und Stillfähigkeit. Frauen, die **nicht** heiraten sollten! usw. Eheliche Pflichten. Keuschheit oder Polygamie? Krankheit in der Ehe. Vorbeug. u. Ansteckungsschutz. Körperl. Leiden d. Ehefrau. Entsteh. u. Heil. d. weibl. Gefühlskälte. Folgen d. Kinderlosigkeit. Gefahren spät. Heirat für d. Frau. Neurasthenie u. Ehe. Hysterische Anfälle usw. — Bez. geg. Einsendg. von M. 4,60 od. Nachn. durch Medizin. Verlag **Dr. Schweizer,** Abt. 30, **Pfullingen i. W.**

Kriegs-Briefmarken

7 Sarre I. Ausg. 13.50	6 Liechtenstein . . . 5.75	36 Deutsch. Kolonien 30.—
15 alte Monteneg. 7.50	8 Russ. Südw. Armee 12.50	10 Plebiscit Ober-Schlesien 7.50
3 Kowno . . . 4.75	7 Lettland Befreiung u. Jubile 22.50	11 Plebiscit Schleswig . 9.50
3 Riga Befreiung 5.50		
9 Thurn und Taxis 15.—	100 verschied. Kriegsmarken 22.50	300 verschied. Kriegsmarken 225.—
6 Polen Reichstag . 7.50	200 verschied. Kriegsmarken 90.—	500 verschied. Kriegsmarken 480.—

Max Herbst, Markenh. Hamburg Z

Illustrierte Preisliste auch über Kriegsnotgeld kostenlos.

Briefmarken

Deutsch-Neuguinea, Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen, Marschallinseln, Togo 3—25 Pfg., je 5 Werte, jeder Satz Mk. 4.—. Porto besonders. Verlangen Sie geg. Einsend. v. 75 Pf. Probenummer der Deutschen Briefmarken-Zeitung.

F. Junghanns, Leipzig 13, Postschließfach 6.

Briefmarken

Sammler, verlangt meinen groß. illustrierten Katalog. Versand **nur** an ernsthafte Interessenten gegen Einsendung von Mark 2.—, worüber Gutschein beiliegt.

W. Franke, Berlin W 8, Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.

Briefmarken-Sammlung in jeder Größe, sowie Einzelmarken kauft bar höchstzahl. **Max Lehmann, Berlin, Krausenstraße 12.**

Das Eheglück der **Frau** beruht auf **Hygiene** und **Gesundheit.** Dies wird erreicht durch tägliche Anwendung des **ärztlich empfohlenen** Frauenspülmittels

»ALVITOL«

Erhältl. in allen Apotheken u. Drogerien etc. Proben u. Prosp. versendet **Max Hahn G. m. b. H.,** Chemische Fabrik, **Berlin S.W. 68, Alte Jakobstr. 1c.**

Haarausfall, Schuppen, Kopfjucken verhütet man durch regelmässigen Gebrauch von

Dr Dralle's Birken-Haarwasser

Preis 1/2 Fl. M. 15.—, 1/1 Fl. M. 25.—.

Dr. LAHMANN'S
NÄHRSALZ • CACAO
• CHOCOLADE •
ALLEINIGE FABRIKANTEN:
HEWEL u. VEITHEN
KÖLN

Gesundheit ist Reichtum.
Fabrik Marke

NEUES LEBEN

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Reformhäusern, Delikatessengeschäften.

LEHMANN STEGLITZ

BAUMKUCHEN

anerkannter Qualität, aus nur reinsten Zutaten hergestellt, versendet in Grössen von 1 ℔ ab gegen Nachn.
Preis inkl. Verpackung M. 45.— per Pfund.

Emil Strüver (Inh. Herm. Wendt), Leipzig 5
Nürnbergerstr. 25. Gegründet 1886. Telephon 7189.

KIOS
CIGARETTEN
—— TRUSTFREI ——

D.R.P. ang. D.R.G.M.
Der neue
Be-Be
STROP
Rasier-Klingen
Abzieh-Apparat
BLANK & BONRAUS BERLIN-NEUKÖLLN

Direkt Versand meiner weltberühmten
70 breit 105-130 M., 110 breit 200 M.
Lindener Kleider-Samte
Elegante Manchester-Samte für Jacken, Mäntel, Kleider 50 bis 100 M.
Mäntel-Samt 75 breit 120 bis 180 M.
Muster 5 Tage zur Wahl.
Liste über Kleider-Seide gratis.
Samthaus Schmidt
Hannover 12.

Bleichsüchtige, Blutarme, Kinder, Rekonvaleszenten u. Nervöse verlangt Broschüre kostenlos

SEJ
NÄHR- und KRAFT = MITTEL
Preis: pro Karton M. 6.—
FABRIKANT:
C. F. ASCHE & Co., HAMBURG 19

Deutsche Präzisions-Uhrenfabrik Glashütte Sa. e. G. m. b. H.

Die „Deutsche"
Präzisionsuhr
Original
Glashütter Erzeugnis

Verkauf nur durch Mitglieder.

Dr. Hoffbauer's ges. gesch.
Yohimbin-Tabletten
Anregend! Kräftigend!
Reinstes Yohimbin ohne jeden Zusatz

Original-Packung: 25 50 100 200 Stück — 15.— 29.50 58.— 115.— Mk.
Literatur diskret und gratis.

Elefanten-Apotheke, Berlin 212, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).

O u. X Beine
heilt
auch bei älteren Personen
der
Beinkorrektions-Apparat
Ärztlich im Gebrauch!
Verlangen Sie gegen Einsendung v. 1. Mk. (Betrag wird bei Bestellung d. Apparats gutgeschrieben) unsere physiologisch anatomische Broschüre!
Wissenschaftl. orthop. Spezialhaus
„OSSALE"
Arno Hildner, Chemnitz 26b

---

76 jährige Erfahrungen verbürgen Qualität

BRESLAUER DOM
Galewsky Original
Galaçao
Galalila
Galewsky Edel Kirsche
Zug um Zug
Gale Bitter
Galewsky Ey Ey
GALAÇAO

L. GALEWSKY & CO.
FABRIK FEINSTER LIKÖRE
BRESLAU 23 GEGR. 1844

Nebenverdienst

bis 1000 M. monatl., leicht zuhause, ohne Vorkenntnisse. Dauernde Existenz.
Näheres auf briefliche Anfrage durch:
G. Wehrel & Co., G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Postfach 87.

Besser ein gutes wie ein schönes Gebiss, noch besser ein gutes und schönes Gebiss. Treiben Sie LITHO-Zahnpflege und Sie haben beides.

LITHO

PHÖNIX A.G. FÜR ZAHNBEDARF
BERLIN-S.W. 68

Allgemeine Notizen.

Das goldene Jubiläum eines Unternehmens, das während eines halben Jahrhunderts in derselben Familie geblieben ist und eine stetig wachsende Bedeutung weit über Sachsens Grenzen hinaus gewonnen hat, ist das jüngst stattgefundene der weltbekannten Dresdner Schokoladen-, Kakao- und Zuckerwarenfabrik Hartwig u. Vogel; vor zehn Jahren in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Die jetzigen Leiter des altangesehenen Hauses Kommerzienrat Carl Vogel, Vorsitzender des Aufsichtsrats, und Direktor Heinrich Vogel haben aus Anlaß der Jubelfeier ihren sozialen Sinn aufs neue dadurch betätigt, daß sie außer Jubiläumsgaben an das Personal der vor 25 Jahren begründeten Jubiläumsstiftung 100000 Mark und der Hilfskasse 50000 Mark zugeführt haben. Ferner beschloß der Aufsichtsrat, den unterernährten Kindern und stillenden Müttern Dresdens 10000 Pfund Schokolade und Kakao durch den Rat der Stadt Dresden zukommen zu lassen.

Ein glänzender Erfolg der heimischen Industrie. Bei der Zuverlässigkeitsfahrt Amsterdam—Nizza, die in fünf Tagen über eine Etrede von etwa 2500 km führte, erzielte ein 10/30-PS-Dürkopp-Sechssitzer, Modell 1920, im Wettbewerb mit den bedeutendsten Marken des Auslandes die Große Silberne Medaille. Die Fahrt ging in Tagesmärschen von je 500 km über Metz—Basel—Luzern—Grenoble. Motorhaube, Kühler, Ersatzreifen und Kühlerschraube waren plombiert, und nur die Ankunft mit unverletzten Plomben wurde mit Gutpunkten gewertet. Die schwierigsten Paßstraßen der Schweizer- und Französischen Hochalpen stellten gewaltige Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und Güte der teilnehmenden Wagen. Die Preisrichter hoben besonders anerkennend hervor, daß der Dürkopp-Wagen als der kleinste unter den Mitbewerbern mit der stärksten Belastung die ganze Fahrt einwandfrei zurücklegte. Dieser ehrenvolle Erfolg läßt uns hoffen, daß unsere heimischen Erzeugnisse ihre frühere Stellung im Weltmarkt, trotz der Gegenwirkungen unserer Gegner, durch ihre Güte bald wieder erringen werden.

Deutsche Keramische Gesellschaft. Unter diesem Namen hat die im Jahre 1913 gegründete Technisch-wissenschaftliche Abteilung des Verbandes keramischer Gewerbe in Deutschland ihre Tätigkeit in erweitertem Umfange wie-



der aufgenommen. Sie will die wissenschaftliche Forschung und ihre Nutzbarmachung für die Industrie auf allen Gebieten der Keramik fördern, die kunstgewerbliche Seite pflegen und für weiteren Ausbau des keramischen Unterrichtswesens tätig sein. Insbesondere wird enges Zusammenarbeiten der wissenschaftlichen und staatlichen Institute mit der keramischen Praxis erstrebt. Die Chemisch-technische Versuchsanstalt der Staatlichen Porzellan-Manufaktur in Charlottenburg und die Staatliche Porzellan-Manufaktur in Berlin haben sich noch zur Mitarbeit bereit erklärt, und auch auf die Unterstützung durch das Staatliche Materialprüfungsamt in Berlin-Dahlem und die Keramischen Hochschulen ist mit Sicherheit bereits zu rechnen. Die Chemisch-technische Versuchsanstalt der Staatlichen Porzellan-Manufaktur in Charlottenburg ist den Hochschulinstituten gleichgestellt worden, so daß Studierende der Technischen Hochschule, die sich der Keramik zuwenden wollen, ihre praktischen Arbeiten in der Versuchsanstalt ausführen können. Das vorläufige Arbeitsprogramm befaßt sich vor allem mit der Vervollkommnung der Brechverfahren und der Mechanisierung der Betriebe, daneben unter anderm mit Arbeiten über deutsche Rohmaterialien, über die Abhängigkeit der Eigenschaften des Porzellans von seiner Zusammensetzung und über Vereinheitlichung der chemischen Untersuchungsmethoden.

Nach dem Vorbild des Vereins Deutscher Ingenieure hat sich in Wien unter der Bezeichnung „Verein Deutscher Ingenieure und Techniker in Österreich" ein neuer Fachverein gebildet, der unter Ausschluß jeder parteipolitischen oder gewerkschaftlichen Tätigkeit die geistigen Kräfte aller österreichischen Ingenieure und Ingenieurarbeit leistenden Techniker zu gemeinsamem Schaffen zusammenfassen will. Sein Ziel ist die dauernde Förderung der technischen Arbeit in Österreich, des zeitgemäßen Ausbaues aller österreichischen Betriebsmittel und Betriebsarten sowie die Zusammenfassung aller in gleicher oder ähnlicher Richtung laufenden Bestrebungen zu einheitlicher Wirkung. In den Ländern Deutschösterreichs ist die Gründung von Landesvereinen sowie zahlreicher Bezirksvereine und Ortsgruppen eingeleitet. Bisher sind dem neuen Verein mehr als 2000 Ingenieure und Techniker beigetreten. Auch ganze Vereine und viele Unternehmungen als fördernde Mitglieder haben sich bereits angeschlossen. Die Geschäftsstelle befindet sich vorläufig Wien I, Universitätsstraße 11.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4033 155. Band



Spielendes Kind. Nach einem Gemälde von Oskar Glatz.



Reichsfinanzkommissar Dr. Carl, der dem Reichsfinanzminister beigeordnet wurde und eine straffe Ordnung in unser überschuldetes Finanzwesen bringen soll.



Prof. Heinrich v. Zügel, Geh. Rat, berühmter Tiermaler an der Akademie in München, begeht am 22. Oktober seinen 70. Geburtstag. (Hofphot. Hirrlinger, Stuttgart)



Dr.-Ing. e. h. Otto Riese, Geh. Baurat in Frankfurt a. M., der technische Bauleiter der Bagdadbahn, wurde am 6. Oktober 70 Jahre alt (Phot. Atelier Blum, Frankfurt a. M.)



Prof. Dr. Max Bruch, der Nestor der deutschen Tonsetzer, bekannt durch seine Chorwerke, † am 2. Oktober in Berlin im 83. Lebensjahre. (Phot. Jungmann & Schorn, Baden-Baden.)



Prof. Dr.-Ing. e. h. Carl Busley, Geh. Reg.-Rat, der verdiente Vorsitzende der Schiffsbautechnischen Gesellschaft, vollendete am 7. Oktober sein 70. Lebensjahr. (Hofphot. E. Bieber, Berlin.)



Frau Anna Bahr-Mildenburg, Kammersängerin von Weltruf, Lehrerin für Darstellungskunst an der Akademie der Tonkunst in München, erhielt den Titel eines ordentlichen Akademieprofessors verliehen.



Zur Mordtat an der Familie des Admirals Scheer in Weimar: Frau Admiral Scheer, die ein Opfer des Verbrechens wurde, mit ihren Töchtern, von denen die älteste einen lebensgefährlichen Schenkelschuß erhielt. (Phot. Atelier Schaul, Hamburg.)



Frl. Laura Eberhardt, wurde zum Professor an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule in der Klasse für künstlerische Frauenarbeit ernannt. Sie ist der erste weibliche Professor an einer Kunstgewerbeschule.



Vom Landesschießen der bayrischen Einwohnerwehren in München: Der Gau Isarwinkel mit der von ihm erkämpften Landesschützenfahne und einer Ehrenscheibe der Münchner Künstlerschaft.



Von der Massen-Trauerkundgebung anläßlich der Annexion Deutschsüdtirols durch Italien vor dem mit schwarzen Fahnen geschmückten Stadttheater am Rennweg in Innsbruck am 9. Oktober.



Zum deutschen Abstimmungssieg in Kärnten am 10. Oktober: Ein Feldgottesdienst, in dem im Anblick des schönen Kärntner Landes der Sieg des Deutschtums erfleht wird. Trotz des von den Südslawen ausgeübten Terrors ist das Ergebnis der Volksabstimmung zugunsten Österreichs ausgefallen. Es wurden 22025 Stimmen für Österreich abgegeben gegenüber 15278 Stimmen für Jugoslawien. 59 Prozent der Stimmberechtigten haben für Österreich gestimmt.



Abschied der letzten deutschen Truppen, des 1. Gardelandesschützen-Bataillons, von den Rheinlanden: Oberbürgermeister Dr. Lembcke überreicht am neuen Rathaus zu Mülheim a. d. Ruhr dem Kommandeur der Gardelandesschützen, Rittmeister v. Neufville, ein mit dem Bataillonsabzeichen geschmücktes silbernes Signalhorn als Ehrengabe für die bisherige Garnison und zugleich als Symbol des Weckrufes für den ersten wieder in Mülheim einmarschierenden deutschen Truppenteil.



Von Arthur Nikisch' 25jährigem Jubiläum als Dirigenten der Leipziger Gewandhauskonzerte am 1. Oktober: Der Jubilar im Kreise seiner Familie und des Gewandhausdirektoriums. (Hofphot. E. Hoenisch, Leipzig.)

Im Vordergrund sitzend: Geh. Leg.-Rat Dr. Göhring und Geh. Hofrat Prof. Dr. phil. h. c. Arthur Nikisch. Stehend von links nach rechts: Konzertmeister Wollgandt, Dr. Jay, Frau Geh. Hofrat Nikisch, Mitja Nikisch, Geh.-Rat Dodel, Nora Nikisch, Max Brockhaus, Frau Wollgandt, Justizrat Dr. Anschütz, Regierungsamtmann Dr. Nikisch, Grete Merrem-Nikisch.



Gerhart Hauptmann (×) und seine Gemahlin als Zuschauer bei der Aufnahme des Films „Die Jagd nach dem Tode" (Decla-Bioskop) in Neu-Babelsberg bei Potsdam, zu der das Publikum gegen eine Spende für die vertriebenen Auslandsdeutschen zugelassen war.



Siegfried Wagners Musikdrama „Sonnenflammen" in der Staatsoper zu Dresden: Elisabeth Rethberg als Iris und Richard Tauber als Fridolin. (Phot. Martin Herzfeld, Dresden.)



Das jüngst in der Taunusanlage zu Frankfurt a. M. enthüllte Denkmal für die Opfer des Krieges von dem Frankfurter Bildhauer Benno Elkan. (Figur aus norwegischem dunkelgrünen Granit.)



Hans Francks Drama „Godiva" im Staatlichen Schauspielhaus zu Berlin: Johanna Hofer in der Titelrolle und Lothar Müthel als Liebhaber. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Von der großen landwirtschaftlichen Ausstellung in Gleiwitz (Oberschlesien), die ein beredtes Zeugnis deutscher Kultur darstellte und die Rekordzahl von über 200 000 Besuchern aufwies: Erntereigen.

Der Schöpfer der in allen ihren Teilen wohlgelungenen Ausstellung, die am 26. September geschlossen wurde, war der Direktor der Landwirtschaftsinspektion Oberschlesien Haselier.



Szenenbild aus dem deutschen Kynast-Volksspiel „Kunigunde" von Waldemar Müller-Eberhardt: Kunigunde (Opernsängerin Inge Eberhardt, im Hintergrund an der Mauer) singt den Lobgesang nach dem Ritt des Landgrafen von Thüringen (Dr. Grundmann) um die Höllengrundmauer. Am Schluß der Menge der Verfasser, der als Burgmann das Spiel leitet.



Von deutscher Art und Kunst: St. Marien und Stockturm in Danzig.

Nach einer Radierung von Paul Kreisel.

Die evangelische Oberpfarrkirche zu St. Marien, das Wahrzeichen und der Stolz der alten deutschen Stadt Danzig, gehört zu den herrlichsten Schöpfungen der Gotik. Der 1343 begonnene und 1502 fertiggestellte Bau ist 105 m lang, 35 m breit, im Querschiff 66 m breit, 30 m hoch. Die Höhe des Westturms beträgt 76 m. Ihrem Rauminhalt nach könnten in dieser Hallenkirche, deren Baumeister unbekannt sind, 24706 Menschen Platz finden. Sie birgt reiche Kunstschätze, darunter den Hochaltar in reich vergoldeter gotischer Schnitzarbeit, ein Prachtwerk des aus Augsburg stammenden Meisters Michael (1511—1517 gefertigt), und das berühmte Flügel-Altargemälde „Das Jüngste Gericht“ von Hans Memling (vor 1473 in Brügge gemalt). Als Archidiakonus wirkt an St. Marien der bekannte Romanschriftsteller Artur Brausewetter.

Fichte im besetzten Berlin

Von Walter v. Molo.

Kopfschüttelnd bleiben Passanten Unter den Linden in Berlin stehen. An der Spitze einer Schar hutloser Knaben marschiert in der prallen, unerbittlichen Sonne in kurzer, grauer Leinenhose ein mittelgroßer, muskelbepackter Mann. Barhaupt, luft- und sonnenverbrannt ist der mächtige Schädel des Glatzköpfigen. „Das ist der Alte, der in der Hasenheide Holzbalken aufgerichtet hat und täglich wie ein Affe mit den Jungens drüberspringt und auf den Gerüsten klettert. Er will uns so zur »Errettung« ertüchtigen!"

Mißbilligend schüttelte der Sprechende den Kopf mit dem hohen Zylinderhut.

„Die Zeit ist völlig verrückt. Auf was werden die Leute nicht noch kommen!"

„Immerhin, es ist jedenfalls besser, den Körper zu üben, als in den Destillen zu saufen!" spricht strenge ein Herr mit einem Ordensbändchen im Knopfloch. Verächtlich mißt er die zwei betrunkenen Maurergesellen, die, ein öffentliches Mädchen in der Mitte zwischen sich, johlend auf dem Gehsteig dahergetorkelt kommen. „Aber, aber, aber ..." zusammenbruchsfreudig zeigt der Herr mit dem goldbeknopften Stock. „Die Gesetze der Vorsehung sind da! Sie werden bald daran anrennen."

Ein paar Passanten lächeln mitleidig und überlegen. Ein junges Mädchen stellt sich auf die Zehenspitzen, es lugt wohlgefällig dem stramm marschierenden Zuge nach. Unter der Wölbung des Brandenburger Tores, das unter dem Räderrattern der zum Empfang vor der französischen Botschaft auffahrenden Karossen dröhnt, fragt der Turnvater den rechten Flügelmann hinter sich: „Was für einen Gedanken hat man sich zu machen, darüber, daß da oben auf unserem Triumphportal die Siegesgöttin fehlt?"

„Daß sie die Franzosen, wie vieles, Bruder Jahn, nach Paris gestohlen haben!"

„Daß wir sie wieder zurückholen müssen!" schreit Jahn. Er wirft die Fäuste vor die Brust und springt hoch. „Dauerlauf!" befiehlt er. Die Schar hinter ihm, die Fäuste vor den jungen Brüsten, die Köpfe eckig erhoben, als träten sie Wasser, verschwindet in hurtigem Lauf. Die Passanten, die vom Tiergarten kommen, lachen. Mißtrauisch, zornig sehen sie einander gleich darauf an. Unsicher. Ein Blinder sitzt im Straßenstaub. Er werkelt mit müder Hand seine Drehorgel, er singt traurig das Lied von der Königin Luise: „Du hast das Unglück mit der Grazie Tritt / Auf jungen Schultern herrlich uns getragen, / Und trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt, / Hast Du der Hoffnung Fahne stets getragen ...!"

Von allen Seiten regnet es Gaben in die Kappe des Blinden.

„O Herrscherin, wie groß Du warst, das ahneten wir nicht!"

„Hm, hm", sagt ein Herr zum andern. „Euer Berlin hat sich beträchtlich verändert. Man sieht ja fast keine Uniformen mehr, die Galans scheinen ausgestorben, die Schamlosigkeit der Weiber hat abgenommen. Es ist jetzt bei Euch alles so leer und tot, wie ausgestorben!"

„Sehen Sie dorthin."

Vor einem Portal drängt sich eine schwarze Masse von Menschen. „Die Universität und die Kirchen sind jetzt bei uns voller als das Theater und die Assembleen. Tja, lieber, Freund, unser Katzenjammer ist mächtig. Gott erhalt' ihn!"

„Das ist erfreulich zu hören. Aber wissen Sie, ohne den Freiherrn vom Stein, seitdem ihr den nicht mehr unter euch habt, ohne den kann ich mir nichts Richtiges für euch erhoffen."

„Abwarten, abwarten, es ist noch nicht aller Tage Abend; er lebt ja noch!"

Bedeutungsvoll mit den Augen winkend, zieht der Berliner seinen Freund zur Seite. Herrisch schreitet ein kleiner kräftiger Mann in schwarzer Kleidung mit gewaltiger Nase an ihnen vorbei. Drohend sehen die dunklen Augen unter den dicken glänzenden Brillengläsern zum Eingang des Universitätsgebäudes.

„Das ist der Professor Fichte! Der hat den allergrößten Zulauf!"

„So?"

Neugierig sehen sie dem Manne nach, der von allen Seiten gegrüßt wird. Er verschwindet durch die Gasse, die sich ehrerbietig vor ihm öffnet, im Universitätsgebäude.

„Worüber spricht er denn?"

Vom Norden her biegt ein preußisches Husarenregiment in die Linden ein; in voller Adjustierung. „Vivat, Herr Schill!" schreien die Gassenjungen, sie werfen ihre Mützen hoch, viele Bürger ziehen die Hüte vor dem jungen Major, der im Zusammenbruch als Leutnant nicht den Kopf verlor. „Jetzt muß er exerzieren!" knurrt traurig ein Mann.

Fichte hat den Hut im Vorzimmer abgelegt. Er streicht sich das dunkle, ungleich verschnittene Haar aus der klobigen Stirn. In tiefem, ernstem Nachdenken preßt er die Handflächen aufeinander. Er läßt sie sinken. Er schreitet erhobenen Hauptes in den Hörsaal, vor sein Auditorium. Alte und junge Leute erheben sich. Menschen aus allen Klassen. Fichte erblickt ein Zeitungsblatt auf der vordersten Bankreihe. Sein strenger Blick verfinstert sich gewalttätig. Gebieterisch streckt er die Hand. Eilig wird die Zeitung Fichte gereicht. Er schleudert sie verächtlich zur Erde und tritt mit dem Fuß herrisch darauf.

„Zur Umerziehung des Menschengeschlechtes durch uns Deutsche", beginnt Fichte, kopferhoben, mit starker Stimme, „gehört in erster Linie, gehört als Fundament, die sofortige Beendigung des schmählichen Federkrieges, mit dem wir uns gegenseitig, unter dem Gespötte der anderen Nationen, mit leerem Geschreie anklagen! Es ist Kurzsichtigkeit parteiischer, anmaßlicher Pöbelmeinung, zu sagen, daß ein großes, gemeinschaftliches Menschenunglück, wie es unser gegenwärtiges Unglück ist, durch eine einzige Regierung oder durch wenige Männer entstehen konnte. Genug der Selbstanklagen! Endlich genug! Man weint nicht über ein heilsames Ereignis! Tief verdammenswert und sehr schuldig am Unglück sind sicherlich die," spricht Fichte bewegt, über die reglosen Köpfe unter sich hinwegsehend, „die früher hündisch schweifwedelten, die jetzt ergebene Lakaien der herrschenden Gewalten sind, die jetzt, da das Ungeheure geschehen ist, das sie nicht vorausahnten, urplötzlich alles zu wissen behaupten, was wir vorher hätten tun und lassen sollen, was früher hätte geschehen sollen. Warum sprachen sie nicht früher?" Fichte hebt befehlend die Hand. „Einigkeit ist not; wir sind genug entzweit! Weg die Journalkanaillen!"

Zornig, gehorsam raschelt es allenthalben im Saale auf. Zerknittert, zerknüllt, von verächtlichen Füßen zu Boden getreten und gestoßen, sinkt Berlins öffentliche Meinung auf den Fußboden. „Deutsch sein," spricht Fichte dröhnend in den atembaren Saal, bei geballten Fäusten und vorgestellter Stirn, „heißt Charakter haben! Charakter wird nicht durch honorarwütige, freche Gehirnapotheker und eitle, schmalbrüstige charakterlose Moralhornisten erzeugt, Charakter ruht und wächst in der Selbsttreue unserer menschlichen Seele! Diese Seele, unser Gewissen, stellt die Frage an uns: Wollt ihr zu eurer Besiegung auch noch die Ehre verlieren? Darum geht es! Die Zeit ist voll schwerer Trauer", spricht Fichte. „Sie gleicht einem Schatten, der über seinem eigenen Leichnam steht, aus dem ihn eine Legion von Krankheiten trieb. Der Schatten unserer Vergangenheit jammert zu viel in uns allen! Wir müssen unsere Blicke von der geliebten alten Hülle losreißen! Suchen wir nicht verzweifelte Mittel, um wieder in die Behausung der Seuchen zurückzukehren. Laßt fahren, laßt fahren dahin! Es ist bitter, aber es ist not! Ich kündige euch neue Zeit! Die Zeit des deutschen Geistes will sich erfüllen! Geist ist Tatsächlichkeit!" spricht Fichte mit flammendem Blick. „Worum die Masse streitet, ist Schein! Nur der Geist kann uns erretten. Schaffen Sie ihm in sich freie Bahn! Wir müssen ihn auf den Thron unseres Volkes setzen! Das ist unsere Aufgabe! Das allein wird unsere Rettung sein!"

Fichte senkt den Kopf; er ringt die Hände auf dem Rücken ineinander.

„Groß ist die Not", spricht Fichte. „Wir kämpfen ums Leben. Nicht kleine Mittel geziemen!" Er hebt den Kopf. Durchbohrend ist Fichtes Blick. „Kein Mensch und kein Gott kann uns helfen. Gebt die schwankende Hoffnung auf, auf Wunder! Die trüben Wasser sind im Begriff, uns endgültig hinabzuziehen Machen wir uns nichts vor! Kleinmut und Haltlosigkeit, Schmutz, Lug, Trug, Charakterlosigkeit und Apathie, Dummheit und Verzweiflung sind Herrscher, das sind nicht die Mittel, um heraus- und wieder hochzukommen. Verschließt die Ohren nach außen, horcht in euch! Zersetzend klingt fremder Phrasenschwulst alltäglich um euch! Humanität, Liberalität und Popularität. Was ist das? Sitzt der Lähmung nicht auf! Fremde, uns Deutsche belügende Worte sind die Mittel, die man euch empfiehlt! Besaß nicht der Deutsche seit je Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit und Edelmut? Diese Eigenschaften tragen wir ererbt in uns, sie fließen in unserm Blut. Sie steigen erhaben aus unserer großen Vergangenheit. Sie grüßen Sie und mahnen Sie mit ehernen Zungen! Besinnen Sie sich, daß Sie deutsch sind! Mehr ist nicht not, aber das muß sein! Sahen denn jemals die Wertvollen unter uns den Zweck des Daseins in den Gütern dieser Erde erfüllt? Hat jemals der Deutsche von der Ausnutzung fremder Völker gelebt? Wurden wir nicht in die Welt gesandt, um das Unvergängliche im Zeitlichen aufzupflanzen? Wir tragen die Ewigkeit in uns, mehr als jedes andere Volk! Was ist denn unsere nationale Einheit? Sie ist tiefster Glaube an die Unendlichkeit, an die göttliche Kraft unserer Seele in der Irdischkeit! Wir sind das Herz der Welt. Versinken wir, so versinkt die Menschheit mit uns. Darüber seien Sie sich klar!"

Fichte hält inne. Fragende Unruhe flutet unter ihm auf. Fichte fixiert einen Herrn, der eifrig auf dem Eckplatz zunächst der Tür mitschreibt; der Mann sieht erschrocken auf. Alles starrt auf ihn und auf Fichte. Der Mann verfärbt sich. Mit schroffer, verächtlicher Handbewegung zeigt Fichte zur Tür.

„Hinaus, Monsieur!"

Der Mann erhebt sich; als zöge ihn Fichtes Fingerrichtung mit sich, geht er zur Tür.

„Schmeißt den Spion hinaus!" schreit eine Stimme im Saal, zwei, drei, das ganze Auditorium brüllt auf. Der Mann verschwindet.

Fichte läßt den Arm sinken. Sein Antlitz erstarrt zu neuem, zu drohenderem Ernst.

„Wenn die Erdrosselung und Nichtachtung eines jeden Volkes verbrecherisch ist," fährt Fichte fort, „so ist es die Unterdrückung unseres Volkes erst recht. Sie ist Mord an der Gesamtmenschheit! Dagegen rufe ich Sie auf! Deswegen stehe ich hier! Es geht um den Bestand unserer Weltbetrachtung, um das Recht der Menschheit, um alles! Sie haben um der Menschheit willen national zu sein. Wenn Sie um der Menschheit willen, wie es Ihnen schurkisch geraten wird, Ihre Nationalität aufgäben, so ist das soviel, als wolle der Mensch beten, dadurch, daß er Gott lästert. Deutschland ist von Gott! Wenn die Menschheit weiterbestehen soll, müssen auch wir Deutschen weiterbestehen! Nennen Sie mir," spricht Fichte mit sicherem, hellem Blick, „nennen Sie mir doch die Dichter und Denker, die Gesetzgeber der anderen Völker, die so wie die unseren jede Regung der Zeit und der Völker nur in Hinsicht auf den Gesamtfortschritt der Menschheit prüfen und werten! Dem Ausland geht es um spießbürgerlich nivellierende Gleichheit, um satt machenden inneren Frieden, um hohlen äußerlichen Nationalruhm, um häusliche verschimmelnde, sogenannte Glückseligkeit. Uns aber geht es um der Menschheit Sittlichkeit, um der Menschheit Emporentwicklung, uns geht es um Gott!"

Mit erhobener Hand weist Fichte den donnernden Beifall zurück, der sich, kraftvoll losbrechend, unter ihm entlädt. Glänzend sind die Augen zu Fichte emporgerichtet. Die Fäuste haben sich geballt, gesenkt sind die ergriffenen Köpfe, heiß, inbrünstig zustimmend nicken die Gesichter. Fichte atmet hoch auf.

„Viel Ungemach muß der Bauherr erleiden," spricht Fichte, „der trachtet, die Zinnen dem Himmel zuzuhöhen. Ich preise diesen Bauherrn! Er läßt uns hilflos stehen, wenn wir abirren. Er raubt uns die Entschlußkraft im Gefühle unserer Sündhaftigkeit; er ist das Gewissen in unserem Volk! Wir werden uns erheben," ruft Fichte, „das Gewissen hat uns gemahnt! Höher denn je!"

Wieder bricht anklammernder tosender Beifall aus. Fichte dreht den Kopf zum Fenster. Es ist jäh totenstill. Spielerische französische Blechmusik hallt von der Straße in den Saal empor. „Laßt die an den Sieg glauben, die nur das Heute sehen", fährt Fichte fort. „Wir sehen das Morgen! Wir wissen, daß das Heute, das wir erleben, kein Ende ist, es ist Anfang! Die Ewigkeit trat einen Schritt zurück, um neue, um doppelte Kraft zum Sprunge vorwärts und aufwärts in uns zu gewinnen! Macht ihn! Wir leiden alle! Ich bin eines armen Bandmachers Sohn. Ich kenne das Volk. Vieles fehlt ihm. Tölpisch ist noch sein Suchen. Doch ich sage euch, es hängt göttlich am ewigen Baum, dessen Wurzelkraft es speist wie euch! Es ist groß, es ist zu Großem berufen! Seid einig! Sie werden diesen Saal als neue, als bessere Menschen, als alte Deutsche verlassen!" befiehlt Fichte. „Fassen Sie sofort diesen Entschuß! Nur der, der zum Tode für die Freiheit entschlossen ist, der jeden Deutschen Bruder nennt, ist deutsch, nur der, der alles dafür aufgibt, der für die Gesamtheit ficht, besitzt die wahre, die allmächtige Vaterlandsliebe. Die Menschheit kann nur durch die Verachtung des Irdischen weiterleben. Seien Sie bereit! Schließen Sie sich zusammen! Frei will jeder Mensch sein. Die Freiheit zu lieben, ist des Deutschen Leben! Es darf nicht dahin kommen," schreit Fichte in den Saal, „daß das Wort deutsch zur Legende wird! Wehrt euch! Umarmt euch, verbrüdert euch, ruft die Erinnerung an das alte deutsche Reich in euch wach! Ich beschwöre euch! Ihr Jünglinge," spricht Fichte drohend, „ihr steht noch der Unschuld und der Natur nahe. Wollt ihr nicht Verbesserung? Ich beschwöre euch, ihr Alten, beratet die Jugend! Stärkt ihr den Mut durch eure Erfahrung. Stärkt ihr das Gefühl der Scham, daß sie sieht: Selbst das Alter will mehr als wir."

Gestalten erheben sich, Männer reichen sich die Hände.

„Das Vaterland des Deutschen ist", spricht Fichte, „das Haus jedes Landmannes, das Heim jedes Bürgers, die Hütte jedes Arbeiters. Von unten auf wächst die Kraft. Brüder, euch umschweben eure Vorfahren! Sie flehen euch mit gerungenen Händen an: »Überliefert unser Andenken unbescholten der richtenden Nachwelt! Nicht vergeblich wollen wir mit unserem Blute die Freiheit und Unabhängigkeit der deutschen Berge und Ebenen erkämpft haben! Wir wußten, worum es geht!« Die Ungeborenen drohen euch! Sie wollen nicht, daß ihr die Kette abreißen laßt, die uns an die große Vergangenheit der Menschheit bindet! Das Ausland, soweit es aus Menschen besteht, beschwört euch! Ihr müßt kämpfen für alle Menschen, die noch blind und geknechtet sind! Sollen die Besten der Menschheit umsonst an die erhabene Verheißung des göttlichen Rechts geglaubt und dafür gelitten haben? Sollen sie dafür millionenfachen Tod gestorben sein? Sie flehen euch an, meine Brüder, aus ihren Gräbern: »Rafft euch auf!« Hört ihr nicht die Stimmen,

die uns umringen? Fühlt ihr nicht die flehenden Arme, die uns umhegen? Uns Deutsche beschwört der göttliche Weltplan! Erschauert! Die Entscheidung fällt durch uns, ob der Mensch ein sinnloses, unfreies Tier ist, ein Vieh, ob das Fühlen unserer gepreßten Seelen berechtigt ist, ob es Höheres gibt als das schmachvolle Dasein, das wir jetzt führen! Läutert euch zu Gott! Zerschlagt den Lug und den Trug! Die Entscheidung liegt in eurer Hand!"

Fichte tritt in den entflammten Saal. Dankende, schwörende Hände strecken sich ihm entgegen, weiche und harte und schwielige Hände. „Als der Feind Berlin besetzte," spricht Fichte aufgereckt, „da mahnte euch ein feiger Greis zur »Ruhe«! »Ruhe sei die erste Bürgerpflicht.« Ich sage euch, Brüder." spricht Fichte wie ein ehernes Standbild im Sonnenlicht, „die Menschenpflicht ist nicht Ruhe, Kampf ist sie! Ewiger Kampf, Kampf in Ewigkeit! Trefft die Entscheidung!"

Fichte senkt den Kopf, er verläßt den Saal.

Volksbundgedanken.

Überall dort, wo Deutsche in größeren Siedlungsgruppen zusammen wohnen, beginnt der Gedanke der Volksorganisation, der wohl schon lange geschlummert hat, zu erwachen. Die Erscheinung ist nicht zufällig, sondern die fern vom Mutterlande lebenden Deutschen fühlen im tiefsten Herzen das Bedürfnis, sich durch gegenseitigen engsten Zusammenschluß zu kräftigen, um auf diese Weise ihr Deutschtum besser wahren zu können. Wenn man dieses freudige Deutschtumsbekenntnis der oft auf verlorenem oder bedrohtem Posten stehenden deutschen Brüder und Schwestern sieht, so muß man dem deutschen Volke zurufen, daß es nicht nötig ist, zu verzweifeln, daß noch einmal die Zeit kommen wird, in der deutsche Gesittung, deutsche Wissenschaft und Kunst, aber auch die wirtschaftliche Tatkraft des deutschen Volkes den ihnen gebührenden Platz an der Sonne einnehmen werden.

Das Deutschtum in Großrumänien hat sich politisch geeint, und die „Deutsche Volkspartei" mit ihren 17 Abgeordneten vertritt die deutschen Belange in der Bukarester Kammer. Sachsen und Schwaben haben sich eng aneinandergeschlossen und pochen stolz auf ihre Rechte. Auch in Jugoslawien hat sich das Schwabenvolk geeint. Der „Deutsche Kulturbund", der vor wenigen Monaten in Neusatz gegründet wurde und bereits in allen größeren Gemeinden Ortsgruppen gebildet hat, fordert die den Minderheiten zukommenden Rechte. Die Serben stehen der deutschen Bewegung, wenn auch nicht mit Wohlwollen, so doch mit verhältnismäßiger Objektivität gegenüber, während die Slowenen alle Zusammenschlußbestrebungen zu verhindern suchen. Die Stellungnahme der Trientiner Machthaber gegen das Deutschtum in Tirol südlich des Brenners hat bewirkt, daß sich mit dem Deutschtirolertum die Ladiner vereinigt haben.

In den Staaten, die sich aus dem ehemaligen Rußland bildeten, hat das Deutschtum schwere wirtschaftliche und völkische Kämpfe zu bestehen. Wie die Polen gegen das Deutschtum vorgehen, melden alle Tageszeitungen. In Polen wurde deshalb die „Vereinigung für deutsches Volkstum" gegründet. Aber auch Esten und Letten haben vergessen, daß die Balten ihnen nicht nur Kultur, sondern auch die Religion gebracht haben. Diese Völker sahen immer schon neidisch auf den deutschen Großgrundbesitz; jetzt ist ihre Zeit gekommen, und sie verteilen ihn. Der zähe Baltenstamm schien anfangs dem Untergang geweiht, aber mit der Zeit rafften sich die deutschen Bürger der alten Ostseestädte wieder auf; auch die Edelleute, die zum Teil geflohen waren, sind in die Heimat zurückgekehrt, und der Zusammenschluß ist bereits vollzogen. Erst vor wenigen Wochen haben sich auch die Deutschen Litauens in der „Deutschen Partei" in Kowno vereinigt und haben es in unermüdlicher Arbeit durchgesetzt, daß sie auch in den Landtag einen Vertreter entsenden konnten. Über die deutschen Bauernkolonien in Südrußland, an der Wolga, in Kaukasien und Sibirien wissen wir wenig, und das wenige ist entsetzlich traurig und niederdrückend. Die Bolschewisten haben das wohlhabende Bauerntum des Schwarzerdegebietes durch ihre ewigen Räubereien überaus stark geschädigt. In der Krim haben Denikins Soldaten nicht viel besser gehaust, obwohl die deutschen Bauernsöhne Bataillone bildeten und mit größtem Heldenmut gegen die Bolschewisten kämpften.

In Nordamerika wurde die Zusammenschlußbestrebung durch die bevorstehende Präsidentenwahl stark gefördert. Der Gegner Wilsons, Harding, rechnet stark auf die Stimmzettel der etwa zweiundeinhalb Millionen organisierter Deutschamerikaner. Das große Liebeswerk, daß die Quäker organisierten, ist finanziell vom Deutschamerikanertum unterstützt, und wer Gelegenheit hat, die großen deutschen Zeitungen Amerikas in die Hand zu bekommen, der wird mit Staunen die spaltenlangen Berichte über Vereins- und Sammeltätigkeit der Deutschamerikaner sehen. Von nicht geringer Bedeutung für das Mutterland sind die Volksbundgründungen in Mittel- und Südamerika. Die deutschen Frauen Mexikos haben sich vor kurzem zu einer Vereinigung zusammengeschlossen, die sowohl Deutschtums-Erhaltungsarbeiten als auch die Einwanderungsfrage in ihr Programm aufgenommen hat. In Brasilien marschiert das Deutschtum des Staates São Paulo an erster Stelle. Vor kurzer Zeit haben sich sämtliche Vereine dieses Staates zusammengeschlossen und eine Zentralstelle geschaffen, die das deutsch-kulturelle Leben sammeln wird. Da die in den anderen brasilianischen Staaten wohnenden Deutschen den Zusammenschluß auch vorbereiten, so ist zu hoffen, daß die gesamte deutsche Bevölkerung Brasiliens gemeinsam für ihre Rechte kämpfen, aber auch gemeinsam die Einwanderer unterstützen wird. In Paraguay, Argentinien, in Chile und Venezuela, diesen Staaten, die dem deutschen Geiste so unendlich viel zu verdanken haben, hat sich das Deutschtum während der Kriegszeit günstig entwickelt und arbeitet in bekannter Weise weiter.

Wir haben keinen Grund, zu verzweifeln, nur dürfen wir uns nicht tatenlos von der Flut treiben lassen. Der „Deutsche Schutzbund", der Deutschland durch seine unermüdliche Arbeit in Fragen der Abstimmung vor neuem Landverlust bewahrt hat, ist die Stelle im Deutschen Reiche, die danach strebt, unsere Brüder draußen in der Welt dem deutschen Mutterlande näherzubringen!

Die zeitgenössische Malerei in Rußland.

Von Pawel Barchan. (Abbildungen siehe Seite 460 und 461.)

Wenn man schon durchaus klassifizieren will, so teilt man am besten die Künstler der modernen russischen Malerei in zwei Gruppen. Die eine Gruppe bilden die Maler im engern Sinne des Wortes, die Farbenorgiasten; zu der anderen, der größeren, bedeutenderen, gehören die mehr zeichnerischen Talente, die Literarischen.

Die beiden Richtungen schöpfen unmittelbar aus dem russischen Wesen, aus der Natur des Volkes. Die sich den Farbenproblemen widmen und an der Farbenpracht sich berauschen, sind Kinder der russischen Volkskunst. Sie pflanzen die bunte Freudigkeit, die naive Sicherheit der alten russischen Volksblätter (lubòk) fort. In ihnen lebt der weite Atem des unermeßlich breiten Landes; die freie Wolga, die herrenlosen, allen gehörigen Steppen, die Felder kräftigen Schnees und der zukunftsschwangere Bodenreichtum singen in ihnen.

Auf diese ursprüngliche russische Volksart hatte sich, wie über Nacht, ein starker und kühner Künstler besonnen, Philipp Maljawin (geb. 1869), indem er auf seinem großen Bilde „Weiber" (als „Lachen" in Deutschland und anderswo bekannt geworden) mit jenen brennend leuchtenden Gewändern hervortrat. Der gleißende, glänzende rote Teppich, den dieses Bild darbot, wirkte wie eine Befreiung des russischen künstlerischen Volksblutes, er war wie ein Signal.

Hier könnte man auch eines Künstlers gedenken, der in seinem Wesen Maljawin zwar entgegengesetzt war, der aber in gewissen Epochen seiner Arbeit in starker Farbenpracht den „Dämon" in verschiedenen Varianten malte. Es ist Michaïl Wrubel (geb. 1856, gest. 1911 in Irrsinn und Blindheit), der merkwürdigste und problematischste Maler der russischen Moderne.

Zu der naiven Pracht der oft ungemischten Farben greifen manche von den russischen Impressionisten, die bei den Parisern in die Schule gegangen, oder auch von den zeichnerischen, literarischen Künstlern, sobald sie Bilder aus dem russischen Volksleben bringen. Nicht in der konventionellen, allgemein akademischen Schablone, wie die russischen Maler um die Mitte des 19. Jahrhunderts, sondern hart drauflosmalend, bilderbogenmäßig. So verfährt Boris Kustodjew, ein sehr bemerkenswertes, starkes und vielseitiges Talent in einem wertvollen Zyklus aus dem russischen Bauern- und Moskauer kaufmännischen Leben. Im übrigen ist Kustodjew nach dem Tode von Serów der beste Porträtist Rußlands, und ich wüßte in Europa ihm gegenwärtig keinen zweiten an die Seite zu stellen. Auch der zarte Impressionist Juon malt in ähnlicher Manier Volkstreiben.

Von großer Kühnheit und doch mit sicherm und selbstherrlichem Geschmack gemalt sind die Theaterausstattungen, die eine ganze Reihe von modernen Malern für die Oper, das Ballett, das Alexandra-Theater und Stanislawski geschaffen hat. Hier, auf der Bühne, leben sich auch solche Maler aus, die in ihren sonstigen Bildern zart oder zaghaft oder vornehmlich zeichnerisch sind. Als solche sind zu nennen Alexander Golowin mit seinen pointillistischen, erotisch schillernden, phantastisch verworrenen Zaubergärten und seinen herrlichen farbensatten Dekorationen zu Molière und Gluck. Leo Bakst, mit seiner starken Sinnlichkeit und befreienden Empfindung für das Fleisch, hat viel zum Siege des modernen Balletts beigetragen, indem er das Ballett zusammen mit seiner eigenen Kunst aus den akademischen Stuben der Paris-Petersburger Schule in die Freiheit des Orients verpflanzte. Dobuzinski, mit sehr starker Empfindung für Stil, mit sehr feinem europäischen Geschmack, ist eigentlich, genau wie Bakst, mehr Zeichner, der seine Werke koloriert. Dagegen ist der Moskauer Korowin (geb. 1861), obwohl Schüler der Pariser Impressionisten, in Farbe und Zeichnung moskauisch roh und überladen und unmotiviert zügellos. Ganz anders ist der junge Boris Anisfeld. Der ist nur Farbenphantast, nicht wild, aber brennend, abseits von allem Slawentum, ganz Orientale, nicht tatarisch, sondern Semit. Doch sind seine Bilder harmonischer und verklärter als seine Theaterausstattungen.

Aber der bedeutendste und wertvollste von all diesen in das Theater verliebten Malern ist Alexander Benois. Leider rauben ihm seine Tätigkeit als Regisseur bei Stanislawski, seine schriftstellerischen Werke über Kunstgeschichte, seine Kunstkritiken — wie fruchtbringend und führend diese mannigfachen Arbeiten auch sind, wie belebend er auf das Moskauer Künstlertheater auch wirkt — dennoch die Zeit, sich ganz seiner köstlichen Malerei zu widmen. In seiner tiefen Kennerschaft und Verliebtheit in das achtzehnte Jahrhundert hat er diesen Stil erst geschaffen, wie wir ihn jetzt zu verstehen gelernt haben.

Wenn man von Benois spricht, muß man auch des Meisters Konstantin Somow (geb. 1869) gedenken. Der von allen russischen Künstlern in Deutschland sicherlich bekannteste und angesehenste verdankt seinen Ruhm nicht der Lösung rein malerischer Probleme. Der große Reiz, das Persönliche und Einzige besteht zum großen Teil in seiner starken und konzentrierten Sinnlichkeit, die einen spielerischen Ausdruck findet. Er ist tief russisch, obwohl er zum Dolmetscher seiner Natur auch das 18. Jahrhundert gewählt hat. Die Technik, die er am sichersten und liebsten beherrscht, ist das Aquarell mit kalligraphischer Zeichnung. Trotz des edlen Schmelzes seiner Farben kann man auch von Somow sagen, daß seine Sachen, meist von bescheidenem Format, kolorierte Zeichnungen sind. Der Charme und das Suggestive seiner unverkennbaren Art, das lyrisch Brünstige seiner Themen haben etwas, was man, im Gegensatz zum rein Malerischen, literarisch nennen muß.

Die Gedankenkunst spielt nämlich in der russischen Malerei eine dominierende Rolle. In der „Kunst um der Kunst willen" können sich die Russen nie richtig ausleben. Immer kehrt die religiöse Malerei wieder. Die Anekdotenerzählung macht sich bei den sozialen Schilderern breit, die ihre Kunst in den Dienst der politischen Erziehung des Volkes gestellt haben. Als die moderne Strömung einsetzte, die solche Dienstbarmachung der Kunst als solcher unwürdig verurteilte, wandte sich eine Reihe starker Talente der historischen Malerei zu. Auf diesem Gebiete wurde nun in der russischen modernen Malerei sehr Beachtenswertes geleistet. Als Erster und Stärkster ist Wassilij Ssurikow (geb. 1848) zu nennen. Er hat große historische Kompositionen aus dem vorpetrischen Moskau geschaffen, prächtige Typen, von Dostojewskis Geist erfüllt. Gleichzeitig mit ihm schuf Rjabuschkin verträumtere, gegenwartsfremde Bojaren und Bojarinnen, deren Blick etwas Tierisches und Scheues hat. Mit vieler Liebe schuf er altrussische gemusterte Gewänder nach. Victor Wasnetzows (geb. 1858) altrussische Kompositionen greifen auf das ältere, halb legendäre Rußland der ZeitenRuriks zurück. Seine Bilder sind Balladen. Aber viel größeren Wert hat er als Kirchenmaler. Hier schuf er einen neuen Stil, indem er sich an die altbyzantinischen Heiligenbilder anlehnte und diese Tradition wiederaufnahm. Die Heiligenbilder sind ein besonders interessantes, in Europa ganz unbekanntes, aber vielleicht das wertvollste Kapitel der russischen Malerei.

Durch den religiös ethischen Zug im Russen erklären sich die literarischen Strömungen in der russischen Malerei. Ob religiöse Ekstase, wie bei Iwanow, Wrubel, ob soziale Anklage, wie bei Jaroschenko, Repin, Wereschtschagin, — oder vertieft psychologische Porträte, es entspringt demselben Wesen des Russen, dem Mitleid, der Menschenliebe, dem Aufgehen im Nächsten und dem Leiden mit ihm. So kommt es, daß die stärkste Begabung der Russen von jeher im Porträtieren lag. Unter den Modernen zeichnen sich als Porträtisten aus: in erster Linie Ilja Repin (geb. 1844). Obwohl strenger Akademiker, Führer der verseichten, verzopften „Wanderaussteller", erbitterter Feind aller Modernen, von denen er ebenso erbittert angegriffen wird, ist er ein eminenter Könner (wie so manche von denen, die von den Modernen bekämpft werden). Repin hat eine große Reihe ausgezeichneter, charakteristischer Kompositionen geschaffen, durch und durch wahre und „leibhaftige" Porträte, scharf, lebendig und souverän. Repin wird sicher noch eines Tages von den Modernen wiederentdeckt und rehabilitiert werden.

Nach Repin ist Valentin Seròw (1865—1912) zu nennen. Ursprünglich ein Schüler Repins, sagte er sich von dem Akademietum los, wurde einer der Führer der russischen Impressionisten und gründete mit Benois, Somow und anderen die Vereinigung des „mir iskurstwa". die um die Zeitschrift gleichen Namens sich gruppierten und eine große Rolle in der russischen Moderne gespielt haben. Als ausgezeichnete Porträtisten sind noch Somow, Kustodjew, Golowin zu nennen. Auch der Moskauer Leonid Pasternak (geb. 1862) ist ein sehr geschickter und geschmackvoller Zeichner.

Unter den Landschaftsmalern ist der berühmteste und beliebteste Isaak Lewitan. Niemand in Rußland hat wie er, der Jude, das Wesentliche der russischen Landschaft, ihrer Stimmung und ihres Zusammenhangs mit der Melancholie, der Monotonie, der Resignation und der traurigen Stimmung des Russen so einfach formuliert wie Lewitan. Daher wird er auch stets in einem Atemzug mit den beiden anderen Repräsentanten dieses Stimmungsgehalts in den anderen Künsten genannt: mit Tschajkowski und Tschechow. Diese drei, in ihrem spezifischen künstlerischen Gewicht freilich recht ungleichen Künstler haben auch den Grundton für das Moskauer Künstlertheater Stanislawskis hergegeben.

Es war der Geist des vorrevolutionären Rußlands. Die nachrevolutionäre Zeit hat ja andere Stimmungen, einen anderen Rhythmus und scheinbar eine andere Generation hervorgebracht. Eine Reihe von Künstlern hat alles Russische abgestreift und streng nach berühmten Mustern zu malen begonnen: die berühmten Muster sind natürlich Matisse und Picasso. Unter diesen ist wohl am begabtesten — Gontscharowa. Auch der Futurist Burljuk hat auf eigene Faust in Deutschland von sich reden gemacht. Unter den neuesten sind am bedeutendsten Grigorjew und Altmann.

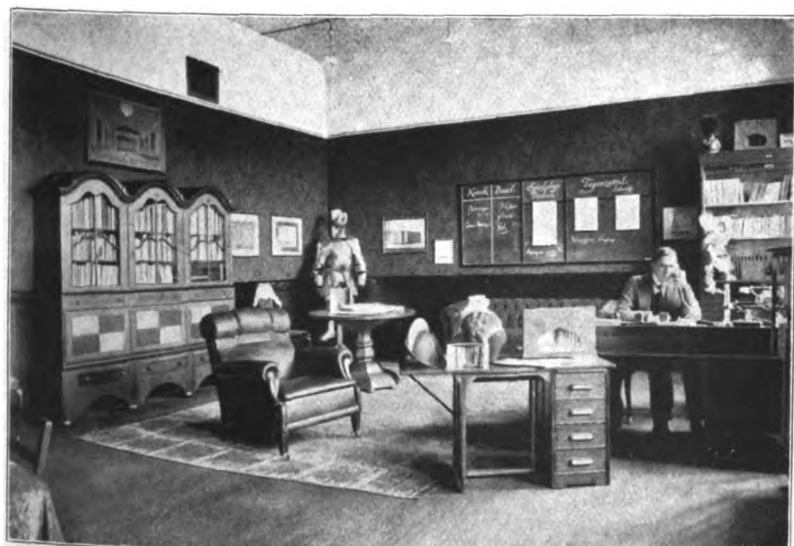

Vorderansicht der Burg nach dem Brande.


Schlafzimmer. Nach einem Gemälde von Berthold Pierson.


Gesellschaftssaal. Nach einem Gemälde von Berthold Pierson.


Der gerettete Teil der Burg: Haus Rübenach.

Zum Brande der Burg Eltz an der Mosel, einer der schönsten mittelalterlichen Burgen Deutschlands. (Eine Ansicht der Burg vor dem Brande enthielt die vorige Nummer.)


Arbeits- und Regiezimmer eines Theaterleiters von Architekt B. D. A. Alfred Liebig, Leipzig.


Musiksalon, eingerichtet von der Firma Herwig in Frankfurt a. M.

Von der Ausstellung „Das deutsche Buch“ auf der 3. Frankfurter Internationalen Messe. (Phot. Kunst-Anstalt Rembrandt van Ryn, Frankfurt a. M.)



1



2



5



6





10



11

1. K. Juon: Troika in Uglitsch. 2. Alexander Benois: Das Bad d
gehen, ihr Haar abschneiden zu lassen). 4. K. Juon: Markt in Uglit
des neuen Rußlands. 7. J. Brodski: Kathedrale und Glockenturm
9. Boris Kustodjew: Porträt des Malers Iw. Bilibin. 10. Ko
12. Konstantin Somow: Schlafendes Mäd

Russische Maler



3



4





8



9



12



13

e. 3. M. Nestjerow: Die große Nonnenweihe (Junge Nonnen
iaida Serebrjakowa: Toilette. 6. Boris Grigorjew: Ein Mann
gsmauer in Pskow. 8. N. Gontscharowa: Knabe mit Hahn.
mow: Dame und Harlekin. 11. V. Serów: Ida Rubinstein.
ell). 13. Boris Kustodjew: Mönche.

;r Gegenwart

Die Schlacht am Weißen Berge

am 8. November 1620. / Von Dr. Friedrich Dukmeyer.



Friedrich V. von der Pfalz. Nach einem Bildnis im Theatrum Europaeum von 1643.



Elisabeth von England, Friedrichs Gemahlin. Nach einem Bildnis im Theatrum Europaeum von 1643.

Der Regensburger Reichstag von 1608 war mit einem offenen Bruch zwischen den katholischen und den protestantischen Reichsständen auseinandergegangen. Der fanatische Erzherzog Ferdinand und der energische Herzog Maximilian von Bayern hatten auf eine katholische Restauration gedrungen, der Religionsfriede war bedroht, und die Gefahr führte auf Betreiben Christians von Anhalt zum Abschluß einer Union einer Reihe protestantischer Fürsten. Das hatte 1609 eine gegnerische Liga der katholischen Stände zur Folge. Die Gegensätze beider Religionsparteien traten in dem stark protestantisch beeinflußten Böhmen immer feindseliger einander gegenüber, es kam 1618 zu offenem Aufstande gegen die Regierung des Kaisers Matthias — dem Beginn des folgenden Dreißigjährigen Krieges —, und als nach Matthias' Tode der schlimmste Feind des Protestantismus, Ferdinand II., Kaiser wurde, da erkannten ihn die böhmischen Stände als ihren König nicht an, wählten den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der Union, und riefen ihn am 26. August 1619 zum König von Böhmen aus. Ungeachtet eindringlicher Warnungen hatte Friedrich die Wahl angenommen. Unter Jubel zog er in Prag ein zur feierlichen Königskrönung. Kaiser Ferdinand gab jedoch sein Erbanrecht auf die böhmische Krone nicht auf. — Auf dem Kriegsschauplatz sah es für die Böhmen günstig aus; doch unter den Greueln der Kämpfe wandten sich binnen Jahresfrist die Dinge. Zudem erregte die pfälzische Herrschaft durch ihren unduldsamen kalvinistischen Übereifer beim böhmischen Volke böses Blut. Die Union ließ Friedrich im Stiche. Die Truppen der Liga unter Herzog Maximilian von Bayern und seinem Feldherrn Tilly vereinigten sich mit den kaiserlichen unter dem Grafen v. Buquoy, denen noch spanische und sächsische zu Hilfe gezogen waren, und drangen in Böhmen ein. Wohl hatte ihm Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen, zum König von Ungarn gewählt, ungarische Reiter gesandt, doch Friedrichs Hoffnung auf seinen Schwiegervater König Jakob von England ward zuschanden. Bunt zusammengesetzt war das böhmische Heer aus Deutschen, Slawen und Ungarn, und bunt war der Bestand des gegnerischen Heeres aus Deutschen, Italienern, Spaniern, Wallonen und etwa 1000 Kosaken, von Polen zum Beistande entboten. Seit Ende Oktober 1620 hatte das katholische Heer die Böhmen, die unter Führung Christians von Anhalt ein festes Lager bei Rakonitz bezogen hatten, ohne sonderlichen Erfolg belagert. Am 5. November bemerkten die Böhmen, daß die Feinde ihr Lager abbrachen und den Abmarsch auf der Prager Heerstraße begannen. Christian war überzeugt, daß Prag das Ziel der Feinde sei, und es lag ihm nun alles daran, ihnen zuvorzukommen. Er schickte die Grafen Thurn, Vater und Sohn, auf Prag voraus, daß sie den Hradschin und die Kleinseite besetzten, er selbst folgte schleunig mit dem Hauptteile der Armee. Damit hatten die Gegner ihre Absicht erreicht, die Böhmen zur Aufgabe ihrer festen Stellung zu veranlassen. Mutlosigkeit und Unentschlossenheit griffen in dem durch einen beschwerlichen Nachtmarsch ermüdeten böhmischen Heere um sich, das am 8. November, etwa 20000 Mann stark, vor Prag auf dem Weißen Berge lagerte. Ihm war auf dem Fuße das bayrisch-kaiserliche Heer nachgezogen, an Zahl überlegen, an die 30000 Mann, von Maximilian und Tilly, Buquoy und den anderen Generalen mutig beseelt und entflammt. Zwischen 12 und 1 Uhr mittags dieses 8. Novembers — vor 300 Jahren — ging das ganze katholische Heer mit dem Schlachtruf „Maria" zum allgemeinen Angriff über und stürmte die Höhen hinauf. Ein Thurnsches Regiment wandte sich zur Flucht, dem bösen Beispiel folgten andere. Christian von Anhalt und sein gleichnamiger Sohn vermochten mit dem Degen in der Hand die wankenden Haufen nicht mehr zu halten; der jüngere Christian geriet in Gefangenschaft. In einer Stunde war die Schlacht entschieden. Am Tage darauf floh Friedrich — nun als „Winterkönig" verspottet — aus seiner Hauptstadt, um sie nie wiederzusehen. Unmittelbar nach Friedrichs Flucht zog Maximilian in Prag ein. Ein furchtbares Strafgericht verhängte darauf Kaiser Ferdinand über die aufständischen und abgefallenen Böhmen.



Der Sieg der kaiserlichen und bayrischen Truppen über das böhmische Heer in der Schlacht am Weißen Berge. (Nach Matthäus Merians Theatrum Europaeum, Frankfurt am Main 1643.) Die Angaben am Rande des Bildes, auch das Datum, sind nicht durchweg richtig.



Christian I. von Anhalt.



Graf v. Buquoy. Nach einem Bildnis im Theatrum Europaeum von 1643.



Graf v. Tilly. Nach einem Bildnis im Theatrum Europaeum von 1643.



Herzog Maximilian von Bayern.



Holzsammlerinnen am Meer. Nach einem Gemälde von Ernst Bischoff-Culm.

Für den Abend















Obere Reihe:

Links: Abendtoilette aus schwarzem Liberty mit Tülltunika, großer Schärpe und loser Taille aus Paillettenstoff. (Modell: Marie Lotz; Phot. Atelier Eberth, Berlin.)

Mitte: Abendtoilette. Der Rock besteht aus altblauem Crêpe de Chine, ist auf der Hüfte originell gerafft und hat lange, über den Rocksaum fallende Zipfel. Das dekolletierte Leibchen besteht aus blaugrundigem Goldbrokat. (Modell: Kaufhaus des Westens; Phot. Atelier Eberth, Berlin.)

Rechts: Tanzkleid aus nattierblauem Seidenrips, reich bestickt mit schwarzen Schmelzstiften. Der sehr enge Rock, der unten mit einem Gummiband zusammengefaßt ist, verschwindet in seiner unteren Partie unter dem reichen Spitzenarrangement. (Modell: Ch. Drecoll; Phot. Atelier Eberth, Berlin.)

Mittlere Reihe:

Links: Cape mit langer, quer geraffter Passe, aus schwarzem Lindener Samt. (Modell: Marie Lotz; Phot. Atelier Eberth, Berlin.)

Oval: Origineller Abendhut, bedeckt mit Tüllvolants. (Modell: Marie Lotz; Phot. Atelier Eberth, Berlin.)

Rechts: Der allerletzte Modetypus: Goldfadenstoff und hochglänzender Liberty. An ein ganz gerade geschnittenes Leibchen fügt sich der Rock an, den lose liegende, unten verstürzt aufgesetzte Bahnen dekorieren. (Modell: Kaufhaus des Westens; Phot. Atelier Eberth, Berlin.)

Unten:

Abendmantel aus kupferfarbenem Samt mit Brokat, getragen von Else Berna in Jean Gilberts Operette „Der Geiger von Lugano". (Phot. A. Binder, Berlin.)

Das Lied im Walde.

Skizze von Sophie Hoechstetter.

Günter, der gerade mündig geworden, und sein Freund Franz, zu reif, noch auf gleicher Gefühlsebene mit ihm zu sein, hatten ein lebhaftes Gespräch. Der Schauplatz war ein Gasthofzimmer in Lichtenfels, wo man es abwartete, daß wieder Züge nach Norden und Süden gehen möchten. Vier leere Stunden in einem fremden Raum verelenden oder bringen Geheimnisse ans Licht. Günter rannte auf dem geringen Platz umher, den zwei Betten, Sofa und Waschtisch ließen. Er versäumte es selten, dabei in den Spiegel zu blicken, und die silberne Bürste war aus der Handtasche gerissen, um zuweilen dem Fall des dunklen Haares wieder seinen Schwung zu geben.

„Ich bitte dich, Franz, bei allen Heiligen, die man in dieser Gegend mit schlechtem Weihrauch feiert, was soll ich denn tun? Meine Eltern sitzen vergrämt auf ihrem Schloß und spaaaren mit drei a in dem Wort. Meine Mutter geht manchmal weinend zu ihren Schränken und streichelt die Courroben des Kaiserreichs. Mein Vater ist auf die Idee gekommen, durch häuslichen Geiz Front gegen diese Zeit zu machen. Schön, wenn es nur nicht gerade mich träfe. Ich danke dem Krieg das Notabitur, den neuen Semestereinteilungen meinen frühen Doktor. Ich flehe dich an, was soll ich denn tun? Diplomat, wie ich wollte, kann ich jetzt mit Namen und Gesinnung nicht werden! Ein Ökonomiepraktikant, der nach Kuhstall riecht?

Bitte, verschone mich mit »arbeiten und nicht verzweifeln!«“ Er kam dem Freunde näher und sah ihn fast flehentlich an: „Kannst du es verstehen, daß man an geringen Kleidern Marter empfindet? Daß man Strindberg, Unruh oder Verse liest und sich dabei über Meditationen ertappt, ob man für jede gesellschaftliche Lage die tadellosen Schuhe besitzt? Mein Cutaway ist nicht völlig schick, und doch habe ich dafür das Notopfer sechs unerhört schöner Erstausgaben seltener Bücher gebracht. Und ich kann nächsten Winter nicht ohne anständigen Pelz sein.“

„Auch dir nahen die Tränen, Günter“ — der Freund sagte es ohne Spott, nur wie eine Feststellung.

„Tausend Verzeihungen, aber du hattest keine Mutter, die feuchten Auges auf Hofroben blickt.“

„Ich verstehe schon“, antwortete Franz. „Deine hochgeborene Mutter beweint beim Anblick des Hofkleides den toten Geist jener Zeit. Frauen brauchen Symbole.“

Günter riß eine Zigarette heraus. Er zerbröckelte sie schon im Anrauchen, nahm eine neue in hastige Hände.

„Du, Franz, bringst es fertig, irgendwo zu leben, den Blick nach innen gerichtet, und denkst an deine philosophische Arbeit. Du hälst Lehrvorträge, die ich hasse, denn sie sind Verschwendung an geringe Zuhörer. Du stellst dich hin und bringst in Anpassung an inferiore Hirne das Opfer des Intellekts.“

Franz lächelte. „Wie viele Gespräche führt man wohl im Jahre, bei denen man nicht das Opfer des Intellekts bringt?“

Günter warf seine Behendigkeit in die Ecke des Plüschsofas. „Wärest du eine Dame, so würde ich dir die Hand küssen für dein boshaftes Wort. Schön, du bringst das Opfer des Intellekts, wenn du mich anhörst über meine Kleidersorgen. Aber glaube es mir, sie sind Tragödie für mich. Kleider: also Lebensform. Und außerdem, ich kann es nicht bedenken, ob es zu teuer ist, dringende Telegramme zu senden, wenn jemand sofort ein Wort von mir hören muß. Ich brauche jeden Tag mindestens ein frisches Hemd, ich muß erster Klasse reisen, Theater besuchen, mich unter eleganten Menschen bewegen, Bücher kaufen — und ich kann kein Schieber, kein Monteur und auch kein Banklehrling werden. Also — ich muß mich verheiraten.“

„So“, sagte Franz. Sein Blick wurde kühl.

„Jawohl. Es ruht auch schon der Segen meiner Eltern auf diesem Bündnis. Denn die Präsumtive ist eine Geborene, obzwar sie jetzt Meierhöfer heißt. Den Namen wird der Orkus verschlingen. Sie kannte Herrn Meierhöfer kaum, denn er war tätig in Lieferungen. Er bat die Millionen, die nun seiner Witwe gehören, sicher im Ausland deponiert, wobei er starb.“

Franz hob die Augenbrauen. „Ein Schieber?“

„Das doch nicht. Kaufmann, wie tausend andere. Die Witwe ist dreiundzwanzig, weder dumm noch häßlich, indifferent, aber rasend elegant. Mein Name fasziniert sie — kurzum, ich reise, mich zu verloben.“

„Zu verkaufen, meinst du.“

Günter sprang auf. „Welche Idee. Die Ehe ist ein Gesellschaftsvertrag. Jeder bringt seine Werte. Du erwartest von mir, ich soll mich in eine große Leidenschaft stürzen?“

„Stürzen? Aber wenn sie dir nachher kommt?“

Günters Gebärden wurden überlegen. „Ah, das genießt man bequemer, auf der Bühne zu sehen.“

Doch plötzlich bog er fast angstvoll sein hübsches Gesicht dem kantigen des Freundes zu: „Hältst du mich für vermindert? Das ist ja meine Angst. Ich brauche Luxus um mich. Ich kann nicht aus mir allein leben. Ich brauche Geld. Der Gedanke hetzt und peinigt mich. Hab' ich es, so bin ich wieder frei —“

Franz sah nach der Uhr. „Wo wohnt die Witwe?“

„Sehr anständig. Auf dem Landsitz eines Onkels. Ganz einsam.“

„Wir können jetzt zum Bahnhof“, sagte Franz. „Also, Günter, ich habe dich immer ein wenig geliebt. Tu mir dafür einen Gefallen. In der Nähe dieses Landsitzes wird es ein Dorf, eine Schenke geben. Ich fahre mit. Es ist gleichgültig, wo ich arbeite. Du kannst mich dann in der Schenke nochmal treffen, ehe du deine Sache festlegst.“

Günter lachte. „Schön. Ich muß mich ja doch später mit der Präsumtiven zeigen. Das wird der schwierigste Punkt der Affäre werden.“ —

Der Landsitz. Günter war angenehm berührt. Takt von der reichen Witwe, in solcher stillen Einsamkeit, die den Verhältnissen ihrer Geburt entsprach, die längere Begegnung mit dem Bewerber zu veranstalten.

Man kam auf einem netten kleinen Wagen durch Wälder, auf eine Hochebene, erblickte ein fernes Dorf, sah ein anständiges Herrenhaus und eine seltsam machtvolle, schon gilbende Lindenallee, die aber nicht die Einfahrt war. Die Lindenallee stand ein Stückchen abgerückt von dem Landsitz, wie eine Verlassene im öden Feld.

Den jungen Gast empfing ein älterer Herr, der Onkel, und führte ihn zu Frau Meierhöfer.

Er trank allein mit ihr Tee. Sie sehr genau anzusehen, vermochte Günter noch nicht. Denn ganz so einfach, wie er sich gedacht, ließ sich die Sache nicht an. Im Scherz hatte er schon ein dutzendmal zu jungen Damen gesagt, wir wollen reiche Heiraten machen — doch diese seine Absicht der Präsumtiven einfach ins Gesicht zu schleudern, ging nicht an. Er trank also Tee und rauchte Zigaretten. Die Präsumtive jedoch war völlig unbefangen. Sie fragte — und nun merkte Günter, ihre Stimme war klanglos, ihre Aussprache lässig — wie denn seine Lebenspläne seien.

Er entwickelte das Dasein eines reichen Mannes, und da er sich sehr gerne reden hörte, unterhielt er sich recht gut. Die Zukünftige (ihr Vorname war Annaliese, woraus sich ein vornehmeres Anne machen ließ) gewann durch ihr Schweigen, und Günter fand, Geist habe er ja selbst genug. Sie besaß Eleganz und Geld.

Es würde schon gehen.

So verliefen einige Tage. Viele Male durchschritt Günter die wundervolle, gilbende Lindenallee, die wie eine Verlassene im öden Felde lag. Er wußte es nicht, daß diese Wege ihm halfen, die Präsumtive zu ertragen. Nach einer halben Woche war er sich völlig klar, daß er die Dame heiraten könne. Natürlich wollte er sich erst als vermählt der Mitwelt vorstellen, dann war der peinvolle Name des ehemaligen Meierhöfer gefallen, und nur die „Geb. v. Wünscher“ blieb. Ihr Innen- und Außenleben kannte er nun vollkommen. In Bückeburg tanzte sie einen Winter mit Infanterie, dann kam der Krieg und brachte den reichen Bewerber, der sie in alle Gegenden führte, die ein Emporkömmling aufsucht.

Ihre Neigung für Kinos und Bars und grelle Theaterstücke konnten veredelt werden. Sie hatte Günter freimütig gestanden, daß sie Frau Meierhöfer geworden, um aus der Misere eines armen Elternhauses herauszukommen.

Eines Mittags fühlte Günter, daß sie ihrerseits die Eindrücke von ihm abgewogen und sich zu seinen Gunsten entschieden hatte. Frau Meierhöfer führte nach Tisch eine Situation herbei, die zu Mut ermunterte. Anne, so wurde die etwas Nichtssagende und etwas Rundliche schon mit Willenskraft in Gedanken genannt, hatte ihn zu einer Zigarette in ihr Wohnzimmer gebeten, saß kokett in einem Lehnstuhl, ließ weiße Seidenstrümpfe sehen, spielte mit ihrer langen, herrlichen Perlenkette — und wartete.

Verwünscht! Das Notabitur war leichter gewesen als die Liebeserklärung, die nun kommen sollte. Anne kam ihm etwas zu Hilfe.

„Haben Sie viel geflirtet?“ fragte sie, ein verzeihendes Lächeln um den zu kleinen Mund.

„Aber, meine Gnädigste,“ antwortete er verwirrt, „soll ich denn beichten wie ein Schuljunge?“

Oh, Rettung! Der Onkel trat in das Zimmer. Wirklich, in diesem grellen Mittagslicht konnte man die Sache nicht machen. Der Onkel berichtete, ein Herr aus dem Nachbardorf ließe Günter bitten, ihn heute nachmittag auf der Römerstraße zu treffen. Der Onkel fand nicht mehr den Weg aus dem Zimmer, da ging Frau Meierhöfer, sie machte irgendein Zeichen nach ihrem Verwandten hin.

Der Onkel beschrieb weitläufig den Weg zur Römerstraße. Dann wandte er mit Fassung seinen ländlichen Vollbart Günter zu und sagte: „Meine Nichte — nun ja, Sie verstehen. Sprechen Sie sich heute abend aus.“ —

Günter, mit einem Sportanzug angetan, über dessen Preis sein Vater das Zeitalter verflucht hatte, ging nachdenklich durch die wundervolle Lindenallee, hinaus ins Freie. Ein amethystener Himmel stand über dem Land. Dunkle Waldstreifen kamen, und endlich, auch wie eine Verlassene, die hochgewölbte, so seltsam gut erhaltene Straße, auf der einst die Legionäre Roms gezogen.

Am Rain saß Franz. Er rief dem Freund entgegen: „Ich danke dir, du hast mich ja in eine seltsamste Gegend gebracht. Wir wandern über die Erinnerungen von Jahrtausenden. Warst du schon hier draußen?“

„Nein, ich mußte doch meine Präsumtive kennenlernen. Du fragst, wie sie ist? Nun, wie tausend andere auch. Heute abend verlobe ich mich.“

Der Freund ließ das Thema vorerst fallen. „Gehen wir ein wenig weiter, Günter. Die Straße verdämmert in einem Hochwald. Dort ist ein Römerbrunnen, den will ich dir zeigen. Komm mit.“ —

Die hohen Buchen standen in der großen Stille. Nur von fern her sang der Wind in ihren Wipfeln.

Der steingefaßte Brunnen war wie ein kleines Haus, von Erde und Rasen überdeckt. Es hatte an seinem Eingang zwei aus dem Felsen gehauene Sitze, die man von außen nicht sah. Die Quelle floß zwischen ihnen.

„Hier wollen wir ein wenig reden“, sagte Franz. „Nimm an, diese Quelle sei der Styx, der zwischen uns fließt, und laß uns sprechen, als wären wir an diesem entscheidungsvollen Gewässer. Also, du bist wirklich entschlossen, um ein reicher Mann zu werden, die Ideale deiner Jugend zu verkaufen?“

„Was für Worte, Franz. Ich glaube Friedrich von Schiller zu hören.“ Günter beugte sich ein wenig vor. „Da kommen Leute durch den Wald. Vielleicht Bekannte von Wünschers. Laß uns stille sein, bis sie vorüber sind.“

Sie sahen, selbst unbemerkt, wie sich einem Baum am Quellenlauf zwei Gestalten näherten. Es waren ein alter Mann und ein noch fast kindhaftes Mädchen. Der Alte, vielleicht ein Großvater, lehnte sich an die Buche, und man hörte ihn sagen:

„Du, Maria, sing mir doch hier das Lied.“

Man konnte nicht sehen, was für ein Gesicht das Mädchen unter den goldbraunen Haaren hatte, denn es stand abgewandt, eine schmale Gestalt in hellem Kleid. In die unermeßliche Stille des Waldes hinein klangen von einer unschuldvollen, reinen Jungmädchenstimme in seltsam schwebender, rührender und großer Weise Worte*):

„Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheimgegeben,
Wird zu keinem Dienst der Erde taugen.
Und doch wird er vor dem Tode beben,
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen.

Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe,
Denn ein Tor nur kann auf Erden hoffen,
Zu genügen einem solchen Triebe —
Wen der Pfeil des Schönen so getroffen,
Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe.

Ach, er möchte wie ein Quell versiechen,
Jedem Hauch der Luft ein Gift entsaugen
Und den Tod in jeder Blume riechen:
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ach, er möchte wie ein Quell versiechen —“

Die reine, unschuldsvolle Stimme verschwebte in der Stille des Waldes. Der alte Mann und das junge Mädchen verloren sich unter den Bäumen.

Da sprang Günter, der in fassungsloser Betroffenheit gesessen, auf und schrie dem Freunde zu:

„Das hast du bestellt — das ist ein Theatercoup von dir —“

Die Freunde standen jählings draußen im Wald.

Franz sandte sein Gesicht wie aus einer tiefen Ferne herüber zu Günter:

„Ich ahne nicht, wer die Menschen sind. Mein Gott, diese Worte —“

Da rüttelte ihn Günter an den Schultern, sah ihn an wie in Haß und rannte davon. Er rannte durch den Wald, stolperte im Zorn über die Römerstraße.

„Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe“,

klang ihm nach. Ihm war, als hätte ihn jemand geschlagen. Alles, was er liebte, rief ihn in dem Gedicht, und worüber man lächelt, denn man will nicht ein gefühlvoller Tor sein, sondern ein weltkluger Herr.

Er kam in sein Zimmer, kleidete sich um. Den Cutaway. Eine tadellose Frisur. Rasch, rasch. Heraus aus dieser Sentimentalität in die frische Wirklichkeit!

*) Das Gedicht ist von August Graf von Platen und in jüngster Zeit durch Heinrich Kaspar Schmidt-München in Musik gesetzt.

Als er bei Frau Annaliese Meierhöfer eintrat, deutete sie auf den Sofaplatz
neben sich und lächelte verheißend. Sie ließ ihre linke Hand mit den vielen Ringen
Günter zum Greifen nahe.

„Gnädigste Frau — Ihr Herr Onkel —"

Der Puppenmund kam ihm zu Hilfe.

„Wir sind moderne Menschen, nicht wahr? Das Sachliche werden Dritte regeln.
Aber einen Wunsch hätte ich, lieber Günter, ehe wir es öffentlich machen: meine
Bedürfnisse nach Eleganz sind sehr übergeistigte. Fahren Sie doch auf ein paar
Tage nach München zu einem erstklassigen Schneider. Wie gesagt, ich bin in dieser
Beziehung sehr übergeistigt. Ihr Cutaway ist nämlich Ihrer Gestalt nicht ganz
kongenial. Sie sind mir doch nicht böse? Es entspräche nicht meinem Zartgefühl,
gäbe ich Ihnen selbst einen Scheck — aber mein Onkel —" Sie faßte seine Hand.
„Nicht böse sein, liebster Günter."

Günter schoß hoch. Ja, er klappte sogar die Hacken zusammen. „Ich danke
Ihnen, teuerste Annaliese, ich reise noch in dieser Minute —"

„Aber, Günter —" klang es ihm nach.

Der junge Mensch stolperte im Sternenschein durch die verlassene Lindenallee,
über die Römerstraße — durch den Wald.

Seine heilig geflegten Hände rüttelten an der schmutzigen Klinke des Dorfwirts-
hauses, bis der Freund ihn einließ und in seine Bauernschlafstube führte. Der ver-
störte Gast warf sich auf einen Stuhl am Tisch, und dabei fiel die einzige Be-
leuchtung, ein Kerzenstummel, um, denn Günters Arme hatten ihn zur Seite gestoßen.
Es war nun bloß ein matter Sternenschein im Zimmer.

„Günter, was ist denn?"

Es kam nicht gleich eine Antwort. Dann klang es abgebrochen, heftig und wie erlöst:

„Hilf mir doch aus dem Plunder. Das Lied im Walde — ich war ein Narr.
Ich möchte ein Mensch werden —"

Was ist modern? Modeüberblick von Margarete v. Suttner.

Eine der Hauptfragen, die alle auf modische Interessen eingestellten Gemüter
nun schon seit Jahren bewegt, ist die: Wie wird der Rock aussehen? Wird er
einen Zuwachs an Länge und Weite erfahren? Wer sich in dieser Hinsicht kühnen
Hoffnungen hingab, ist abermals der Gefoppte, während sich mein eigener Skepti-
zismus auch diesmal als begründet erwies. Der Rock wird kurz, sogar sehr kurz
getragen, womit natürlich nicht Knielänge gemeint ist. Alle Versuche, die Röcke
ausgiebig zu verlängern, sind gescheitert; ich ließ mir sogar erzählen, daß ein paar
Mannequins, die auf einem der letzten Pariser Sommerrennen bis zum Knöchel
reichende, weite Röcke „spazieren führten", wenn nicht gerade ausgelacht, so doch
„belächelt" wurden. Der Rock blieb auch eng, sofern er den Bestandteil eines
Kostüms bildet und nicht plissiert ist. Unter den Nachmittags- und Abendkleidern
finden wir Modelle mit halbweiten, sogar ganz vereinzelt mit sehr weiten Röcken.
Diese haben an sich irgendeine originelle Form und bleiben ohne Überkleid; jene
sowie die ganz engen Röcke dienen als Unterlage für Überkleider oder Drapierungen
mannigfacher Gestalt, die sozusagen immer die Tendenz des senkrecht gestellten
Faltenwurfs verfolgen. Eine weitere Abart verkörpern jene eleganten Toiletten,
deren Röcke ein anscheinend, ach! so einfaches, in Wahrheit überaus kompliziertes
Ganzes verschlungener Bahnen sind, die sich fast ebenso innig an den Körper an-
schmiegen wie jene kühnen, betörenden oder abstoßenden Kleider aus bunten Samten
oder Metallbrokaten, die binsenschlanke, ungeschnürte Frauenleiber gleich elastischen
Futteralen umhüllen.

Weit weniger abwechslungsreich ist die Bekleidung des Oberkörpers. Die Leibchen
sind meist die Einfachheit selbst. Ganz glatt, bis auf die Hüfte herabreichend, im
Taillenschluß leicht geschweift, hinten durchgeknöpft, vielleicht gar mit angegliederten
Riesenschärpenenden, die „à la baby" gebunden werden. Das ist natürlich nur für
„Babygestalten", für die anderen steht die Mode der Gürtel zur Verfügung, hier
ganz breit, dort ganz schmal, hier nur lose umgelegt, dort fest zugezogen.

Die meisten Modelle werden mit dem kleinen, ovalen Ausschnitt gezeigt. Da er
nur sehr wenig Frauen kleidet, wird er in der Praxis in den viereckigen umgewandelt,
wenn anders man nicht das neuere System bevorzugt, d. h. den Kragen, der hoch
geschlossen oder tief herzförmig geöffnet werden kann. Die großen Abendkleider
zeigen im allgemeinen dasselbe freimütige Dekolleté wie im Vorjahr. Einzelne Mo-
delle bringen eine Sensation: Die Brust ist fast bis zur Achsel bedeckt, und dieser
Brustschild ist mittels zweier Ketten oder anderen, nicht wesentlich solideren Bei-
werks hinten am Rockgürtel festgehalten, der nicht immer sehr hoch ist.

Und die Stoffe? Die Mode läßt nur ganz weiche Stoffe gelten, sogar Taft ist
so weich, daß man von „Fall" reden kann. Wenngleich er viel für Nachmittags-
kleider verarbeitet wird, so genießen in der hohen Mode doch Charmeuse, Liberty,
Satin grenadine, Chinakrepp, Velourschiffon und Panecla den Vorzug. Daß sich in
vielen Fällen der hohe Preis dieser köstlichen Stoffe hindernd zwischen sie und uns
stellt, empfinden wir in diesem Jahr weniger schmerzlich, denn der lang entbehrte und
geschätzte Ersatz tauchte wieder in großen Mengen auf: Lindener Velvet, der Mode
entsprechend ganz weich gehalten. Wohl ist Seidensamt auf den ersten Blick be-
stechender als Velvet, aber die praktischen Momente fallen heute allzu schwer in die
Wagschale, als daß sie übersehen werden könnten. Wenn für Seidensamt jeder
Regentropfen eine Gefahr ist, so braucht Velvet ihn nicht zu fürchten. Die Mode-
stoffe für Kostüme sind Velours de laine, vor allem einfarbig, seltener von Streifen
durchzogen, Velvet, glatt sowie gerippt, und für Strapazekleider rauhe, gemusterte
Homespuns und Marengo. Dieser ist meiner Ansicht nach besonders schön, aber die
wenigsten Frauen teilen meine Ansicht. Sie finden, dieser Stoff „macht alt". Es
wäre natürlich vergebliche Liebesmühe, gegen ein Argument von so elementarer Wich-
tigkeit im allgemeinen Einspruch erheben zu wollen — in diesem Spezialfall aber
hat es tatsächlich insofern viel für sich, als all die genannten samtartigen Modestoffe
viel schmeichlerischer und koketter sind als der nüchterne Marengo und die Homespuns.

Wie Pflanzen reisen. Von Dr. Bernhard Stange,

Leiter des Botanischen Zentralschulgartens, Leipzig. (Siehe den Beitrag auf S. 469.)

Der zyklische Lebensgang der Pflanze dient der Erhaltung der Art. Dichte Be-
stände einer Art gefährden ihr Fortbestehen. Darum sind Einrichtungen ge-
troffen, die Verbreitung der Samen zu erzwingen. Die verwirrende Fülle dieser
Einrichtungen umfaßt alle mathematisch-mechanisch möglichen Baupläne. Der Pflanze
stehen mithin viele Wege offen, um dasselbe Ziel zu erreichen. Warum sie gerade
den einen und nicht den anderen wählt, ist für uns zur Zeit in Dunkel gehüllt.

Die Ortsveränderung ist selbstverständlich nur durch Bewegung möglich. Diese
Bewegung kann aktiv oder passiv geschehen.

Aktiv schleudern gewisse Pilze und Schachtelhalme ihre Sporen in die umgebende
Luft, während allerdings nur in stehenden Gewässern lebende Pilze und Algen
mit Geißeln ausgerüstete Schwärmzellen erzeugen, die, wie von einer Schiffsschraube
angetrieben, den Ort ihrer Entstehung verlassen. Unter den sogenannten höheren
Pflanzen birgt die Haargurke (Ecballium elaterinum) in ihrem Innern Schwell-
körper, die mit einer Kraft von 14 bis 15 Atm. die Samen bis 60 cm weit fort-
schleudern. Bekannt ist das Knistern im Goldregenbusch (Cytisus laburnum) zur
Zeit der Fruchtreife. Gewebespannungen bringen die trocknende Hülse zum Auf-
platzen, und die plötzlich zurückschnellenden Schalen werfen in großem Bogen die
Samen aus dem Strauche. Auch „Rühr mich nicht an" (Impatiens noli tangere)
entlädt durch einen Schleudermechanismus die ausgereiften Früchte.

Passive Bewegungen erfordern keinen Energieaufwand der Pflanze. Mit den
geringsten Mitteln größte Leistung zu erzielen, ist auch ihr Prinzip. Die Motoren
dieses Ortswechsels sind Wind, Wasser, Tiere bzw. Menschen.

In höchst sinnreicher Art ist das Problem der Fortbewegung gelöst.

Die ausgetrocknete, aber noch lebensfähige Pflanze löst sich vom Boden und
wird vom Winde aufgehoben. Wanderflechten (Parmelia molliuscula und Parmelia
ryosola) treibt der Sturm von den Gebirgen in die Wüsten Asiens. Den hungern-
den Israeliten erschien es als ein Wunder, als „rund und klein" das Manna, d. h.
die Mannaflechte (Lecanora esculenta), ihr Wüstenlager erfüllte.

Ebenso rollen sich die Steppenhexe (Salsola Kali) und die echte Jerichorose
(Odontospermum pygmaeum) zu kugeligen Ballen zusammen, und beide unter-
nehmen, vom Winde gefegt, weite Reisen. Bewegungen umfangreicher pflanzlicher
Gebilde sind natürlich nur in vegetationslosen Gegenden ungehindert möglich. In
stark besiedelten Gebieten ist das Volumen der Pflanze verkleinert. Pilz- und
Bakteriensporen haben ein so geringes spezifisches Gewicht, daß sie schwebend fort-
geführt werden vom leichtesten Windhauch. Samen mancher Arten: Orobanchen,
Orchideen, Steinbreche, Eriken, können sich lange schwebend erhalten. Von Saxifraga
aspera wiegt ein Korn 0,01 mg, von Orchis pallens 0,02 mg (1 mg = 0,001 g). Durch
die Kleinheit ihrer Samen ist es tropischen Orchideen möglich, sich trotz des dichten
Urwaldes hoch auf den Bäumen anzusiedeln, wo ihnen Luft und Sonne ausreichend
geboten werden.

Ist der Samen aus ernährungsphysiologischen Gründen umfangreich und schwer, so
werden Tragflächen, Fallschirme und ähnliche mechanische Hilfsmittel ausgebildet. Die
verschiedensten Teile der Blüte können zu Flugapparaten umgestaltet werden.

Lange, seidenartig weiße Haare entwachsen dem Nabelstrang der Weiden- und
Pappelsamen, hüllen ihn ein und schweben im Winde mit ihm dahin. Früchten des
Weidenröschens (Epilobium angustifolium) entsprießt ein Haarschopf am Knospen-
grund, der Stelle, wo der Nabelstrang in den Eikern übergeht; die Samen sind also
von einem Flugapparat gekrönt.

Die weißen Fahnen des im Moore weithinleuchtenden Wollgrases: Eriophorum
vaginatum sind aus Blütenhüllen umgebildete Haare, in denen, gleich wie beim
Rohrkolben (Typha latifolia). einem tadellos konstruierten Zylinderputzer, die
Samen eingehüllt entschweben.

An Stelle des fehlenden Kelches gestaltet sich bei den Korbblütlern eine Haar-
krone heraus. An den einzelnen, oft federigen Achänen hängen die Samen. Löwen-
zahn, Wiesenbocksbart, Ackerdistel führen uns diesen Flugmechanismus vor.
Kelche schwellen blasig an bei der Judenkirsche (Physalis Alkegengi) und werden
in dieser „Papierlaternenform" mit den eingeschlossenen Samen leicht ein Spiel
der herbstlichen Winde. Selbst die vertrocknete Blumenkrone vermag ein Segel
abzugeben und somit die Samen des Wiesenklees (Trifolium badium) dem Luft-
meere zu übergeben.

Bei Esche und Birke verbreitert sich die Fruchtwand zu einer flachen Tragfläche,
mit deren Hilfe der „Birkenanflug", von aufsteigenden Luftströmen gehoben, weite
Räume durchmißt. Zu ansehnlichen, oft schön geschwungenen Segeln gestalten sich
die Hochblätter bei Ahorn, Linde und Hainbuche. Sogar die Blütenstandachse
vermag sich zu einem Flugorgan umzuformen, indem sie viele braune Haare aus-
sendet, die die Frucht des Perückenbaumes (Rhus cotinus) mit Leichtigkeit hinweg-
tragen. Mehrfach führen auch die Fruchtstände Bewegungen aus, um ihre ge-
flügelten Samen zu entlassen. Zapfen von Tanne und Zeder zerfallen bei der
Samenreife, da sie aufwärts stehen; Fichten- und Kiefernfruchtstände dagegen
neigen sich abwärts, und so gleiten zwischen den verholzten Blattschuppen die be-
fahnten Samen heraus.

Nun darf man freilich die Bedeutung des Windes als Transportmittels nicht
überschätzen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, kommen die Samen trotz ihrer
Flugapparate bald zur Ruhe, wovon sich jedermann überzeugen kann, der die reiz-
vollen Flugbewegungen der verschiedenen Typen zu beobachten unternimmt.

Strömendes Wasser dagegen entführt Pflanzen und Samen auf große Ent-
fernungen. Meeresströmungen schwemmen nachweislich widerstandsfähige Samen,
Kokosnüsse u. a., auf einsame Inseln. Nur so ist die Verbreitung dieser Kultur-
pflanze über den ganzen Tropengürtel der Erde verständlich. Wildwässer und Bäche
verfrachten hochalpine Samen ins Vorland. Überflutende Ströme tragen nachweisbar
Gebirgsformen weit ins Tiefland hinab. Was Wunder also, wenn Pflanzen, die ihr
Hauptverbreitungsgebiet im Gebirge haben, an ihnen zusagenden Örtlichkeiten des
Flachlandes gedeihen? Ist auch die momentane Verbreitung der Samen durch
Wasser und Wind keine allzu große, schrittweise rückt trotzdem die Vegetation vor,
erobert sich neue Gebiete. So erklärt sich zwanglos das Eindringen vieler pontischer
Pflanzenformen, die also im Osten Europas beheimatet sind, das Vorrücken atlanti-
scher Arten, die dem Westen unseres Erdteils angehören, ja, sogar mediterraner
Typen, die dem südlichen Gebiete zugeteilt sind, in unsere deutsche Flora.

In stehenden Gewässern dagegen sind die Samen mit Schwimmfähigkeit begabt.
Früchte vom Froschlöffel, Wasserhahnenfuß, Laich- und Hornkraut führen in der
äußeren Samenschale Luft, wodurch sie spezifisch leichter als Wasser werden. Die
Samen des Pfeilkrautes erweisen sich unbenetzbar und treiben deshalb lange auf der
Wasseroberfläche. Die unheimliche Geschwindigkeit, mit der manche aus Amerika
eingeschleppte Wassergewächse, z. B. die Wasserpest (Elodea canadensis), von unseren
Teichen, Tümpeln und Seen Besitz ergreifen, beweist deutlich den Transport durch
Wind, Wasser und Tiere.

Eigentümlich mutet uns der Ehrenpreis an. Veronica-officinalis- und V.-arvensis-
Kapseln öffnen sich nur bei Regenwetter. Wachsen diese Pflanzen an Wegen, so
erkennt man leicht die Richtung des samenabschwemmenden Wassers.

Endlich ist noch der samenverbreitenden Tätigkeit der Tiere zu gedenken. Beeren-
verzehrende Vögel verschleppen durch ihre Exkremente hartschalige Samen durch
weite Räume. Haken, Stacheln, Borsten, Schleim heften sich an das Gefieder,
selbst an die Haare der Säuger, und sichern hierdurch die Erhaltung der Art.

Manche Tiere pflegen sich Vorräte an Nüssen, Eicheln u. a. für den Winter ein-
zusammeln und nützen hierdurch der Verbreitung. Staunenerregend ist auch die
Tätigkeit der Ameisen, die mit drüsenartigen, ölhaltigen Anhängseln versehene Samen
in ihre Nester holen. Ein Staat von Formica rufa, der Roten Waldameise, hatte
beispielsweise 36480 Körner von Taubnessel, Lerchensporn, Feigwurz zum Teil bis
70 Meter weit eingetragen und im Bau verstaut.

Zum Schlusse soll noch der sogenannten Geocarpie gedacht werden, einer Ein-
richtung, die dafür sorgt, daß Samen von der Pflanze aktiv dahin gelegt werden,
wo sich entsprechende Lebensbedingungen bieten. Wir beobachten die Geocarpie
bei Linaria cymbelaria, dem Zymbelkraut, einer an Mauern und Felsen rankenden
Verlarvtblütigen, deren zum Lichte gekehrte Oberfläche reich mit Blüten geschmückt
ist. Zur Fruchtreife wenden sich die Blütenstiele vom Lichte weg und suchen dunkle
Mauerritzen und Spalten auf, wo die Kapseln den Samen niederlegen. So fällt er
also nicht zu Boden, und die Pflanze wird ihres Charakters als Kletterpflanze an
Mauern nicht beraubt.

In den beschriebenen Einrichtungen sieht die heutige Naturforschung Anpassungen
zum Zwecke der Erhaltung der Art. Daß es aber ein Heer von Pflanzen gibt, die
dieser Anpassungseinrichtungen ermangeln und sichtlich keine Eigenschaften aufweisen,
die diesen Mangel wettmachen, trotzdem aber in ihrem Bestande nicht gefährdet
sind, darf nicht verschwiegen werden. Manchen mit Flugorganen begabten Gewächsen,
z. B. dem Weidenröschen, wohnt sogar die Fähigkeit inne, unterirdische, kriechende
Stämme auszubilden, durch die sie mit unheimlicher Schnelligkeit Land erobern.
Es erweckt also den Eindruck, als ob die Pflanze mehrere „Eisen im Feuer" hat,
um die Erhaltung der Art zu sichern.



Eine moderne Eva. Nach einer farbigen Radierung von Adrian Etienne.

Die Frau als Reiterin.

Von Dr. Valerian Tornius.



Edeldame zu Pferde, begleitet von einem bewaffneten Knecht. (15. Jahrh.) Nach einem Kupferstich von Albrecht Dürer.

In der Nomadenzeit der Völker wird wohl jede Frau eine Reiterin gewesen sein. Die Lebensumstände zwangen sie dazu. So mögen auch die Germanenfrauen zu Pferde den Boden ihrer neuen Heimat betreten haben. Wie tief das Bild der Reiterin in der Vorstellungswelt unserer Ahnen wurzelte, zeigen uns die Walküren, die, zu Halbgöttinnen erhoben, auf ihren Rossen die Toten von den Schlachtfeldern nach Walhalla trugen. Als die Völker jedoch, müde des Wanderns und Umherziehens, sich zur Seßhaftigkeit bekannten, schwand allmählich die Neigung des weiblichen Geschlechts zur Reitkunst. Von reitenden Griechinnen und Römerinnen ist uns jedenfalls nichts überliefert. Aber wir hören dafür von den kriegerischen, im Reiten gewandten Amazonen, die den Hellenen um dieser barbarischen Gewohnheiten willen als ein halbwildes und wunderliches Weibervolk erschienen. An dem einen Amazonenkampf schildernden Fries des Mausoleums zu Halikarnaß sind mehrere solcher flinker Reiterinnen abgebildet.

Während also im klassischen Altertum die Damen — ausgenommen jene kampfbegierigen Barbarenmädchen — dem Reitsport kein Vergnügen abgewinnen konnten, gab es dagegen im ritterlichen Mittelalter kaum eine vornehme Frau, die nicht im Sattel zu sitzen vermochte. Das Rittertum war ja — wie schon das Wort andeutet — in erster Linie ein Reiterstand. Der Ritter verbrachte den größten Teil seines Lebens hoch zu Roß, einerlei, ob er an einem Kreuzzug teilnahm, oder ob er turnierte oder jagte. Den Frauen boten sich zum Reiten weniger Gelegenheiten, da sie den langen Winter über still und einsam in ihren Burgen lebten. Nur wenn eine Reiherbeize bevorstand, wurde der Zelter geschirrt, und die Dame ritt auf ihm, begleitet von Edelknaben und Kavalieren, zu dem Vergnügen hinaus; denn die Falkenjagd gehörte im Mittelalter zu den beliebtesten Unterhaltungen. Auch Reisen legten die meisten Damen zu Pferde zurück. Beim Reiten mußte die Frau — so schrieben es die Anstandsregeln vor — seitwärts sitzen und das Haupt gegen den Kopf des Tieres neigen. Aber schon damals brachen einzelne Frauen die vorgeschriebene Sitte, indem sie „twerhes“, d. h. rittlings saßen. So sehen wir, daß die Frau, die den Minnesänger Bruno von Hornberg fesselte, sich eines Herrensattels bediente, und ebenso finden wir auf einem Siegel die Gemahlin Wilhelms I. von Holland nach Männerart zu Pferde sitzen. Das Rittlingsreiten hat seitdem zu allen Zeiten vereinzelte Liebhaberinnen gefunden, vornehmlich unter Frauen, die gern sich als Emanzipierte geben. Katharina II. und die Fürstin Daschkow konnte man oft in Männerkleidern durch die Alleen Peterhofs galoppieren sehen. Welche von beiden Reitmethoden der Frauen auf das Auge ästhetischer wirkt, das ist eine Frage, deren Entscheidung ganz von der Gestalt der betreffenden Reiterin abhängt. Wenn eine so korpulente Dame, wie sie eine englische Biedermeierkarikatur zeigt, rittlings auf dem Pferde sitzt und der Gaul unter ihrer Last fast zusammenbricht, so ist es wohl zu verstehen, daß sich in England die öffentliche Meinung gegen das Reiten der Frauen im Herrensattel auflehnte und den langen, beim Gehen unmöglichen Reitrock zur Vorschrift machte. Andererseits belehrt uns manche schlanke Mondäne von heute, die ihren Morgenritt durch den Berliner Tiergarten unternimmt, daß auch das Reiten nach Herrenart recht reizvoll wirken kann.



Auszug zur Jagd. Nach dem Breviarium Grimani aus dem Jahre 1475 (Biblioteca Marciana, Venedig).



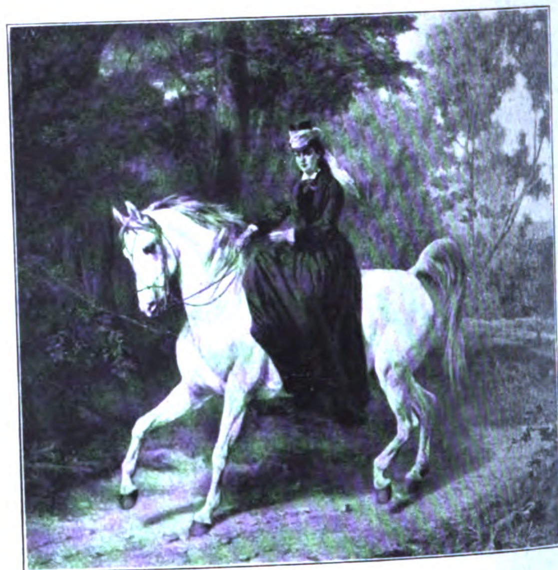
Falkenjagd in den Niederlanden. Nach einer Lithographie von Yves.

Das Gegebene für die Dame bleibt eben doch immer das Seitwärtssitzen und das lange Reitkleid. Letzteres hat auch seine verschiedenen Wandlungen im Laufe der Jahrhunderte erlebt. Bald war es so eng, daß es knapp die Beugung des Knies gestattete, bald war es so umfangreich und breit, daß es, wie bei der Königin Isabella von Bourbon, den ganzen Rücken des Pferdes gleich einer Schabracke bedeckte. Diese ungeheure fließende Stofffülle stellte die Maler vor besonders schwierige Probleme. Entweder mußten sie, wie Dürer es tat, die Dame von der Rückseite abbilden, was ihnen Gelegenheit gab, ihre ganze Kunst auf das Pferd zu verwenden, oder sie mußten, wie Terborch, in der Schönheit des Faltenwurfs schwelgen, die natürlich nur bei farbigen prunkvollen Seidenkostümen dankbar zur Geltung kam. Sonst wirkte das Kleid plump und sackförmig, wie wir das auf dem Bilde von Yves sehen.



Reiterbildnis der Isabella von Bourbon, der ersten Frau König Philipps IV. von Spanien. (Um 1638—1640.) Nach einem Gemälde von Velasquez. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)

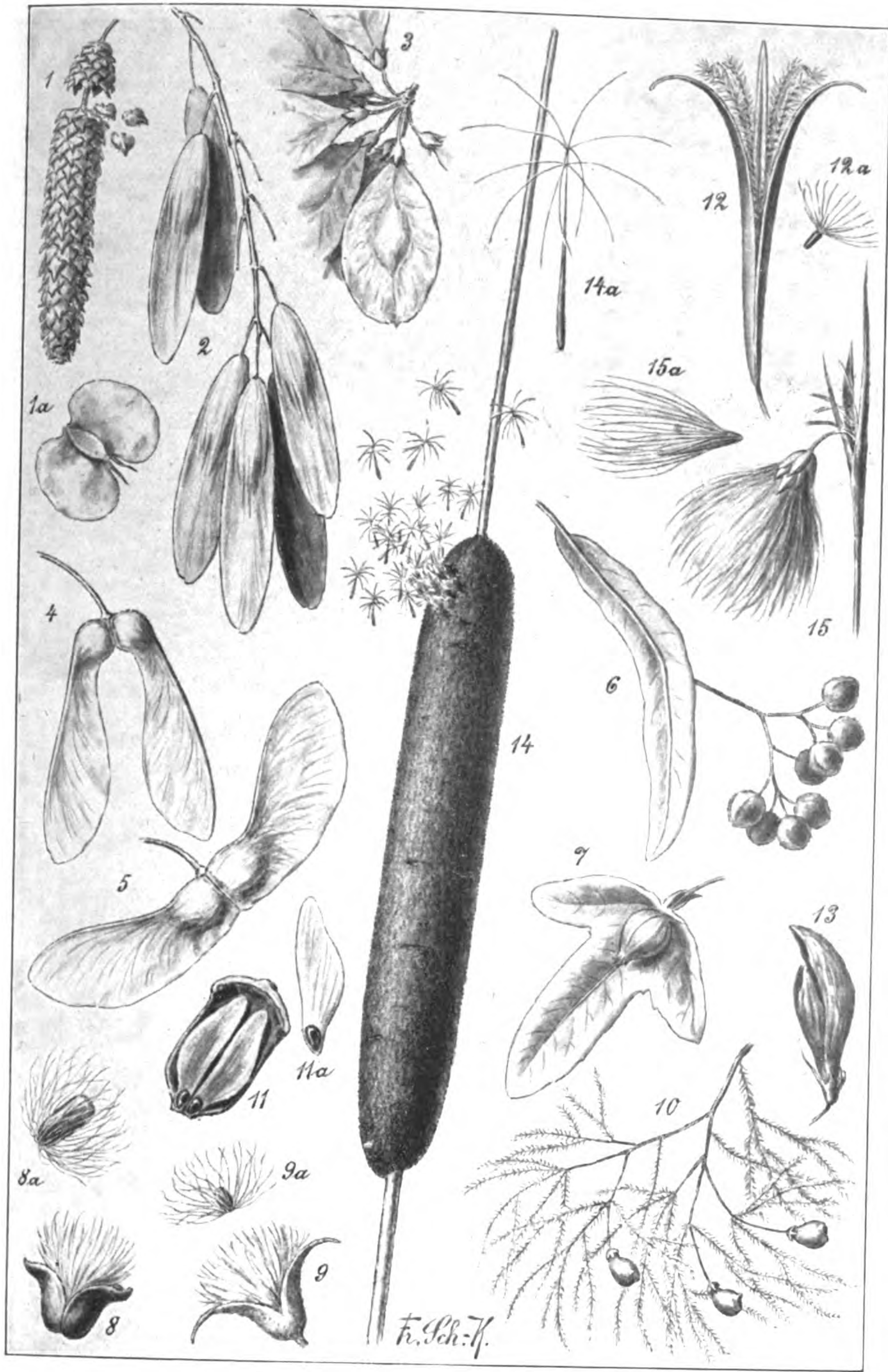
Einen herrlichen Anblick mag Lucrezia Borgia geboten haben, als sie zu ihrer Hochzeit in Ferrara einritt. Sie saß auf einem Schimmel, über den eine Decke aus Scharlach gebreitet war; sie selbst trug ein schwarzes goldgesticktes Samtgewand, dessen breite Ärmel in malerischen Falten herunterfielen, während um ihre Schultern ein Mantel aus Goldbrokat und Hermelin hing und ihr gelöstes Haar von einem zarten diamantengeschmückten Netz umschlossen wurde. Man begreift, daß dem Kardinal Ippolito d'Este die Augen vor Wonne erglänzten, als er seine künftige Schwägerin zum erstenmal erblickte. Es ist bedauerlich, daß kein Maler Lucrezia bei ihrem Einzug in Ferrara im Bilde verewigt hat; die Lücke in der Reihe der Bildnisse von Damen zu Pferde, das Fehlen einer Edeldame der Renaissance, wäre dann ausgefüllt worden. Neuere Maler haben sehr gern Reiterinnen dargestellt, und man braucht nur das Bild der Frau v. Krause von Karl Steffeck zu betrachten, um das Ästhetische, das eine Dame zu Pferde dem Auge bietet, reizvoll ausgedrückt zu finden.



Frau v. Krause zu Pferde. Nach einem Gemälde von Karl Steffeck (1874). (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)



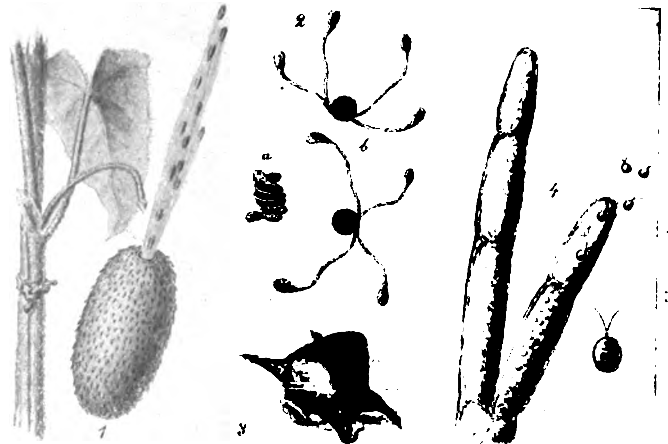
Moderne Reiterinnen: Musikreiten im Hippodrom des Tiergartens zu Berlin.



1. Birke (Betula alba): Fruchtstand und (1a) Same. 2. Esche (Fraxinus excelsior). 3. Ulme (Ulmus montana). 4. Bergahorn (Acer pseudoplatanus). 5. Feldahorn (Acer campestre. 6. Winterlinde (Tilia ulmifolia). 7. Hainbuche (Carpinus betulus). 8. Zitterpappel (Populus tremula): Frucht und (8a) Same. 9. Salweide (Salix caprea): Frucht und (9a) Same. 10 Perückenbaum (Rhus cotinus): Teil eines Fruchtstandes. 11. Kiefer (Pinus silvestris): Deckschuppe mit zwei Samen und (11a) Same. 12. Weidenröschen (Epilobium angustifolium): Schötchen mit Samen und (12a) Same. 13. Leberbrauner Wiesenklee (Trifolium badium). 14. Schmalblättriger Rohrkolben (Typha angustifolia): Fruchtstand und (14a) Same. 15. Wollgras (Eriophorum angustifolium): Frucht und (15a) Same.



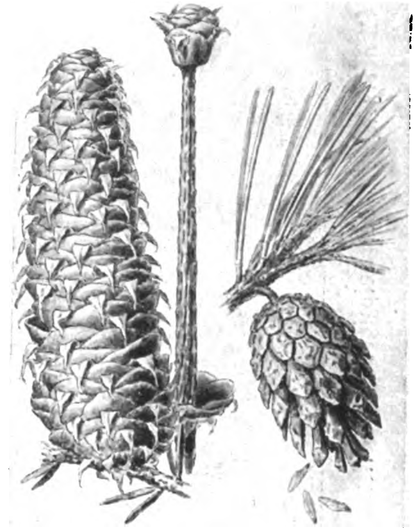
Efeublättriges Leinkraut (Linaria cymbalaria), die Samen in Felsenritzen legend.

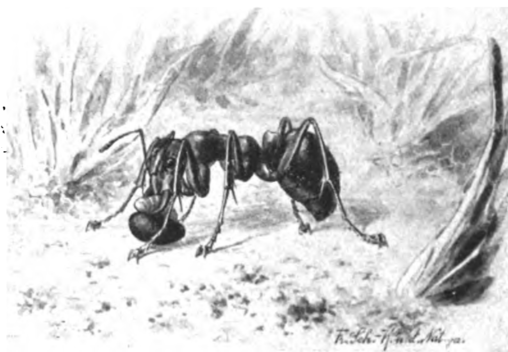


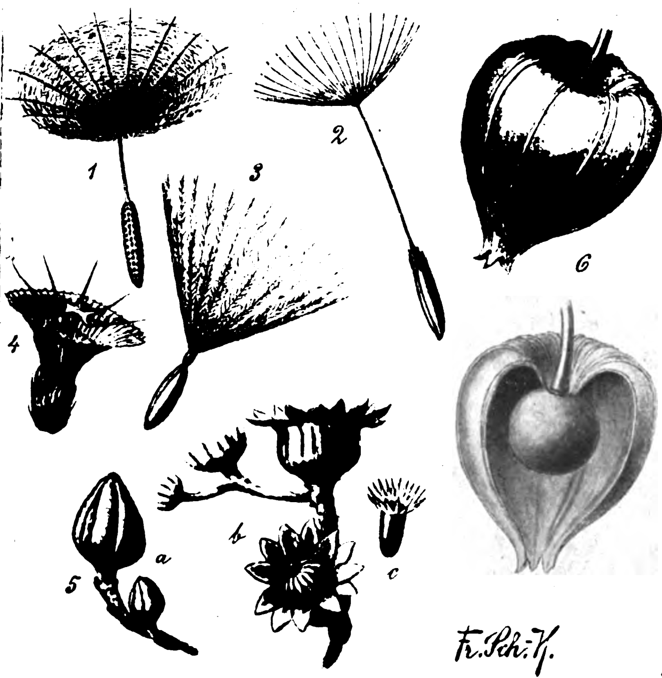
1. Frucht der Spritzgurke (Ecballium elaterium), verkleinert. 2. Schleudern des Schachtelhalms (Equisetum arvense), zusammengerollt (a) und schleudernd (b), stark vergrößert 3. Hakenfrucht der Wassernuß (Trapa natans), von der angeschwemmten Pflanze zu Boden gesunken, sich verankernd. 4. Schwärmzellen von Astalge (Cladophora), stark vergrößert.

Nebenstehend: Links: Zwei Tannenzapfen; von dem hinteren sind zum größten Teil die Fruchtschuppen abgefallen. Rechts: Zapfen der Kiefer, der sich umkehrt und öffnet.

Untenstehend: Ameise, einen Samen vom Schellkraut (Chelidonium majus) verschleppend. (Natürliche Größe etwa 10 mm).







Fallschirm- und ballonartige Samen: 1. Wiesenbocksfraut (Tragopon pratensis). 2. Löwenzahn (Taraxacum officinale). 3. Ackerdistel (Cirsium arvense). 4. Taubenskabiose (Scabiosa columbaria). 5 Echte Jerichorose (Odontospermum pygmaeum): Fruchtstand mit zusammengerollten Früchten (a), mit durch Feuchtigkeit geöffneten Früchten (b) und Same (c). 6. Judenkirsche (Physalis Alkekengi). Um die Beere zu zeigen, ist von der unteren Frucht ein Stück Hülle entfernt worden.



Der Sturm reißt die reifen Samen von den Fruchtböden und trägt sie fort. (Im Vordergrund Löwenzahn (Taraxacum officinale).

Wie Pflanzen reisen. Nach Zeichnungen von Fr. Schmidt-Kahring. (Vergleiche den Artikel auf Seite 466.)



Herbsttage am deutschen Rhein: Weinlese. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Annemarie

Roman von Helene v. Mühlau

(14. Fortsetzung.)

Die Flügel sitzen fest und sicher und kraftvoll an ihren Schultern! Sie ist Irmingard Fellhauer, die Tochter ihres Vaters, der das Höchste gewollt hat, und der es vielleicht auch erreicht haben würde, wenn — — —

Mitten in ihre Gedanken hinein tönt da das scharfe Geräusch von aufschlagenden Pferdehufen, von Wagenrädern, die im Kiessand knirschen.

Ein leichter Schreck fährt durch ihr Herz. Friedel? — Wäre es möglich, daß er schon zurückkehrt?

Aber im selben Augenblick auch weiß sie schon, daß nicht er es ist, sondern — —

Sie hört eine Stimme im Flur — eine Stimme, die ihr das Blut in die Wangen treibt und das Herz schnell und erregt gegen die Brust schlagen läßt. Alexander Rüdnitz!

Sie schaut an sich nieder. Die Hände sind naß und schmutzig, der graue Kittel ist voll von weißen Flecken, und die Haare — — Ein winziger, halbblinder Spiegel, der hier an einer Wand hängt, zeigt ihr die Haare, die lose und lockig über die Stirn fallen.

Die Stimme Alexander Rüdnitz' tönt nun näher zu ihr heran.

Das Mädchen hat ihn in den ersten Stock geführt — in das Wohnzimmer neben dem Schlafgemach, weil dort ein tüchtiges Feuer im Ofen brennt. Die Räume unten sind nicht geheizt während Friedels Abwesenheit.

Irmingard will in ihr Schlafzimmer, um die Kleider zu wechseln, die Haare zu ordnen. Aber die Tür des Wohnzimmers, an dem sie vorübermuß, ist weit offen, und Alexander Rüdnitz steht auf der Schwelle.

Er kommt auf sie zu und reicht ihr die Hand.

Scham und Empörung kämpfen in Irmingards Seele. Sie stammelt etwas, was er nicht versteht, gewinnt aber dann doch so weit die Fassung wieder, daß sie ihn bitten kann, sie für ein paar Minuten zu entschuldigen.

Rüdnitz schaut sie von oben bis unten an; es ist keine Unverschämtheit in diesem Blick, und doch ist etwas darin, was Irmingard dem Weinen nahe bringt.

„Ich war“, beginnt sie — „mein Gott, wie soll ich es Ihnen erklären?“ — Und da er schweigt, fährt sie wie im Trotz fort: „Ich bin doch aus München, und mein Vater war Künstler. Ein Bildhauer war er, und ich — — nun, vielleicht lachen Sie, aber manchmal kommt es so über mich, daß ich mich in seiner Kunst versuchen muß!“

Alexander Rüdnitz lacht nicht; im Gegenteil, sein Gesicht ist still und ernst geworden.

„Bleiben Sie doch, wie Sie sind!“ bittet er. „Ich habe sie doch neulich in einem vernünftigen Kleide gesehen. Meinem Gefühl nach müssen sie sich doch in dem Kittel, der zu ihrer Kunst gehört, eigentlich am wohlsten fühlen — vorausgesetzt, daß Sie sich bei jemandem befinden, der so etwas versteht!“

Sie atmet auf und erinnert sich der Worte ihrer Schwester Beatrix, die ihr einmal gesagt hat:

„In dem grauen Kittel und mit unordentlichem Haar bist du eigentlich erst Mensch. Ein vernünftiges Kleid paßt nun einmal nicht zu dir!“

Alexander Rüdnitz hat den Pelz abgelegt und wartet, daß Irmingard ihn zum Sitzen auffordere.

In dem großen, etwas altväterisch eingerichteten Wohnzimmer ist eine wundervoll behagliche Stimmung; gedämpftes Winterlicht kommt durch die Fenster, und die Temperatur ist wohlig warm.

Irmingard führt ihren Gast zu einem kleinen runden Tisch, der zwischen zwei Sesseln steht.

„Setzen Sie sich, bitte“, sagt sie. „Sie wissen nicht, daß mein Mann verreist ist, nicht wahr?“

„Doch, das Mädchen hat es mir gesagt."

„Er wird es natürlich sehr bedauern, daß er nicht hier ist!"

Alexander geht über die ersten, etwas phrasenhaften Sätze der Unterhaltung kühl hinweg; er sieht mit Interesse in dies Gesicht, das auch jetzt wieder den besonderen Ausdruck hat, über den er in all diesen letzten Tagen, die seit dem Besuch des Ehepaares Wolter auf Friesach vergangen sind, hat nachdenken müssen.

Unendlich lieb ist es ihm, daß er die junge Frau allein trifft. Ihre Eröffnung, daß sie eine Kunst betreibt, daß sie vielleicht mit einer Kunst nur spielt, ist ihm außerordentlich interessant. Unzählige Rätsel, die in ihm gewesen sind, finden dadurch ihre Lösung. Der Begriff „Kunst" ist für ihn etwas Heiliges, und der, der sie ausübt, gleichgültig, ob er zu Erfolgen gelangt, oder ob er an sich selbst verzweifeln muß, ist für ihn ein Mensch, der Anspruch darauf hat, mit besonderem Maße gemessen zu werden.

Und daß die junge Frau, die nun in ihrem befleckten Kittel mit den ungeordneten Haaren vor ihm sitzt, bis ins Tiefste hinein Künstlerin ist, das fühlt er mit einer Sicherheit, gegen die kein Zweifel Macht gewinnen kann.

Es ist nichts von Eitelkeit, nicht die geringste weibliche Sucht, zu gefallen, in ihr. Mit einem ernsten, fast feierlichen Gesicht sitzt sie vor ihm und hält seinen Blicken stand.

Es ist natürlich nicht leicht, die Frau eines Gutsbesitzers und zugleich Künstlerin zu sein — — überhaupt Friedel Wolters Frau zu sein und so auszusehen wie diese hier.

„Ich habe Sie gestört?" fragt er, als das Schweigen zwischen ihnen beklemmend werden will.

„Gestört?" Sie fragt es nachdenklich. „Ja und auch nein — ich — —" Sie hat sagen wollen: „Ich freute mich, als ich Ihre Stimme hörte!", aber da steigt irgendeine Angst in ihr auf, und sie muß die Augen vor ihm senken.

„Auf jeden Fall hoffe ich, Sie nicht aus der Stimmung zu reißen", lenkt er ein. „Ich habe so das Gefühl, daß es Menschen geben könnte, die man nicht als Störung empfindet, wenn sie einem in die Arbeit kommen. Der Faden reißt nicht ab, weil man sich verstanden — ja, vielleicht sogar unterstützt fühlt. Ich weiß nicht, was ich darum gäbe, wenn ich Sie bei Ihrer Arbeit sehen dürfte!"

„Das geht nicht!" sagt sie sehr schnell. „Niemand, selbst mein Mann nicht darf bei mir sein, wenn ich arbeite!"

Um Alexanders Mund geht ein Lächeln. „›Selbst mein Mann nicht darf bei mir sein, wenn ich arbeite!‹" spricht er ihr nach. „Ich begreife das, aber ich bin ja nicht Ihr Mann — bin ein ganz Außenstehender, einer, der nur die ganz objektive Freude haben möchte, zuzusehen, wenn ein gottbegnadeter Mensch in seiner Kunst tätig ist!"

„Gottbegnadet!" sagt sie leise. „Das ist ein so hohes und schönes Wort! Mein Vater hat es oft gebraucht. Die Kehrseite davon aber heißt: mit einem Fluch durchs Leben laufen — sich nie zurechtfinden mit normalen Menschen! Immer eine Maske tragen, immer andere Dinge sprechen, als man denkt!"

Er nickt: „Ich weiß — ich weiß!"

„Und immer dieses Gejagtsein! Immer diese Todesnot, von einer Höhe, in der es klar und rein und schön ist, in die dumpfe Tiefe zu fallen! Ach nein, nein, nein! Nicht gottbegnadet sein! Nicht zu Besonderem auserlesen sein! Stumpf sein — einfach leben wollen — Freude am Alltag haben, das ist Glück! Das ist wahres Leben! — Das andere nicht!"

Ihre Stimme hat wieder den zerbrochenen Klang, wie sie das sagt.

„Ich bin jetzt fünf Monate hier," fährt sie fort, ohne recht zu wissen, was sie sagt, „bin hierhergekommen, um ein Heim zu haben, um arbeiten zu können! Aber da war Tante Minette, die den Haushalt und die Wirtschaft geführt hatte; die wollte fort — mußte fort, weil sie zu alt geworden war — und an ihre Stelle mußte ich — —"

Ihre Stimme klingt jetzt wie verhaltenes Weinen; es ist etwas von Verzweiflung darin.

„Und sehen Sie, da schob ich alles beiseite — alles! Habe die beiden Zimmer, in denen ich arbeiten wollte, abgeschlossen und ging nie mehr hinein!"

Sie streicht sich mit der Hand über die Stirn.

„Es ging auch — ging eigentlich besser, als ich dachte; ich wollte abbrechen mit der ganzen Vergangenheit — nur noch Gutsherrin sein, nur noch meines Mannes Frau sein — und dann plötzlich, plötzlich kam wieder das Schreckliche über mich, das, was mich immer wieder Schiffbruch leiden läßt! Bei Ihnen kam es über mich — an dem Tage in der vergangenen Woche, als wir bei Ihnen auf Friesach waren — und seitdem — seitdem — — —"

Weint sie nun wirklich? Hat sie die Hände vors Gesicht geschlagen? Schämt sie sich, ist außer sich, weil sie gesagt hat, was ihr die Seele bewegt — weil sie es sagen mußte — —?

Alexander Rüdnitz hat seinen Sessel näher zu ihr hingerückt und zieht ihr die Hände vom Gesicht.

„Nicht unwahr sein — nicht anders sein wollen, als man sein muß! Ich weiß, es ist unsäglich schwer für Sie. Sie sind eine kleine Heldin — kämpfen jeden Tag von neuem, fühlen sich oft dem Untergang nahe und kämpfen immer weiter, wie?"

Sie hebt den Kopf und sieht in sein ernstes, festes Gesicht.

„Es war ganz gut geworden — wirklich!" sagt sie. „Ich habe mir gesagt — immer wieder von neuem gesagt: ›Du hast durch ihn deine Sicherheit, deine Ruhe, keine Sorgen mehr!‹ — Denn Sie müssen wissen, ich bin in ärmlichen, ungeregelten Verhältnissen aufgewachsen; mein Vater hat sich das Leben genommen, ebendeshalb — — Sie verstehen schon — deshalb, weil er ›gottbegnadet‹ war!"

„Haben Sie ihn nicht geliebt, als Sie seine Frau wurden?" fragt Alexander Rüdnitz ernst.

Irmingard zögert eine Sekunde mit der Antwort.

„Doch," sagt sie dann, „ich habe ihn geliebt — sehr geliebt! Und ich liebe ihn auch heute noch — das heißt, wenn Liebe nicht eine Sache ist, die über den Menschen kommt wie eine Krankheit, und die im tiefsten Grunde gar nichts mit dem, dem man sie zufällig geben muß, zu tun hat."

„Ja," sagt er, „ich glaube auch, daß das so ist! Man sollte einfach sagen: »Ich liebe!« und nicht immer hinzufügen: »Ich liebe den und jenen!« Ein jeder Mensch muß wohl einmal in seinem Leben lieben; es ist das von der Natur in uns gelegt; der Zufall bringt es dann, daß die Liebe sich einem bestimmten Menschen oder einem Tier oder auch nur einem Gegenstand zuwenden muß!

Die Frau, selbst die aufgeklärte Frau von heutzutage, fühlt sich verpflichtet, den Mann, den sie zum Gefährten annimmt, zu lieben!

Das ist sehr töricht, denn Liebe und Ehe sind zwei Dinge, die so extrem sind, wie nur zwei Dinge extrem sein können!

Liebe ist das Höchste, Ungewollteste und daher Unvernünftigste; der Ehekontrakt aber, den zwei Menschen miteinander eingehen, ist doch eigentlich das kühlste, geschäftsmäßigste Experiment, das man ausführen kann! Ich habe viel darüber nachgedacht; aber vielleicht ist es gut, die Menschen in dieser Täuschung zu lassen.

Die meisten haben ja ohnehin bitter dafür zu zahlen! —

Hätte man die sogenannte freie Liebe nicht so mit Verachtung und Schmutz überhäuft, daß einer, der ihr huldigt, sich unter anständig sein wollenden Leuten nicht mehr sehen lassen kann, dann wäre es vielleicht besser um unsere Moral bestellt!

Aber das sind ja alles Dinge, die von hundert und tausend Köpfen bedacht worden sind, und die doch niemals eine Änderung erfahren werden!"

Irmingards Augen meiden Alexander Rüdnitz' Blick. Angst und Mutlosigkeit sind in ihrer Seele. Sie fürchtet sich vor diesem Mann, der alles von ihr weiß und begreift, auch das, was sie nicht ausspricht, wovon sie vielleicht selbst nicht einmal eine Ahnung hat!

Er fühlt auch jetzt wieder, was in ihr vorgeht, möchte sie erlösen von einem Bann, der sie beengt, der sie einschnürt, und kann es doch nicht! Ihm selber ist nicht wohl zumute. Es will da eine Unruhe, ein Drängen, ein Wünschen in ihm erwachen, das er ersticken muß! —

Er ist doch kein Lump — ist doch nicht der erbärmliche Kerl, der zu des netten und klugen Friedel Wolter junger Frau kommt, um sie ihm abtrünnig zu machen!

Mein Gott, nein, so etwas will er nicht! — Zu genau weiß er, wie so etwas tut! Ist doch in seine junge Ehe solch ein Marder gekommen und hat geraubt — einfach frech geraubt! Und wenn auch das Vöglein, das sich rauben ließ, längst nicht mehr vollwertig war — wenn der anspruchsvolle Alexander Rüdnitz auch längst gewußt hat: Es war ein Irrtum, und du mußt dich abfinden und vorliebnehmen!, geschmerzt hat es trotz allem und allem, daß ein Geschöpf, dem er Namen und Ehre gegeben hat, ihm einfach davonlaufen konnte, einfach ihm schreiben:

„Es war mir zu langweilig bei Dir! Ich brauchte mehr oder anderes, als Du mir zu geben vermochtest!"

Ja, weh hat das trotz allem und allem getan, und Alexander Rüdnitz trägt noch heute an der Schmach, die ihm geschehen.

Und nun sitzt er selbst hier im Hause eines fremden Mannes bei dessen junger Frau, fühlt und weiß, daß da eine unendlich weiche, lenksame, haltlose und hungernde Seele ist, und daß — und daß — — —

Die Sonne hat sich zu einem rotglühenden Ball gesammelt und will hinter dem dunklen Wald versinken. Sie wirft noch ein paar flammend rote Lichter ins Zimmer, hüllt Irmingard in einen goldenen Mantel ein und verschwindet; graue Schatten steigen auf.

„Wollen Sie mir Ihre Arbeitsstätte zeigen?" fragt Alexander, und Irmingard erhebt sich.

„Kommen Sie!"

Sie geht vor ihm her über den breiten Flur, der zum rechten Flügel des großen Hauses führt.

„Es sind zwei kahle häßliche Zimmer!" sagt sie entschuldigend und öffnet eine Tür.

Auf einem durch eine Kiste erhöhten Tisch steht der Kopf, an dem Irmingard gearbeitet hat. In der Dämmerung sind die Feinheiten der Form nicht mehr zu erkennen.

Alexander fährt mit der Hand über die Stirn und fühlt mehr, als er sieht, um was es sich handelt.

Irmingard entzündet die Lampe, die über dem Tische hängt; ein grünliches gedämpftes Licht fällt auf ihr Werk, und wie sie den Kopf da — ihre Schöpfung, ihr Eigentum — selbst zum ersten Male in dieser Beleuchtung sieht, kommt es wie Bestürzung über sie.

Hat sie das gewollt? Hat sie diesen weltverachtenden Zug um den Mund legen wollen? Und hat sie überhaupt diesen Ausdruck von Überlegenheit, ja Feindschaft in dies Antlitz zeichnen wollen?

Rüdnitz steht lange und wortlos vor der unfertigen Skulptur. Irgend etwas in ihm ringt vergebens nach Fassung; eine Erschütterung ist in ihm.

Das hatte er nicht erwartet — das nicht!

Wohl hat er geglaubt, daß dieses Geschöpf — halb reifes Weib, halb Kind — etwas Gutes, ja vielleicht etwas sehr Gutes und Eigenartiges zustande zu bringen vermöchte. Aber dieses hier — dieses!

Wo kann sie dieses herhaben? Wer kann ihr das gegeben haben?

Von dem Kopf, den sie geschaffen, geht sein Blick zu ihr, der Künstlerin, hin.

Still und selbst in ihr Werk versunken, steht sie da, einen Ausdruck von Trauer in den Augen.

Alexanders Stimme klingt belegt, als er fragt:

„Wie kamen Sie dazu? Woher wissen Sie das? Wer gab Ihnen das?"

„Gottbegnadet!" antwortet sie leise. „Man weiß nicht, woher es kommt; man weiß nicht, warum es so sein muß — es ist eben da!"

„Aber gefühlt muß man es doch haben, um es schaffen zu können," beharrt Alexander Rüdnitz, „muß es doch begriffen, muß es erlitten haben!"

Da lächelt Irmingard ein verzweifeltes und ergreifendes Lächeln.

„Ich habe gelitten!" sagt sie leise. „Seit ich denken kann, habe ich gelitten — als kleines Kind schon! Gott, o Gott — wie habe ich gelitten!" Und wieder liegt ihre Seele so entsetzlich offen vor dem Mann, daß der sich von einem Schauer gerüttelt fühlt und am liebsten wie einer, der schon ein Verbrechen begangen hat, entfliehen möchte.

„Sagen Sie nichts mehr davon!" bittet er. „Eine Frau soll einem Manne nicht sagen, daß sie gelitten hat, daß sie leidet! Verstehen Sie mich recht, Frau Irmingard. Es ist sehr schwer, stark und hart gegen sich selbst zu bleiben!"

Irmingards Augen werden plötzlich sehend, und tiefes Rot kommt in ihr Gesicht.

Alexanders Blicke fallen jetzt auf die kleine Figur „Sehnsucht", die Irmingard für ihre Schwester Beatrix geschaffen hat, und wieder ist die große Fassungslosigkeit in ihm.

Was sind das für Gegensätze: Hier das Weib in heißester, lebendigster Sehnsucht und dort der Kopf des Mannes, der alles gekostet und der sich Verachtung und Feindseligkeit aus seinen Genüssen getrunken hat!

Durch welche Welten müssen die Gedanken dieser Frau zu gehen vermögen! Wie ist sie sinnliches Weib und feinste Seelenkennerin in einer Person!

Irmingard nimmt ein Tuch und breitet es über den unvollendeten Kopf.

„Wir wollen gehen!" sagt sie leise, und Alexander wiederholt: „Ja, wir wollen gehen!"

Er kehrt gar nicht mehr mit ihr ins Wohnzimmer zurück; er kann jetzt keine Mauern um sich ertragen, darf nicht mehr so unmittelbar in ihrer Nähe sein!

Aber wie ihre Hand zum Abschied in der seinen liegt, kommt ein sehr trostloses Gefühl in ihm auf. Er muß sie wiedersehen, muß sie noch einmal sehen, bevor der Mann zurückgekehrt ist!

Aber nicht in ihrem Hause und auch nicht oben auf Friesach — — im Wald will er sie sehen! Da, wo die Tannen stolz und gerade in die Luft ragen, wo der Himmel über ihnen ist, wo der Blick frei ins Land schweifen kann, will er Abschied von ihr nehmen.

„Wollen Sie, Frau Irmingard? Nur, daß wir nichts in uns herumtragen, was uns später quälen könnte! Denn töricht ist es, wenn die Menschen glauben, sich ihre tiefsten und besten Gedanken verhehlen zu müssen. Schätze werden nicht verliehen, um sie zu verschließen, sondern um damit zu erfreuen und zu bereichern!

Verstehen Sie recht! Kein heimliches Stelldichein — kein verbotenes Zusammentreffen soll es sein, sondern nur, daß wir einem »Muß« gehorchen, das doch nun einmal da ist!"

Sie nickt und läßt ihre Hand in der seinen.

Morgen um die Mittagsstunde, wenn die Sonne leuchtet, trifft sie sich mit Alexander Rüdnitz oben im Wald, der jetzt wie eine schwarze hohe Wand gegen den Himmel ragt. Morgen wird sie mit Alexander Rüdnitz durch diesen Wald schreiten, wird seine Stimme hören und die Schätze seiner Seele in die ihre aufnehmen! — Morgen!

Zwanzigstes Kapitel.

Irmingard kann nicht schlafen in dieser Nacht.

Immer ist ihr, als höre sie das Rauschen von Flügeln über sich, immer ist ihr, als habe der Himmel sich geöffnet, um sie in seine Herrlichkeit aufzunehmen!

Sie weiß nicht mehr, daß sie die arme kleine Frau ist, die sich so wacker bemüht hat, einem braven Manne gerecht zu werden; weiß nicht mehr, daß sie im Hause dieses Mannes lebt, und daß er in zwei oder drei oder vier Tagen zu ihr zurückkehren und ihre Liebe für sich begehren wird!

Alles, was gewesen ist, und was weiter bestehen wird, ist vor ihr versunken. Die ganze Welt ist voll vom Klang mächtiger Glocken; und das sanfte und doch starke Flügelrauschen ist um sie her; die Luft ist leicht — so leicht! — Ach — —

Irmingard wacht mitten in der Nacht auf.

Hat jemand zu ihr gesprochen? Ist nicht ihr Name genannt worden? Ist nicht ein Seufzer zu ihr gedrungen, ein tiefer, tiefer Seufzer aus zerquälter Brust?

Nein, alles ist still ringsum, totenstill! Nur das Herz schlägt laut und schnell gegen die Brust.

Sie schließt die Augen, und wieder ist der Klang der Glocken und das Rauschen der Flügel um sie her.

Oben auf Gut Friesach leuchtet ein Licht in die Dunkelheit hinein; die ganze Nacht durch leuchtet es.

Der alte Rüdnitz, der seines Asthmas wegen oft nicht schlafen kann, sieht es und erschrickt.

Daß der Junge nicht vernünftig werden kann! Daß er die Nacht auch noch zum Tage machen muß, da doch der Tag allein ihm genügen könnte, um diese recht überflüssigen-Studien in den gelehrten Schriften zu treiben! — Will er denn wirklich ein Stubenhocker und Einsiedler werden? — Ein Mensch wie ein Baum, ehemals der heißeste Genußmensch — und jetzt — —

Der Erbe von Friesach und ein Stubenhocker! Dem Alten steht der Schweiß auf der Stirn.

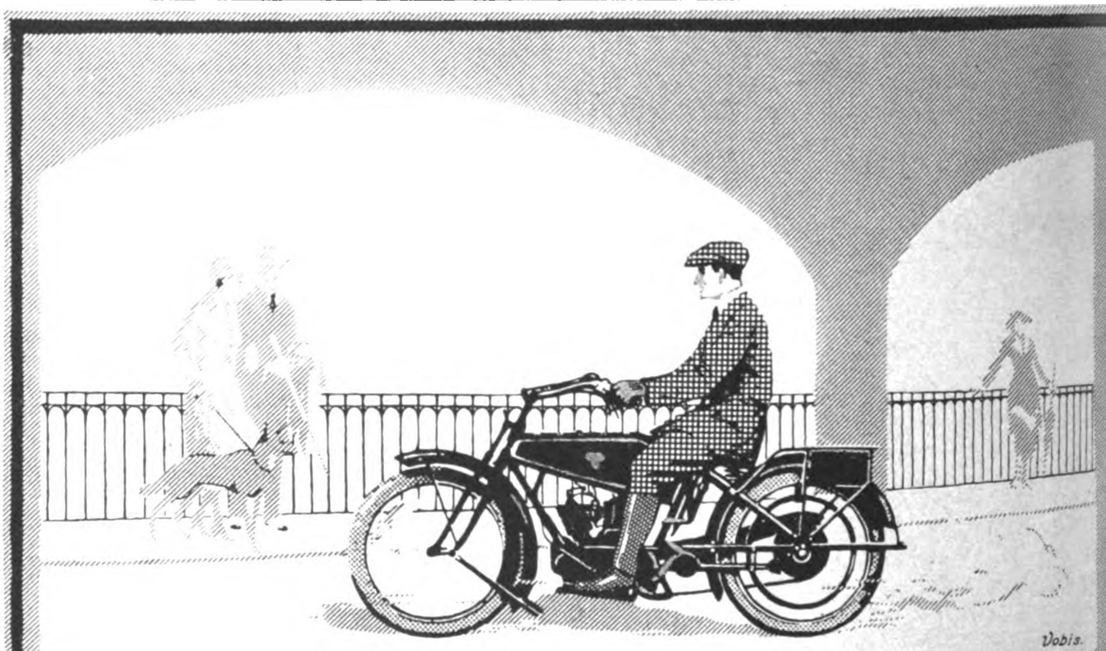
Warum mußte ihm das passieren mit der Frau? Und warum, wenn es denn einmal geschehen war, kam ein Mann wie Alexander nicht darüber hinweg? Das verdient sie doch nicht, diese armselige Person, daß ein Rüdnitz sich ihretwegen kasteit!

Seine Gedanken fliegen zu dem jungen Wolter.

Warum mußte der nun das kolossale Glück haben und so ein entzückendes Weiblein besitzen?

Ist ja ein lieber und guter Mensch, dieser Wolter — ist vielleicht ein vortrefflicher Mensch und verdient eine nette Frau! Aber diese da — so ein von Leben und Temperament sprühendes, geistreiches, witziges







und dazu reizend hübsches Geschöpf, ist das nicht ein bißchen gefährlich für Friedel Wolter? Wäre das nicht besser, nicht viel, viel besser und passender für seinen Sohn Alexander gewesen?

Der alte Herr seufzt. — Ach, vielleicht auch nicht! Er hat zu wiederholten Malen versucht, aus seinem schwer zu ergründenden Sohn herauszubekommen, wie dessen Meinung über die kleine Frau Irmingard ist, und hat nie eine Antwort erhalten.

Ein einziges Mal hat Alexander, offensichtlich gelangweilt, entgegnet: „Ja, ja! Nett und liebenswürdig und auch klug!" und hat ein undurchdringliches Gesicht dabei gehabt.

Schade — schade! — —

Ein wundervoller Wintertag zieht herauf. Februar ist es, und kalt ist es auch, aber um Mittag leuchtet die Sonne und erwärmt die Erde, die schon ganz leise anfängt, vom Frühling zu träumen.

Irmingard Wolter knüpft mit unsicheren Händen einen Schleier um die Mütze, die sie tief ins Gesicht gedrückt hat. Sie trägt den Pelzmantel der Frau Dorothee, der sie groß und stattlich und sehr vornehm erscheinen läßt.

Sie hat, um kein Aufsehen zu erregen, den alten Berchtold gebeten, sie ein Stück Weges zu begleiten — am Geflügelhof und an den entfernteren Ställen vorüber — und läßt sich dabei alles mögliche von ihm erklären.

Dann sagt sie ihm, daß sie ein wenig laufen wolle; sie habe es ihrem Mann versprochen, nicht den ganzen Tag daheim in den Stuben zu sitzen, und der alte Berchtold stimmt ihr zu:

„Ja, ja! Der junge Herr Friedel hat wohl recht damit. Das Stubenhocken tut nicht gut, und Frau Wolter sehen ohnehin blaß aus!"

Irmingard muß ihm die Hand drücken, weil er sie versteht, und weil er gutheißt, was sie jetzt tut.

Sie geht den Weg, der zum Wald hinanführt, mit schnellen Schritten. Von dem Augenblick an aber, da sie sich unbeobachtet weiß, fängt sie an zu laufen. Heiß ist ihr; das Herz schlägt laut, und im Kopfe schwirren die Gedanken bunt und wild durcheinander.

Sie sucht die Stelle, die Alexander Rüdnitz ihr bezeichnet hat: eine kleine Holzhütte — zwei Bänke darin — dichte dunkle Tannen davor!

Und wie sie die Hütte sucht, muß sie an jenen Tempel in der Waldeinsamkeit im Isartal denken, in dem sie einst mit dem jungen Doktor Wolter aus München gesessen hat.

Wie närrisch ist das Leben!

Ach — närrisch? Ist „närrisch" der rechte Ausdruck für das, was da so schwer auf ihrer Seele zu lasten beginnt?

Sobald sie der Hütte ansichtig wird, verlangsamt sich ihr Schritt.

Die Sonne scheint nicht mehr; dunkel und unheimlich ist der Wald geworden. Angst ist in ihr, ganz plötzlich erwachte und gleich riesengroß werdende Angst — Todesangst!

In der Hütte steht Alexander Rüdnitz. Groß und breit und gewaltig und blickt den Weg entlang, den sie kommen muß.

Seit langem schon steht er da, und sein Gesicht hat einen ernsten, fast düsteren Ausdruck.

In dem Augenblick, da er leises Knacken im Wurzelwerk des Bodens hört, fliegt ein heller Schein durch seine Augen.

Er sieht die Frau, die ihm größer und stattlicher erscheint als zuvor, mit nicht ganz festen Schritten daherkommen und geht ihr entgegen.

Ach, mein Gott — mein Gott! denkt Irmingard, jetzt nicht klein sein — nicht verlegen, nicht schuldbewußt, nicht armselig ängstlich erscheinen!

Es soll doch nichts Böses sein — kein Treubruch — kein Verrat an dem Manne, dem sie gehört und den sie liebt!

Alexander Rüdnitz zieht ihre Hand an seinen Mund. Auch er ringt mit sich. Nicht zugeben, daß dies eine Heimlichkeit ist! wollen seine Gedanken, nicht das Gefühl in ihr wach werden lassen, daß sie etwas tut, das nicht recht ist — was zum wenigsten nicht vor aller Augen bestehen kann!

Aber wie er sich müht, ein leichtes scherzendes Wort zum Willkommen zu finden, sieht er, daß ihre Augen in Qual und Angst zu ihm erhoben sind — fühlt und sieht er, daß sie bebt, und daß wieder diese ungeheure Erregung, die er gestern schon bemerkt hat, in ihr ist!

Schweigend zieht er ihren Arm in den seinen und geht mit ihr ein Stück Weges dahin.

Eine völlig andere ist sie äußerlich, als sie es gestern gewesen ist, und auch damals auf Friesach war sie nicht die, die sie heute ist.

Er schweigt, bis er fühlt, daß das Zittern in ihrem Arm nachläßt; bis er hört, daß ihr Atem ruhig und regelmäßiger zu werden bginnt.

„Es ist gut und lieb, daß Sie kamen", beginnt er dann. „Ich habe Ihnen einiges zu sagen, Frau Irmingard.

Wenige Menschen gibt es — und in diesen beiden letzten Jahren gab es überhaupt niemanden, zu dem zu sprechen ich das Verlangen hatte. Ich glaubte, eine Scheidewand zwischen mir und der übrigen Welt errichtet zu haben — glaubte, berechtigt und stark genug zu sein, meiner eigensten Person ganz allein zu leben! — Sie, Frau Irmingard, Sie haben mich gelehrt, daß unser Wille gar nichts bedeutet, daß wir vom Tage unserer Geburt bis zum Tag unseres Abschieds von dieser Welt ein Spielball von Geschehnissen, Eindrücken und Zufällen bleiben. Sie haben eine Mauer niedergerissen, von der ich glaubte, daß sie allen Stürmen standhalten würde.

Bitte, legen Sie diesen Erklärungen nicht zu großen Wert bei; es ist das nur etwas Nebensächliches! — Sie sollen von mir nur soviel wissen, als nötig ist um mich zu verstehen.

Ich habe äußerlich eine Enttäuschung erlitten, von der die Menschen in meiner Umgebung wissen, und die sie als Grund meines jetzigen, ihnen etwas absonderlich erscheinenden Wesens ansehen. Diese

äußere Enttäuschung aber ist nichts für einen Menschen, der innerlich tausend und abertausend Enttäuschungen und Bitterkeiten durchzumachen hat.

Sie sagten mir gestern, als Sie mir Ihren Kopf, an dem Sie arbeiten, zeigten: »Ich habe gelitten! — Seit ich denken kann, habe ich gelitten!« Das ist unsere Verwandtschaft, Frau Irmingard! — Ist die große verhängnisvolle Verwandtschaft zwischen uns, über die wir einmal, ein einziges Mal sprechen dürfen, der wir aber keine Huldigungen bringen, keine Berechtigung einräumen dürfen!

Die meisten Menschen glauben, es müsse das, was sie »Glück« nennen, sein, was sie verbindet; Glück und Liebe scheinen ihnen zusammenzugehören. In Wahrheit ist aber das Leid — ich meine das tief aus einer seelischen Veranlagung entspringende Leid — ein viel größeres und stärkeres Verbindungsmotiv für zwei Menschen, als das Glück es ist.

Wir, die wir leiden, wir sind die Auserlesenen, sind die eigentlich Glücklichen, weil wir das Leben verklärt sehen, weil wir uns Welten bauen, von denen der durchschnittliche Mensch keine Ahnung hat.

Unser Leid ist ja nicht graues Elend; es ist viel eher etwas wie Wollust — ist höchstes, allerhöchstes Genießenkönnen — es ist ein Schwelgen in Gefühlen und Stimmungen. — Verstehen Sie das?“

„Ja,“ sagt Irmingard, „ja!“, und er fühlt, wie sehr sie mit ihm schwingt, wie sehr sie ihm verwandt ist.

„Es wird dem Menschen aber nichts umsonst gegeben, Frau Irmingard!“ Seine Stimme klingt rauher, als er das sagt, und sie versteht nicht, was er damit ausdrücken will.

„Wir müssen für alles zahlen — und für das Glück, leiden zu können, müssen wir doppelt und dreifach zahlen!

Das klingt paradox, aber das Leben ist ja im Grunde doch auch so furchtbar paradox. Denn wenn es nicht paradox, sondern vernünftig wäre, so könnte es ja solche Menschen, die ihrer seelischen Art nach zusammengehören, zueinander hinführen und ihnen das geben, was man »Glück« zu nennen pflegt. Aber — und hier kommt das Paradoxe — es mag ja oft und vielleicht sehr oft geschehen, daß solche Menschen sich wirklich finden, daß ihre Seelen beim ersten Anprall, bei der ersten großen Erfüllung in einem wundervollen Akkord zusammenschlagen, um dann gleich darauf ebenso heftig voneinander abgestoßen zu sein.

Gott, was ich da sage, ist eine so alte, so uralte Wahrheit, Frau Irmingard, und doch scheint sie jedem Menschen, an dem sie sich offenbart, etwas völlig Neues, einzig Dastehendes zu sein.

Glauben Sie mir, daß dieser Alexander Rüdnitz, der hier vor Ihnen steht, der geglaubt hat, über alles, was dem primitiven Menschen an Glück und Not geschehen kann, erhaben zu sein, glauben Sie, daß der wie ein Kind geworden ist seit ein paar Tagen und völlig von vorne anfangen muß mit allem, was ihm doch längst geläufig war!“

Ihr Arm bebt wieder in dem seinen; ihr Kopf ist tief gesenkt.

„Warum ich Ihnen all das sage, Frau Irmingard? Warum ich Sie hierhergerufen habe, um in Gottes freier Natur mit Ihnen zu verhandeln?

Sie wissen es, nicht wahr? Wissen es ebensogut, wie ich es weiß!

Wir wollen ja keine Komödie miteinander spielen — wollen einander nicht glauben machen, daß einer von uns beiden unberührt geblieben sei! Zu stark war der Funke, der von Ihnen zu mir und der wohl auch von mir zu Ihnen übersprang! So etwas läßt sich nicht verbergen und nicht verhehlen. Es schreit und jammert und jauchzt und stöhnt aus dem Menschen heraus, der davon betroffen wurde, gleichgültig, wie er sich mühen mag, vor den Augen der anderen, die zugegen sind, die Sache zu verdecken. — Die beiden Beteiligten sind zu hellsehend. Für sie kann es nur die Wahrheit geben, die sie einander eingestehen — die Wahrheit und dann am besten — die Trennung!“

Irmingards Kopf ist jetzt so tief gebeugt, daß er fast auf dem Arm des Riesen Rüdnitz liegt.

Sie weint; es ist ihr Qual und Wonne zugleich, ihre Seele so bloßgelegt zu sehen; sie kann nicht sprechen — kann nur dulden, nur leiden, nur leise und unsäglich bitter weinen!

Er hebt ihren Kopf in die Höhe, sieht ihr ins Gesicht, das jetzt ganz wahr, ganz ohne den Versuch, Festigkeit oder Stolz vorzutäuschen, vor ihm ist, und ein Schmerz krampft ihm das Herz zusammen.

Ist das doch „Liebe“? — Gibt es in der reichen deutschen Sprache denn nur dies eine Wort „Liebe“ für solche Beziehungen zweier Menschen zueinander?

„Trennung!“ sagt sie jetzt leise und verzweifelt, und ein Zucken ist um ihren Mund.

Er nickt und hat ihr Gesicht in seine beiden Hände genommen.

„Ehrlich bleiben, Irmingard! Vornehm bleiben! Sie sind Friedel Wolters Frau, und ich mag kein Räuber an seinem Glücke werden!

Das, was ich bis jetzt tat — daß ich zu Ihnen kam, daß ich Sie hierherrief, sehen Sie, das kann ich verantworten, denn es mußte sein, es sollte Ihnen Lösung bringen!

Alles, was nun weiter kommen könnte und weiter kommen müßte, wäre Sünde und Verbrechen!

Sie aber sollen aus diesem Erlebnis folgendes als Lebensweisheit und Belehrung mit sich nehmen: Nicht nach gleichgestimmten Seelen suchen! Nicht glauben, all der große Reichtum, den die Natur in Sie gelegt hat, sei da, um ihn über einen anderen Menschen auszugießen und von ihm dasselbe, in vielleicht etwas veränderter Form, zurückerhalten zu müssen! So einfach und banal ist das Leben nicht, Frau Irmingard.

(Fortsetzung folgt.)

Ende des redaktionellen Teils

Allgemeine Notizen.

Ein neues Reichsforstgesetz. Der Reichsforstwirtschaftsrat hat dem Beschluß seiner Ausschüsse zu dem Entwurf eines Reichsforstgesetzes zugestimmt. Das Gesetz unterstellt alle Privat- und Kommunalwaldungen der Staatsaufsicht und schreibt vor, daß die Länder zwei Grundverzeichnisse aufzustellen und fortzuführen haben. Für Waldungen, die eine von der Landesgesetzgebung festzustellende Mindestgröße haben, sind allgemeine periodische Distriktspläne aufzustellen. Die Überführung von Waldboden in eine andre Benutzungsart ist genehmigungspflichtig. Unbewaldete Flächen sind binnen drei Jahren wieder aufzuforsten. Das Gesetz ist nur als Rahmengesetz gedacht, das für die Landesgesetzgebung grundlegende Normen aufstellt.

Ein Staatspreis für einen pädagogischen Film. Auf dem Wege der Gewinnung des Films als Mittel der Jugendbildung ist die spanische Regierung den anderen Staaten mit einem nachahmenswerten Beispiel vorangegangen. Sie hat einen Preis von 50000 Pesetas für einen Film ausgesetzt, der die besten Elemente wahrer Volkserziehung zu einem Filmwerk verarbeitet, das dem Anschauungsunterricht im Sinne der pädagogischen Forderung am zweckdienlichsten entspricht.

Der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge Auskunftsstelle verweist auf ihr reichhaltiges Archiv über alle Fragen der Jugendfürsorge. Die Auskunfterteilung und das Ausleihen des Materials (Zeitschriften, Bücher, Berichte, Sonderabdrucke) erfolgt unentgeltlich; nur um Erstattung der Portokosten wird gebeten. Aus der Materialsammlung sind besonders folgende Zweige zu nennen: Grundlagen in Gesetzgebung und Verwaltung, Vormundschaftswesen, Waisenpflege, Jugend- und Wohlfahrtsämter, Vereine und andere Organisationen (vergleiche hierzu das von der Deutschen Zentrale herausgegebene Buch „Die Jugendfürsorgevereine im Deutschen Reich“ von H. Böhme und Dr. K. Mende), Erholungsheime, Erziehungsanstalten aller Art, einzelne Zweige der sozial-politischen Jugendfürsorge, Fürsorge für gefährdete, verwahrloste, straffällige Jugendliche, für gewerblich tätige, für nicht vollsinnige, verkrüppelte und psychopathische Kinder und Jugendliche usw., Berufsausbildung in der Jugendfürsorge. Alle Anfragen und Bestellungen sind zu richten an die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge; Auskunftsstelle, Berlin N. 24, Monbijouplatz 3, I.

Bad-Nauheim. Der Kurbetrieb geht den ganzen Winter weiter. Für die Winterkurzeit ist die Kurabgabe bedeutend ermäßigt. Bad-Nauheim bietet auch im Herbst und Winter schöne landschaftliche Reize und angenehme Unterhaltungen, so daß eine Herbst- oder Winterkur dort jedem Heilung- und Erholungsbedürftigen zu empfehlen ist.

Die Quäkerhilfe in Deutschland. Die Quäkerhilfsmission wird voraussichtlich bis zum nächsten Frühjahr fortgesetzt werden. Im Ruhrgebiet wurden an unterernährte Kinder von Mai bis Mitte Juni d. J. täglich 160000 Portionen, bis zum 1. August täglich 250000 Portionen und während der Ferien täglich 50000 Portionen verteilt. Der Gesamtbetrag der Aufwendungen für die unterernährten Kinder des Ruhrgebiets wird auf 35 bis 40 Millionen Mark geschätzt. — Inzwischen erfolgt von einer neuen amerikanischen Wohlfahrtsorganisation, der American Welfare Association, ein großes Hilfswerk für den Mittelstand; als dessen Anfangskapital sind 50 Millionen Mark in Aussicht genommen, die in Amerika gesammelt werden. Zeichnungen, Lichtbilder und Autogramme deutscher Künstler, Gelehrter und Dichter sollen drüben versteigert werden und man hofft, das Anfangskapital in Kürze zu vervielfältigen. Das Liebeswerk steht in Deutschland unter der Leitung des Dr. William Held aus Chicago, der seit langem in dieser Wohlfahrtsarbeit tätig ist.

Das Zahnen der Kinder erleichtert das ärztlich empfohlene Zahnerleichterungsmittel Dentino ungemein. Die Anwendung des Präparates (Einreibung des Zahnfleisches) verschafft sofortige Linderung, sämtliche mit dem Zahnen verbundene Begleiterscheinungen verschwinden fast plötzlich. Irgendwelche Nebenerscheinungen treten nicht auf, da Dentino vollkommen giftfrei und unschädlich ist. Auch beim zweiten Zahnen sowie gewöhnlichem Zahnschmerz Erwachsener wird Dentino mit gleichem Erfolge angewandt. Dentino ist in allen Apotheken erhältlich und wird von den bekannten Viszitin-Schöbel-Werken, Dresden 16 hergestellt.

Der Regenmantel als Ehestifter und hundert andere schnurrige Erlebnisse des „Fritzchen Blitz" und „Fritz Blitz" sind in Ulkversen und Karikaturen der Inhalt zweier gleichnamiger Büchelchen. Verfasser ist Wigo, der Sprachkünstler und Schalk, der Busch unserer Zeit. Zwar nicht wie dieser beherrscht Wigo Pinsel und Stift, aber gerade darin liegt seine Stärke. Sich auf das Poetisch-humoristische beschränkend und darin Vollkommenes leistend, lieh er sich für das Bildliche Meister Schmidhammers Stift. Die

jung und alt ergötzenden Büchelchen kosten je nur 60 Pfg. und sind vom Verlag der Continental-Caoutchouc- und Gutta-Percha-Compagnie in Hannover gegen Einsendung von Briefmarken oder auf Postscheckkonto 194 erhältlich.

Des Schuh- und Ledermaterials wirklich sachgemäße Pflege sollte sich jede Hausfrau zur ersten Pflicht machen. Beim Einkauf von Lederkreme darf deshalb nicht der Preis, sondern die Zusammenstellung des Fabrikats ausschlaggebend sein. Die Firma Carl Gentner in Göppingen bringt, wie in der Vorkriegszeit, wieder Schuhputz Nigrin mit Banderole — Schutzmarke der bekannte Schornsteinfeger — aus garantiert reinem, französischem oder amerikanischem Terpentinöl, ohne jeden Zusatz von Ersatzstoffen, in den Handel, bei dessen Verwendung das Leder geschont und erhalten, wasserdicht und geschmeidig gemacht wird. Durch Behandlung mit Nigrin wird ein frühzeitiges Brechen des Leders vermieden und bei sparsamstem Gebrauch auf den ersten Bürstenstrich ein prachtvoller, tiefschwarzer Dauerhochglanz erzielt.

Eine neue Seidenart. Der Seidenraupe ist in einem in Madagaskar lebenden spinnenartigem Insekt, genannt Halabé, ein Konkurrent erwachsen. Das Insekt erreicht eine Größe von 7 Zentimeter und erzeugt einen goldgelben Faden von großer Feinheit, aber auch Widerstandsfähigkeit. Dieser Faden bietet gegenüber demjenigen des Seidenspinners den großen Vorteil, daß er nicht erst gezwirnt werden muß, sondern sich in seinem ursprünglichen Zustande für die Zwecke der Weberei eignet. Er kann leicht gebleicht werden, nimmt aber auch alle Farben an. In den waldigen Gegenden der Insel gibt es Millionen dieser Spinnen, und die Eingeborenen haben bereits erfolgreich versucht, ihre Arbeit auszunutzen, indem sie lange Bambusstäbe in einer Entfernung von einem halben Meter in die Erde stecken, zwischen denen die Spinnen ihr Werk verrichten. Einem englischen Naturforscher, namens Rolt, ist es gelungen, innerhalb zwölf Stunden einen Faden von 12 Kilometer Länge dadurch zu erreichen, daß er 22 Spinnen gleichzeitig arbeiten ließ. In der Gewerbeschule von Tananarivo sollen gleichfalls ausgezeichnete Ergebnisse erzielt worden sein, so daß anzunehmen ist, daß neue Verbesserungen die praktische Verwendung dieser Spinnenseide verallgemeinern werden. Die Zucht der Halabé bereitet keine Schwierigkeiten, da die Tiere mit kleinen Insekten leicht ernährt werden können. Jedes Tier erzeugt in zwei Tagen ungefähr 300 bis 400 Meter Seide und setzt seine Arbeit durch zehn Tage fort, nach denen es abstirbt.

HOEHL



✱ **Gebrüder Hoehl** · *Sektkellerei* ✱
Geisenheim a/ Rhein



Goldina-Schokolade
Weser-Werke A.G. Bremen

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Ploch; für den Inseratenteil Ernst Medel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung





Verlag von J. J. Weber, Leipzig

Nr. 4034 — Einzelpreis 6 Mark (Vierteljährlich 30 Mark) — 155. Band

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Indiſche Pflanzenphyſiologie. Als erſter hat kürzlich der indiſche Profeſſor J. Chandra Boſe von der Univerſität Kalkutta den wiſſenſchaftlichen Boykott Deutſchlands gebrochen und im pflanzenphyſiologiſchen Inſtitut zu Dahlem einen Vortrag über ſeine Forſchungen gehalten. Der indiſche Gelehrte geht von dem Grundſatze aus, daß der pflanzliche Organismus im großen und ganzen genau ſo arbeitet und reagiert wie der tieriſche. Er läßt ſich dabei wohl von der religiöſen Auffaſſung ſeines Volkes leiten, die nicht nur dem Menſchen, ſondern auch dem Tier und der Pflanze eine Seele zuſpricht. Sehr bemerkenswert ſind aber die ſcharfſinnigen Experimente und Apparate dieſes Forſchers. Grundſätzlich ſind bei den Pflanzen drei Arten von Bewegungen zu unterſcheiden, nämlich erſtens Abwehr- oder Reaktionsbewegungen infolge eines Angriffes oder Reizes, zweitens gewiſſe automatiſche periodiſche Bewegungen, die man etwa mit der Bewegung des tieriſchen Herzens vergleichen kann, und drittens die Wachstumsbewegung. Bei den Unterſuchungen handelt es ſich nun darum, nicht nur die normale Art dieſer Bewegungen zu ſtudieren, ſondern darüber hinaus auch feſtzuſtellen, wie der jeweilige Zuſtand der Pflanze und äußere Verhältniſſe, wie Wärme, Licht, Chemikalien uſw., den Ablauf der Bewegung beeinfluſſen. Beſonders ſchwierig werden dieſe Unterſuchungen beim Pflanzenwachstum. Das durchſchnittliche Wachstum eines grünen Pflanzenzweiges liegt mit einem Zehntauſendſtel Millimeter in der Sekunde unter der Größenordnung der Lichtwellen, und es bedurfte beſonderer hochempfindlicher Apparate, um dieſe Wachstumsbewegung in ſolcher Vergrößerung ſichtbar zu machen, daß man den Einfluß von Chemikalien uſw. auf dieſelbe ſtudieren konnte. Boſe befeſtigte einen haarfeinen ſtählernen Hebel an dem Pflanzenteil, deſſen freies Ende die Wachstumsbewegung hundertfach vergrößert. Dieſes Ende iſt magnetiſiert und wirkt auf einen winzigen, an einem geſpannten Kokonfaden befeſtigten Magneten, der ein Spiegelchen trägt. Durch dieſes wird ein Lichtſtrahl auf eine Skala geworfen, und je nach der Länge dieſes Lichtzeigers läßt ſich nun die urſprüngliche Wachstumsbewegung bis zu fünfzigmillionenmal vergrößern. Bei ſeinem Berliner Vortrage benutzte der Gelehrte eine Apparatur, die das Wachstum fünfmillionenfach vergrößert darſtellte, und man ſah den Lichtpunkt mit einer Geſchwindigkeit von einem halben Meter in 20 Sekunden über die Skala laufen, obwohl der benutzte Zweig ſchon ſeit Stunden von der Mutterpflanze getrennt war. Es wurde dem Pflanzenteil nun eine Spur von Chloroform in wahrhaft homöopathiſcher Verdünnung eingeſpritzt, und beinahe momentan ſtieg das Wachstum auf das Zehnfache des früheren Betrages. Der Lichtpunkt begann über die Skala zu raſen. Jetzt wurde eine ſtärkere Doſis Chloroform gegeben, und alsbald zeigte ſich die lähmende und tötende Wirkung des Giftes. Die Lichtpunktbewegung wurde unregelmäßig, dann konvulſiviſch, und ſchließlich trat langſames Schrumpfen an die Stelle bisherigen Wachstums; man ſah an der Bewegung des Lichtpunktes, wie die vergiftete Pflanze nach heftigem Todeskampfe zuſammenfiel. Im Laufe dieſes eigenartigen Experimentalvortrages zeigte der Inder auch noch überraſchende Übereinſtimmungen der pulſierenden Pflanzen- und Tierorgane in ihrem Verhalten gegenüber verſchiedenen Giften. Die betreffenden Pflanzenteile und ein Froſchherz blieben auf die gleichen Gifte in kontrahiertem, auf andere Gifte in ausgedehntem Zuſtande ſtehen. Der ganze Vortrag zeigte jedenfalls, daß die Wiſſenſchaft international ſein muß, und daß auch im fernen Indien während des Krieges intenſiv wiſſenſchaftlich gearbeitet worden iſt. Hans Dominik.

Ein Meiſter der Selbſtbeherrſchung. Wenn deutſche Weidmänner auf den Fuchs zu ſprechen kommen, leuchten ihre Augen auf, denn ſie lieben ihn alle, ob ſie ihm auch den Krieg bis aufs Meſſer geſchworen haben. Iſt doch Reineke unter allem Jagdwild die ſtärkſte Individualität, und wenn ſeine oft gerühmte „Schlauheit" auch in vielen Fällen nur auf ſeine ungewöhnlich ſcharfen Sinne und eine glückliche Miſchung aus Vorſicht und Frechheit zurückzuführen iſt, ſo gehört der Rote doch unzweifelhaft zu den Tieren, die aus der Erfahrung zu lernen und die Gunſt des Augenblicks auszunutzen verſtehen, und deren Handlungen nicht ausſchließlich von einem bei ihm allerdings auch ſehr fein entwickelten und gut funktionierenden Inſtinkt, ſondern häufig von einer nicht zu verkennenden Überlegung diktiert werden. Das ſeltſamſte iſt jedoch, daß ein ſo raubluſtiges Tier wie der Fuchs, der ſich unter Umſtänden nicht ſcheut, mitten im Treiben einen eben geſchoſſenen Haſen aufzunehmen, und der dann gewöhnlich mit ſeiner Beute unangefochten durch die verdutzten Schützen und Treiber entkommt, unter beſtimmten Verhältniſſen auch Proben der Selbſtbeherrſchung an den Tag legt, an denen ſich der Menſch ein Beiſpiel nehmen könnte. So hat man häufig die Beobachtung gemacht, daß Reineke ſich in der nächſten Nähe ſeines Baues das Rauben verkneift und beiſpielsweiſe die Bewohner eines ſeinem unterirdiſchen Raubſchloſſe benachbarten Karnickelbaues unbehelligt läßt. Ja, er gewährt einem Vogel, der als Braten gewiß auch für ihn nicht zu verachten wäre, der Brand- oder Höhlengans (Tadorna tadorna) in ſeinem Bau geradezu Gaſtfreundſchaft. Man weiß in der Tat nicht, worüber man ſich mehr wundern ſoll: über die Enthaltſamkeit des Hausbeſitzers, der den ſtattlichen Schwimmvogel mit dem auffallend bunten Federkleide ruhig in einer der vielen Röhren ſeines Baues brüten läßt und dann zuſieht, wie Mutter Gans eines Tages ihre Kinderſchar aus der finſtern und nicht gerade lieblich duftenden Wochenſtube ins Freie führt, oder über das ſtarke Vertrauen der Mieterin auf den „Edelmut" ihres Wirtes. Daß von wirklichem Edelmut bei Reineke nicht die Rede ſein kann, iſt ſelbſtverſtändlich, ebenſo ſelbſtverſtändlich, daß es nicht etwa ſeine Verblüffung über die Dreiſtigkeit der Gans ſein wird, die ihn veranlaßt, ſie in ſeinem Grundſtück Quartier nehmen zu laſſen. Aber welche Beweggründe mögen ſeinem überraſchenden Verhalten zugrunde liegen? Genau wiſſen wir es nicht, möchten jedoch vermuten, daß es auf beiden Seiten reine Nützlichkeitserwägungen ſind, die eine ſolche Symbioſe ermöglichen. Glaubt die Gans ſich unter des Fuchſes ſtarkem Schutze gegen die Angriffe des kleineren, aber deſto blutgierigeren Raubzeugs, des Marders, des Iltiſſes und des Wieſels, geſichert? Und geht das folgerichtige Denken des Roten ſo weit, daß er annimmt, die Anweſenheit der friedlich brütenden Gans in ſeinem Bau könnte ſeinen einzigen ernſt zu nehmenden Feind, den Menſchen, zu der Überzeugung bringen, daß Burg Malepartus nicht „befahren" ſei? Welcher Selbſtbeherrſchung der Fuchs fähig iſt, davon hat Schreiber dieſer Zeilen in ſeiner Jugend ein beachtenswertes Pröbchen erhalten. Ein zahmes Exemplar, das in der Nachbarſchaft einiger Jagdhunde angekettet lag, erhielt wie dieſe allmittäglich nach der Fütterung Beſuch von Hühnern, die ſeinen Freßnapf revidierten. Kamen die Hinkel zu zweien oder mehreren, ſo blieb der Fuchs, mit zugekniffenen Sehern den Schlafenden markierend, ruhig liegen, und nur die krampfhaften Bewegungen ſeiner „Blume" verrieten, was in ſeiner Seele vorging. Erſchien aber einmal ein einzelnes Huhn, ſo erhob er ſich geräuſchlos, erwiſchte es mit einem wohlgezielten Sprung am Kragen und verſchwand mit ſeiner Beute blitzſchnell in der Hütte, durch deren Boden er ein Loch gekratzt hatte, das in eine kurze Röhre führte. Ließ er die Hühner, ſobald ſie in Geſellſchaft kamen, unbehelligt, weil er ſich ſagte, die Zeugen eines Überfalls auf eines ihresgleichen würden den ganzen Hof alarmieren und ſich überdies in Zukunft von ihm fernhalten? Man möchte es annehmen, ſolange man keine beſſere Erklärung dafür hat. Jedenfalls ſei dieſe Seite des Seelenlebens Meiſter Reinekes den Tierpſychologen beſonders zur Beachtung empfohlen, freilich nur denen, die nicht lediglich vom grünen Tiſch aus über die Handlungen unſerer Mitgeſchöpfe urteilen, ſondern zunächſt einmal am lebenden Tier, ſei es am freilebenden, ſei es am gefangenen, ihr Studien machen. J. R. H.

Einwirkung elektriſcher Ströme auf Tiere. Durch eine Reihe experimenteller Unterſuchungen (hauptſächlich von S. Jellinek) wurden intereſſante Ergebniſſe für das Verhalten verſchiedener Tiergattungen zum Durchtritt elektriſcher Ströme ermittelt. So bezahlen junge Mäuſe den Kontakt ſchon von ganz ſchwachen Strömen (30 Volt Spannung) mit dem Leben. Im großen Gegenſatze dazu ſtehen Laubfröſche und Schildkröten, die gegen Elektrizität geradezu immun zu ſein ſcheinen. Man vermag dieſe Tiere durch Elektrizität (bis zu Spannungen von 10 000 Volt) nicht zu töten. Meerſchweinchen, Hunde und Kaninchen halten die Mitte, wobei die erſteren zwei Tiergattungen viel empfindlicher ſind als die Kaninchen. Mit einem techniſchen Wechſelſtrom von 1000 Volt Spannung kann man ein Kaninchen nicht immer ſicher töten. Dieſe großen Verſchiedenheiten hängen ganz allgemein mit dem Leitungswiderſtande des Tierkörpers derart zuſammen, daß einem geringen Widerſtande eine geringe, einem großen eine große Widerſtandskraft zukommt. Allerdings ſpielen zweifellos auch andere Umſtände, wie z. B. die Differenzierung des Nervenſyſtems eine große Rolle, da der unempfindliche Froſch höchſtens 20 000 Ohm (= Widerſtandseinheit), Meerſchweinchen und Kaninchen aber bis 350 000 Ohm ergeben. Der Tod durch elektriſchen Strom erfolgt entweder blitzartig oder indirekt durch Lähmung des Herzens oder der Atmung. Beachtenswert iſt die Tatſache, daß Narkoſe dem elektriſchen Tode entgegenzuarbeiten vermag, wohl ein weiterer Beweis für die Mitwirkung des Nervenſyſtems. Ewald Schild.

Seltene Fliegen. Ein Spezialiſt ganz beſonderer Art iſt eine kleine 2 mm lange Fliege von ſchlankem Körperbau und rötlichbrauner Farbe, ausgezeichnet durch ein zweidorniges Schildchen: Thyreophora anthropophaga. Im Jahre 1821 wurde ſie mit ihren Maden an Sehnen und Knochenpräparaten menſchlicher Leichen durch Robineau-Desvoidy zu Paris beobachtet; 1826 fand derſelbe Forſcher noch zwei Exemplare, dann keine wieder. Leider iſt das Tier in keiner Sammlung enthalten. Wahrſcheinlich iſt es den verbeſſerten hygieniſchen Einrichtungen der Sezierſäle zum Opfer gefallen. Sicher war die Fliege früher weitverbreitet, da ihr die zahlreichen Richtſtätten und die vielen Opfer des Dreißigjährigen und der Napoleoniſchen Kriege überaus reiche Ernährung boten. Aus dem Weltkriege ſind bis jetzt keine Beobachtungen gemeldet worden. Zwei andere Thyreophorinen: Thyreophora cynophila und Centrophlebomyia furcata F. ſind genauer beſchrieben und in einigen älteren Sammlungen zu finden. Thyreophora cynophila fällt auf durch gelbroten Kopf und ſtahlblauen glänzenden Körper. An dem trapezförmigen Schildchen des Männchens ſitzt an jeder Ecke des Hinterendes eine dicke Borſte. Dieſe Fliege bevorzugt die Fleiſchreſte an Knochen und Bändern der Kadaver größerer Wirbeltiere, und zwar immer am Ende des Verweſungsprozeſſes. Selbſt mitten im Winter iſt ſie von Robineau gefunden worden, aber niemals an toten Hunden. Der Artname iſt auf Grund älterer Angaben entſtanden. Der einzige Fundort iſt Paris. Die dritte Art, Centrophlebomyia furcata, zeichnet ſich durch dunkelbraune Färbung und dichte Behaarung aus. Mit Vorliebe ſammelt ſie ſich an den Kadavern von Hunden. Früher war auch ſie häufiger, heute aber zählt ſie zu unſern ſeltenſten Tieren. Rudolph Schiffel.

Nr. 4034. 155. Band.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mk. Preis dieser Nummer 6 Mk.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest

4. November 1920.

Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mk. 50 Pf., bei Platzvorschrift 4 Mk. 20 Pf.

Weihnachts-Anzeiger



Dr. LAHMANN'S NÄHRSALZ·CACAO· ·CHOCOLADE·





ALLEINIGE FABRIKANTEN
HEWEL u. VEITHEN
KÖLN

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Reformhäusern, Delikatessengeschäften.

G. RODENSTOCK MÜNCHEN·X

PHOTO-OPTIK PRISMEN-FELDSTECHER



FÜR·SPORT·REISE·TOURISTIK u. THEATER / KATALOGE·KOSTENFREI

SIEGELRINGE

und alle anderen Schmucksachen in Goldfilled, Silber und Alpacca; Geschenk- und Bedarfs-Artikel.
Illustr. Preisliste 1920 kostenlos.



Nr. 341. Elegant verzierter, schwerer Siegelring, aus echt 800 Silber, mit künstler. Monogramm von 2 Buchstaben in Handgravur.
Reklamepreis M. 33.00
Porto und Verpackung M. 1.20, bei Nachnahm. M. 1.80 extra. Als Ringgröße genügt ein Papierstreifen.
Wiederverkäufer erhalten Rabatt!
Sims & Mayer, Berlin SW 68
Oranienstraße 117/122, Abt. 2.

GOWE



SILBER

CHR. GOTTLIEB WELLNER
Gesellschaft mit beschr. Haftung
AUERHAMMER bei AUE in SACHSEN.

Marmorkunst!

Spezialität:
Schreibtisch-Ausstattungen.
Einrichtung von Damen- und Herrenschreibtischen Aschbecher/Kalender/Brieföffner/Petschaft/Löscher Schalen/Uhren/Säulen/Individuelle Anfertigung nach eigenen und gegebenen Ideen innerhalb kurzer Zeit.
Vornehme Geschenkartikel
Skulpturen berühmter Künstler / Bronzen / Kristalle Porzellane Fraureuth.
A. S. Kolettis, Charlottenburg
Fernspr.: Wilh. 7653, Kaiserdamm 117, direkt am Untergrundbahnhof S. Ch. Pl.
Engros. Fabrik in Bayern. Export.



Wideburg & Sohn

Erste Thüringer Rassehunde-Zuchtanstalt und Grosshandlung
Eisenberg 21 i. Thüringen.
Alle Rassen Schutz-, Wach-, Salon- und Jagdhunde.
Versand zu jeder Jahreszeit unter weitgehender Garantie und kulantesten Bedingungen. Für Preisliste 1,50 M. einsenden. Anfragen Rückporto beifügen.

Nachahmungen weise man zurück.



Pallabona

unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel
entfettet d. Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Gesetzl. gesch. Bestens empfohlen. Dosen zu Mk. 2.—, Mk. 3.50 und Mk. 5.— bei **Damenfriseuren, in Parfümerien u. Drogerien** od. von Pallabona-Gesellschaft, München 39 D.



Der Kenner raucht CAOVI-Zigaretten!

ORIENTALISCHE TABAK- UND ZIGARETTENFABRIK
"CAOVI" G. M. B. H. BRUCHSAL

Vom Deutschtum in aller Welt.

Ehrung eines deutschen Gelehrten in Brasilien. Wie bekannt, fuhr vor einiger Zeit der bedeutende deutsche Chirurg Geheimrat Professor Dr. Krause zur Durchführung einer schwierigen Operation nach Brasilien. Er benutzte diese Gelegenheit, verschiedene große Städte dieses größten südamerikanischen Staates zu besuchen. Seine Reise war ein wahrer Triumphzug der deutschen Wissenschaft. Nicht nur die deutschen Vereine, sondern auch die bedeutendsten brasilianischen Ärzte, Universitätsprofessoren, Politiker und wissenschaftlichen Gesellschaften empfingen den bekannten deutschen Forscher aufs herzlichste, und er wurde zum Ehrenmitglied einiger Gesellschaften ernannt. Die Festsitzung, die die Sociedade de Medicina e Cirurgia in São Paulo zu seiner Ehrung abhielt, ist von besonderer Bedeutung. Der Präsident dieser wissenschaftlichen Gesellschaft Dr. Enjolras Vampré feierte in längerer Rede den deutschen Professor und rühmte das hohe Fachwissen des Gastes. Professor Krause hat durch seine Vorträge in Brasilien ein großes Werk deutscher Kulturpropaganda geleistet, aber nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten hat er den Brasilianern die Höhe deutscher Wissenschaft gezeigt. Unzählige Kranke wurden zur Untersuchung zu ihm gebracht, und die gesamte Presse Brasiliens weiß nur Dank zu sagen für die empfangenen Lehren und Wohltaten. Zur Verbreitung deutscher Wissenschaft in der Welt wäre es von ungeheuerem Vorteil, wenn es auch anderen Gelehrten ermöglicht werden könnte, auf solche Weise für die deutsche Wissenschaft zu wirken.

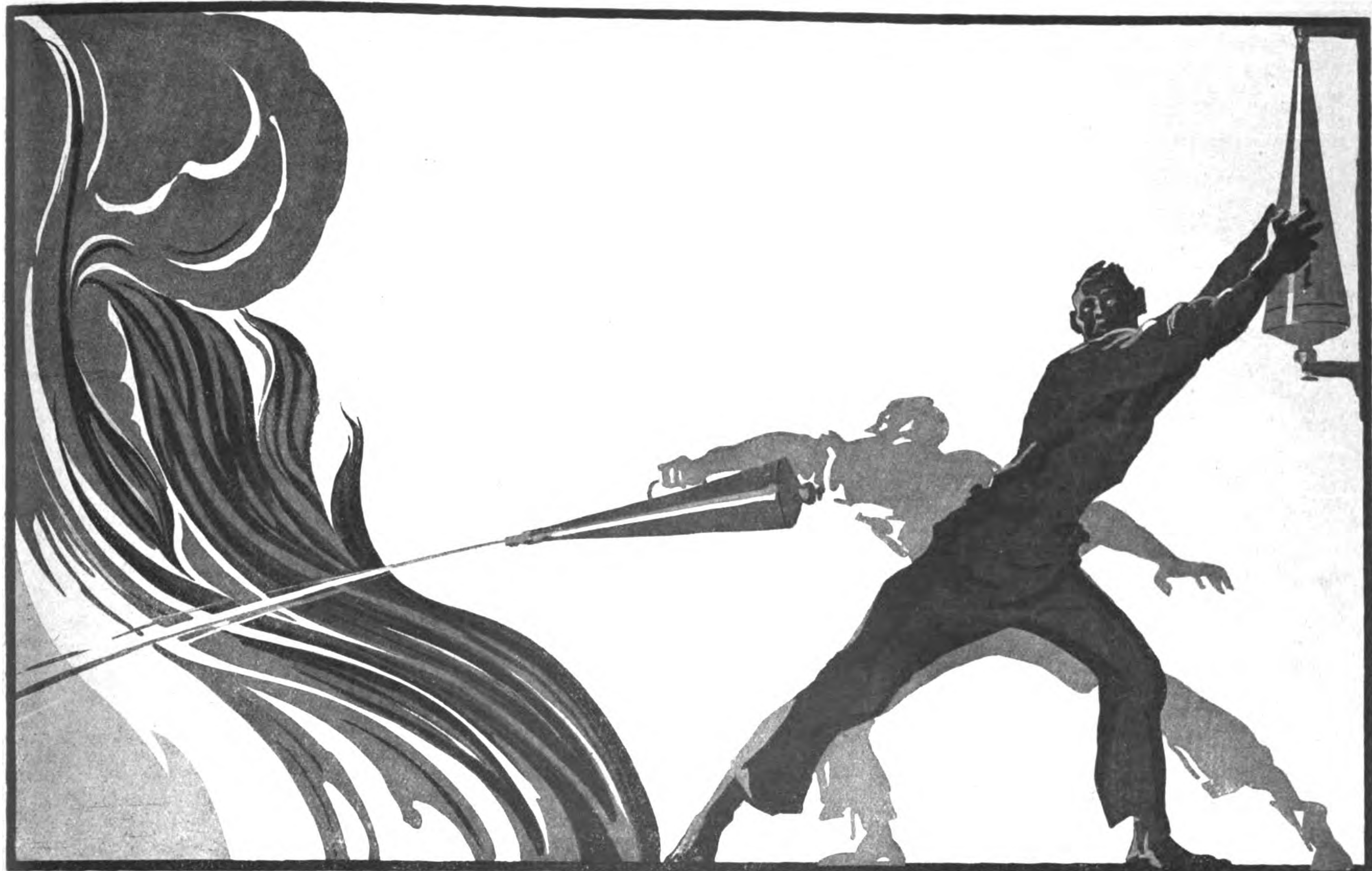
Zusammenschluß der Deutschen in Brasilien. Am 31. Juli d. J. schlossen sich die Vereine des Staates São Paulo zu einem Deutschen Volksbund zusammen. Dieser Zusammenschluß bedeutet den Anfang einer neuen Epoche in der Geschichte der deutschen Volkstumssiedlungen in Brasilien. Da sich dieser Verbandsgründung demnächst auch die Vereine der Staaten Rio, Santa Catharina, Rio Grande do Sul, Parana, Bahia, Espirito Santo anschließen werden, so ist vorauszusehen, daß in absehbarer Zeit ein allgemeiner Bund der Deutschen in Brasilen zustande kommen wird. Dieser Deutsche Volksbund in São Paulo hat auf seiner Gründungstagung

folgende Beschlüsse gefaßt: 1. wird eine Zentralstelle einer repräsentativen Vertretung des Deutschtums geschaffen, die Hand in Hand einerseits mit den entsprechenden Stellen an anderen Orten Brasiliens, gegebenenfalls auch solchen im übrigen Südamerika und anderseits mit den in Frage kommenden Stellen in Deutschland arbeiten soll; 2. werden alle Fragen behandelt, die die Kolonie als Ganzes interessieren, und zwar: Einwanderungswesen, Arbeitsnachweis, Unterstützung und Rechtsschutz für Angestellte und Kolonisten, Nachrichtendienst, Sammlungen für Koloniezwecke, Sammlungen für die Heimat. Da Brasilien das Land ist, in das in Zukunft wohl viele Tausende von Deutschen auswandern werden, so ist diese Verbandsgründung auch für das Mutterland von größter Wichtigkeit. Alle Vereine, die für das Erhalten des Deutschtums im Auslande, für die Sicherung der deutschen Auswanderung arbeiten, werden daher mit diesem Bund tatkräftig zusammenarbeiten können.

Die Siebenbürger Sachsen in Amerika. Im Laufe der Zeit sind aus Siebenbürgen etwa 20000 Sachsen nach Amerika ausgewandert, da die alte Heimat nicht mehr genügend Erwerbsmöglichkeiten bot. Mit dem den Sachsen eigenen Zusammengehörigkeitsgefühl haben diese in der neuen Heimat eine große Anzahl Vereine gegründet und durch diese den Zusammenhang mit Siebenbürgen nicht verloren. Die meisten Sachsen kehren, wenn sie sich ein kleines Vermögen erworben haben, in die Heimat zurück; auch während ihres Fernseins, pflegen sie ihre Ersparnisse nicht in amerikanischen Banken anzulegen, sondern schicken meistens die Gelder in die Heimat. In der Stadt Cleveland erscheint sogar eine Zeitung, das „Siebenbürgisch-amerikanische Volksblatt". Vor einiger Zeit nun hatten diese Sachsen eine von sämtlichen Vereinen beschickte Tagung, in der unter vielen andern Punkten beschlossen wurde, daß sämtliche verdienenden, in Amerika lebenden Sachsen ihren dreitägigen Verdienst an das Schatzamt des amerikanisch-sächsischen Volksrates einzahlen, der die gesammelten Gelder Jahr für Jahr in die Heimat schickt. Dieser Geldbetrag, es dürften 35000 bis 40000 Dollars sein, wird für die deutsche Schule und Kirche verwendet, die dringend der Unterstützung bedürfen. Von der Tagung wurden sofort 7000 Dollars in die Heimat geschickt. Wenn man den heutigen hohen Kursstand in Rechnung zieht, kann man verstehen, eine wie große Hilfe diese Geldunterstützung bedeutet. — An-

läßlich der Weltreise des rumänischen Thronfolgers Prinz Carol besuchte dieser auch das Siebenbürger Sachsenheim in Cleveland und lobte die unentwegte Treue der Sachsen und das treue Festhalten an der Heimat. Er versprach immer dafür Sorge zu tragen, daß es den Deutschen im Königreich Rumänien gut ergehe und sie ihren hohen kulturellen Leistungen gemäß auch die entsprechende Stellung im Staate erhalten sollen.

Der deutsche Kulturbund der Schwaben in Jugoslawien. Die südlichen Teile des Banats und der Tiefebene zwischen Donau und Theiß, die zum großen Teil von Deutschen bewohnt werden, wurden infolge des Friedensvertrages mit Jugoslawien vereinigt. Zur Wahrung des Deutschtums haben sich die Schwaben zusammengefunden und vor einiger Zeit in der Donaustadt Neusatz, gegenüber der alten Festung Peterwardein, den „Deutschen Kulturbund" geschaffen. Dieser bezweckt, den politischen Zusammenschluß aller Deutschen in Jugoslawien zu fördern, denn nur politische Einigkeit bedingt im bedrohten Lande auch eine ersprießliche kulturelle Zusammenarbeit. Mehr als zwanzig Ortsgruppen arbeiten bereits im Banat und in der Bácska. In Syrmien werden die vorbereitenden Arbeiten unternommen. Das Hauptarbeitsgebiet des Kulturbundes ist die Pflege der deutschen Schule und der deutschen Gesittung. Die ehemalige madjarische Regierung hat es verstanden, in den achtziger Jahren das einst blühende deutsche Schulwesen der Schwaben völlig zu vernichten. Mit Hilfe madjarisierender katholischer Geistlicher half auch die Kirche mit an dieser Entvolkungsarbeit. Der Erfolg der madjarischen Maßnahmen war aber nicht die Madjarisierung der Deutschen, sondern nur ihre kulturelle Herabdrückung. Es ist durch Hilfe des Kulturbundes nun gelungen, allerorts deutsche Schulen zu eröffnen. Das Belgrader Unterrichtsministerium ist, wenn auch nicht deutschfreundlich, so wenigstens bisher den Deutschen gegenüber nicht feindlich, zum Unterschied der slowenischen Regierungen. So ist es möglich, daß die Schulgründung mit rüstigen Schritten vorwärts schreitet. Zur Pflege deutscher Art werden überall deutsche Musik- und Turnvereine ins Leben gerufen, und es ist zu erwarten, daß sich die dreiviertel Millionen Deutsche in den S.-H.-S.-Staaten bald einen kulturellen Mittelpunkt gebildet haben, von dem aus systematisch die deutsche Volksorganisation durchgeführt wird, die sich selbstverständlich jeder staatsfeindlichen Agitation enthält.



1794 ★ 125 Jahre Klavierbau ★ 1919

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Ein Brief. Nach einem Gemälde von Leopold Schmutzler.



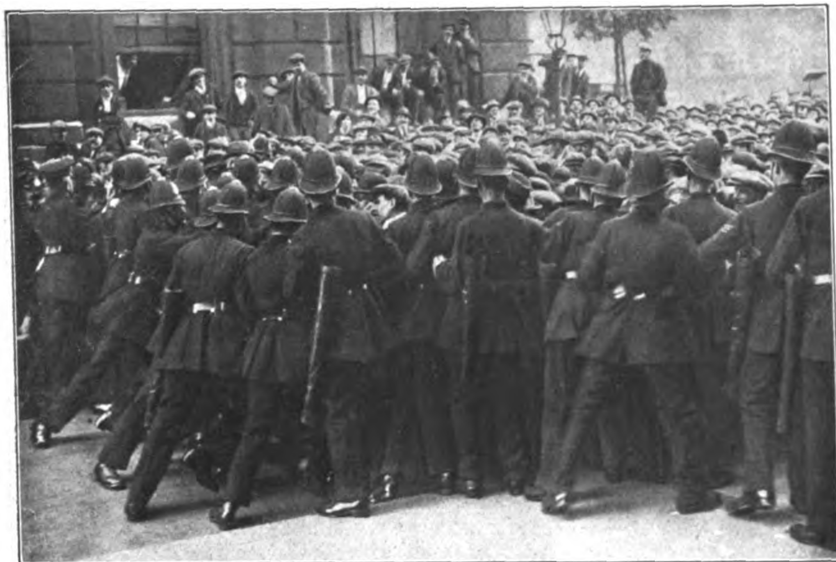
Alexander, König der Hellenen, † am 25. Oktober infolge eines Affenbisses, der eine Blutvergiftung hervorrief, im Alter von 27 Jahren.



Der ehemalige König Friedrich August III. von Sachsen mit seinem Schwiegersohne, dem Erbprinzen Friedrich Viktor von Hohenzollern (Sigmaringen), seiner ältesten Tochter, Prinzessin Margarete, Erbprinzessin von Hohenzollern, und dem Prinzen Franz Joseph von Hohenzollern (Sigmaringen), der sich mit der zweiten Tochter des früheren Königs von Sachsen, Prinzessin Maria Alix, verlobt hat, während seines Jagdaufenthalts in Griesel (Neumark) im September 1920. (Phot. Büchsenspanner Schwarz.)



Wilhelm Röntgen, dessen vor 25 Jahren erfolgte Entdeckung der Röntgenstrahlen der Menschheit zum Segen geworden ist. (Siehe den Beitrag auf den Seiten 504 und 505.)



Von den Arbeitslosenunruhen in London: Die Polizei beim Zurückdrängen der Demonstranten, die nach Downing Street, wo sich Lloyd Georges Wohnung befindet, durchzubrechen versuchen.



Vom englischen Bergarbeiterstreik: Streikende Bergarbeiter vor einem Kohlenbergwerk. An dem Streik, der vom 16. Oktober bis Anfang November dauerte, beteiligte sich eine Million Bergarbeiter.



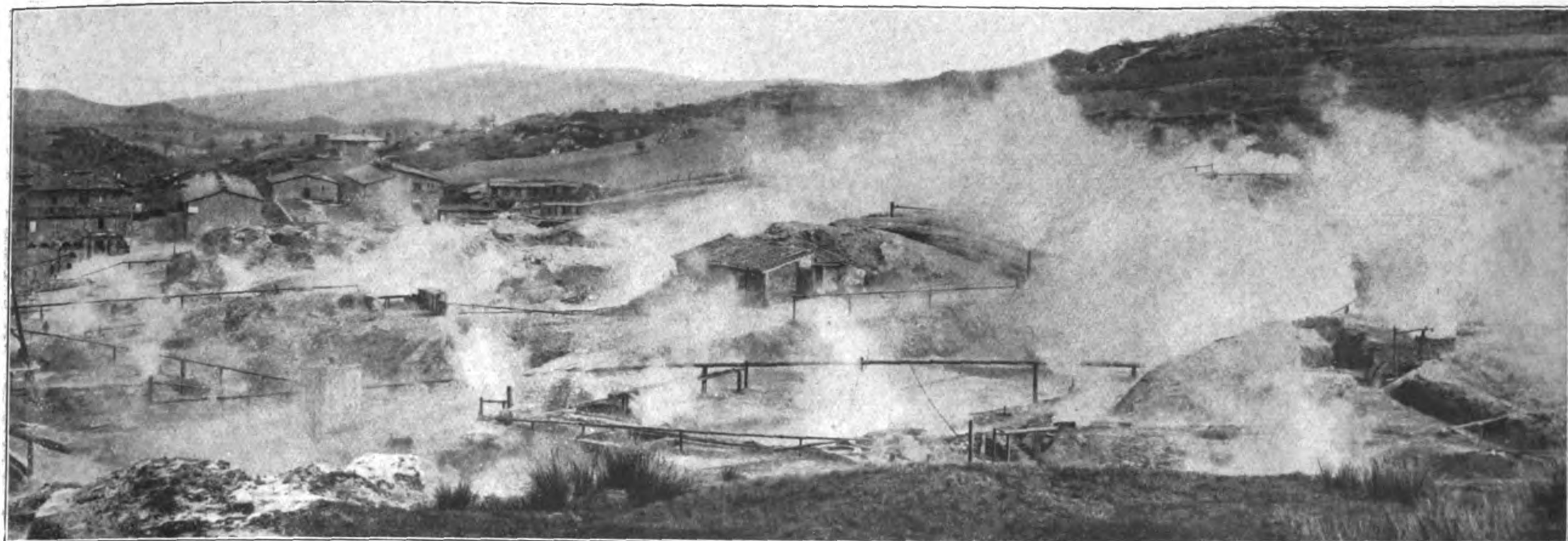
Der Bergsturz am Sandling im Salzkammergut im September 1920. Unter dem × die teils eingestürzte, teils eingesunkene Gipfelpartie mit den neuen Geröllhalden, dem abgesunkenen Wald und den abgerutschten Hütten. Nur die drei vorderen Hütten stehen noch auf festem Boden.



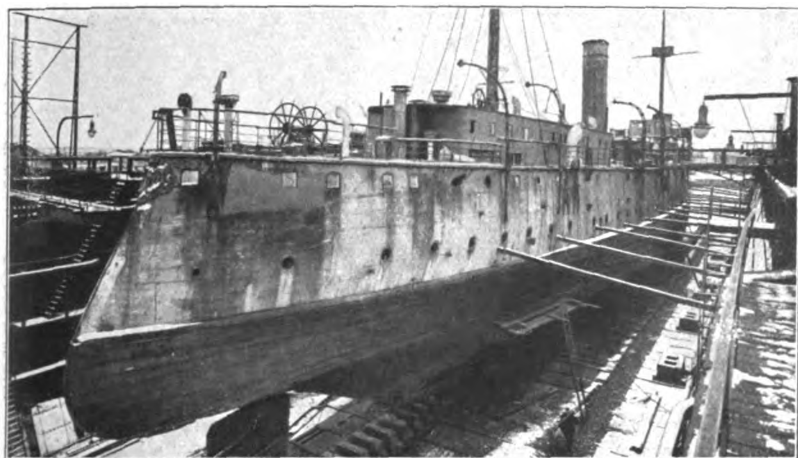
Von Professor Hugo Lederer modellierte Figur für das von ihm und Prof. German Bestelmeyer entworfene Ehrendenkmal für die Gefallenen der Berliner Universität. Die Figur wird von vier mächtigen Pfeilern flankiert, auf denen die über tausend Namen der Gefallenen eingegraben werden sollen. (Phot. Franz Linkhorst, Berlin-Halensee.)



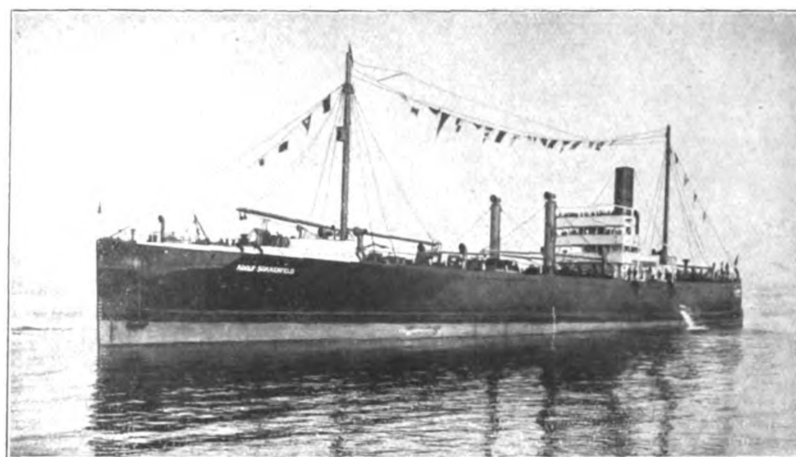
Kreuzerrichtung auf dem Jägerkamp bei Schliersee am 3. Oktober. Die Feier der kirchlichen Einweihung des Kreuzes legte von dem treuen Festhalten der oberbayrischen Bergbevölkerung an ihren alten guten Sitten ein schönes Zeugnis ab. (Phot. Georg Eitzenberger, Schliersee.)



Die industrielle Ausnutzung der Erdwärme: Die Dampfquellen bei Lardarello in Toskana (Italien), aus deren natürlicher Energie zur Zeit 30000 Kilowatt (40000 Pferdestärken) gewonnen werden. (Siehe hierzu „Aus Wissenschaft und Technik" in Nr. 4033.)



Der frühere deutsche Kreuzer „Gefion" im Dock der Danziger Werft, wo er zu einem Doppelschrauben-Motorschiff umgebaut worden ist. Der Kreuzer war bereits ausrangiert und sollte zu einem Wohnschiff von der Marine verwendet werden.



Das umgebaute, jetzt den Namen „Adolf Sommerfeld" führende Schiff in dem Augenblick, wo es den Rekord für ein Handelsschiff geleistet hat, nämlich eine Geschwindigkeit von 13,6 Knoten (normale Geschwindigkeit zwischen 8 und 9 Knoten).

Ein deutscher Kreuzer als Hilfsschiff.



Die am 10. Oktober mittags durch Brand vollkommen zerstörte Erfurter Hütte am Achensee im Rofangebiet. Der Brand dürfte infolge einer Unvorsichtigkeit dort übernächtigender Touristen entstanden sein. Die Hütte war seit dem 5. Oktober nicht mehr bewirtschaftet. Der durch das Feuer entstandene Schaden wird auf etwa eine Million Kronen geschätzt.



Vom zweiten Parteitag der Deutschnationalen Volkspartei in Hannover am 25. und 26. Oktober: Gruppe von Teilnehmern. (Phot. A. Kater, Hannover.)

Im Vordergrund von links nach rechts: Dr Schweinitzhaupt (Innsbruck), Frau Geheimrat Barkhausen, Staatsminister a. D. Dr. Helfferich, Geheimrat Barkhausen (Hannover), Georg Meindl (Großdeutsche Volkspartei für Tirol), Hauptmann Schmidt, Geheimrat Dryander, Arbeitersekretär Rüffer.



Prof. Dr. Anton Weichselbaum,
Hofrat, berühmter Wiener Pathologe, Entdecker des Erregers der epidemischen Genickstarre, † am 22. Oktober im 76. Lebensjahre an den Folgen einer Operation.



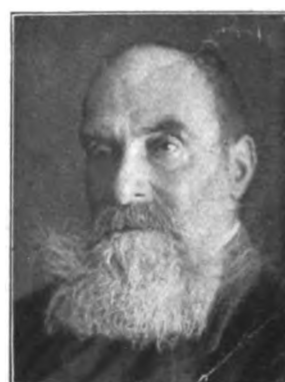
Mac Swiney,
der heldenmütige Bürgermeister von Cork (Irland), der am 75. Tage seines als Protest gegen seine Verhaftung durchgeführten Hungerstreiks im Brixton-Gefängnis zu London gestorben ist.



Heinrich Rippler,
Hauptschriftleiter der „Täglichen Rundschau" in Berlin, wurde auf der Kölner Tagung zum Ersten Vorsitzenden des Reichsverbandes der deutschen Presse gewählt.



Dr. Cäsar Flaischlen,
naturfroher schwäbischer Dichter, † am 16. Oktober im 57. Lebensjahre in Gundelsheim (Württemberg). Siehe die Würdigung auf Seite 498. (Phot. A. Binder, Berlin.)



Dr. Alfred Friedmann,
namhafter Novellist, ein Meister des Aphorismus, beging am 26. Oktober in seltener Geistesfrische seinen 75. Geburtstag in seinem langjährigen Wohnsitz Berlin. (S. Seite 498.)






Oben links: Vom Stadion-Herbstsportfest: Ein Augenblick aus dem neu eingeführten Handballspiel: Schuß ins Tor. Oben rechts: Vom Fußball-Länderwettspiel Deutschland-Ungarn im Stadion: Die Kampflage, die Deutschland zum siegbringenden Tor verhalf. Unten links: Der beim Reit- und Fahrturnier im Stadion mit dem Ersten Preis ausgezeichnete Viererzug des Herrn T. Schaurte. Unten rechts: Vom Helden-Gedächtnisrennen zu Berlin-Karlshorst am 17. Oktober: Tory Hill II (Leutn. v. Herder), Eiders Glorie (Major v. Keller), dahinter Artilleriefeuer (Rittmeister Frhr. v. Berchem), der spätere Sieger, nehmen den „Großen Bach".

Die letzten Sportereignisse.







Oben links: Im Warteraum. Oben rechts: Cäsar wird verbunden. Unten links: Untersuchung eines kranken Huhns. Unten Mitte: Fifi hustet. Unten rechts: Anlegen einer Schutzkappe nach einer Augenoperation.

Moderne Tierfürsorge: In der Poliklinik für kleine Haustiere in der Tierärztlichen Hochschule zu Berlin.

Nach photographischen Aufnahmen von H. Wolter, Berlin.

Die Wurzeln des deutschen Partikularismus.

Von Prof. Georg Widenbauer.

Unsere Gegner, vor allem die Franzosen, verfolgen mit Eifer das Ziel der Zertrümmerung Deutschlands und suchen durch Lockerung der deutschen Einheit und durch Zerstückelung Deutschlands in eine Reihe von Einzelstaaten unser unglückliches Vaterland wieder in jenen unseligen Zustand der politischen Ohnmacht zu versetzen, den es vom Westfälischen Frieden bis zur Ära Bismarck eingenommen. Sie versprechen sich bei diesen Umtrieben, bei deren Gelingen das Herzland Europas wohl für immer aus der Reihe der Weltmächte ausgeschaltet würde, wesentliche Unterstützung von jenem krankhaftem Zug des deutschen Volkstums, den man gewöhnlich Partikularismus nennt.

Es ist das der jedem Deutschen insgemein und dem Volke in seiner Gesamtheit eigentümliche Sondergeist, der wie eine unheimlich schleichende Krankheit unser politisches Leben vergiftet, das Aufkommen eines starken, lebendigen National- und Staatsbewußtseins erschwert und damit die Schöpfung eines festgefügten Einheitsstaates verhindert hat.

Dieser Partikularismus ist eine spezifisch deutsche Eigenschaft und findet nirgends auf Erden mehr sein Gegenstück. Einen Vorläufer hatte er wohl nur im alten Griechenland. Dieses politische Unkraut wuchert nirgends so üppig wie in Deutschland, weil es hier so außerordentlich günstige Nährbedingungen fand und noch findet.

So liegt schon im Wesen des deutschen Menschen ein stark ausgeprägter Hang zur Sondertümelei begründet. Der Deutsche ist von Natur aus mit einem hohen Maße von Individualität begabt, die gar leicht in Rechthaberei, Empfindlichkeit, Eigendünkel und Krakeelsucht ausartet. Ein so großer Vorzug germanischen Wesens die Betonung der Persönlichkeit in kultureller Hinsicht auch sein mag, politisch hat uns dieser schrankenlose Individualismus, den schon Tacitus als einen Erbfehler unserer Vorfahren bezeichnet, ungemein geschadet. Denn er begünstigte die „Itio in partes“, lehnte sich auf gegen den verhaßten staatlichen Regelzwang und ließ die Persönlichkeit, die auf das Recht der persönlichen Freiheit pochte, sich nur schwer und ungern einfügen in die staatliche Gemeinschaftsordnung. Daher bei uns ein fortwährendes Ringen der persönlichen Freiheit des einzelnen mit der Gebundenheit des Staates, der Kirche und anderer Gemeinschaften. Es fehlt dem Deutschen der Herdentrieb, und so entbehrt er von Natur des dem Arttrieb des Tieres verwandten Gefühls der völkischen Einheit und der daraus mit elementarer Naturgewalt erfließenden Staatsgesinnung. Das Leben keines anderen Volkes läßt deutlicher erkennen, daß Staat und Individuum zwei entgegengesetzte Pole sind, als gerade das des Deutschen.

Was so dem Deutschen gleichsam im Blute liegt, prägt sich natürlich auch scharf aus in seinem staatlichen Leben: Mangel an Bewußtsein einheitlicher Volksgemeinschaft. Die ganze deutsche Geschichte, von Armin angefangen bis auf unsere traurige Gegenwart, ist dafür beredtes Zeugnis. Ja, der ganze Entwicklungsgang des deutschen Volkes hat nur dazu beigetragen, diesen Sondergeist zu nähren und üppig in die Halme schießen zu lassen. Nur mit größter Mühe konnte Armin einen Teil der deutschen Stämme unter seiner Leitung zum Freiheitskampf scharen, und kaum war das herrliche Befreiungswerk gelungen, so begann auch schon die leidige Stammeseifersucht ihr Wühlen gegen ein einheitliches germanisches Volkskönigtum. Die Mannigfaltigkeit der Stämme, in die unsere Vorfahren von je zersplittert waren, beförderte den Hang zur Eigenbrötelei und hemmte die Entfaltung des so notwendigen staatlichen Einheitsgefühls. Welchen Kraftaufwand kostete es Karl den Großen, die Sächsischen Kaiser und die Salier, die mundartlich und nach Charakter so verschiedenen Stämme der Franken, Schwaben, Bayern, Thüringer, Hessen, Sachsen und Friesen zu einer Volkseinheit zusammenzuschweißen! Gerade die Verschiedenheit der deutschen Stammesart stand der Verwirklichung eines deutschen Gesamtstaates als Haupthindernis entgegen, nur schwer ließen sich die Stammesgegensätze überbrücken; ja, sie erhielten neue Nahrung, als mit dem späteren Aufkommen der Territorialgewalten die staatliche Zersplitterung sich unheimlich vergrößerte. Denn gerade hieraus erwuchs jener böse Geist des kleinstaatlichen Partikularismus, der manchmal so häßliche Blüten trieb und schließlich sogar zum Totengräber des alten Reichs wurde. Der ganze Werdegang unseres Volkstums steht im Zeichen des Partikularismus. Seitdem es den großen Vasallen gelungen war, das Königtum zu überwuchern, triumphiert langsam, aber sicher die Zentrifugalkraft des Territorialfürstentums, die allmählich, seit es 1648 die volle Souveränität erlangt hat, zur völligen Auflösung des Reiches führte. Wie hätte sich da ein starkes völkisches Deutschgefühl entwickeln sollen in diesem politischen Chaos von geistlichen und weltlichen Zwergstaaten, diesen Miniaturausgaben von Staatswesen, die überdies noch unter sich durch wirtschaftliche und politische Schranken abgeschlossen waren und einander als Ausland betrachteten. Man bedenke ferner, welch heftige Gegensätze sich in ihnen breitmachten! Es herrschte eine ständige Fehde zwischen hohem Adel und niederem, zwischen geistlichen und weltlichen Fürsten, zwischen dem Kaiser und den Fürsten, zwischen den fürstlichen Territorialherren und den Reichsstädten, zwischen Adel und Bürgertum, zwischen den verschiedenen Linien der einzelnen Dynastien selbst, die durch ihre Erbteilungen jegliches Gemeingefühl in ihren Untertanen ertöteten und nicht selten in ihrem dynastischen Interesse die stammesmäßige Eifersucht neu belebten. Brauchen wir uns da noch zu wundern, wenn auf diese Weise kein so reges politisches Gemeingefühl entstand wie bei unseren romanischen und angelsächsischen Nachbarn, zumal ja die „Untertanen“ keinen Anteil am Staatsregiment hatten und selbst in den Reichsstädten „verspießbürgerten“. Weder der absolute Staat des 18. Jahrhunderts noch der Polizeistaat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ermöglichte einem größeren Kreise des gebildeten Bürgertums ernsthafte politische Betätigung. Lange Zeit war die deutsche Einheit nur durch ein dünnes kulturelles Band geknüpft. Nur im Reich des Geistes gab es für das Volk der Dichter und Denker ein gemeinsames Deutschempfinden, in dem Bereiche der Politik grassierte der Bazillus des Sondertums. „Wir sind lauter Partikuliers,“ meinte Goethe, „an Übereinstimmung ist nicht zu denken; jeder hat die Meinung seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen.“ Dieser Sondergeist zehrt am Mark unseres Volkes, weil er es immer wieder auseinanderreißt. Man vergegenwärtige sich nur, welche Klüfte sich aufgetan haben zwischen Norddeutschen und Süddeutschen, zwischen Preußen und Bayern, zwischen Ostelbiern und Rheinländern, und man begreift, wie vergnügt sich die Gegner die Hände reiben, wie raffiniert sie diese Gegensätze gegen uns selbst ins Feld führen. Man hat sich während der Revolutionszeit Mühe gegeben, den Einheitsstaat aufzurichten, allein, die unitarischen Pläne, die Minister Preuß in seinem ersten Entwurf der Reichsverfassung der Nationalversammlung vorlegte, fanden schärfsten Widerspruch und schließlich drangen die föderalistischen Tendenzen wieder durch. Man darf getrost behaupten, daß gerade die Entwicklung der Dinge seit dem Umsturz den Partikularismus wesentlich gestärkt hat.

Gewaltigen Vorschub leistet ihm auch die religiöse Zersplitterung Deutschlands in zwei konfessionelle Heerlager. Seit der Reformation haben wir auch noch einen kirchlichen Sondergeist. Die große Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts hält bis heute unser Volk unselig zerklüftet. Wittenberg und Rom, Evangelischer Bund und Volksverein für das katholische Deutschland sind die beiden Pole, an deren Reibflächen sich die konfessionellen Gegensätze immer wieder entzünden. Eine unsägliche Spaltung ward so in den deutschen Volkskörper getragen, besonders als jenes verhängnisvolle Kompromiß beschlossen ward: „Cujus regio, illius religio“ (wessen Land, dessen Bekenntnis). Fortan gab es und gibt es gleichsam zwei Seelen in der deutschen Politik, eine protestantische, wie sie im Corpus evangelicorum, und eine katholische, wie sie im Corpus catholicorum des alten Reichstags verkörpert war, und wie sie sich heute noch vielfach in unserem öffentlichen Leben geltend machen. Beide Lager haben gar oft das Ausland zur Unterstützung angerufen. Im „Kulturkampf“ der siebziger Jahre entbrannte der konfessionelle Hader von neuem aufs heftigste, und er flackerte seitdem immer wieder auf, wozu die Debatten über die Schule in der Nationalversammlung unter der alten Losung „Trennung von Staat und Kirche“ wesentlich beigetragen haben. Wie viel glücklicher sind in dieser Hinsicht die romanischen Länder oder England und die nordischen Staaten, die zu der staatlichen Einheit auch die Einheit des Bekenntnisses aufweisen, während unser politisch zerrissenes Deutschland auch auf kirchlichem Gebiet ein Spiegelbild der Partikularismus darstellt!

Kräftige Wurzeln sog dieser engherzige kleinstaatliche Kastengeist aus der ständischen Zerklüftung, in die unser Volkstum im Laufe der Zeit verfiel. Waren es früher mehr reine Standesunterschiede zwischen Adel und Bürgertum gewesen, so taten sich in unserer Zeit neue Gegensätze mehr wirtschaftlichen Charakters auf. Freilich gab es auch schon im Mittelalter eine Feindschaft wirtschaftlicher Art zwischen den Territorialherren, die die alte Naturalwirtschaft des Lehenswesens aufrechterhalten wollten, und den gewerbfleißigen Städten, die mit zunehmendem Reichtum die Einführung der Geldwirtschaft eifrigst betrieben. Doch blieb es erst dem 19. Jahrhundert vorbehalten, durch die rasche Entwicklung der Industrie jene gewaltige Scheidewand innerhalb des Staates zwischen Begüterten und Besitzlosen aufzurichten, wie dies zwischen den Industriebaronen und Handelsmagnaten einerseits und dem Arbeiterproletariat andererseits der Fall war. Indem dieser Klassenkampf des Proletariats sich gegen die gesamte Bourgeoisie richtete, entstand ein unheilvoller Riß in der Volksgemeinschaft, der gerade bei uns in Deutschland, wo mit deutscher Gründlichkeit die Geister aufeinanderplatzten, so schroffe Formen annahm und das Volk zersplitterte. Auch zwischen Stadt und Land tat sich ein immer tiefer gähnender Spalt auf. Es fehlte übrigens auch außerhalb der Massen in den oberen Schichten nicht an gesellschaftlichem Kastengeist. Man braucht sich nur an die „Exklusivität“ gewisser Offizierskreise, an die Abgeschlossenheit der Feudalen, an das protzige Gehaben der Geldsackaristokratie und an die Dünkelhaftigkeit der höheren Bureaukratie zu erinnern, und man wird nicht fehlgehen, wenn man diesen Faktoren eine erhebliche Schuld an dem Überwuchern des Gemeinsinns durch den Sondergeist zuschreibt. Nur so ist es zu erklären, daß das herzerhebende Gemeingefühl, das in den schicksalhaften Augusttagen 1914 unser Volk durchbrauste, nicht viel mehr war als ein flüchtiger Rausch oder eine schemenhafte Fata Morgana. Wäre es mehr gewesen, hätte die innere Einheitsfront nicht so leicht in die Brüche gehen können.

Dazu trug freilich wesentlich eine andere Form dieses deutschen Erbübels bei, die leidige Parteisucht, die durch eine klägliche Parteiwirtschaft unser Volk innerpolitisch auseinanderriß. Dieser parlamentarische Partikularismus feierte bei uns geradezu Orgien und ist ein trauriger Beweis für die Unreife des deutschen Volkes, die sich freilich aus jahrhundertelanger staatlicher Bevormundung erklärt. Auf dem glatten Parkett des Reichstags und der Landtage und in den Rathausstuben fand diese übelste Unart deutschen Wesens ihren besten Nährboden und wucherte polypenartig. Man braucht sich nur einmal die buntscheckige Musterkarte der Parteien im Reichstag anzuschauen, und man wird begreifen, wie zersetzend diese Überfülle von Parteien auf die Geschlossenheit des Volksorganismus einwirken muß. Parlamentarischer Kantönligeist! Dabei muß man jedoch bedenken, daß es mit dem fraktionellen Kastenwesen des Reichstags allein noch nicht sein Bewenden hat, sondern daß wir auch noch eine Verwässerung des deutschen Einheitsgedankens durch die Parteien der verschiedenen Landtage erleiden, ein Luxus, den andere Staaten sich nicht erlauben. Man beachte z. B. die Zersplitterung der bürgerlichen Parteien durch unseligen Parteidoktrinarismus! Aber auch durch das Proletariat geht ein tiefer Riß, der große Teile der Arbeiterschaft unter sich wieder zu heftigsten Gegnern macht. Diese Vielzahl von Parteien stellt eine schwere Schädigung unseres politischen Lebens dar, das dringend große Parteien nach dem Vorbild Englands benötigen würde, damit je nach Ausfall der Wahl ein großer Block die Regierung bilden könnte. Wie schwierig war dies erst jüngst nach den letzten Wahlen! Gerade die Wahlen sind es ja, die der Hydra des Partikularismus jedesmal wieder neue Köpfe wachsen lassen und die Zersplitterung des Volkes befördern, zumal da oft genug auch konfessionelle Gegensätze hereinspielen. Früher nährte auch die Bureaukratie des „Obrigkeitsstaates“ den Parteihader absichtlich, da sie von der Uneinigkeit der Parteien für ihre Zwecke profitierte und ihre Vorlagen leichter durchbrachte, wenn sie durch die berühmte römische Taktik des „Divide et impera“ den Fraktionsneid und den Ehrgeiz der Parteiführer entfacht hatte. So ließ sich leicht „regieren“.

Solange die Sonne des Friedens auf unser Vaterland schien, kam uns die Gemeinschädlichkeit dieses verderblichen Partikularismus nicht so recht zum Bewußtsein. Erst der Krieg deckte auf, wie unselig tief unsere Volksgemeinschaft gespalten war, und wie sehr es ihr an nationaler Geschlossenheit, diesem Hauptgrundvermögen jedes Volkes, fehlte. Und der unheimliche Druck von außen nährte im Zusammenhang mit dem Intrigenspiel Englands und der entnervenden Wirkung der Hungerblockade das wilde Emporschießen des partikularistischen Unkrautes und spaltete Regierung und Volk, ja beide einzeln wieder in zwei einander bitter befehdende Heerlager. Man denke nur an den Gegensatz Tirpitz-Bethmann, an den Streit über „östliche oder westliche Orientierung“, an die Kämpfe zwischen den Anhängern der Vaterlandspartei und des Volksbundes für Freiheit und Vaterland! So taumelten wir, zerspalten in tausend Risse, dem Abgrund zu.

Soll unser innerpolitisches Leben je wieder gesunden, soll unser aus tausend Wunden blutendes Vaterland sich von seinem tiefen Fall wiedererheben zu neuer staatlicher Größe, müssen wir erst den Drachen der inneren Zwietracht überwinden, von dem schon Bismarck sagte: „Dann kam, was ich unter dem Begriff ›Loki‹ verstand: der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader, der in dynastischen und in konfessionellen, in Stammesverschiedenheiten und in Fraktionskämpfen seine Nahrung findet — der übertrug sich auf unser öffentliches Leben.“ Erst muß der vom tödlichen Nervenfieber des Kriegs und der Revolutionszeit geschwächte, noch immer fieberkranke deutsche Michel das Gift des Partikularismus ausgeschwitzt haben, ehe er wieder auf politische Genesung hoffen kann. Tausend Doktoren kurieren an ihm herum, Scharlatane und Quacksalber sind genug dabei und verschreiben ihm die verschiedensten Pillen und Mixturen, manche empfehlen ihm mehr gewalttätige Mittel nach Doktor Eisenbart. Man betrachte sich nur einmal die Programme der zahlreichen Organisationen, die alle dem Wiederaufbau Deutschlands zu dienen vorgeben! Kommt nicht gerade hier der Sondergeist der Deutschen so recht augenfällig zum Ausdruck? Wehe unserem unglücklichen Land, wenn nicht endlich die eiserne Not die völkische Einheit schafft, wenn nicht alle Volksgenossen ohne Unterschied des Standes, der Partei und des Bekenntnisses zusammenstehen und in heiligem Eifer erglühen für das Vaterland.

In Altershausen. Zehn Jahre nach des Raaben Heimflug.

Zum Todestag Wilhelm Raabes (15. November 1910). Von Franz Wugk.

Wenn längere Zeit nach dem Tode eines geliebten Wesens einen der alte Schmerz überkommt, so überlege man, was der Tote versäumt habe, während man selbst und die anderen weiter lebten." So schrieb Wilhelm Raabe einmal. Fragen wir uns heute in seinem Sinne, ob er zu beklagen ist, weil er die letzten zehn Jahre nicht mehr genießen konnte; fragen wir uns, ob wir nicht viel mehr sein Mitleid verdieren. Schauerlicher als je vorher ist der Schüdderump durch die Welt gerumpelt — und die Gärten, die uns versunken sind, waren reicher, größer, herrlicher als die des „Meister Autor". Nein, wenn wir heute unsere Blumen niederlegen auf das in Busch und Duft eingebettete Grab des lieben Hungerpastors auf dem Zentralfriedhof in Braunschweig, dann grüßt unser Herz den alten, großen Freund: „Heil Dir, daß Du bei Zeiten in Dein ewiges Altershausen eingehen konntest, in das Reich, wo es nicht mehr aufs Erdenwetter ankommt."

Und dann wandern wir ins Leben zurück durch die Leonhardstraße, die der alte Herr so oft gegangen ist; wir sehen drüben die Leonhardskapelle, an der einst die Aussätzigen Zuflucht suchten; wir sehen nach dem Schilldenkmal, nach dem Grabe der Schillsoldaten und nach Gotthold Ephraim Lessings letztem Erdenplätzchen. Und dann treten wir in das Haus ein, in dem der alte Raabe sich sein Nest gebaut hatte. Da hütet die Tochter treu und im Geist des Vaters schlicht und wahrhaftig, herzlich und wehmütig-stolz das Vermächtnis unseren getreuen Eckhards. Im Arbeitszimmer Raabes hat sich in den zehn Jahren kaum etwas geändert. Da steht noch der ehrwürdig altmodische Schreibtisch am Fenster, und schweinslederne Bände liegen zur Hand — die Stadt- und Weltchroniken, in denen Raabe gleich dem Nürnberger Schusterpoeten zu blättern liebte. Da ist noch das Sofa und darüber die Bildnisse der Herrschaften aus dem 18. Jahrhundert, der Ahnen der Gattin aus der Leising Verwandschaft. Hier der viereckige Tisch, an dem der Hausherr, schlafrockumhüllt, zu sitzen liebte, den Rücken dem wärmenden Ofen zugewandt. Und an der Seite und die ganze Wand den Fenstern gegenüber füllend, die Bücherei; in der Mitte die lange Reihe „Goethe" — darunter die große, darüber die Oktavausgabe Schopenhauers. In der letzten Lebenszeit hat Raabe sich mit besonderer Innigkeit und Freude wieder Schiller zugewandt. Größer als die des Grunzenower Pastors ist diese Bibliothek — aber doch immerhin die Bibliothek eines Dichters, der noch sah, wie man mit Stein und Stahl Licht anzündete, und der noch einen Mann gekannt hat, welcher im Siebenjährigen Kriege mit dabei war. Schon Nietzsche wurde dem alten Braunschweiger nicht mehr vertraut — was hätte er mit Symbolismus, Futurismus, Expressionismus, Bolschewismus und Dadaismus anfangen sollen?

An der Tür steht eine der schönen Raabebüsten von Ernst Müller, und jeden Augenblick kann aus dem Balkonzimmer der alte Herr selbst eintreten, uns mit seinen tiefen, graublauen Augen mustern, freundlich die Hand ausstrecken, sich im Sessel behaglich niederlassen oder, ein Liedchen summend, auf und ab gehen. Zehn Jahre — ja, was sind zehn Jahre für den Denker, der die Zeit als täuschende Vorstellung unseres Gehirns und das Leben als einen Traum erkannt hat? Doch da — ja, da auf dem Tisch liegt etwas, was vor zehn Jahren nicht da war — weißverhüllt; und wenn wir es öffnen, sehen wir den Abguß des Totenantlitzes. Nach diesem Abguß ist soeben von Meisterhand eine neue, lebensvolle und wirklichkeitstreue Büste des Weisen von Braunschweig fertiggestellt und einstweilen hier auf den Tisch, vor dem Raabesessel, hingesetzt worden.

Und dort durch jene Tür ist er vor zehn Jahren zum letzten Male hinausgeschritten — wie er allabendlich in seinen Klub zum Zeitungslesen ging und dann in die durch ihn bekannt gewordene Weinstube in der Friedrich-Wilhelm-Straße — am Bahnhof — wo er regelmäßig sein Halbfläschchen Rotspon und sein Glas Punsch trank, als meist schweigsamer, aber darum nicht minder aufmerksam beobachteter Mittelpunkt einer Tafelrunde, die oft durch Fremdlinge vergrößert wurde, die Braunschweigs größte Berühmtheit sehen und, wenn's Glück gut war, hören wollten. Heute sieht man da nur noch Bilder des entschwundenen Meisters! Wir aber pilgern weiter zum Augustplatz, wo die Elektrische nach Wolfenbüttel abgeht. Hier versammelten sich zweimal im Monat die „ehrlichen Kleiderseller" von Braunschweig, um unter ihrem Generalissimus Raabe nach dem „großen Weghaus" zu fahren und sich dort mit den Wolfenbütteler „Kleidersellern" zu vereinigen. Seit länger als zehn Jahren wartet nun die Elektrische am Augustplatz und wartet der historische runde Tisch im Weghaus vergeblich auf Wilhelm Raabe. Dies altniedersächsische Haus ist aber trotz seines verwitterten Äußeren wohl eines Besuchs wert, denn lange vor Raabe und seinen „Kleidersellern" kehrten hier auch schon Lessing und Leisewitz ein. Wir wallfahren nun weiter durchs schöne Wald- und Gartenland der Raabewelt nach Wolfenbüttel, das womöglich noch stärkeren Raabeduft hat als Braunschweig. Halten wir da in der Okerstraße vor dem Hause an, das heute die Nummer 16 führt. Es stammt schon aus dem Ende des 17. Jahrhunderts; eine Gedenktafel belehrt uns, daß hier Wilhelm Raabe von 1856 bis 1860 „lebte und dichtete". Hier entstanden von den bekannteren Werken die „Kinder von Finkenrode", „Halb Mähr, halb mehr", „Verworrenes Leben", „Nach dem großen Kriege", „Der heilige Born", „Unseres Herrgotts Kanzlei" und der Anfang der „Leute aus dem Walde". Hat die Braunschweiger Wohnung des alternden Dichters schon etwas rührend Schlichtes, so ist das Wolfenbütteler Heim des Jugendlichen von einer Bescheidenheit, die uns an die Wohnungen Schillers und unserer anderen Großen erinnert, die im Geist und Herzen so reich waren, daß sie das Stoffliche leicht entbehren konnten, mit dem sich die heutigen schriftstellernden Großkapitalisten so üppig umgeben müssen.

Käme Raabe heute wieder, er würde sich über das Furchtbare, das er wie kaum ein anderer geahnt, und das nun über uns hereingebrochen ist, kaum wundern. Er würde sich aber freuen darüber, daß langsam, ganz langsam trotz der allgemeinen Verwilderung seine Sonne das Gewölk des Nichtverstehens zu durchdringen beginnt. Seine Größe wird nirgends mehr angezweifelt, und mehr und mehr wird er als der Deutscheste der nachromantischen Zeit erkannt. „Ruhm ist, mitgedacht werden, wenn ein ganzes Volk gedacht wird." Dieser Ruhm ist Raabe zehn Jahre nach seinem Tode gesichert.

Cäsar Flaischlen.

Von Dr. Hanns Martin Elster. (Abbildung s. S. 495.)

Dieser Dichter war Freund und Führer der Jugend. Nicht der nervenkranken Jugend in den großen Städten, vielmehr jener blühenden Jünglinge und Jungmädchen, deren rote Backen von seelischer Frische zeugen, die rings im Lande, in den kleinen Städten die Zukunft Deutschlands bilden. Sie begeistern sich an dem autobiographischen Roman „Jost Seyfried", an den seligen Prosagedichten „Von Alltag und Sonne" und an den gesinnungsreinen Versen von „Heimat und Welt". Sie holen sich wundervollen optimistischen Lebensglauben, Sonnenfreude, Arbeitsmut, Selbstzucht, Herzensfrohsinn, Natur- und Vaterlandsliebe, Kunstidealismus aus allen seinen nicht sehr zahlreichen Werken. Sie wurden ihnen zum Evangelium, dem sie besonders eifrig lauschten, wenn der Dichter seine Dichtungen selbst vorlas, wie er es gerne tat.

Cäsar Flaischlen war als Persönlichkeit Beispiel und Vorbild nicht nur der Jugend, sondern allen, die ihm nahetraten. Dieser schwäbische Offizierssohn aus Ellwangen und Stuttgart, der, zuerst Buchhändler, dann Student, früh nach Berlin und in die Literatur verschlagen wurde, entwickelte sich nie zum Literaten. Anlage zum Intellektuell-Artistischen fehlte. Was er schrieb, wurden schlichte, sorgsam durchgeformte Offenbarungen seines inneren Erdenweges, unbeeinflußt von dem literaturgeschichtlichen Studium, das er mit der Doktorpromotion beendete, unbeeinflußt auch von der ästhetischen Buchkunstbewegung, die er mit der Leitung des „Pan" in Deutschland hochführte. Seine Heimatliebe, sein Schwabentum gab sich aus in den Dialektgedichten „Vom Haselnußroi". Wenn er danach einmal in zwei Dramen, „Toni Stürmer" und „Martin Lehnhardt", in das Reich der Leidenschaften und Probleme geriet, so war es nur, um festzustellen, daß seine Welt die der Idylle blieb. In ihr erhob er sich über Zeit und Raum, gefühlsfroh, verträumt, immer nachdrücklich betonend: Dichter sein, heißt Mensch sein.

Sein Menschentum war erfüllt von der Sehnsucht nach innerer und äußerer Vollendung. Schönstes Vermächtnis dieser Sehnsucht ist „Jost Seyfried". Dieser Künstler- und Entwicklungsroman wird noch lange über den allzu frühen Tod des Dichters hinaus den Blick Deutschlands auf sein irdisches Wirken lenken. Gesundende Kräfte gehen von ihm aus, Kleinlichkeit und Verdrossenheit sind ihm fremd. Seine Lebensstimmung ist deutscher Jugend und Mannhaftigkeit Aufgabe. Solange deutsche Eltern diesen „Jost Seyfried" noch zur Hand nehmen und ihren reifenden Kindern zusammen mit Flaischlens anderen Büchern geben, ist Hoffnung bei unserem Volke, dessen Zusammenbruch die letzte Lebenszeit des Dichters mit Bitternis erfüllte, weil er es über alles liebte und in keiner Stunde seines Schaffens vergaß, sich nicht verantwortlich zu fühlen für seinen Weg und Willen. Darum wird „Deutschland" gedacht, denken viele Deutschen Cäsar Flaischlens.

Fräulein und Frau.

Eine sprach- und kulturgeschichtliche Plauderei von Dr. Ernst Wasserzieher.

Vor einiger Zeit ging durch die Tagesblätter die Nachricht, daß der preußische Minister des Innern eine Verfügung erlassen habe, wonach auch jede unverheiratete Frau das Recht hat, sich Frau zu nennen (anstatt wie bisher Fräulein), daß also Frau in Zukunft nicht gleichbedeutend sein soll mit Ehefrau.

Betrachten wir diese Frage einmal vom sprachlichen Standpunkte aus und stellen zunächst fest, was denn „Frau" eigentlich bedeutet. Wir müssen in sehr entlegene Zeiten zurückgehen, um die Grundbedeutung zu erkennen. Im Gotischen gab es ein Wort „frauja" = Herr; es ist verlorengegangen und lebt nur noch fort in Frondienst = Herrendienst, frönen = einem Herrn dienen, Fronleichnam = Leib des Herrn. Zu diesem „frauja" gab es eine weibliche Form „fraujon", althochdeutsch „frouwa", mittelhochdeutsch „vrouwe", Herrin, Gebieterin, dann auch Gemahlin. Es liegt also in Frau keine Geschlechtsbezeichnung, zunächst auch kein Hinweis auf Verheiratetsein. Die Frauen des Mittelalters bewohnten die sogenannte Kemenate, das war ein Zimmer, das einen Kamin hatte, also heizbar war, während die rauheren Männer vielfach mit ungeheizten Zimmern vorliebnahmen — ein schwacher Trost für uns in dieser kohlenlosen Zeit! Der Ausdruck „Frauenzimmer", der zunächst für den Aufenthaltsort gebraucht wurde, ging allmählich auf dessen Insassen über; man verstand darunter etwa, was wir heute Frauenwelt, weibliches Geschlecht überhaupt nennen. Noch im achtzehnten Jahrhundert gab es Zeitschriften „Für das Frauenzimmer", also für die Frauen- oder Damenwelt. Allmählich ging die Bezeichnung von der Gesamtheit auf die einzelne Bewohnerin des Frauengemaches über; in Lessings „Minna von Barnhelm" redet der Wachtmeister das Kammerkätzchen mit „Frauenzimmerchen" an. Heute hat das Wort „Frauenzimmer" einen verächtlichen Sinn angenommen, wie ja einzelne Wörter im Laufe der Zeit einen Abstieg, andere einen Aufstieg durchgemacht haben.

Die Verkleinerungsform für Frau war im Mittelalter „vrouwelin" mit der süddeutschen Endung lin, lein, während die norddeutsche ke, chen ist. Dieses „vrouwelin", später Fräulein, bezeichnete nur das adelige Mädchen, das Edelfräulein. Noch in Goethes „Faust" ist das der Fall. Denn als Faust Gretchen zum ersten Male auf der Straße anredet: „Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?", da antwortet sie schnippisch: „Bin weder Fräulein, weder schön, kann ungeleitet nach Hause gehn." Gretchen, das einfache Bürgermädchen, weiß sehr wohl, daß ihr die Bezeichnung nicht zukommt; sie ist nur eine „Jungfer" oder „Mamsell". Jenes ist eine Nebenform zu „Jungfrau", dieses ist das verkürzte französische mademoiselle. Heute bezeichnen „Jungfer" und „Mamsell" junge Mädchen, die im Haushalt eine über dem Dienstmädchen stehende Stelle bekleiden; bei Fritz Reuter und auch jetzt noch auf dem Lande ist Mamsell eine Art Haus-, besonders Küchenverwalterin. Der Unterschied zwischen Fräulein und Jungfer oder Mamsell hat sich im neunzehnten Jahrhundert verwischt, und man redet seit langem jede unverheiratete Frau mit „Fräulein" an, in den sogenannten höheren Ständen sogar mit „Gnädiges Fräulein". „Gnädige Frau" war vor einigen Jahrhunderten die Anrede für Fürstinnen!

In den romanischen Ländern hat die Bezeichnung für Frau und Fräulein einen ähnlichen Ursprung und eine ähnliche Entwicklung wie im Deutschen; auch da ist „Herrin" die Grundbedeutung. Sicherlich zeugt das, wenn auch unbewußt, von einer zarten Ritterlichkeit des Mannes gegenüber der Vertreterin des schöneren Geschlechts, der er als seiner „Herrin" huldigte. Zugrunde liegt das lateinische dominus = Herr, das aber sowohl im Italienischen als auch im Französischen verlorengegangen ist. Geblieben ist die weibliche Form domina, die im Französischen als „dame", im Italienischen als „donna" noch existiert. Gewöhnlich erscheint sie jedoch mit vorgesetztem Fürwort mea = meine: französisch „madame", italienisch „madonna", das früher die gewöhnliche Anrede war, jetzt aber auf die Jungfrau Maria beschränkt ist.

Ein anderes französisches Wort knüpft an das lateinische magister = Herr, Meister an, betont also ebenfalls die Überlegenheit der Frau. Es ist maîtresse = Herrin, dann auch Geliebte; erst später nahm es einen üblen Beigeschmack an.

Wie Fräulein eine Verkleinerungsform zu Frau, so ist das französische mademoiselle eine Verkleinerungsform zu madame und das italienische madamigella eine solche zu madonna; die deutsche Verkürzung Mamsell wurde schon erwähnt.

Wir sehen aus dem Vorgetragenen, welch reiche und anziehende Geschichte die Begriffe „Frau" und „Fräulein" hinter sich haben. Man darf gespannt sein, was die neue Zeit daraus machen wird. Der Erlaß des Ministers gibt vielleicht den Anstoß zu neuen, eigenartigen Entwicklungen dieser beiden uralten, ehrwürdigen Wörter.

Aphorismen. Von Alfred Friedmann.

Die schönsten Jugendtorheiten begeht man im Alter.

Das Merkmal der Unentschlossenen ist, daß sie plötzlich unerwartete Entschlüsse fassen.

Wenn wir wüßten, wohin wir gehen, würde niemand einen Schritt tun.

Man wird auf Reisen leicht intim mit Fremden, weil man glaubt, daß man sich nie wiedersieht.

Die Muse küßt nur den, der viel geweint hat.

Wir lieben nicht die Frau, die wir sehen und hören, sondern die Vorstellung, die wir uns von ihr machen.

Melancholie ist das Glück, traurig zu sein.

Nichts ist schwerer, als sich selbst los zu werden.

Viele Frauen sagen: „Männchen, das viele Rauchen schadet dir!" und meinen die Vorhänge.

Gleichheit! Würde die Flöte des Pan wohl so schön klingen, wenn alle Rohre von gleicher Länge wären?

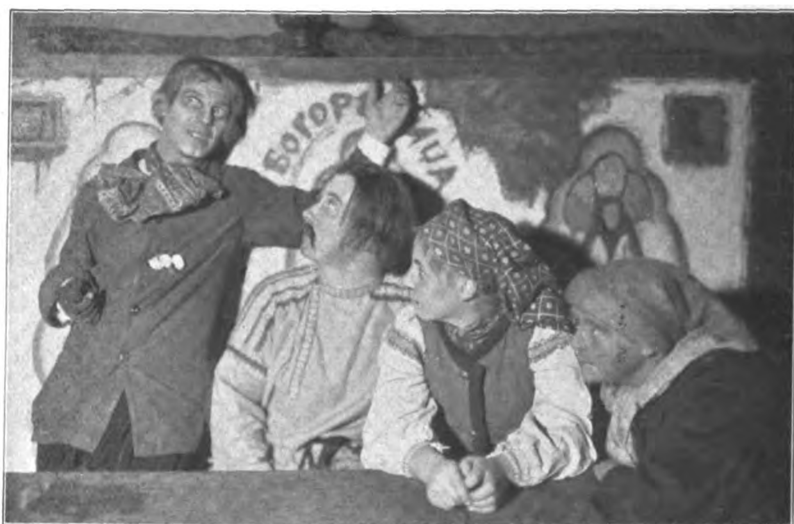
Unser Opfer mißt sich nicht nach dem Gegenstand, sondern nach dem Wert, den wir auf ihn legen.

Die Liebe ist wie eine Wüstenspiegelung. Wenn man glaubt, hingekommen zu sein, sind Quelle, Palme, Schatten verschwunden. Nur ein Kamel ist meist noch da.

Es ist eigentlich doch schwer, alle Tage verheiratet zu sein.



Von der Uraufführung der expressionistischen Pantomime „Die vier Toten der Fiametta" von William Wauer, Musik von Herwarth Walden, im Albert-Theater zu Dresden am 14. Oktober: Evy Peter, die Primaballerina der Berliner Staatsoper, beim Tanz. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)



Leo Tolstois nachgelassene Komödie „Er ist an allem schuld" (nämlich der Alkohol) in den Kammerspielen des Deutschen Theaters zu Berlin: Szene aus dem 1. Akt. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.) Von links nach rechts: Alex. Moissi als Wanderbursche, Herm. Thimig als Michaila, Frl. Pünkösdy als Marfa u. Frau Prasch-Grevenberg als Bäuerin.



Gerhart Hauptmanns in ein Lustspiel verwandelte „Griselda" im Kleinen Theater zu Berlin: Lucie Höflich in der Titelrolle und Hans Marr als Markgraf Ulrich. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Bühnenbild aus dem am 2. Oktober im Neuen Theater zu Frankfurt a. M. zur Uraufführung gelangten Spiel über den Sinnen „Der Kreis" von Kurt Heynicke: Ernst Günther Karchow als „Mensch" und Hertha Hambach in der 6. Szene „Im Tempel des Weibes".



Von der Uraufführung von Felix Hübels Drama „Die Königin" an der Leipziger Volksbühne am 23. Oktober: Adele Förster als Königin Mathilde und Otto Werther als Struensee. (Phot. Selma Genthe, Leipzig.)



Mußestunden des Großstädters: In einem Berliner Zeitungs-Kaffeehaus. Nach einer Zeichnung von Hanns Langenberg.

Moderne Pianistinnen

Von Dr. Max Unger



Frieda Kwast-Hodapp.
(Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)



Ellen Saatweber-Schlieper.



Ilse Fromm-Michaels.
(Phot. Atelier Joël-Heinzelmann, Charlottenburg.)

Das Klavier ist seit Jahrhunderten das bevorzugteste Musikinstrument der Dame. Trotzdem ist die Konzertpianistin als selbstverständliche Erscheinung erst eine Errungenschaft der jüngeren Vergangenheit. Heute wohl die Bekannteste im deutschen Konzertsaal ist Elly Ney. Und mit Recht. Ihre Kunst der Abwägung aller denkbaren Stärkegrade gegeneinander ist unvergleichlich und verleiht ihrem Spiele poetischen Zauber. Auf ihre rheinische Abkunft könnte der Kundige schon aus ihrer Musizierfreude, Spielwärme und ihrem verhaltenen Temperament schließen. Ihre Konzertzettel sind fast durchweg streng klassisch oder frühromantisch gerichtet. Elly Ney ist am Kölner Konservatorium von Isidor Seiß geschult; die letzte Weihe erhielt ihre Ausbildung bei Leschetitzky und Emil Sauer in Wien. Sie ist mit dem Geiger und Dirigenten Willy van Hoogstraten vermählt und lebt in Bonn.

In starkem künstlerischen Gegensatz zu ihr steht Frieda Kwast-Hodapp, und trotzdem ist auch diese in ihrer Sonderart eine Persönlichkeit von erstem Range. In ihrer kraftvollen Tongebung, die mit bloßem Kraftmeiertum nichts gemein hat, in der Größe der Gestaltung gemahnt sie an die Carreño. Neben den selbstverständlichen alten großen Meistern setzt sie sich aber auch stark für die Zeitgenossen, so ganz besonders für Reger, ein. Schwarzwälder Kind, wurde sie erst an der Karlsruher Musikschule, dann am Frankfurter Hochschen Konservatorium, wo sie Schülerin ihres nachmaligen Gatten James Kwast wurde, ausgebildet und siedelte später mit diesem nach Berlin über.

In der starken Pflege Regerscher Muse trifft sich die Kwast mit Ellen Saatweber-Schlieper, die im Mittelpunkte des Barmer Musiklebens steht und mit Vorliebe die edle Kammerkunst pflegt. Besonders anzumerken ist ihr starker Sinn für Klangschönheit; ihre feine Begleitungskunst ist sehr gesucht. Die gebürtige Schweizerin verdankt Leschetitzky und Max Pauer ihre gediegene Ausbildung.

Die gleiche Neigung zur Kammerkunst beseelt eine andere Schweizerin, die Reisenauer-Schülerin Anny Eisele in Leipzig. Sie ist noch eine von den wenigen, die Mozart stilrein zu spielen vermögen, und setzt ihre schöne, mit großer Spielfreude ausgestattete Begabung gern für die zeitgenössische Kunst ein.



Elly Ney-van Hoogstraten.
(Phot. Fritz Reinhard, Leipzig.)

Die dritte im Bunde dieser Künstlerinnen, die sowohl das Solo- als auch das Kammerspiel pflegen, ist Erika v. Binzer. Von Geburt Salzburgerin, der aber mütterlicherseits schleswig-holsteinisches Blut zugeflossen ist, wurde sie von Lina Ramann in München herangebildet, war ein Jahr in Straßburg und ist seit kurzem in Weimar lehramtlich tätig. Sie setzt ihr gediegenes, geistvolles Spiel außer für die großen Meister bis auf Liszt auch für die jüngere süddeutsche Romantik ein.

In unmittelbare Nähe zueinander gehören die Wienerin Wera Schapira und die Budapesterin Alice Ripper, die Meisterschülerin der Menter. Für ihre Virtuosität gibt es keine technischen Schikanen mehr; ihre Rasse und ihre Musizierfröhlichkeit bleiben nicht ohne Einfluß auf ihre Konzertzettel: Die erste gilt besonders als Mittlerin von Tschaikowsky und Strauß, die andere als glänzende Liszt-Spielerin.

Zum Schlusse sei gedacht eines der ganz seltenen Vögel der Pianistinnenwelt, die nicht nur nachschaffen, sondern selbst auch schöpferisch tätig sind: Die Hamburgerin Ilse Fromm-Michaels ist Schülerin nicht nur Kwasts und Friedbergs im Klavierspiel, sondern auch Pfitzners und Steinbachs in Komposition. Ein ausgeprägter Zug zur Moderne zeichnet Spielerin und Schaffende aus. Starke Geistigkeit, Tiefe und Wärme halten in ihrem Spiel die Wage. Eine ebenso geistig wie musikalisch starke Künstlerin.

Als Schaffende hat zwar noch keine musikalische Frau ihrem Namen Ewigkeitswert zu geben vermocht. Daß aber die besten unter den nachschaffenden Künstlerinnen am Klavier ihren männlichen Kollegen nicht nachzustehen brauchen, haben so überragende Erscheinungen wie Clara Schumann und Teresa Carreño bewiesen. Das gibt uns vielleicht die Gewähr, daß mindestens ein Name der heutigen Pianistinnen über Tag und Jahr hinaus einen guten Klang behalten wird.



Anny Eisele.
(Phot. Fritz Reinhard, Leipzig.)



Erika v. Binzer.
(Hofphot. Franz Bältl, Weimar.)



Alice Ripper.
(Nach einem Gemälde von Professor Albert v. Keller, München, 1919.)



Die Freundinnen.

Nach einem Ölgemälde von Edward Cucuel.



1. Schallmessungen unter Wasser (Einsenken der Glocke, die unter Wasser mit dem Hammer angeschlagen wird.)



2. Schallmessungen unter Wasser (Aufnahme der im Wasser ankommenden Tonwellen durch ein besonderes Hörrohr).

Die Messung der Schallgeschwindigkeit. / Von Hans Dominik.

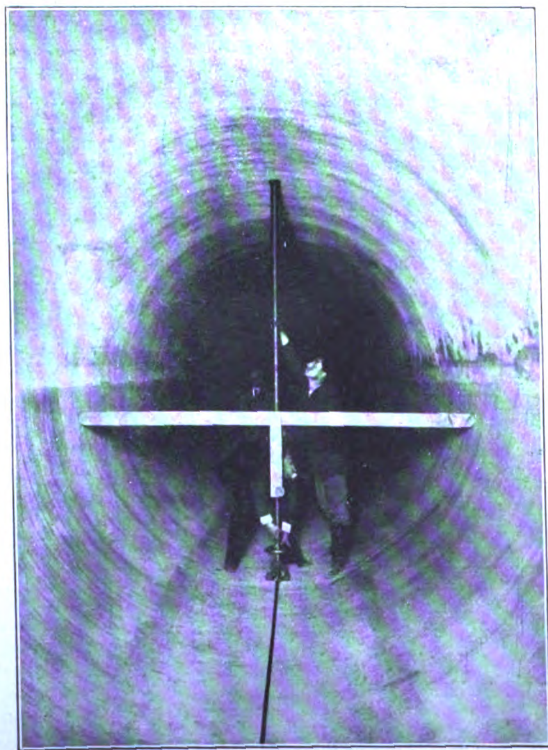
Daß der Schall eine gewisse Zeit gebraucht, um sich durch die Luft fortzupflanzen, ist eine alte handgreifliche Erfahrung. Befindet man sich etwa 170 m vor einer Bergwand oder einem Waldrande und schreit eine kurze Silbe dagegen, so hört man den Widerhall fast genau eine Sekunde später. Dieser rohe Versuch zeigt bereits, daß die Schallgeschwindigkeit in der Luft ungefähr 340 m betragen muß. Benutzt man dabei als Schallquelle einen Schuß und für die Rückwerfung eine große glatte Wand, bis zu der hin die Strecke genau ausgemessen werden kann, und verwendet man zum Registrieren der Zeit zwischen dem Abfeuern des Schusses und der Rückkehr des Echos ein genaues Chronometer mit Stoppzeiger, so kann man sogar bei dieser primitiven Anordnung bereits den Einfluß des Windes und der Lufttemperatur auf die Schallgeschwindigkeit feststellen. Und man merkt alsbald, daß die Messung von Schallgeschwindigkeiten gar keine so einfache Angelegenheit ist, sondern daß diese Geschwindigkeiten von hunderterlei Einflüssen abhängen, die sich bemerkbar machen, sobald die Beobachtungsmethoden und Apparate feiner werden.



3. Schallmessungen in einem großen Kanalrohr (links die große Orgelpfeife zur Erzeugung der Töne, in der Mitte die Registrierapparate).

Verhältnismäßig einfach ist die Schallmessung im Wasser. Das Verfahren hierfür, das unsere beiden ersten Abbildungen veranschaulichen, ist heute noch ziemlich genau dasselbe wie das, welches Colladon und Sturm im Jahre 1827 im Genfer See zur Anwendung brachten. Zwei Boote sind in einem genau ausgemessenen Abstande voneinander verankert. Auf dem einen Boote befindet sich eine kräftige Glocke, die mehrere Meter tief in das Wasser hinein gelassen und mittels eines durch Federkraft getriebenen Hammers angeschlagen werden kann. Die Vorrichtung ist dabei so getroffen, daß durch denselben Fingerdruck auch an Bord selbst eine Schlagfeder ausgelöst und eine Portion Pulver zum Verpuffen gebracht wird. Der Beobachter im zweiten Boot hat ein langes, tubaförmiges Hörrohr und außerdem einen Chronographen. Er drückt auf den Knopf des Chronographen, sobald er den Pulverblitz vom ersten Boot her bemerkt, und dann wieder, sobald er durch das mit dem weiten Ende ins Wasser gesteckte Hörrohr den Glockenton vernimmt. Nach diesem Verfahren wurde die Schallgeschwindigkeit im Wasser zu 1435 m in der Sekunde ermittelt, ein Wert, der von dem theoretisch berechneten von 1453 m nur sehr wenig abweicht. Man muß dabei berücksichtigen, daß bei einer derartigen Anordnung des Versuches immer noch die sogenannte persönliche Gleichung des Beobachters in die Rechnung eingeht, d. h. die nicht unbeträchtliche Zeit zwischen der sinnlichen Wahrnehmung des Lichtblitzes oder Glockentones und dem wirklich stattfindenden Niederdrücken der Chronographentaste. Das Bestreben geht daher dahin, die Versuchsanordnungen möglichst zu objektivieren, d. h. den Beobachter mitsamt seiner persönlichen Gleichung auszuschalten und alle Messungen und Registrierungen unter Zuhilfenahme der Elektrizität automatisch ausführen zu lassen.

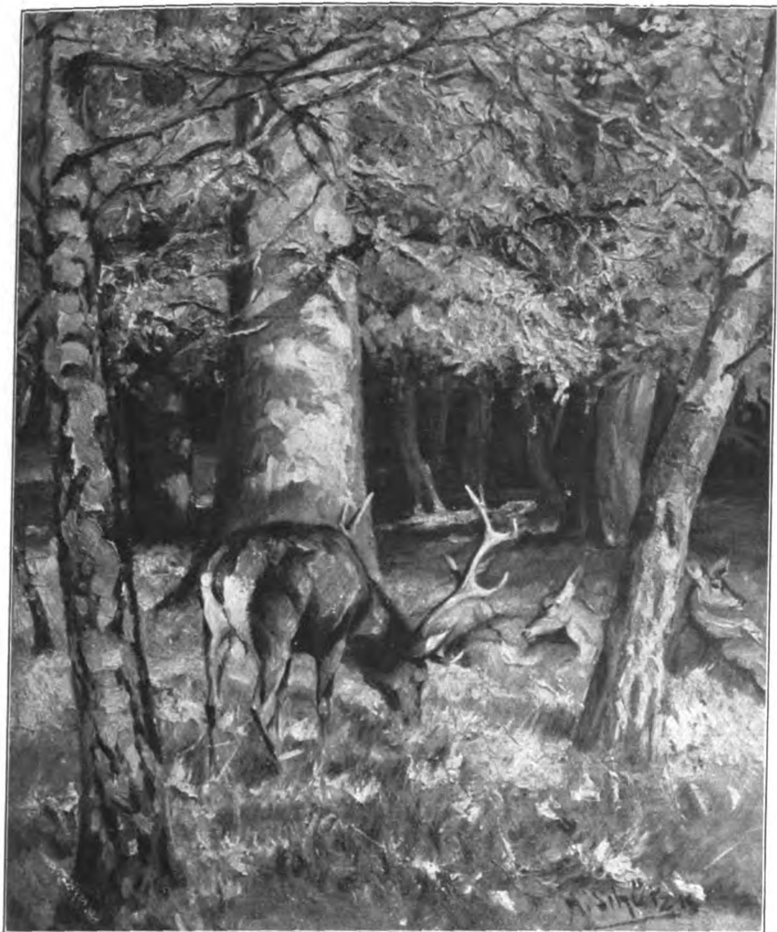
In weitgehendem Maße ist dies bei den Messungen der Schallgeschwindigkeit in der Luft erfolgt, die in den Abbildungen 3 bis 5 dargestellt sind. Die Physiker benutzten hier ein großes Kanalisationsrohr von beinahe 3 m lichter Weite und einer Länge von mehr als 10 km. Wie überall, begann auch hier die Messung mit dem genauen Abstecken der vom Schall zu durchlaufenden Strecke. Diese Entfernung wurde (s. Abbild. 4) mittels Stahlbandes auf der Kanalsohle genau ausgemessen. Bei einer Reihe von Versuchen befand sich nun die Schallquelle, eine mächtige, über 10 m lange Orgelpfeife, an dem einen Ende des Kanalisationsrohres und gab ihren Ton in das Rohr, das im übrigen vermauert war. Auch das andere Ende des Rohres war durch eine Querwand abgeschlossen und trug nur genau in der Achsenhöhe eine feine Metallmembrane, deren Vibrationen in vergrößertem Maßstabe auf eine rotierende berußte Trommel aufgezeichnet wurden. Abbildung 5 zeigt das vermauerte Rohrende mit der Membrane, Abbildung 3 das Laboratorium neben dem anderen Rohrende, das die Registrierapparate und den Windkasten für die Orgelpfeife enthält. Die mit dieser Anordnung vorgenommenen Versuche bestätigten nun sofort die Vermutung, daß sich die Schallfortpflanzung in geschlossenen Röhren nach ganz anderen Gesetzen vollzieht als in freier Luft. Allgemein hat man gefunden, daß die Schallgeschwindigkeit in Röhren desto geringer ist, je enger die Röhre und je tiefer der Ton ist. Dadurch aber gestalteten sich nun die in den letzten drei Abbildungen veranschaulichten Versuche ganz eigenartig. Der Ton einer Orgelpfeife ist bekanntlich aus einem Grundton und zahlreichen höheren Obertönen zusammengesetzt. In dem langen Kanalisationsrohr kamen aber diese Töne gehörig auseinander. Zuerst langten die hohen Obertöne an, dann langten die mittleren Obertöne an, und schließlich kam der tiefe Grundton angerumpelt. Und damit war die Geschichte noch nicht zu Ende. Von der einen Querwand wurden die Töne reflektiert, liefen das lange Rohr bis zur anderen Querwand zurück, kamen wieder usw. Dabei aber starben die hellen Obertöne schneller ab als die tieferen, und schließlich wälzte sich nur noch der ganze tiefe Grundton mit Gewalt in dem Rohre hin und her, eine Beobachtung, die zwar vorauszuberechnen war, aber doch einer gewissen drastischen Komik nicht entbehrte.



4. Schallmessungen in einem großen Kanalrohr (das genaue Abstecken der Länge).



5. Schallmessungen in einem großen Kanalrohr (das vermauerte Kanalende mit den Registrierapparaten).



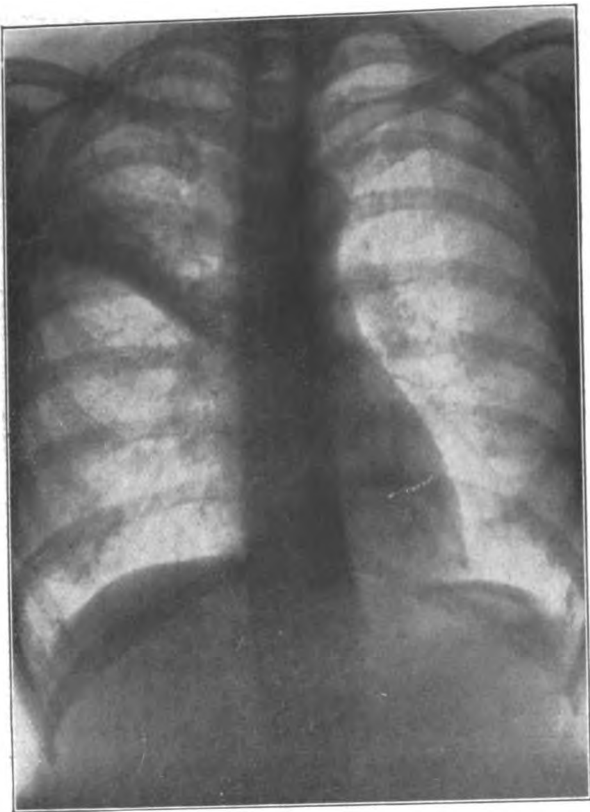
Auf der Äse.



Schöpfender Hirsch.

In der Brunftzeit.

Im deutschen Herbstwald. Nach Gemälden des Tiermalers Heinrich Schütz.



Brustkorb, Lungen und Herz.

Die großen hellen Felder rechts und links entsprechen den Lungen. Die rechte Lunge (im Bilde links!) ist in ihrem oberen Lappen erkrankt. Daselbst sieht man die Lunge mit kleinsten dichten Herden durchsetzt. Der breite dunkle Strang, der durch diese Lunge von der Mitte schräg nach oben außen zieht, ist eine Rippenfellschwarte zwischen oberem und mittlerem Lungenlappen. Der schräge ovale Schatten links (im Bilde rechts!) unten zwischen den Lungen entspricht dem Herzen. Der Herz- und darüber der Hauptschlagaderschatten verdecken die Wirbelsäule.



Gichthand.

Außer den Gichtknoten in den Weichteilen, zu deren Feststellung es nicht erst des Röntgenbildes bedarf, zeigt uns das Schattenbild vor allem die erheblichen Veränderungen in den Knochen, von denen die Endgelenke der Finger am meisten betroffen sind.



Untere Hälfte des Rumpfes; Wirbelsäule, Becken und Dickdarm.

Oben rechts und links die letzten Rippen. In der Mitte die Wirbelsäule, unten die Becken- und Hüftknochen. Im Bereiche des Beckens und darüber liegen Dickdarmteile und der Enddarm. Um Magen und Darm im Röntgenbilde sichtbar zu machen, wird ein Brei mit einem sogen. Kontrastmittel (Wismut oder Baryumsulfat) dem Patienten verabfolgt. Die Stelle, an der sich der Brei im Augenblick der Untersuchung gerade befindet, tritt dann „wie mit Metall ausgegossen“ klar und deutlich hervor.



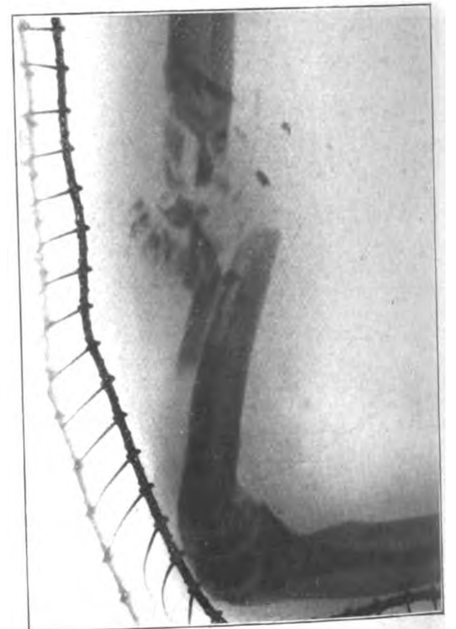
Kopf.

Der Unterkiefer ist ganz bedeutend vergrößert. Es kommt dies bei einer selteneren Erkrankung (Akromegalie) vor, wobei gleichzeitig die Hände und Füße an Größe zunehmen.



Hüfte.

Entstellende Gelenkentzündung. Das in gesunden Tagen kugelförmige Ende des Oberschenkelknochens ist walzenförmig verbildet und zeigt an seiner Gelenkfläche (s. Pfeile) hochgradige Rauhigkeiten und wulstförmige Auswüchse.



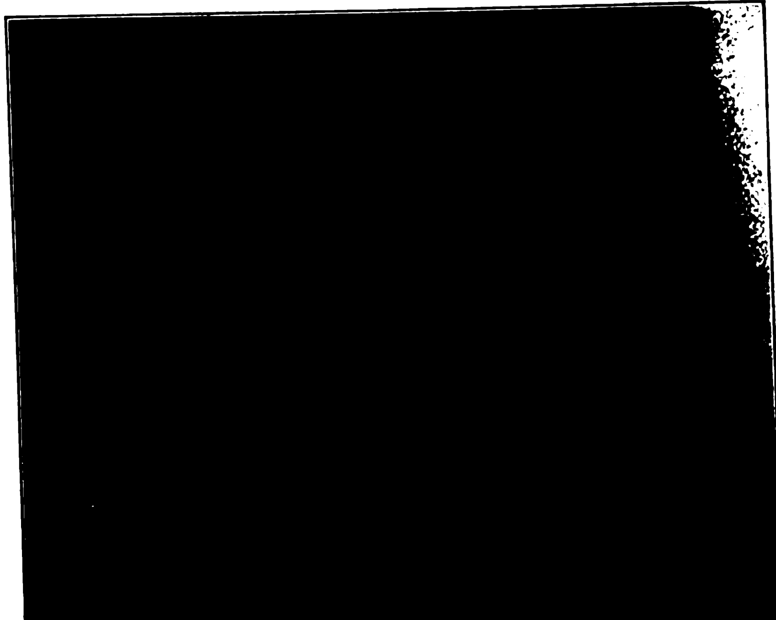
Oberarm.

Kriegsverletzung im ersten Drahtschienenverband. Durchschuß durch den Oberarmknochen mit hochgradiger Zersplitterung des Knochens.



[illegible]bogen eines Hundes.

[illegible] Die Elle ist [illegible]



Beckenbruch.

Dieser war dadurch entstanden, daß der Patient von einem schweren Schrank, der umfiel, zu Boden geworfen wurde. Das ganze Sitzbein der einen Seite ist abgebrochen, wie die breiten wagerechten klaffenden Bruchspalten zeigen.



Knie.

Ohne Erkrankung. Der freie ovale Schatten rechts entspricht der Kniescheibe.

Wilhelm Röntgen.

Zum Vierteljahrhundert-Jubiläum seiner Entdeckung.

Die Bedeutung der Röntgenstrahlen für die Heilkunde — Von Professor Dr. med. Alban Köhler, Wiesbaden.

Im Dezember 1920 werden 25 Jahre verflossen sein, seit die Kunde von einer Entdeckung den Erdball durcheilte, von einer so märchengleichen Entdeckung, wie sie den Sterblichen nur alle paar hundert Jahre einmal beschieden zu werden pflegt. Dabei handelte es sich keineswegs etwa nur um einen unerhörten Fortschritt für die theoretische Physik, sondern es geschah ein Segen ohnegleichen für die Ärmsten der Menschen, für Kranke und Leidende aller Weltteile, so weit die Kultur auch nur einigermaßen vorgedrungen war. Ahnte man, als die ersten Zeitungsnachrichten von der Würzburger Entdeckung der alles durchdringenden Strahlen Ende des Jahres 1895 erschienen waren, auch sofort, daß der Heilkunde in allererster Linie bedeutender Vorteil daraus erstehen werde, niemand, aber auch niemand hat jedoch damals auch nur im allerentferntesten das ungeheuere Maß von Nutzen voraussehen können, das diese neue Wissenschaft mit ihrem von Jahr zu Jahr geschwind fortschreitenden Ausbau in zweieinhalb Jahrzehnten tatsächlich erreicht hat.

Wilhelm Conrad **Röntgen** wurde am 27. März 1845 zu Lennep in der Rheinprovinz geboren. Seine Studien begann er in Apeldoorn in Holland, dann besuchte er das Polytechnikum in Zürich. Dort lehrte Clausius, der Mitbegründer der mechanischen Wärmetheorie, und begeisterte ihn für das Fach der Physik. Im Jahre 1869 promovierte er daselbst zum Doktor der Philosophie; dann wurde er Assistent bei dem berühmten Physiker Kundt in Würzburg, dem er 1872 nach Straßburg folgte, wo Röntgen sich als Privatdozent für Physik habilitierte; 1875 wurde er, 30 Jahre alt, als Professor der Mathematik und Physik an die landwirtschaftliche Akademie zu Hohenheim berufen. Im Jahre 1876 kehrte er auf Kundts Veranlassung nach Straßburg zurück, wo er als außerordentlicher Professor für theoretische Physik wirkte. Im Alter von erst 34 Jahren wurde er als ordentlicher Professor und Direktor des physikalischen Instituts nach Gießen berufen, wo er neun Jahre war, bis er (1885) einem Rufe nach Würzburg folgte. Hier entdeckte er 1895 seine Zauberstrahlen, und sein Name wurde in der ganzen Welt mit einem Schlage bekannt. Im Jahre 1900 wurde er Direktor der Königl. Akademie für technische Physik und Konservator der physikalisch-metronomischen Staatsanstalt in München. Vor ein paar Monaten trat er, 75 Jahre alt, in München von seinem Lehrberufe zurück.

Röntgen ist ein Deutscher und wohl der bescheidenste Gelehrte, den es je gegeben hat. Die größten Ehren, die einem Forscher zuteil werden, schlug er aus; von anderen, die er nicht ausschlagen konnte, machte er nie Gebrauch. Jeder von uns muß stolz darauf sein, daß der Schöpfer des größten wissenschaftlichen Fortschrittes im vergangenen Vierteljahrhundert ein Deutscher ist. Ohne Röntgenapparate kann kein Krankenhaus der Welt mehr auskommen. Die Röntgenuntersuchung und -behandlung Kranker ist keine vorübergehende medizinische Mode — leider gibt es auch solche! — sie ist eiserner Bestand der Heilkunde geworden auf Jahrtausende hinaus.

Welche großen Umwälzungen das Auffinden der X-Strahlen in der Physik hervorgerufen hat, welche physikalischen und chemischen Entdeckungen es nach sich gezogen — erinnert sei nur an die ähnliche Strahlen aussendenden radioaktiven Elemente — das zu behandeln, würde der zur Verfügung stehende Raum nicht ausreichen, auch fühlt sich Verfasser, als Arzt, nicht dazu berufen; hier kann nur die Bedeutung der Röntgenstrahlen für die Heilkunde in kurzen Zügen zur Anschauung gebracht werden.

Das allererste Röntgenbild, das vor 25 Jahren in den Schaufenstern erschien, war eine Hand mit Fingerring (Belichtungszeit rund eine Stunde, heute eine Sekunde!). Wie hier Knochen und Ring äußerst markant hervortraten, so beschränkte sich die Anwendung der neuen Strahlen in den ersten Jahren auf Erkennung von Brüchen und Verrenkungen der Knochen dünnster Körperteile sowie zur Auffindung und Feststellung des Sitzes metallischer Fremdkörper: abgebrochener Nadeln, Schrots und Gewehrkugeln, verschluckter Münzen. Erst gegen 1900, mit Einführung der Bleiblenden, besonders der Kompressionsblende, durch welche überflüssige Röntgen(sekundär)strahlung ausgeschaltet, hinderliche Gewebspartien zur Seite gedrängt wurden, ließen sich auch umfänglichere Körperteile, wie Schulter, Becken, Wirbelsäule, mit Erfolg röntgenographieren.

Gleichzeitig einher damit ging die Verbesserung der Röntgenapparate, der Ruhmkorffschen Funkeninduktorien, der Unterbrecher und vor allem der Röntgenröhren. Man bekam intensiveres Röntgenlicht. Am Leuchtschirm (von Baryumplatincyanür) konnte man im dunklen Zimmer Herz und Lungen erkennen oder voneinander unterscheiden, während im Unterleibe alle Organe einen gleichmäßigen Schatten ergaben. Daß Lungen und Herz sich so gut voneinander abheben, kommt daher, daß das Herz als dichter Muskel einen recht kräftigen Schatten gibt, während die Lungen, deren Gewebe dünn wie Musselin ist, infolge ihres großen Luftgehaltes nur einen äußerst geringen Schatten werfen. Die photographischen Oberkörperaufnahmen gelangen in den ersten Jahren schlecht, da man länger belichten mußte, als der Kranke den Atem einhalten konnte. Doch seit etwa 1900 brachte man mit fortschreitender Technik auch von den Lungen scharfe Bilder, gewonnen bei Atempause in wenigen Sekunden, zustande. Erlaubte das Röntgenbild beim Herzen die Gestalt, Größe und Lage festzustellen, so liegen die Verhältnisse bei der Lunge im allgemeinen derart, daß die meisten Lungenerkrankungen mit einer Verdichtung des Gewebes einhergeben, und solche dichteren, luftleeren Stellen geben naturgemäß kräftigere Schatten. Die Lungenfelle oder Rippenfelle bleiben in gesundem Zustande, wo es dünnste Membranen sind, unsichtbar; bei frischer Erkrankung wird ihr Erguß erkennbar und in späteren Stadien die sogenannte Schwartenbildung, wenn solche eintritt, oder Verwachsungen mit dem Zwerchfell. Mit dem Herzbeutel verhält es sich ähnlich.

Was die nächsten Fortschritte hinsichtlich des Knochensystems betrifft, so lernte man die einzelnen Arten der Knochenerkrankungen, wie Tuberkulose, akute Knochenmarkentzündung, Knochengeschwülste, Knochenerweichung u. a., nicht nur voneinander unterscheiden, sondern vor allen Dingen auch, und darin lag der große Wert, äußerst frühzeitig erkennen. In den nächsten Jahren, etwa so um 1902 bis 1905, beschäftigte man sich zuerst eingehend mit dem Aufsuchen von Nieren- und Blasensteinen. Dabei liegen die Verhältnisse so, daß es fast gar nicht auf die Größe der Steine ankommt, sondern in allererster Linie auf die Zusammensetzung. Steine aus oxalsaurem und aus phosphorsaurem Kalk markieren sich kontrastreich auf der photographischen Platte, während die reinen harnsauren Steine selbst bei erheblicher Größe nicht hervortreten. Sie sind für Röntgenstrahlen chemisch nicht dichter als das umgebende Nierengewebe, und infolgedessen hebt sich ihr Schatten von letzterem nicht ab, sie „differenzieren sich nicht". Das ist sehr bedauerlich, wird sich aber kaum jemals ändern lassen; noch bedauerlicher ist das bei den Gallensteinen. Fast alle Gallensteine bleiben dem Röntgenuntersucher verborgen; ihre Substanz, das sogenannte Cholestearin, ist ebensoleicht durchgängig für die Strahlen wie die sie umgebende Gallenflüssigkeit und das Lebergewebe. Nur in sehr seltenen Fällen, wenn einmal Kalksalze dem Cholestearin beigemischt sind, kommt ein solcher Stein als schwacher ringförmiger Schatten zum Vorschein. — Bald begnügte man sich indessen nicht mehr mit der Darstellung der Steine in den Nieren, man suchte auch die Niere selbst in ihren Umrissen darzustellen, und das gelang auch bald, und zwar durch stärkeres Zusammenpressen des Leibes mittels der oben genannten Kompressionsblende, wobei außerdem noch durch ein zwischen Blendenzylinder und Leib eingeklemmtes halbkugelförmiges Luftkissen (Luft gibt keinen störenden Schatten) die über der Niere liegenden Darmteile zur Seite gedrängt werden. Man kann dann den Umriß der Niere oder wenigstens die untere Hälfte oder zwei Drittel schwach angedeutet wahrnehmen. Was das Skelett angeht, so wurde jetzt die Untersuchung der Zähne zu einer gewissen Vollendung gebracht. Bei den gewöhnlichen Schädelprofilaufnahmen sah man zwar auch die Zähne, aber weil immer der Schatten der einen Kieferhälfte auf den der anderen fiel, überdeckten sich die einzelnen Zahnschatten derart, daß man nichts Sicheres aus solchen Bildern zu diagnostizieren vermochte. Da wurde vorgeschlagen, kleine Filme, in dunkles und wasserdichtes Papier eingeschlagen, in den Mund einzuführen. Auf diese Weise nun glückte es, die Wurzeln der Zähne und ihre knöcherne Kieferumgebung bis in die kleinsten, feinsten Einzelheiten im Schattenbilde festzuhalten.

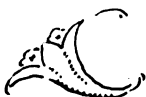
Bis dahin war man etwa im Jahre 1905 gekommen. Wenig oder fast gar nichts hatte man bis zu dieser Zeit mit Röntgenstrahlen bei den Erkrankungen des Magens und Darmes ausrichten können, nur bei Speiseröhrenerkrankungen bediente man sich mit Vorteil der Strahlen, indem man mit Wismut (einem für Röntgenstrahlen fast undurchlässigen Pulver), das man in Oblaten gab, den Schluckakt am Röntgenschirm beobachtete und den Sitz von Verengerungen, Krämpfen und Geschwülsten herausfand. In großen Mengen dieses Wismutpulver dem Magen einzuverleiben, hatte man sich bis dahin gescheut. Da wurde, zunächst nach Tierversuchen, festgestellt, daß Wismut selbst in größten Mengen für Tier und Mensch im Magen und Darm unschädlich ist. Seit dieser Zeit (1905) gibt man in aller Welt täglich Hunderten von Patienten Breie mit viel Wismutpulver oder, da dasselbe seit den letzten Kriegsjahren kaum zu haben ist, mit anderen sogenannten Kontrastmitteln vermischt, die meist aus Baryumsulfat bestehen. Wenn solcher Brei genossen wird, sieht man jeden Löffel voll die Speiseröhre hinabgleiten, bis der Magen vollständig damit angefüllt ist. Man beobachtet dann im Dunkeln am Schirm die genaue Lage, Größe, Gestalt, verdauenden Wellen und, durch erneutes Nachsehen aller 2 bis 3 Stunden, die Entleerungszeit des Magens, die Erkrankungen des Magens durch Geschwüre und Geschwülste, Verwachsungen mit den Nachbarorganen, Sanduhrmagen und manche andere Veränderung. Wenn der Kontrastbrei den Magen verlassen, sieht man ihn im Dünndarm, etwa 6 Stunden nach dem Essen im Anfang des Dickdarms, beobachtet sein Vorwärtsschreiten im Querdarm usw., bis er nach 12 bis 24 Stunden im Mastdarm angelangt ist. Diese Untersuchungsart des Magens (auch sie geht von deutschen Forschern aus) hat nun in den vergangenen 15 Jahren eine wunderbar gründliche Ausbildung erfahren, besonders hinsichtlich der Geschwürsdiagnose. — Bei anderen Eingeweiden ist mit der Röntgenuntersuchung bisher wenig herausgekommen, so bei Leber, Milz und Bauchspeicheldrüse, jedoch wird dieser Mangel nicht allzusehr empfunden, da die Vergrößerungen dieser Organe wohl ebensogut durch Fühlen erkannt zu werden pflegen. In den letzten Jahren macht man Versuche, durch Einführen von Sauerstoff in die Bauchfellhöhle hier weiterzukommen, doch sind diese Versuche noch nicht abgeschlossen, indessen scheinen sie in einigen Fällen überraschende Klarheit zu schaffen.

Wie fast alle Zweige des großen Gebietes der Heilkunde ihren Vorteil aus dem neuen diagnostischen Hilfsmittel der Röntgenstrahlen schöpften, so auch schließlich die Nasen- und Ohrenkrankheiten; letztere allerdings weniger als erstere. Die Erkrankungen der Nebenhöhlen der Nase geben in den allermeisten Fällen sehr eindeutige Röntgenbefunde. Diese Nebenhöhlen, die so häufig erkranken, sind bekanntlich die Kieferhöhlen, die Siebbeinzellen (zwischen den knöchernen Augenhöhlen gelegen) und die Stirnhöhlen. In gesundem Zustande nämlich sind diese Höhlen voll lufthaltig, infolgedessen sind sie für Röntgenstrahlen sehr gut durchlässig, ähnlich etwa wie im Brustkorb die Lungen. Ist aber eine dieser Nebenhöhlen erkrankt, so ist sie mit Schleim oder Eiter entweder ganz angefüllt, oder ihre Schleimhautauskleidung ist hochgradig geschwollen und flüssigkeitsdurchdrängt. In jedem dieser Fälle zeigt sich die erkrankte Höhle im Röntgenbilde deutlich getrübt.

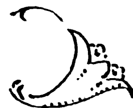
Welchen unendlichen Segen die Röntgenologie im Kriege in allen Heeren der kämpfenden Völker, bei uns, bei Freund und Feind, gestiftet hat, weiß jeder.

Daß aber die Röntgenstrahlen nicht nur zur Erkennung, sondern auch zur **Heilung** von Krankheiten dienen, ist heutzutage auch fast jedermann bekannt. Das Verdienst, die Röntgenbehandlung erfunden zu haben, gebührt ebenfalls wieder Deutschen bzw. Deutschösterreichern. Die Anregung dazu hatte eine Zeitungsnotiz 1896 gegeben, derzufolge bei einem mit Röntgenstrahlen arbeitenden Manne eine Entzündung der Haut mit gleichzeitigem hochgradigen Haarausfall am Kopfe entstand. So werden denn seit jener Zeit die meisten Hautkrankheiten mit bestem Erfolge mit Röntgenstrahlen geheilt, andere wenigstens erheblich gebessert. Durch etwa viertelstundenlange Bestrahlung wird eine leichte Entzündung der Haut bewirkt; die dabei entstehende Blutüberfüllung der erkrankten Stellen wirkt vernichtend auf die Krankheitserreger ein. Besonders überraschend waren in der ersten Zeit der Röntgenära die schönen Erfolge bei Tuberkulose der Haut, beim Lupus, ferner bei Bartflechte, beim Erbgrind und bei einer ganzen Reihe anderer Haar- und Hauterkrankungen, sogar beim Hautkrebs, der bis dahin nur mit dem Messer hatte beseitigt werden können. Dann entdeckte man plötzlich den günstigen Einfluß von Röntgenstrahlen auf die blutbereitenden Organe (Milz, Lymphdrüsen und Knochenmark) bei den Blutkrankheiten. Glänzende Erfolge weist die Röntgenbestrahlung bei einigen, sehr häufig vorkommenden Frauenleiden auf, deren Beseitigung früher ohne chirurgischen größeren Eingriff nicht denkbar war. Das Wunderbarste aber sind die Heilungen der bösartigen Geschwülste in der Tiefe des Körpers. Um die Haut dabei zu schonen, die sonst geschädigt werden könnte, werden die Röntgenstrahlen durch Metallfilter filtriert und gehärtet. Harte Strahlen nennt man die durchdringendsten Strahlen, und diese scheinen am besten für die Tiefenbehandlung geeignet. Die weichen und mittelweichen Strahlen des Röntgenstrahlengemisches, das jede Röntgenlampe aussendet, werden dabei durch eine 3 bis 5 mm dicke Aluminiumschicht oder eine 0,5 mm dicke Messing- oder Zinkschicht verschluckt, unschädlich gemacht, und nur die härtesten Strahlen gehen durch das Filter und wirken auf die bösartige Geschwulst im Innern des Körpers ein. Alle Krebsgeschwülste lassen sich allerdings noch nicht heilen, aber mit verbesserter Technik hat die Zahl der geheilten Krebse zweifellos zugenommen, und jährlich werden immer bessere Erfolge berichtet. Und wo keine Heilung möglich war, da wurden wenigstens Besserungen erzielt, das Leben um Jahre verlängert und die Schmerzen bedeutend gemildert. Wenn auch nicht erwartet werden kann, daß es jemals gelingt, alle Krebse zu heilen — viele Patienten kommen ja viel zu spät zum Arzt — so ist andererseits nicht zu bezweifeln, daß mit weiterem Fortschritt der Wissenschaft auch noch bessere Erfolge, als zur Stunde möglich, zu erhoffen sind.

In kurzen großen Zügen wurde hier gezeigt, welche gewaltige, seinerzeit unmöglich vorauszusehende Bedeutung die Entdeckung Röntgens in dem ersten Vierteljahrhundert ihrer Nutzbarmachung für die Heilkunde gewonnen hat. In allen zivilisierten Staaten wird ihr Segen täglich Tausenden von Kranken zuteil. Röntgens Verdienst kann nicht in Äonen untergehen.



Das häusliche Heiligtum.



Von Benno Rüttenauer

Bis in das dritte Semester seiner Universitätszeit hatte Anton Ehrenberger in dem Hause seiner Eltern gelebt und bei seinen Kommilitonen ein wenig für ein verhätscheltes Muttersöhnchen gegolten. Dann aber wurde sein Vater, ein Steuerbeamter, plötzlich versetzt, und Anton mußte allein in der Universitätsstadt zurückbleiben.

Aber seine Mutter sorgte auch jetzt für ihn. Sie kannte eine junge Beamtenwitwe, eine Frau aus gutem Hause, aber in ziemlich ärmlichen Umständen. Bei dieser Frau tat sie ihn in Kost und Wohnung. Die Pflegemutter war liebenswürdig und hübsch, noch nicht 23 Jahre alt, eine schlanke Brünette, zierlich in Formen und Bewegung, nicht ganz ohne Koketterie. Sie hatte aus ihrer Ehe einen Knaben von ungefähr drei Jahren, und zwischen Anton und dem kleinen Karl teilte sie von da an alle ihre Sorge und Arbeit.

Und Anton war nicht undankbar. Er bemühte sich mit Karl um die Wette, der Frau Ringwald ein ergebenes und folgsames Kind zu sein, ja, er gewann sogar Karlchen Ringwald bald einen merklichen Vorsprung ab. Frau Berta konnte ihn um den Finger wickeln. Sie sah ihm deshalb manche Freiheit nach, und er lebte mit ihr in einer süßen Vertraulichkeit, die ihn um so mehr beglückte, als sie ganz unschuldig war.

Anton pflegte damals ein kameradschaftliches Verhältnis mit dem Doktor Otto Wollenschläger, das sich bald, besonders durch die Bemühungen Wollenschlägers, zu dicker Freundschaft auswuchs. Der Doktor war zehn Jahre älter als Anton und Chemiker an einer Filiale der Süddeutschen Anilinfabrik. Er hatte Anton kaum ein paarmal besucht, als er auch schon Frau Berta den Vorschlag machte, den Tisch mit seinem Freunde zu teilen und, wenn es anginge, ein Zimmer bei ihr zu beziehen.

Frau Berta sah den jungen Studenten fragend an, und forschende Blicke richtete Wollenschläger auf ihn. Anton war bestürzt. Er konnte nicht verbergen, daß man seine Freundschaft auf eine harte Probe stellte.

Was Otto auch sonst verlangt hätte, er würde es ihm mit größter Freude gewährt haben. Denn er liebte ihn und schätzte ihn noch mehr. Aber Anton hatte in seinem Leben kein so unangenehmes Gefühl empfunden wie jetzt bei dem Gedanken, daß in das trauliche Zusammenleben mit Frau Berta ein Dritter eintreten und mehr oder weniger daran teilhaben sollte.

Es war ein fast häßliches Gefühl und eigentlich kaum erklärlich. Wenigstens stand es um das tatsächliche Verhältnis zwischen Anton und Berta nicht derart, daß es den Ausschluß einer dritten Person bedingt hätte.

Frau Berta schien denn auch auf eine zusagende Antwort zu warten. Sie zog ja großen Vorteil daraus. Darum gab sich Anton redlich Mühe, das Verlangen seines Freundes selbstverständlich zu finden. Und in diesem Sinne antwortete er.

Aber Frau Berta fiel ihm in die Rede. Das sei sehr freundlich von ihm; aber sie wisse nicht, ob sie einwilligen könne. Seine Mutter habe die Pension unter der Voraussetzung gewählt, daß hier für ihn allein gesorgt werde. Unter dieser Voraussetzung habe sie auch den Preis vereinbart.

Dagegen mußte sich Antons Männlichkeit, die man ohnedies manchmal anzuzweifeln schien, ernstlich verwahren.

Er sei selbständig, erwiderte er fast protzig, und wenn Frau Ringwald gegen den Wunsch seines Freundes nichts anderes zu erinnern wüßte, könnte ihm ohne Anstand willfahrt werden.

Und also wurde festgesetzt, daß Wollenschläger auf den Ersten des Monats einzöge.

Anton fühlte, wie Frau Bertas Augen ihn suchten. Aber er vermied sie; er konnte nichts anderes annehmen, als daß sie ihm danken wollte für seine Großmut.

Als sich Anton am Abend dieses Tages zum erstenmal wieder mit ihr allein traf, erschien ihm Frau Berta fast rätselhaft. Ängstlich prüfend ruhten ihre Blicke auf ihm.

Sie setzten sich, wie herkömmlich, zusammen zu Tisch, und einige Augenblicke lang herrschte ganz ungewohntes Schweigen. Frau Berta unterbrach es. „Wohnen Sie denn auch wirklich gern mit Herrn Wollenschläger zusammen?“ fragte sie, indem sie Anton durchdringend ansah.

„Otto ist mein bester Freund“, lautete seine Antwort.

„Ich fürchte nur,“ erwiderte die hübsche Frau, „daß Sie Ihre Zustimmung nicht allein ihrem Freunde zuliebe gegeben haben . . . daß Sie am Ende nur Rücksicht nehmen wollten auf mich und meine Armut. . . .“

Anton streichelte Frau Berta den Arm. Das Wort hätte sie unterlassen können. Aber eigentlich sei es selbstverständlich, daß er überhaupt nur alles ihr zu Gefallen tue.

Sie stellte sich, als ob sie seine Worte im Scherz nähme, und lachte. Er sei eben ein Kindskopf. Sie gab ihm den Titel oft. Doch fast schien es, als ob er diesmal noch etwas anderes ausdrücken solle als sonst.

Mit Wollenschläger hatte Anton noch vor seinem Einzug eine kleine Auseinandersetzung.

„Sag' einmal, Alterle,“ begann Wollenschläger unvermutet, „wie stehst du eigentlich mit Frau Ringwald?“

Diese Frage, ziemlich frech herausgestoßen, verblüffte Anton. Er fühlte, daß er rot wurde, was ihm leider oft vorkam. Schon lange ärgerte ihn diese Schwäche, die zu bekämpfen er sich vergeblich bemühte, er war wirklich wie ein junges Mädchen. Heute aber, bei der Frage Wollenschlägers, überkam ihn ein höchst unangenehmes Gefühl, er wollte Wollenschläger nicht verstehen. Der Chemiker wurde deutlicher. Anton verwahrte sich mit Ernst.

Nun, natürlich, meinte Wollenschläger, das kenne man. Und eigentlich ginge ihn die Sache ja auch nichts an.

In jener Nacht machte sich Anton über sein Verhältnis zu Frau Berta Gedanken, die er seither nicht gekannt hatte.

Die erste auffallende Veränderung, die sich seit Wollenschlägers Einstellung in der neuen Hausordnung vollzog, bestand darin, daß Frau Berta nicht mehr an den Mahlzeiten teilnahm, sondern die Herren einfach bediente.

Vielleicht würde sie es wie zuvor gehalten haben, wenn Wollenschläger darauf gedrungen hätte. Er tat es aber nicht. Er legte Frau Ringwald gegenuber überhaupt ein sehr zurückhaltendes und fast steifes Wesen an den Tag.

Anton selber behielt den alten Ton bei. Vielmehr, er suchte ihn beizubehalten. Denn Wollenschläger benahm sich so, daß seine Gegenwart nicht nur Frau Berta verlegen machte, sondern auch ihn störte und die alte harmlose Art kaum mehr aufkommen ließ.

Auffallenderweise verkehrte Wollenschläger seit dem Zusammenwohnen weniger mit Anton als früher. Dies geschah, wie er versicherte, gegen seinen Wunsch. Und die Sache erklärte sich, wenn man wollte, auch wirklich ganz einfach; Wollenschläger war Mitglied eines geselligen Vereins geworden, den er als Anfänger nicht vernachlässigen durfte.

Er ging jeden Abend hin. Man hatte kaum gegessen, so griff er schon nach Hut und Überrock, so eilig hatte er's. Aber er ging nie allein weg, er lud immer Anton dazu ein.

„Du gehst ja doch in deine Verbindung“, pflegte er zu sagen, obwohl der Student das sonst nur dreimal in der Woche zu tun pflegte. Und Anton vermochte ihm nicht zu widerstehen. Wollenschläger besaß zu viel Macht über ihn. Im Anfang machte Frau Ringwald einige Male den Versuch, Anton zurückzuhalten, aber sie kam übel damit an, ihre Zureden bewirkten eher das Gegenteil. Sein Freund sollte nicht sagen, daß er sich von der jungen Frau bemuttern lasse.

Meistens gingen sie dann nicht geradeswegs in ihre Vereine, sie tranken vorher manchmal ein Glas Bier auf neutralem Boden, in einem öffentlichen Lokal. Man sei jetzt ohnedies so wenig beisammen, meinte Wollenschläger; das schien ihm leid zu tun.

Hie und da entschloß er sich, Antons Verbindungskneipe mit ihm aufzusuchen, aber nicht häufig, vielleicht alle vier Wochen einmal. Mehr erlaubten ihm die Gesetze seiner neuen Gesellschaft nicht.

Über ein halbes Jahr verging so. Es war am Weihnachtsvorabend. Anton kam etwas früher als sonst nach Hause — ganz beladen mit Geschenken für den kleinen Karl.

Frau Ringwald folgte ihm auf dem Fuß in sein Zimmer; sie gab zu verstehen, daß sie ihm etwas mitzuteilen habe. Dann setzten sie sich aufs Sofa, und Frau Berta begann.

Wollenschläger habe nicht gewünscht, daß sie es ihm sage, weil er Anton überraschen wollte. Aber sie fühle das Bedürfnis, sich auszusprechen. Mit der Überraschung könne es ohnedies nicht so wichtig sein, da ja doch alles Antons Plan gewesen und allein durch sein Zutun so weit gekommen war.

Durch sein Zutun, so sagte sie. Und sein Plan war's. Darum hatte er Wollenschläger zu ihr gebracht, ganz natürlich.

Um es kurz zu sagen: Die beiden standen am Vorabend ihrer öffentlichen Verlobung. In sechs Wochen wollten sie heiraten.

Antons Plan. So war's auch sein Plan, daß Wollenschläger die meisten Abende nicht in seinen Verein ging, sondern verstohlen nach Hause zurückkehrte. . .

Was für ein Gesicht Anton dazu machte, als ihm diese seine geheimen Pläne plötzlich geoffenbart wurden! Er mochte aber um keinen Preis lächerlich erscheinen vor der jungen Frau, danach bestimmte er sein Betragen.

Und er redete sich ein, daß auf seiner Seite doch alles nur Scherz und leichtfertige Tändelei gewesen sei.

Frau Ringwald hatte übrigens noch etwas auf dem Herzen, und dies hervorzubringen, fiel ihr besonders schwer.

„Nämlich,“ erklärte sie nach längeren verlegenen Umschweifen, „Wollenschläger ist eifersüchtig auf Sie. . . . Ich berühre damit einen sehr wunden Punkt,“ fuhr sie fort, „denn sehen Sie, es ist mir klar, daß er mich lieber ohne Ehe gehabt hätte, wenn es gegangen wäre. Und daß es nicht ging, meint er, daran seien Sie schuld. Er glaubt, daß wir beide miteinander glücklich waren in seinem Sinn.“

Man kann sich denken, wie Anton rot wurde.

„Und Otto hat darum“, ergänzte Frau Ringwald, „gleich von vornherein die Bedingung gestellt, daß ich Ihnen die Pension kündige. Ich kann dagegen sagen, was ich will, es nützt nichts. Er kenne die Welt, er wolle sich nicht lächerlich machen.“

Also auch das war beschlossene Sache. Anton mußte ausziehen.

* * *

Wollenschläger und Berta waren ungefähr drei Jahre verheiratet, sie hatten ein Kind von einem halben Jahr, Anton kam selten zu ihnen ins Haus. Da klang eines Tages eine böse Rede an sein Ohr.

„Hören Sie,“ sagte ihm ein Kollege Wollenschlägers, „nehmen Sie sich in acht. Wollenschläger will sich, sagt man, von seiner Frau scheiden lassen. Nämlich, ich glaube, er hat irgendwo eine reiche Partie in Aussicht. Und Sie sollen ihm behilflich sein. Er behauptet, Sie unterhielten Beziehungen zu seiner Frau, die schon vor seiner Ehe bestanden hätten.“

Anton zuckte die Achseln.

Dann hieß es plötzlich, Wollenschläger sei aus der Stadt verschwunden. Auf Umwegen erfuhr Anton, daß er seine Stelle in der Fabrik aufgegeben habe, um eine andere in Hamburg anzunehmen.

Alle Welt wunderte sich, daß seine Frau mit den Kindern zurückgeblieben war. Dann ging das Gerücht, die Frau sei im Elend, Wollenschläger habe sie verlassen.

Anton setzte nun alle Rücksichten beiseite und ging zu der alten Freundin. Es war ein trauriges Wiedersehen, die Gerüchte hatten wahr gesagt.

Anton ging nun öfter zu ihr, die alte Freundschaft und ihre traurige Lage gaben ihm ein Recht darauf.

Eines Tages gegen Abend war Anton wieder bei ihr.

Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, Wollenschläger stürzte ins Zimmer. „Schurke!“ schrie er und ohrfeigte Anton. Dann fühlte sich Anton von vier Packträgerarmen ergriffen und vor die Tür gesetzt. Hier fiel noch ein dritter Mann über ihn her. Sie stießen ihn die Stiege hinunter und warfen ihn kurz und gut zum Hause hinaus.

Auf der Straße hatte sich ein ganzer Haufen Pöbel versammelt.

Wollenschläger hatte in den benachbarten Wirtschaften, wo er seine Spießgesellen bewirtete, allem Volke laut verkündigt, daß er sich dazu anschicke, in der Kriegsstraße Nr. 47 den Geliebten seiner Frau zum Fenster hinauszuwerfen.

Am andern Tag erzählten alle Zeitungen der Stadt seine Geschichte.

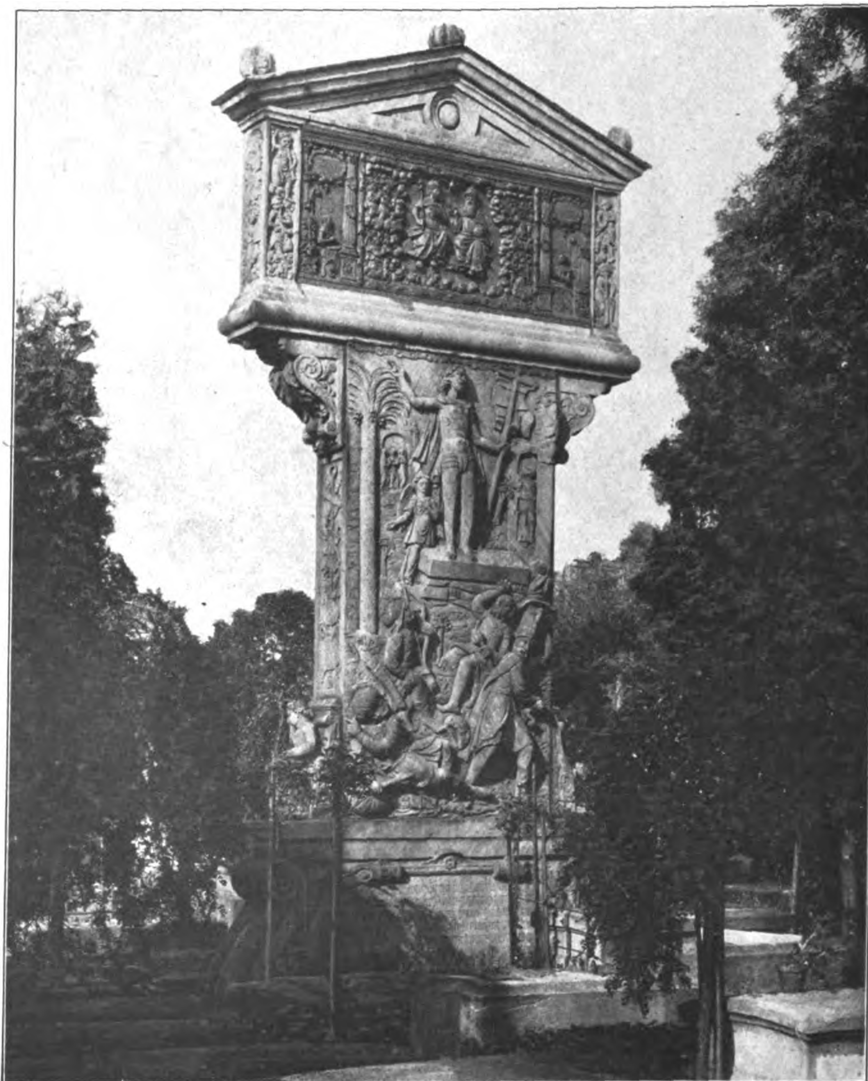
Sie erzählten sie breit und umständlich, mit tausend Ausschmückungen, mit wunderbaren Tiraden über die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe, mit einem Hagel von moralischen Steinwürfen auf den Hinausgeworfenen, mit einem Schwall von Beglückwünschungen für den glücklichen Verteidiger seines häuslichen Heiligtums.

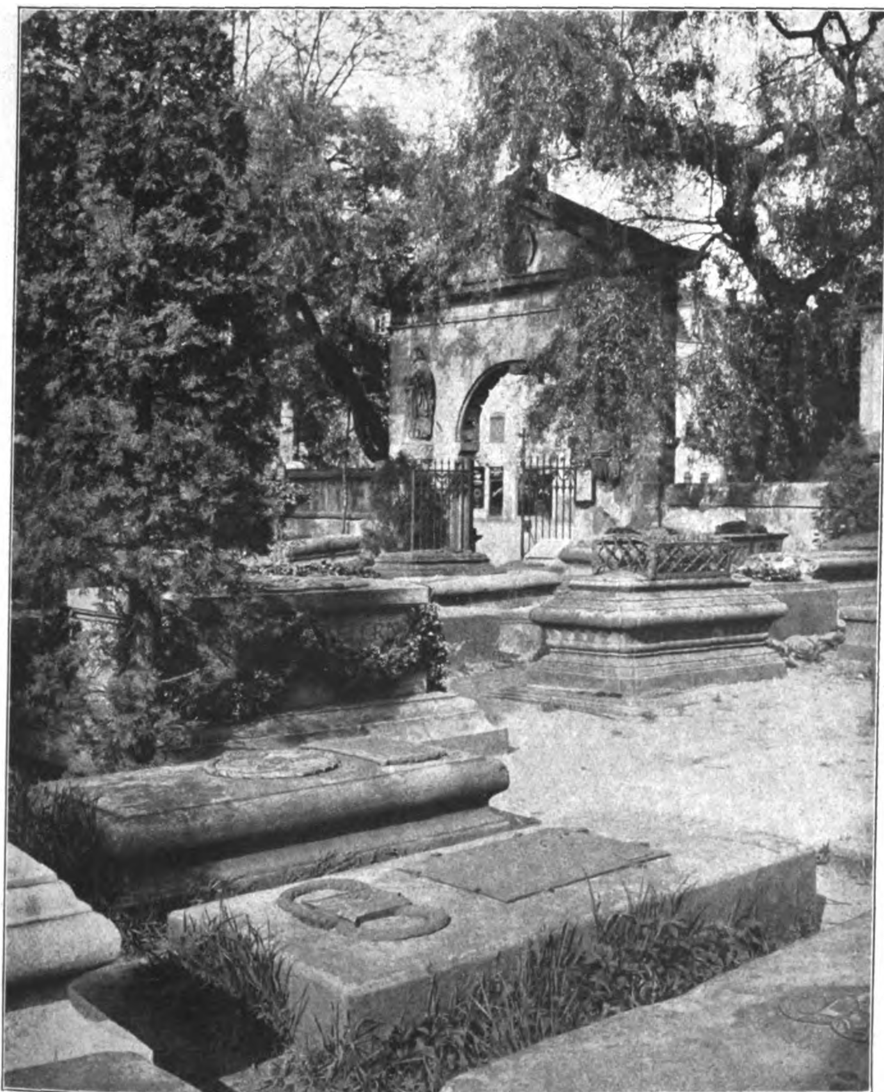


Bronze-Epitaph des Schlossers und Stadtuhrmachers Georg Ment (1605).



Nebenstehend Alexius Müntzersches Grabmal (16. Jahrhundert)







Bronze-Epitaph des Georg Pfeffer (1634).



Nebenstehend: Östliche Friedhofsecke mit dem Grabe des Nürnberger Ratsherrn Willibald Pirkheimer († 1530). (Im Vordergrund.)

Aus dem St. Johannisfriedhof in Nürnberg. Nach photographischen Aufnahmen von Christof Müller, Nürnberg.

Unbekannte Bilder von Carl Spitzweg. / Von Prof. Dr. Otto Cartellieri, Heidelberg.



Der Einsiedler.

Die diesjährige Ausstellung der Städtischen Sammlungen in Heidelberg (15. Mai bis 15. September), bei der Direktor Dr. Lohmeyer wiederum seine trefflich sichtende Hand hat walten lassen, vereinigte um Rahl, Feuerbach und Trübner einige zeitgenössische Künstler, deren Werke sich in Heidelberger Privatbesitz befinden und daher bis jetzt zumeist unzugänglich waren. — Zu diesen unbekannt gebliebenen Bildern gehören auch vier Gemälde sowie Studien Carl Spitzwegs. Zunächst fesseln einige Genreszenen, die ja den feinsinnigen Meister berühmt, wenn nicht volkstümlich gemacht haben. Der „Eingeschlafene Wächter“ (s. nächste Seite) führt uns in den verträumten Winkel eines alten Städtchens, wie sie Spitzweg mit der rastlosen Neugier des Künstlers und zärtlichen Liebe des Antiquars in Süddeutschland und Tirol aufgestöbert hat. Die gewonnenen Eindrücke verließen ihn nicht und wachten rechtzeitig im Atelier wieder auf. Wie prächtig ist das Architekturbild gelungen! Behäbig tritt der schön bedachte Turm mit dem stattlichen Erker hervor; am benachbarten Hause prangt das zierlich geschmiedete Wirtshausschild, das dem fröhlichen Zecher manches weinfrohe Stündlein in Erinnerung rufen mochte ... Alles ruht. Leise nur plätschert der Brunnen, silbern sprühen die Funken. In einem Fenster glimmt noch rötliches Licht. Alles ruht. Auch der Wächter, dessen Wichtigkeit der gewaltige Spieß verrät, gibt sich einem stärkenden Schläfchen hin. Der Mond, der das stille Plätzchen in sanftes Licht taucht, und die glitzernden Sterne mögen statt seiner des schlummerraubenden Amtes walten!

Ähnliche Töne hat Spitzweg auch sonst schon angeschlagen, mit besonderem Glück aber hat er hier die zartesten Stimmungswerte vereinigt. Nach der Pariser Reise, die dem 43jährigen volle Entfaltung seiner Fähigkeiten und die meisterliche Beherrschung aller Kunstgriffe brachte, vor dem Jahre 1877, ist das Werk entstanden. Die impressionistische Wiedergabe der zauberhaften Mondnacht zeigt deutlich, was Spitzweg von Diaz und Delacroix gelernt hat.

Regenschwer lastet der Himmel über der weiten, wassergesättigten Ebene. Nur mühsam bricht hier und da die Sonne durch. Den Witterungsunbilden zum Trotz geht der „Angler“ seiner Beschäftigung nach: So klein die Gestalt, so komisch mutet ihr hartnäckiger Eifer an!

Wie hier, so erweist sich auch im „Einsiedler“ Spitzweg als vorzüglicher Sittenschilderer, der mit feiner Ironie über die Schwächen der Mitmenschen lächelt und nie verletzt. Über die Höhen braust das Dampfroß, die neue Zeit — im Tal steht geruhsam der Alte. Meisterhaft ist auch das Landschaftliche erfaßt, das Gegenspiel von Licht und Schatten! Warm und heimlich ist der Talgrund gemalt. Vollends Landschafter ist Spitzweg in der Studie „Felsschlucht“. Wie reich ist seine Palette geworden! Der Schmelz der Farben, die kräftigen Kontraste heben die märchenhafte, romantische Stimmung. — Den größten Eindruck macht die „Flucht nach Ägypten“. Ein unter demselben Namen schon bekanntes Bild läßt das flüchtende Paar durch eine Ebene mit üppiger südlicher Vegetation ziehen. Hier aber hat Spitzweg dem Ereignis, das die Künstlerphantasie von jeher reizte, einen weit grandioseren Rahmen gegeben. Hoch türmen sich zu beiden Seiten stolze Felsen auf, denen Büsche und blühende Sträucher das allzu Schroffe und Schreckende nehmen. Mehr noch aber das blendend helle Licht, das von links siegreich in die Schlucht einfällt, gleich als ob es den Wanderern, die so müde an dem stillen Wasser mit seinen Seerosen vorüberziehen, die trostreiche Versicherung geben wollte, daß die Rettung nicht mehr fern ist. Der bis an sein Lebensende stillbescheidene Künstler hat hier ein Meisterwerk geschaffen, das aus tiefster Seele geschöpft ist und den Adel seiner Kunst beweist.



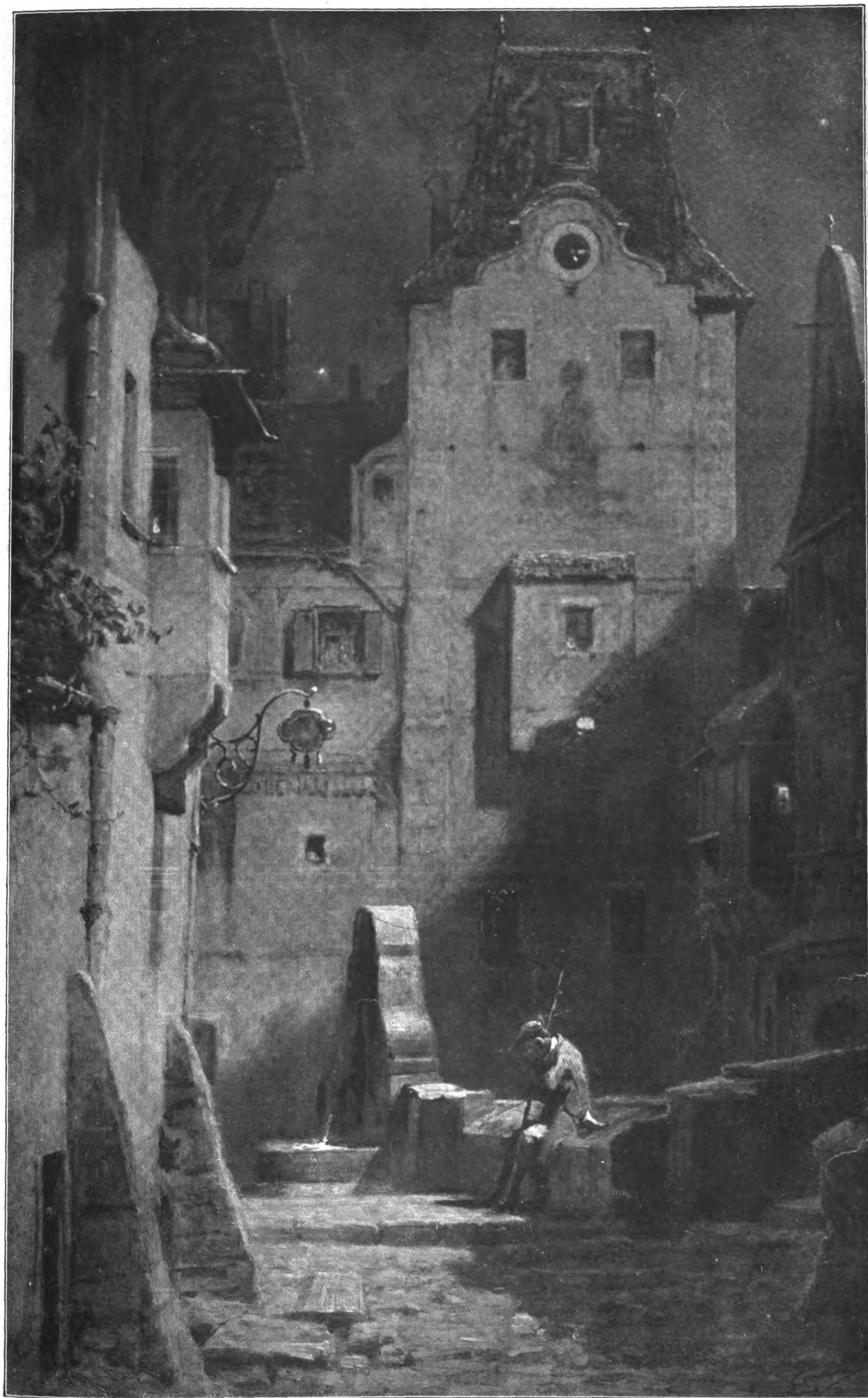
Der Angler.



Flucht nach Ägypten.



Felsenschlucht.



Der eingeschlafene Wächter.

Nach einem im Privatbesitz entdeckten Gemälde von Carl Spitzweg (Heidelberger Kunstausstellung 1920).

Die Kunst der Selbstverteidigung.

Von Edmund Erpf.

(Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers.)



Gerader Stoß gegen die Kinnecke (Boxen).



„Polizeigriff" (Dschiu-Dschitsu).



Abwehr durch Savate (Tritt gegen das Schienbein).

In diesen Zeitläuften vermehrter Unsicherheit und mangelnden Polizeischutzes mag wohl mancher friedliche und sonst jeder Gewalttat abholde Bürger zur Waffenhandlung gewandert sein und sich dort ein Schießeisen oder ein mehr oder weniger groteskes Werkzeug erstanden haben, das ihm einen Schutz seines Lebens und Eigentums garantieren sollte.

Es ergeht ihm dabei wie dem Besitzer des Glückrings im Märchen, dem dieser Besitz solange Freude machte, als er es nicht auf die Probe ankommen ließ.

Und so trägt er denn die Waffe solange bei sich, bis er sich in Freundeskreisen lächerlich macht oder ihm das Tragen eines solchen kantigen Instruments lästig wird. Dann wird er es zu Hause lassen — und bald darauf angefallen werden.

Oder im Ernstfall ist der Gegner schneller als er, und der Ausgang ist nicht der erwartete.

In anderen Ländern mit älteren sportlichen Traditionen, wie in England und Amerika vor allem, ist der einzelne gewöhnt, sich instinktiv mehr auf seine körperliche Gewandtheit als auf eine Waffe zu verlassen, und durch seine sportliche Ausbildung ist er in den meisten Fällen befähigt, sich einen Angreifer vom Leibe zu halten, vor allem durch seinen Nationalsport "the noble art of selfdefence", das Boxen.

Den Angreifer sich vom Leibe zu halten, und zwar auf die einfachste Weise — das ist es, was das Boxen über andere Mittel der Selbstverteidigung stellt und im Bewußtsein absoluter Überlegenheit eine unnötige Grausamkeit durch dauernde Gesundheitsschädigung des Gegners vermeidet im Gegensatz zur japanischen Methode. In schwierigen Fällen mehreren Angreifern gegenüber bedeutet das Festhalten an einem Gegner so ziemlich das sichere Verderben, da der Zweite natürlich die Situation ausnützen wird. Es ist auch nicht jedermanns Sache, sich zwecks Anbringung komplizierter Beinangriffe im Gesellschaftsanzug aufs Straßenpflaster zu legen, abgesehen von dem immerhin sehr fraglichen Erfolg. Ein gerade Stoß auf die Kinnecken (chin-punch) oder ein Aufwärtshaken gegen das Kinn (jolt) beendet sofort jeden Angriff. Es sind Stöße, die selbst in sportlichem Kampf schwer zu parieren sind, den Laien aber völlig unerwartet treffen.

Angriffe gegen den Magen müssen der schützenden Kleidung wegen ziemlich heftig geführt werden, können aber mindestens entscheidend Stöße gegen den Kopf vorbereiten, z. B. im Nahkampf, wenn man vom Gegner umklammert werden sollte. Der wichtigste Faktor ist aber vor allem die Schulung des Auges durch den Boxsport, die jeden Angriff — gleichviel mit welcher Waffe — im Entstehen erkennen läßt und sofortige Abwehr bzw. zuvorkommenden Gegenangriff möglich macht.

Ein verwandtes Mittel der Selbstwehr ist das Fußboxen (savate, chausson), aus Frankreich stammend, die Kunst, sich durch Fußtritte zu wehren, die allerdings auch dort fast völlig durch das englisch-amerikanische Boxen verdrängt worden ist. Die Angriffe richten sich hierbei gegen den ganzen Körper des Gegners, bis zum Kopf herauf. Es ist somit sofort klar, daß sowohl eine außerordentliche Übung erforderlich ist als auch die Ausführung dieser Angriffe ohne eigene Gefahr nicht immer erfolgen kann, z. B. auf glattem Boden. Das sicherste und am einfachsten zu erreichende Angriffsziel ist das Schienbein (die innere Seite desselben). Gestoßen wird mit der Fußspitze oder der Sohlenkante des Stiefels. Pariert werden die Stöße durch Entweichen oder Auffangen mit der Stiefelsohle. Schließlich bleibt noch das japanische Dschiu-Dschitsu, für das vor dem Kriege reichlich Reklame gemacht worden ist, und das ein Bezwingen des Angreifers durch kunstvolle Griffe, ähnlich wie im freien Ringkampf (catch as catch can), Fußtritte und Handkantenschläge bezweckt. Das wichtigste Moment hierbei ist die plötzliche Übertumpelung des Gegners, der, einmal gefaßt, wohl oder übel nachgeben muß, bei Vermeidung von Verrenkungen oder Knochenbrüchen durch Ausnützung der Hebelwirkung. Besonders charakteristisch ist das Sichzubodenwerfen, um den Angreifer durch Beintricks zu Fall zu bringen. Weitere sachgemäße Behandlung ist dann allerdings nötig. Das Dschiu-Dschitsu kennt eine ganze Menge derartiger komplizierter Manöver, die sehr wirksam sind, falls der Gegner die Freundlichkeit besitzt, zwecks Ausführung derselben stillzuhalten.

Maurice Maeterlinck sagt einmal in seinem Buch „Gedanken über Sport und Krieg": „Man beachte zwei Boxer! Kein unnötiges Wort, keine Unsicherheit, sondern bei beiden die Ruhe der Gewißheit, was zu tun ... drei Schläge und nicht mehr, die Früchte einer hundertjährigen Erfahrung erschöpfen mathematisch die tausend unnützen Möglichkeiten, in denen der Laie sich ergebt."



„Schere"; Hinwerfen und Beinstellen (Dschiu-Dschitsu).



Stoß von unten gegen das Kinn bei gleichzeitiger Abwehr (Boxen).



Beiseiteschlagen der Arme und Kniestoß gegen die Magengrube (Dschiu-Dschitsu).



Herausreißen aus dem Gleichgewicht (Dschiu-Dschitsu).

Annemarie

Roman von Helene v. Mühlau

(15. Fortsetzung.)

Ihnen gab es einen guten Mann, der Sie bis zu einer gewissen Grenze versteht — und gab Ihnen Ihre Kunst. Mir gab es das Vermögen, mich an den geistigen Erzeugnissen anderer Menschen zu erfreuen und vielleicht dereinst aus der Summe meiner Erfahrungen etwas für die, die nach mir kommen werden, zu hinterlassen. Das muß unser Glück sein, Irmingard — mehr dürfen wir nicht verlangen!

Sehen Sie, das war es, was ich Ihnen sagen wollte. Das soll uns beiden unser Erlebnis, das wir miteinander hatten, zu etwas Schönem machen. Sie brauchen Alexander Rüdnitz nicht zu vergessen, ebensowenig wie er es je vergessen wird, daß er Irmingard Wolter gesehen und mit ihr gesprochen hat!"

Seine Stimme klingt fest und fast heiter, wie er das sagt. In ihr aber ist das Weh so groß, so unbändig groß und laut geworden, daß es ihr die Brust zersprengen will.

„Sie gehen?" fragt sie fassungslos. „Sie gehen fort von Friesach — für immer fort?"

Er nickt und sieht ihr wieder in das arme, vom Schmerz durchzuckte Gesicht.

„Ja, Irmingard, ich gehe, und Sie werden nicht darunter leiden — werden sich nicht grämen, hören Sie! Es wäre schwach und klein und in gewissem Sinne auch unwürdig, wenn Sie Alexander Rüdnitz nachtrauern wollten!

Nicht, weil Sie Friedel Wolters Frau sind — nicht, weil Sie eine ehrliche, vornehme Frau bleiben sollen, sondern es wäre unrecht und klein von Ihnen, weil solche Erlebnisse uns ja doch geschickt werden, um daran zu wachsen, um Großes, Hohes und vielleicht Unsterbliches daraus zu erschaffen!

Verstehen Sie das, Irmingard? Sagen Sie, sind Sie fähig, das zu verstehen?"

Sie weiß es nicht — weiß es nicht!

Vielleicht wird sie fähig dazu sein — vielleicht kommt ihr morgen schon oder übermorgen die Erkenntnis, daß er recht hatte. Vielleicht wird sie wirklich diese Stunde segnen!

Aber jetzt im Augenblick fühlt sie nur den Schmerz, diesen rasenden Schmerz, der sich gar nicht beruhigen will, der sie plötzlich so müde und haltlos macht, daß sie glaubt, in die Knie sinken zu müssen.

Er fühlt, wie sie schwer und schwerer an seinem Arme hängt, und führt sie zu der kleinen Holzhütte zurück.

Ein leiser Wind fährt durch die Tannen; grau dräut der Himmel jetzt über der Erde. Rüdnitz hält ihre beiden Hände in den seinen.

„Kind," sagt er sanft und gut, „liebes, liebes armes Kind! — Ist das denn etwas so Neues für Sie, Irmingard? — Noch nie dagewesen? Nein, noch nie?

Aber wiederkommen wird es — ganz sicher!

Es laufen mehr Kerle, wie dieser Alexander Rüdnitz einer ist, in der Welt umher, und alle werden sie eine gewisse Macht über Irmingard Wolter haben — vielleicht nicht ganz so groß mehr, weil man ja schon weiß, wie solch eine Sache ist! — Aber wiederkommen wird es — sicher, ganz sicher!

Aber dazu ist Ihre Kunst da und ist Friedel Wolter da — — Die müssen Ihnen helfen!

Ich, der arme Teufel, der selbst soviel von Ihrem Krankheitsstoff in sich trägt, kann Ihnen nichts weiter sein als ein ganz vorübergehendes Erlebnis!"

Er zieht ihre Hände an seinen Mund.

„Nun still, Irmingard — ganz still! Und wenn Sie jetzt nach Hause kommen, dann gehen Sie in Ihre Arbeitsstube zu Ihrem Kopf! — Ich glaube, dem werden Sie jetzt die letzte Vollendung geben können. Es war vielleicht nötig, daß dieses mit Alexander Rüdnitz kam, um Ihnen zu einem wirklichen Kunstwerk zu verhelfen!"

„Ach, Kunst — Kunst!" jammert sie. „Ich hasse die Kunst, die meinen Vater zum Verbrechen am eigenen Leben führte!" Und ihr Weinen wird zum Schluchzen; ihr Schmerz wird zur Verzweiflung.

Alexander Rüdnitz hält sie in seinen Armen; ihr Gesicht liegt an seiner Brust. Er küßt sie leis auf die Augen, auf die weiße Stirn, und ein einziges Mal küßt er sie auf den Mund.

Dann steht er vor ihr — ein völlig anderer: streng, kalt und hart.

„Kommen Sie, Frau Irmingard!"

Groß blickt sie ihn an, kämpft noch eine Sekunde mit ihrer Schwäche und rafft sich dann zusammen.

Schweigend schreiten sie den Weg zurück bis zur Grenze des Waldes.

„Leben Sie wohl, Frau Irmingard!" Und während sie flüchtig wie ein Tier, das sich auf gefahrvoller Fährte weiß, den Weg zu ihres Mannes Haus

einschlägt, kehrt Alexander Rüdnitz in den Wald, in dem es dunkel zu werden beginnt, zurück.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Friedel Wolter sitzt in seinem Zimmer am Schreibtisch; er hat den Kopf in die Hand gestützt und sinnt vor sich hin. Schwer ist ihm das Herz, und oft ist eine Bitterkeit in ihm, die er kaum noch zurückzudrängen vermag.

Die Frau, die ihn dereinst durch ihr hinreißendes Temperament, durch ihre Klugheit und Lebendigkeit entzückt und einen ganz neuen Menschen aus ihm gemacht hat, diese Frau geht jetzt zumeist stumm und mit einem Gesicht, in dem neben großem Leid doch auch etwas wie Hochmut und kalte Abwehr liegt, durch sein Haus. Oft liegt sie stunden-, ja nachmittagelang auf dem breiten Sofa oben im Wohnzimmer — liest nicht, schläft nicht, sondern schaut mit großen, weit offenen Augen zur Decke hinan.

Im Anfang, als er dies Wesen sah und empfand und es nicht zu begreifen vermochte, hat er versucht, sie durch Scherze oder Zerstreuungen aus ihrer seltsamen Starrheit herauszureißen; aber da ist sie in einen Zustand geraten, der ihm Entsetzen eingeflößt hat.

Gott im Himmel, daß ein Mensch so weinen kann, wie diese Irmingard es tut, wenn er sie in seine Arme nehmen will! Daß sie sich so verzweifelt gebärden kann, wenn der eigene Mann ihr helfen möchte!

Ganz plötzlich ist das so mit ihr gekommen.

Als er von seiner Fahrt nach Berlin zurückgekehrt ist, hat er sie in einer seltsamen aufgeregten Stimmung gefunden; aber damals hat sie ihn mit ihren Zärtlichkeiten, mit ihrer Leidenschaft und Hingabe geradezu überschüttet.

Ein ganzes Meer von Liebe schien in ihr zu ruhen, das auf Erlösung wartete — — und dann plötzlich dieser Umschwung, diese furchtbare Lethargie, aus der sie durch keine Güte und durch keine ernsten Vorstellungen zu reißen ist!

Friedel Wolter hat in dieser Woche des öfteren in der Stadt zu tun gehabt, in der er seine Schulzeit verlebt hat, und jedesmal hat er, einem tiefen Drange folgend, am Hause des Professors Gisbert vorübergehen müssen.

Ach, von irgendwoher jetzt einen Trost, einen Rat empfangen!

Er ist auch auf Gut Friesach gewesen, um mit dem alten fröhlichen Herrn da droben irgendeine Verabredung für eine Festlichkeit zu treffen, die Irmingard vielleicht erlösen würde. Aber der wohlbeleibte, lebensfrohe Herr von Friesach hat mit Asthma im Bett gelegen, und der Sohn war für ganz unbestimmte Zeit verreist.

Alle anderen aber, die er kennt, der Pfarrer, der Doktor, die paar Gutsnachbarn — all die würden ihm nicht helfen können.

In der Natur ist der Lenz am Werke; ein süßer Hauch von aufspringenden Knospen, von Veilchen und sonnenbeschienenem Harz ist in der Luft.

Die ersten Amseln singen, und der Himmel ist wie ein ganz feines hellblaues Tuch, über das hin und wieder kleine weiße Wolken ziehen. Es könnte so schön, so wunderschön für das naturfreudige Menschenkind Irmingard sein!

Wenn sie nur wollte — wenn diese grauenhafte Verschlossenheit und Starrheit nur von ihr zu nehmen wäre!

Ja, sehr beklommen, sehr schwer ist dem armen Friedel Wolter ums Herz. Er versteht so etwas nicht! — Er liebt Klarheit und Offenheit in allen Dingen, und daß die Frau, die sich so feindselig vor ihm verschließt, die ihn geradezu flieht, jetzt nicht offen zu ihm ist, das fühlt er nur allzubitter.

Wer kann ihm da helfen — wer ihn trösten, da das Leid in seinem Herzen so unendlich groß geworden ist!

Draußen im Hof hört er jetzt die Stimme des alten Briefträgers, sieht, wie das Mädchen ihm die Post abnimmt, hört gleich darauf ein Pochen an seiner Tür und dann — —

Ach, Friedel — Friedel Wolter — bist du nicht dein ganzes Leben lang ein Sonnenkind gewesen? Hast nur zu wünschen brauchen, und gleich war die Erfüllung in irgendeiner Form auch da!

Er hält den Brief in seiner Hand und starrt ihn an wie ein unfaßbares Wunder.

Was ist das für eine Handschrift! Wie kennt er jeden Zug, jeden kleinsten Strich in diesen Buchstaben!

Sein Kinderland, die ganze selige Jugendzeit steht vor ihm auf.

Annemarie mit dem blonden Haar und den klaren blauen Augen erscheint vor ihm und blickt ihn freudig an, und Annemaries Mutter reicht ihm die Hand — und der Professor — —

Lange, lange starrt er auf den Umschlag, bevor er ihn öffnen kann; das Herz schlägt ihm laut; in seinen Händen ist ein Zittern. Was kann ein Mann wie Gisbert von ihm wollen? Was kann der ihm zu sagen haben — jetzt noch — jetzt?

Die erste Dämmerung zieht ins Zimmer, als Friedel aus seiner tiefen, traumartigen Versunkenheit erwacht.

Er hat den Brief des Professors gelesen — nicht einmal, nein, ein dutzendmal wohl! Er kennt ihn auswendig schon, und alles Böse in ihm, aller Schmerz, alle Sorge um seine arme kleine Frau, die sich vor ihm verschließt, ist zu einem großen Jubel geworden.

Der Himmel hat sich über ihm geöffnet; das Leid der grauen Welt hat keine Macht mehr über ihn, da dieses in sein Leben gekommen ist. Die Pforten zum Jugendland haben sich wieder aufgetan vor ihm!

Mein Gott, ist es denn wahr — wirklich, wirklich wahr? Er muß wieder und wieder lesen, was der Professor ihm geschrieben hat:

„Meide unser Haus nicht, Friedel! Glaube nicht, daß wir kleine, armselige Rechner sind! Laß uns Freunde bleiben, wie wir es doch so viele Jahre hindurch gewesen sind!“

Tränen wollen ihm aufsteigen — aber Friedel Wolter, so weich sein Herz auch ist, ist doch nicht der Mensch, der sich hinsetzt und heult, wenn ihm so etwas wunderbar Gutes widerfahren ist.

Nein, nicht heulen, aber aus dem Hause will er laufen, um draußen in Gottes freier Natur den unbändigen Jubel sich austoben zu lassen.

Bevor er aber so weit ist, daß er die Bogen in den Umschlag zurückgeschoben hat, öffnet sich die Tür seines Zimmers, und unhörbar wie ein Schatten gleitet Irmingard über den Teppich zu ihm hin.

Aufs tiefste erstaunt, blickt Friedel zu ihr auf.

Zum ersten Male seit Wochen ist es, daß sie zu ihm kommt; immer hat sie sich suchen lassen, und immer glaubte er zu fühlen, daß es ihr unlieb war, wenn er zu ihr kam.

Nun steht sie dicht neben ihm und hat ihm die Hand auf die Schulter gelegt.

„Friedel!"

„Irmingard — Kind!" sagt er und zieht sie an sich, daß sie auf seine Knie zu sitzen kommt, und Irmingard wehrt sich nicht, sondern läßt ihren Kopf still an seiner Schulter liegen.

„Ich wollte dir etwas sagen, Friedel!"

„Ja, Irmingard — was willst du mir sagen? Komm, setze dich bequem, und wenn du zu mir gesprochen hast, dann will ich dir nachher auch etwas sagen!"

Sie hört nicht, daß seine Stimme einen besonderen Klang hat; fühlt nicht, daß eine starke Erregung in ihm arbeitet. Zu sehr ist sie hingenommen von dem, was sie selbst angeht und erfüllt.

„Sprich, Irmingard!"

Da schlingt sie ihm beide Arme um den Hals, und das Weinen kommt ihr, ein so wildes Weinen, daß ihr Körper davon gerüttelt ist.

„Aber, Kind, Kind!" sagt Friedel erschrocken und hebt ihr Gesicht in die Höhe. „Was ist es denn, Irmingard? Sag', Kind — es kann doch nichts Schlimmes sein?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Es ist etwas, was dich vielleicht unendlich erfreuen wird, Friedel. Mir aber flößt es Angst und Grauen ein!"

Er versteht nicht gleich, dringt weiter mit Fragen in sie, bis ihm plötzlich das Verständnis kommt.

Ein Ruck geht durch seinen Körper; er muß aufstehen und hätte dabei fast das arme zarte Wesen, das sich an ihn schmiegt, zu Fall gebracht.

„Ist es wahr — ist es wirklich wahr?" fragt er mit erstickter Stimme. „Irmingard — Irmingard, seit wann weißt du es denn? Gott im Himmel, Kind — und du hast es mir nicht gleich gesagt! Irmingard — Geliebtes — O mein Gott!" Und nun hat Friedel das Gefühl, als beginne die Welt um ihn her zu tanzen; ganz toll ist ihm im Kopf.

Ist das möglich, ist das denkbar, daß zwei so gewaltige Freuden an diesem einen Nachmittag sich auf ihn stürzen wollen? — Das Land der Kindheit wieder offen für ihn — und dieses andere, dieses andere! Kann es möglich sein?

Er sieht sich die Frau wieder und wieder an, und es ist wirklich etwas Neues an ihr, so daß er mit voller Gewißheit fühlt, wie es um sie steht. Er trägt sie auf seinen Armen auf das Sofa, das in einer Ecke des Zimmers steht, kniet vor ihr nieder, küßt ihr die Hände und drückt seinen Kopf in ihren Schoß.

„Mutter — Mutter!" sagt er leise mit einer unendlichen Zärtlichkeit in seiner Stimme, und nun weint er wirklich.

Die Erschütterung ist zu groß geworden in ihm; in seinem Kopfe braust es, das Herz rast ihm gegen die Brust.

„Irmingard — Mutter du! Mutter, kleine Mutter!"

Sie streicht ihm leise mit der Hand übers Haar, aber ihre Augen sind wieder zur Decke gerichtet, und die Gedanken sind weit, weit fort von ihm. Leid ist in ihrer Seele! Ach nein, Leid ist nicht der rechte Ausdruck für das, was in ihr ist! Angst, Grauen, Verzweiflung sind in ihrer Seele.

Sie hat zu lange in sich allein herumgetragen, was sie dem Manne hätte sagen müssen; nun sieht sie seine Erschütterung, seine ungebärdige maßlose Freude und kann doch nicht bei ihm sein mit ihren armen Gedanken, mit ihrem zerquälten Herzen, das zu keiner Ruhe mehr gekommen ist, seit Alexander Rüdnitz gegangen ist.

Aus der Dämmerung ist längst Abend geworden, als Friedel sich so weit gefaßt hat, daß er ruhig zu sprechen vermag.

Er hat eine Decke über Irmingard gebreitet, küßt ihr noch einmal das weiße Gesicht, das sich jetzt nicht abwendet vor seiner Zärtlichkeit, und beginnt dann im Zimmer hin und her zu gehen.

Eine wundervolle Zukunft sieht er vor sich erstehen: ein kleines Menschenkind wird bald in Irmingards Armen liegen! — Bald? — Ach, er weiß nicht — weiß ja nicht —

„Sag', Irmingard — Geliebtes, wann wird es sein?", und Irmingard braucht sich nicht zu besinnen; sie könnte es ihm auf den Tag genau angeben, wann es sein wird.

Also noch lange hin — noch sehr lange. Im Spätherbst — und jetzt ist es Frühling!

„Leidest du sehr, Irmingard?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Nicht fragen, Friedel!" bittet sie dann, und er läuft weiter durchs Zimmer, kommt am Schreibtisch vorbei und sieht den Brief des Professors Gisbert vor sich liegen.

„Ach, Irmingard — Irmingard!" jubelt er ihr zu und ist wieder an ihre Seite getreten. „Nun höre, was ich dir zu sagen habe!"

Er liest ihr den Brief vor, vergißt in seiner Freude, daß sie die Zusammenhänge nicht genau kennt und sie nicht verstehen kann, denn nie — nein, nie noch — hat er ihr klar und deutlich eingestanden:

„Ich hatte Annemarie Gisbert gern, und sie würde meine Frau geworden sein, wenn du nicht in mein Leben gekommen wärest!"





Nein, ganz deutlich, mit solch klaren Worten hat er ihr das nie gesagt. Er hat wohl oft und gern mit ihr über das Gisbertsche Haus und auch über Annemarie gesprochen, und sie hat ihm zugehört, wie man eben zuhört, wenn man von Menschen, die man nie gesehen hat, erzählen hört. Sie hat auch bis heute niemals gefragt: „Warum besuchst du deine alten Freunde Gisbert nicht?“, ist gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß da irgend etwas sein könnte, was ihm den Verkehr bis heute unmöglich gemacht hat.

Nun aber, da er ihr diesen Brief vorliest, wird ihre Aufmerksamkeit erregt, und zwar auf eine seltsame Weise. Der Name „Annemarie“ schlägt wie eine feine, volltönende Glocke an ihr Ohr; in all ihren bitteren Seelenschmerzen hat sie immer wieder denken müssen: Wenn ich einen Menschen hätte, der mich versteht! Eine Frau — eine von jenen Frauen oder Mädchen, die selbst zu leiden vermögen und darum das Leid einer anderen verstehen!

Nun, da hier von Annemarie Gisbert die Rede ist, geht es ihr wie eine Flamme durchs Herz; sie richtet sich auf.

„Was ist es mit dieser Annemarie Gisbert?“ fragt sie und sieht ihren Mann an.

Friedel Wolter erwidert ihren Blick erst harmlos und offen, fühlt dann, wie Verwirrung in ihn kommt, zaudert einen Augenblick noch und zieht sich einen Stuhl ganz nahe zu Irmingard heran.

„Hör' mich an, Liebes! Es soll kein kleinstes Geheimnis, nicht eine verborgene Falte in meinem Herzen vor dir sein!“

In dieser Stunde, an diesem Nachmittag, da er so überreich beschenkt worden, findet er die rechten und die wahren Worte, um eine Verbindung zwischen seiner kleinen, zarten, nervösen Frau und jenem blonden Mädchen anzubahnen.

„Ich möchte Annemarie Gisbert sehen — ich möchte sie sprechen!“ sagt Irmingard, als Friedel geendet hat.

Kein Wort des Staunens kommt aus ihrem Munde; weder Schmerz noch Triumph noch Empörung ist aus ihrem Gesicht zu lesen.

In ihrem Hirn ist nur der eine Gedanke: Einen Menschen haben, einen Menschen, der versteht! Und nach allem, was er von Annemarie Gisbert erzählt hat, wird sie sie verstehen.

„Hast du kein Bild von ihr?“ fragt sie nach einer Weile, und Friedel antwortet, daß er zwar ein Bild von ihr habe, daß es aber unter Büchern und Schriften in einem seiner Schränke verborgen sein müsse. Solange er daheim ist, überhaupt seit er Irmingards Mann ist, hat er das Bild der Annemarie Gisbert nicht mehr gesehen.

Sie aber läßt ihm keine Ruhe.

„Geh, such' es, Friedel, ich bitte dich!“ Und da jetzt jeder Wunsch in ihr gleich so groß und ungestüm wird, daß es ihr keine Ruhe läßt, bis er erfüllt ist, begibt Friedel sich daran, das Bild der Annemarie Gisbert hervorzusuchen.

Unten im Billardzimmer, wo alte Bücherschränke stehen, hat er all das liegen, was er während der Studienjahre aufgesammelt hat.

Er stöbert in den Sachen herum, und seine Gedanken verlieren sich in jene Zeiten zurück.

Wie war da doch alles auf dies eine Ziel eingerichtet, auf die eine sichere Zukunftsaussicht: Annemarie!

Nach langem Suchen findet er das Bild; in einem kleinem Paket findet er es. Annemaries Bild ist fest zusammengebunden mit jenem Jesusbild, das über seinem Bette gehangen hat all die vielen, vielen Jahre hindurch. Er bringt beides zu Irmingard hinauf und reicht es ihr hin.

Lange, lange blickt sie in das Gesicht der Annemarie.

Eine kleine, von einem weißen Schirm verhüllte Lampe wirft ihr Licht auf Irmingards Kopf, aber sie hat ihn so tief gesenkt, daß Friedel nicht sehen kann, was in ihren Zügen vor sich geht.

„Laß mir das Bild“, bittet sie, als er die Hand danach ausstreckt, und nimmt hierauf das Jesusbild, das er ihr reicht, blickt es erst eine Weile lang an und legt es sich dann auf die Brust.

„Komm nah zu mir heran, Friedel!“ bittet sie und rückt zur Seite, so daß er sich zu ihr aufs Sofa setzen kann.

Er küßt sie und sieht, daß ihr Gesicht sehr weiß und sehr unruhig ist.

„Du hast sie liebgehabt, nicht wahr?“ fragt sie,

„Sie war meine Gefährtin, mein bester Freund!“ antwortet er.

„Ist solche Freundschaft nicht mehr und nicht besser als Liebe?“

„Es kommt darauf an, Irmingard, was man unter »Liebe« versteht!“

„Liebe ist vielleicht nur ein Rausch,“ sagt sie traurig, „ist etwas, was krank machen kann, wenn es nicht Erfüllung findet. Aber wenn die Erfüllung dann da ist - - — —“ Sie bricht ab; Tränen strömen aus ihren Augen, und sie wendet ihr Gesicht von ihm fort.

„Ich möchte Annemarie Gisbert sehen!“ sagt sie noch einmal leise und hält das Jesusbild wieder an ihre Brust gedrückt; sie hat auch die Worte gelesen. die Annemarie auf die Rückseite des Bildes geschrieben hat: „Wenn je ein Leid Dich trifft, so denk an Annemarie, die Dich nie vergessen wird!“

„Ich bin müde!“ sagt sie zu ihrem Mann, als der weiter zu ihr sprechen will. „Laß mich eine Stunde ganz allein, Friedel, ich bitte dich.“

„Soll ich das Licht löschen, Irmingard?“

„Nein, laß es brennen!“, und wie er das Zimmer verlassen hat, nimmt sie wieder das Bild der Annemarie Gisbert und schaut in deren Augen, schaut in das klare, nicht eigentlich schöne, aber kluge und zielbewußte Gesicht jener Frau, die um ihretwillen auf ihr Glück hat verzichten müssen.

„Ob es das gibt,“ sagt sie leise, „ob es möglich wäre, daß eine Frau so etwas verwindet, daß sie zu der kommen könnte, die ihr alles genommen hat?“ Aber ihre Gedanken sind zu unruhig, sind zu verflattert, um sich diese Möglichkeit ausmalen zu können.

Ein paar Tage später steht Friedel Wolter im guten Zimmer des Professors Gisbert. Ein Mädchen

hat ihn da hineingeführt und hat seine Karte in Empfang genommen.

Nun steht er in diesem Raum, in dem jedes Möbelstück, jede Decke, jedes Kissen, jedes Bild und jedes Buch ihm bekannt und vertraut ist, als wenn es sein eigen wäre – steht da und wartet, und das Herz schlägt ihm ebenso schnell und aufgeregt, wie es ihm vor vielen Jahren geschlagen hat, als der Vater ihn zuerst hierhergebracht hat.

Endlos scheint ihm die Zeit, die er zu warten hat; er tritt ans Fenster und blickt auf die Straße hinab. Auch da ist alles, was er sieht, noch so innig vertraut, als sei nicht ein Zeitraum von bald acht Jahren vergangen, seit er zuletzt hier geweilt hat.

Die Jugend fängt an, zu ihm zu sprechen, gaukelt ihm Bilder vor, die vieltausendmal schöner und reiner und glänzender sind als alles, was er in der langen Zeit danach auf seinen vielen Reisen gesehen hat. Ein Schmerz ist in ihm. Warum konnte es nicht so bleiben, wie es damals war? Warum mußte die Sehnsucht nach Wissen und Freuden ihn in die Fremde reißen?

Plötzlich schrickt er zusammen. Eine Hand hat sich ihm auf die Schulter gelegt.

„Friedel! Junge, lieber, guter Friedel!"

Der Professor steht neben ihm. Grau sind die Haare geworden und die Haut gelber und faltiger, aber die Augen sind dieselben geblieben, und auch die Stimme hat den gleichen Klang behalten.

Der einstige Pflegevater nimmt ihn an beiden Händen, wie er es getan hat, wenn er als Junge mit einem guten Zeugnis nach Hause gekommen ist, und blickt ihn an. Ein Zucken läuft dabei über das alt gewordene Gesicht; einen Augenbick lang versagt die Stimme – einen Augenblick nur, dann ist er wieder der feste, aufrechte und fröhliche Mensch, der er gewesen ist, solange ihn Friedel als seinen Pflegevater kennt.

„Lieb und gut, daß du gekommen bist, Friedel", sagt Gisbert und zieht sich einen Stuhl herbei.

„Setz' dich, mein Junge, und erzähl', wie es dir gegangen ist! Ein Weilchen mußt du mit mir allein vorliebnehmen, dann wird auch meine Frau kommen — und Annemarie, die über Ostern bei uns ist — —" Hier bricht er ab.

„Über Ostern?" fragt Friedel, und leise fügt er hinzu: „Sie wird also wieder fortgehen?"

„Wir wissen es noch nicht!" antwortet der Professor. „Annemarie ist ein tätiges Menschenkind; sie hält es bei uns alten Menschen nicht lange aus. Die Mutter hat die Zügel des Haushalts immer noch fest in ihren Händen, und für Annemarie bleibt da ja wirklich nicht viel zu tun übrig. Aber sag', Junge — warum hast du deine Frau nicht mitgebracht?"

„Sie fühlt sich nicht wohl," antwortet Friedel leise, „aber sie wird mit mir kommen — sicher wird sie mit mir kommen, sobald sie wohl genug ist!"

Der Professor nickt.

„Nun erzähl' von dir, Friedel — Junge! Ein stattlicher Mann bist du geworden! Ein rechter Wolter — das heißt, von Frau Dorothee hast du auch vieles mitbekommen! Man sieht so etwas nach einer langen Trennung immer viel schärfer, als wenn man andauernd zusammen war!"

Friedel berichtet von vielen, vielen Dingen; auch von München erzählt er, auch von Irmingard, und immer bleibt das Gesicht des alten Mannes freundlich und gütig, und immer ist ein zustimmendes Lächeln zu allem, was er hört, um seinen Mund.

„Aha!" sagt er dann plötzlich und erhebt sich von seinem Stuhl, und vor Friedel steht die, die ihm viele Jahre hindurch Mutter gewesen ist — steht vor ihm, will stark und fest bleiben, und kann es doch nicht. Tränen stürzen aus ihren Augen; sie lehnt sich an ihren Mann, der ihr zur Seite getreten ist.

Dann aber rafft sie sich zusammen und geht auf Friedel Wolter, den großen ausgewachsenen Menschen, zu, zieht ihn in ihre Arme und küßt ihn auf beide Backen, wie sie das früher getan hat, wenn er in die Ferien ging oder aus den Ferien zurückkam.

Sprechen kann sie nicht, und sie gibt sich auch keine Mühe mehr, ihre große Erregung, die aus Schmerz und Freude gemischt ist, zu verbergen.

Aber dann — — Friedel hat das Gefühl, als lege sich ein schwarzer Schleier vor seine Augen, um gleich darauf wieder fortgenommen zu werden — um gleich darauf zu einem Licht zu werden, das überirdisch hell ist, und vor dem er die Blicke senken muß.

Annemarie Gisbert ist ins Zimmer getreten!

Größer, als er sie von früher her im Gedächtnis hat, mit stolzer, aufrechter Haltung, mit einem Lächeln im feinen, jungen und doch so reifen Gesicht steht sie vor ihm, hält ihm die Hand hin und erwidert seinen Druck fest und herzlich und aufrichtig.

„Annemarie!"

Er bringt nur dies eine Wort hervor; sie aber, die seine Fassungslosigkeit fühlt, hat eine wundervoll sichere Art, die Situation zu retten. Harmlos, immer mit dem Lächeln um den Mund, erzählt sie von einem kleinen Erlebnis, das sie soeben auf einer Landfahrt gehabt hat, und ehe Friedel weiß, wie es geschehen ist, hat er alles überwunden, was von Tumulten in ihm erstehen wollte, hört zu, gibt Antworten und fängt schließlich selbst an zu erzählen.

Er erzählt erst von seinen Studienzeiten, von seinen Reisen, und erzählt dann von Irmingard, von seiner kleinen, jetzt etwas leidenden Frau Irmingard, die durch ihn die große Bitte an Annemarie Gisbert richten läßt, zu ihr heraus aufs Gut zu kommen.

Für die Länge einer Sekunde will da in Annemaries Augen ein unsicherer Ausdruck kommen; aber dann wirft sie mit einem Ruck alles, was klein ist, von sich ab. „Gern," sagt sie, „wenn deine Frau nicht zu mir hereinkommen kann, so werde ich zu ihr herausfahren, und wenn du lieb bist, läßt du mich vom alten Berchtold abholen, Friedel."

Sagen kann er nun nichts mehr, zieht ihre Hand an seine Lippen, und ein paar Minuten später steht er draußen auf der Straße, wie einer, der nicht weiß, ob er aus einem tiefen Traum erwacht ist, oder ob alles, was er soeben gesehen, gehört und erlebt hat, Wirklichkeit gewesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Papiersorten im Altertum.

Eine blühende Papyrusindustrie besaß Ägypten schon im 3. Jahrtausend v. Chr. Hauptsächlich in Alexandrien wurde das aus der gleichnamigen Pflanze gewonnene Schreibmaterial hergestellt. Zur Zeit des Plinius kannten die Alten eine Reihe von Papiersorten, die ihre besonderen Handelsnamen trugen. Als die erlesenste Marke galt die Charta hieratica. Später jedoch wurde das feinste Papier dem Kaiser Augustus zu Ehren Augustana, das zweitbeste seiner Gemahlin zu Liebe Liviana genannt, und der Name Hieratica rückte an die dritte Stelle. Ein schon beschrieben gewesenes und wieder rein gebeiztes Papier trug die Bezeichnung Amphitheatrica nach seinem Hauptherstellungsort, dem Amphitheater zu Alexandrien. Die nach der Stadt Saïs benannte Marke Charta Saitica galt als gering; minderwertiger noch war die nach Gewicht verkaufte Charta Leonitica, die aus den am Wurzelstocke gelegenen Schaftteilen der Papyruspflanze gefertigt wurde. Der gröbste Papyrus, Emporetica genannt und wohl aus den unter Wasser befindlichen Schaftteilen gewonnen, diente den Kaufleuten als Einschlagspapier. Wie man sich denken kann, mehrten sich allmählich die Papiersorten. So sind noch aus der Römerzeit zu erwähnen die überaus feine und weiße Charta Claudia, das beliebte Briefpapier Charta salutatrix und die in besonders breiten Streifen hergestellte Charta macrocolla, auf der Cicero zu schreiben pflegte. Farbige Schrift erforderte der dunkle Grund der Charta nigra.

Der Bedarf der Alten an Papyrus war groß, nicht nur zu literarischen, sondern vor allem auch zu alltäglichen Zwecken. Als darum infolge einer Papyrusmißernte zur Zeit des Tiberius einmal Papiermangel eintrat, kam es beinahe zu einem Aufstand! Übrigens war es Tiberius, der zur Papierverteuerung beitrug, indem er die Herstellung des so allgemein unentbehrlich gewordenen Stoffes mit einer empfindlichen Steuer belegte. Diese hob erst zu Anfang des 7. Jahrhunderts der Gotenkönig Theodorich auf. „Die Verbilligung eines für alle Menschen so wichtigen Stoffes", schrieb damals Cassiodorus, „müsse die gesamte Welt mit Freude begrüßen." So vollzog seltsamerweise ein „Barbar" diese kulturfreundliche Handlung. Papiersteuern, die leere Staatssäckel füllen sollten, hat es übrigens später genug gegeben — am längsten in England, wo sie erst 1861 in Wegfall kamen. In Frankreich, wo man die Papiersteuer nach 1870 wiedereinführte, hielt sie sich nur bis zum Jahre 1886.

Bücherbesprechungen.

„Die junge Frau." Von Wilhelm Huber. Dritte, vermehrte Auflage. (Verlag von J. J. Weber, Leipzig; gebunden 23,50 Mark). — Es gereicht mir zur besonderen Freude, auch die dritte Auflage dieses Buches hier besprechen zu können, und es kommt zu einer günstigen Zeit. Die überraschende Zunahme von Eheschließungen schafft so viele neue „junge Frauen", die in dem Huberschen Werk beste Aufklärung und Belehrung finden können, daß es sich verlohnt, noch einmal in Kürze auf seinen Inhalt einzugehen. Der leitende Gedanke des Verfassers gipfelt in dem Wunsche, die Frau wissend zu machen in bezug auf ihren eigenen Körper und seine Funktionen, sie zu belehren über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett, sie einzuführen in Gebiete, die das Frauenleben nach vielen Richtungen stark beeinflussen, und sie vor allem mit den dringendsten Forderungen der Hygiene bekannt zu machen und anschließend daran ihnen die Prophylaxe, die Verhütung von Störungen im Körper bzw. von Krankheiten, verständlich zu machen. Die neue Auflage zeigt eine gewissenhafte Durcharbeitung, zeitgemäße Zusätze, Änderungen, die der schädliche Einfluß des Krieges bedingte; sie bringt neue Erfahrungen aus dieser Zeit und Mitteilungen über noch ungelöste Probleme, die die Menschheit schon seit Urzeiten beschäftigten, wie z. B. die Theorie der Geschlechtsbestimmung. Der Verfasser teilt die Ansicht vieler, daß der Geschlechtscharakter schon in der Keimzelle angedeutet ist und beim Akte der Befruchtung festgelegt wird. Der Krieg mit seiner oft längeren Trennung der Eheleute und kurzen Urlaubszeit hat auch hier zur Forschung Gelegenheit gegeben, ohne ganz Sicheres festzustellen. Auch die Frage der günstigsten Zeit für die Empfängnis wird kurz gestreift. Recht eindrucksvoll spricht der Verfasser über die neuerdings zumal in Großstädten beliebten klinischen Geburten, d. h. die Erledigung letzterer in öffentlichen oder privaten Frauenkliniken. Diese neue Sitte stammt aus der Kriegszeit und war in vielen Fällen berechtigt, teils weil es an Ärzten mangelte, teils weil die Ernährung und das Pflegepersonal in Anstalten gesicherter waren; auch hatten viele junge Frauen, deren Männer im Felde waren, noch kein eigenes Heim, lebten bei Eltern oder Schwiegereltern und bevorzugten deshalb die Klinik. Heute hat sich das geändert, heute sollen die Geburten wieder im eigenen Heim, in der Familie erlebt werden. Nur Fälle von Blutungen bei vorliegenden Fruchtkuchen, von Eklampsie (Krämpfen) und engen Becken, die eine schwere Entbindung erwarten lassen, gehören mit Recht in Anstalten mit sachverständiger ärztlicher Leitung. Aus dem reichen Inhalt des Buches könnte hier noch manches Wichtige erwähnt werden, es würde aber über den Rahmen einer kurzen Besprechung hinausgehen. Der Preis des gut ausgestatteten Werkes ist der heutigen allgemeinen Teuerung angemessen, er soll die Frauen nicht abhalten, das Buch zu kaufen oder sich schenken zu lassen. Die Kenntnisse, die sie daraus schöpfen können, bringen reichen Lohn, und bei ihrer Verwertung sind sie eine treffliche Stütze für den behandelnden Arzt. Auch dem jungen Arzt bringt Huber vieles, was ihm in seinen Lehrjahren nicht besonders gelehrt wird, was erst die ärztliche Erfahrung als erprobt festgelegt hat; auch ihm sei das Buch empfohlen.

Dr. J. Donet, Leipzig.

„Aus der Armutei", Gedichte von Kurt Arnold Findeisen. (Ed. Focke, Chemnitz.) — Kein Buch der Anklage, kein Buch des Aufschreis. Es ist ein Lied der Freude, jener stillen Freude, die auch das Haus des Ärmsten durchsonnen kann, wenn sich zur Arbeit der Wille zu einem gewissen Vollmenschentum gesellt. Findeisen sucht das Volk bei der Arbeit auf und in seinen irdischen Himmeln: im Schacht, in der Fabrik, im Kino. Er zeigt den Fluch der Armut, solange sie Häßlichkeit ist, er preist die Armut, sobald sie spornt, den ganzen inneren Menschen aufrüttelt, daß er mit sich vorwärts komme in der Stille. Wo ist das Glück? Nicht bei Satten und Müden, eher beim Fröner, der zum Sucher wird. Nicht beim Reichen, sondern beim Schaffenden, der seiner Seele einen stillen Weg zur Sonne freimacht und sich aus dem Schatten zur wahren Freude durchringt — trotz alledem! „Daß wir nach ewigen Erzen schürfen, daß unsere Segel suchen ein Gestade, begreif es doch: daß wir uns sehnen dürfen, das ist die große Gnade!" Kein Zweifel: Findeisen gehört zu den Kommenden. Seine himmelblau-goldene Phantasie erinnert an Lissauer, seine liebevolle Art, kleinen Leuten in die Stube und ins Herzstüblein zu gucken, an Meister Wilhelm Raabe.

Paul Georg Münch

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Dampfschiffverbindung Swinemünde—Danzig. Die vom Norddeutschen Lloyd betriebene Fahrt Swinemünde—Zoppot—Danzig ist für die kommenden Monate eingeschränkt worden, so daß bis zum 31. Mai n. Js. Zoppot nicht mehr angelaufen wird. Von Swinemünde nach Danzig und zurück wird die Fahrt jedoch in der bisherigen Weise weiterbetrieben werden. Eine Veränderung trat lediglich in der Verlegung der Abfahrt- und Ankunftzeiten des Dampfers im Anschluß an den Winterfahrplan der Eisenbahnverwaltungen ein. Vorgesehen ist, daß der Dampfer bereits gegen 2 Uhr nachmittags (bisher zwischen 8 und 9 Uhr abends) in Danzig eintrifft und um die gleiche Zeit (bisher 8 Uhr vormittags) dort abfährt. Besonders die zeitige Ankunft in Danzig und Abfahrt von dort in den Nachmittagsstunden bedeutet eine wesentliche Verbesserung des Fahrplanes. Dem Vernehmen nach wird der Norddeutsche Lloyd demnächst an Stelle des jetzigen Dampfers „Grüßgott" ein neu angekauftes, schnell fahrendes Schiff in die Linie Swinemünde—Danzig einstellen.

Wieder deutsche Dampfer nach Brasilien. Der Norddeutsche Lloyd nahm unlängst den regelmäßigen Dienst nach Brasilien wieder auf. In die neue Linie wurden zunächst die Dampfer „Vegesack" und „Bremerhaven" eingestellt. Zunächst fuhr der Dampfer „Vegesack" nach Rio de Janeiro und Santos.

Die Flotte der Vereinigten Staaten. Die Tonnage der Dreadnougths wird sich im Jahre 1923 auf 1150000 belaufen und 16 Panzerschiffe umfassen. Mit den 19 bereits im Dienst stehenden Dreadnougths wird die amerikanische Kriegsmarine im genannten Jahre aus sieben Dreadnoughtdivisionen zu je fünf Schiffen bestehen. Sie wird zur selben Zeit sieben Schlachtkreuzer von je 43500 Tonnen umfassen, die in allernächster Zukunft dienstbereit sein werden, und zehn neue leichte Kreuzer, welche die größte bisher erreichte Geschwindigkeit aufweisen.

Volkszählung in den Vereinigten Staaten. Nach einem vorliegenden Bericht des Zensuramtes in Washington über die diesjährige Volkszählung beläuft sich die Bewohnerzahl in den Vereinigten Staaten auf rund 105 Millionen. Das bedeutet eine Zunahme von 13000000 während der verflossenen zehn Jahre. Zum ersten Male in der Geschichte der Vereinigten Staaten entfallen ungefähr zwei Millionen Einwohner mehr auf die Städte als auf das Land.

Die neuesten Tänze. Der Foxtrott hat eine angenehme Wandlung erfahren. Er wird jetzt viel sanfter, ruhiger und gemessener getanzt, wie überhaupt die choreographischen Künste der bevorstehenden Saison sich durch die langsame Gemessenheit ihrer Rhythmen von dem wilden Taumel und der unruhigen Zerhacktheit der jüngsten Vergangenheit stark unterscheiden. Auch der Tango von 1920 hat nichts mehr gemein mit jenem Vorkriegstango. Der 1920er Tango hat alle Wildheit und Extravaganz aufgegeben, die diesem Lieblingstanz der Cowboys noch anhafteten; er besteht in weichen, schmiegsamen, graziös gemessenen Bewegungen, und auch die argwöhnischste Ballmutter wird ihm keine Frivolität oder allzu große Kühnheit vorwerfen können. Daneben kommt jetzt ein anderer exotischer Tanz auf, der sogenannte Tscheka, der dem Tango ähnelt und ebenfalls außerordentlich anmutig ist. Der Tscheka dürfte sich freilich mehr zur Vorführung durch Kunsttänzer eignen und wird sich wohl im Gesellschaftstanz nicht einbürgern, denn er wird mehr „mit den Armen getanzt“ als mit den Beinen und besteht in ganz langsamen pantomimischen Bewegungen, zu denen die dunkel mystischen Klänge einer indischen Musik ertönen. Es hat den Anschein, als ob wir einer Mode des spanischen Tanzes entgegengehen. Die alten spanischen Tänze mit ihrer feurigen Rhythmik und ihrer schweren majestätischen Form werden in eleganten Gesellschaftskreisen immer beliebter.

Trockene Haarwäsche. Im Winter ist das Waschen der Haare mittels Wasser und Seife besonders für Damen, die langes und volles Haar besitzen, umständlich und gesundheitsschädlich, falls nicht auf das Trocknen peinliche Sorgfalt verwendet wird. Ein bequemes Reinigen des Haares ermöglicht Pallabona. Ausbürsten des Haares unter Anwendung einer geringen Menge Pallabona genügt, um Haar und Kopfhaut vom überschüssigen Fett zu befreien, vorhandenen Staub zu entfernen und die Kopfhaut rein und weiß zu machen. Durch die Anwendung des Mittels wird das Haar locker und läßt sich leicht und haltbar frisieren. Pallabona halten Damenfriseure, Parfümerien und Drogerien stets auf Lager.

Leben und Treiben gewisser Mitmenschen zu beobachten kann notwendig werden; es ist aber nicht jedermanns Sache, dies selbst zu tun. Man bedient sich dazu am besten eines guten Detektiv-Instituts. Ein solches ist in zwanzigjähriger Praxis P. O. Buchwalds Detektiv-Institut und Auskunftei in Berlin SW 68, Friedrichstraße 212 (Fernspr. Kurfürst 4783).



WINTER IN ST. MORITZ
ENGADIN

IM

WINTERSPORTZENTRUM DER WELT

Infolge seiner Höhenlage von 1850 m ü. d. M. beständige Schnee- und Eisverhältnisse verbunden mit längster Sonnenscheindauer.

Wintersaison: 1. Dezember bis 31. März.

Die St. Moritzer Wintersports für jedermann

Ski (Julier Sprungschanze, Corviglia Skihütte, zahlreiche Skifelder) .. ..
Schlittschuh (12 Eisplätze, meist mit Konzerten) .. ..
Bobsleigh (Grosser St. Moritzer Bobsleighrun und Westendrun) ..
Boblets und Schlitten (6 Bahnen für Erwachsene u. Kinder)
Skeleton (Cresta Run und Dorfrun für Anfänger) .. ..
Curling (5 Felder) .. ..
Hockey und Bandy (Bandy Rink) .. ..
Pferderennen (Piste auf dem See) .. ..
Skikjöring (auf dem See und den Strassen) .. ..

Tailing parties .. Eisgymkhana .. Tontaubenschießen

Diplomierte Lehrkräfte zur Verfügung. — Pferdevermietung. — Grosse Schlittenlager.

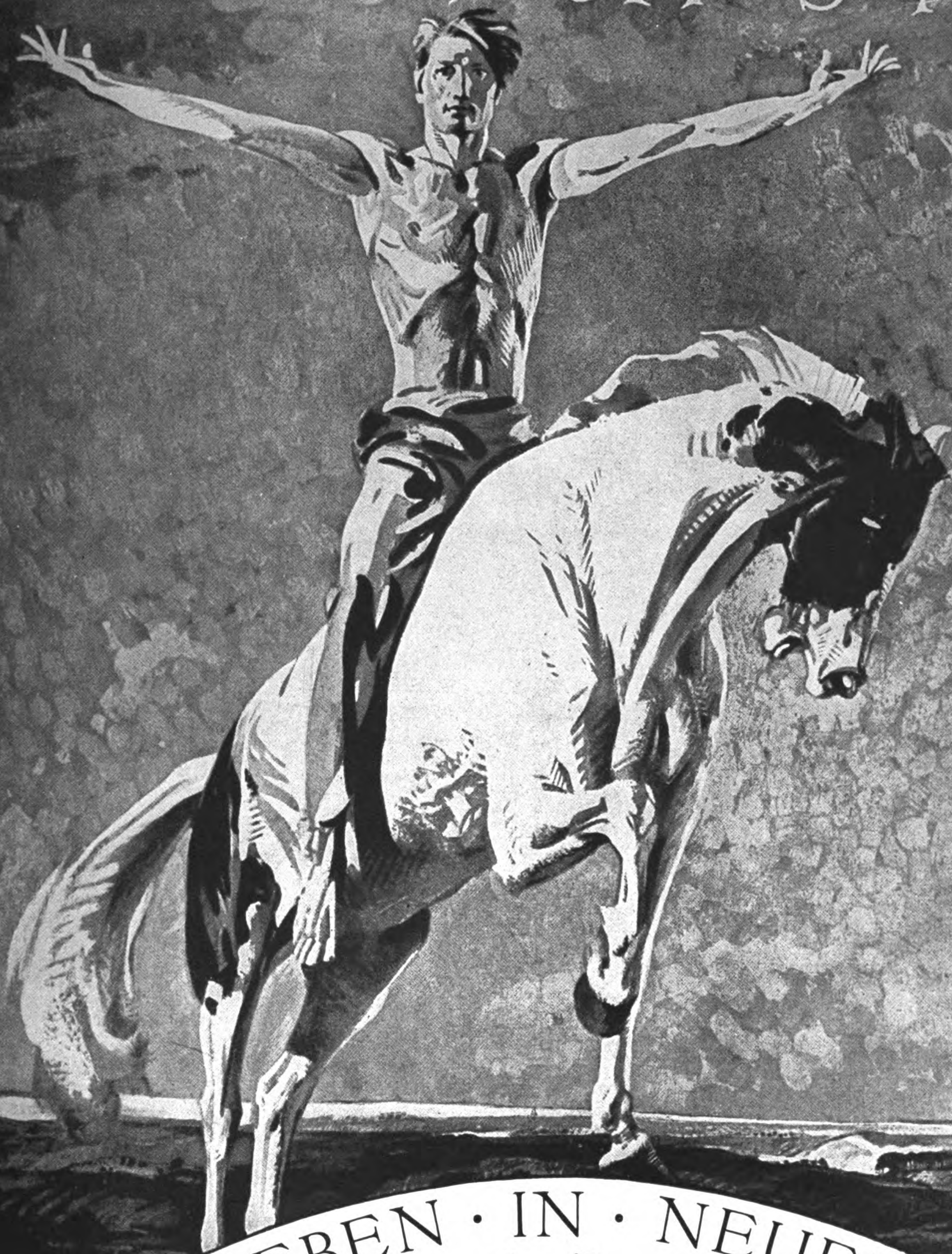
Vorzügliche Unterkunft und Verpflegung in allen Hotels

von 12 Frs. (ca. 100 Mark) an bis zu höchsten Preisen.

Wegen Vermietung von Einzelzimmern oder ganzen Wohnungen wende man sich an die Kurdirektion St. Moritz.

Einreiseerlaubnis zu „Kurzwecken" ohne weiteres durch alle schweiz. Konsulate in Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Mannheim, Stuttgart, München, Leipzig, Breslau, Königsberg i. Pr., Bremen, Köln, Düsseldorf.

Jedwelche Auskunft und Prospekte kostenlos durch die **Kurdirektion St. Moritz (Engadin), Schweiz.**









F. NEUMANN-FRED

Gemeinschaft Deutscher Automobilfabriken G.M.B.H.
(N·A·G – – HANSA-LLOYD – – BRENNABOR)
Berlin N.W.7. Sommerstrasse 6

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Medel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON
J. J. WEBER, LEIPZIG

Nr. 4035 Einzelpreis 6 Mark (Vierteljährlich 30 Mark) 155. Band

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Über das Hungern. Die durch die Zeitungen verbreitete Nachricht von dem Tode des Bürgermeisters von Cork nach einer Hungerperiode von 75 Tagen hat dieses Problem einmal wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Gewöhnlich wird gleich die Frage aufgeworfen: Wie lange kann der Mensch hungern? Und die Antwort lautet im allgemeinen: Wie lange der hungernde Organismus am Leben bleibt, hängt von der Fettmenge ab, über die derselbe im Beginn des Versuches oder der angeordneten Kur verfügt. Denn ärztlicherseits werden bei gewissen Krankheiten sogenannte Hungertage verordnet. Unter Fasten versteht man einen religiösen Begriff, dem schon unsere heidnischen Vorfahren huldigten, indem sie sich unter Verzicht auf Essen und Trinken festliche Fesseln anlegten. Zur Zeit Karls des Großen galt die Benediktinerregel für alle Klöster unbedingt, daß am Mittwoch und Freitag Fasttage waren, an denen nur einmalige Sättigung gestattet wird. Beim heiligen Franziskus galt um 1220 das 40tägige Fasten vom 6. Januar ab als ein freiwilliges, besonders für die Kranken. Um der Hinrichtung zu entgehen, tötete sich der zum Tode verurteilte Advokat Viterbi durch freiwilliges Hungern und schrieb mit stoischer Ruhe das Tagebuch seiner Leiden. Er starb nach nur 17 Tagen, hatte sich aber der Aufnahme von Wasser fast vollständig enthalten. Am wertvollsten und besten untersucht im Hungerversuch ist der Hungerkünstler Succi, über den Luciani in seinem Buch (1890) ausführlich berichtet. Succi hungerte 30 Tage und büßte dabei 19 % von seinem Körpergewicht ein. Länger hungerte — ebenfalls unter sicherer Kontrolle — der Amerikaner Dr. Tanner, der es auf 40 Tage brachte. Der Maler Merlatti setzte die Enthaltung der Nahrungsaufnahme bis zum 50. Tage fort; auf die ersten fünf Tage, an denen er unter Hunger litt, folgte eine lange Periode physiologischen und dann eine weitere krankhaften Zustandes, die ihn unter bedrohlichen Erscheinungen und Absinken der Körperwärme ans Bett fesselte. Unter ganz besonderen Umständen scheint dem Menschen die den Winterschläfern zukommende Fähigkeit nicht völlig abzugehen, seine Lebenstätigkeiten bis zu einem solchen Grade abzuschwächen, daß er in Lethargie verfallt und den Zustand des Hungerns eine erstaunlich lange Zeit fortzusetzen vermag. In dieser Beziehung wurde berühmt Anna Garbero, die, ohne irgendwelche Speisen und Getränke zu sich nehmen zu können, in einem solchen lethargischen Zustande 32 Monate und 11 Tage lebte! Zwischen den beiden Extremen des ausgesprochenen Hungerns und der Lethargie lassen sich, wie Luciani bemerkt, leicht Zwischenstufen denken, die die Merkmale sowohl des einen als des anderen Vorganges aufweisen. Dr. Erich Ebstein.

Die Entstehung der Alpen. Was wir heute als Alpengebirge hochragen sehen in scheinbar ewiger Ruhe, das entstand aus einem Senkungstrog, in den von ehemaliger Meeresbedeckung riesige Mengen Sedimentgesteine abgelagert wurden. Man nennt solche alte Sammelbecken Geosynklinalen. Aus dieser Geosynklinale heraus faltete sich nach und nach, vielleicht in ununterbrochener Folge von der Steinkohlenzeit an bis zur tertiären Braunkohlenzeit, das Riesengebirge, das wir heute Alpen nennen. Zur selben Zeit im Karbon, in der sich die deutschen Mittelgebirge durch Faltung aufrichteten, waren auch im Bereich der jetzigen Alpen gebirgsbildende Bewegungen im Gange. In der permischen Periode rauchte es allenthalben aus Vulkanschloten, wurden Laven und Tuffe ausgeworfen. Eine Rinne, die man Thetys genannt hat, zieht sich zwischen den Resten des Karbonlandes in Europa und dem indisch-afrikanischen Festlandsblock hin. Im Thetysbecken selbst sind einzelne Becken zwischen untermeerischen Rücken aus der karbonischen Faltungsperiode übriggeblieben. In der Thetys-Geosynklinale beginnen die Schwellen über die nördlich davorliegenden Tiefen sich vorzuschieben. Die Stirnen der liegenden Falten ragen weit nach Norden. Als Inseln schauen sie in reihenweiser Anordnung aus dem Wasser heraus. Die Faltung hat im südlichen Teil des Beckens ein schnelleres Tempo angeschlagen. An der Grenze zwischen Mesozoikum und Neozoikum sind im afrikanischen Kontinent mit vulkanischen Ausbrüchen begleitete Gebirgsbewegungen vor sich gegangen. In den Ostalpen entstehen in dieser Zeit die höheren Decken, deren Entstehungsgebiet das südliche Epikontinentalgebiet war. Die gebirgsbildenden Vorgänge steigern sich in der Oligozänzeit. Der Einbruch des Rheintalgrabens ist die Entspannung der sich zeigenden ungeheuren Kräfte. Vor den höchsten Deckenerhebungen sind jetzt als oberoligozäne Nagelfluhe erhaltene Schuttmassen aufgetürmt. Im Untermiozän ist der Riesenalpenbau vollendet. Eine Senkung stellt sich im Süden ein. Die flachliegenden Wurzeln der nach Norden weit überragenden Decken stellen sich steil. Sie knicken sogar ein und fallen rückwärts, also nach Süden hin, über. Im Mittelmiozän wird das Ganze nochmals eingetaucht. Die obere Meeresmolasse legt sich über die schon durch Gebirgsbildungsprozesse zu Phyllit umgewandelten mitteloligozänen Glarner Fischschiefer. Neue vulkanische Ausbrüche ergießen sich in den verworrenen Faltenbau. Zur Übergangszeit vom Miozän zum Pliozän wird ein Emportragen der Alpen über den Meeresspiegel bewirkt. Auch in der mittelpliozänen Zeit dauert dieses Herausheben fort. Aber schon setzt die Erosion ein, und klimatische Verhältnisse bedecken das Gebirge mit Eis. Rudolf Hundt.

100 Jahre Rechenmaschine. Am 18. November 1820 erhielt der Versicherungsdirektor François Xavier Thomas zu Paris das französische Patent auf sein „Arithmometer", die erste Rechenmaschine der Praxis. Als im 17. Jahrhundert die Mathematik sich zu einer selbständigen Wissenschaft ausgewachsen hatte, war bei den Gelehrten der Wunsch entstanden, eine Maschine zu haben, durch die die ermüdenden vier Rechnungsarten bei mehrstelligen Zahlen fehlerfrei mechanisch ausgeführt werden können. Die Geschichtschreibung, die das Alltägliche nicht liebt, hat dem Philosophen Pascal, der in seiner Jugend schon ein mathematisches Genie war, die Erfindung der ersten Rechenmaschine in seinem Alter von 18 Jahren angedichtet. Tatsächlich war Pascal, wie das eingravierte Datum auf seiner in Paris aufbewahrten Rechenmaschine beweist, bei deren Vollendung 28 Jahre alt. Seit dieser Zeit, 1652, hat eine lange Reihe von Gelehrten sich mit der Konstruktion von Rechenmaschinen beschäftigt und gewaltige Summen von Geist und Geld zur Lösung der überaus schwierigen Aufgabe aufgewendet. Beim Rechnen mit der Maschine stellt man die auf Scheiben oder in kleinen Fenstern beweglichen, in Metall gravierten Zahlen, die man addieren, subtrahieren, multiplizieren oder dividieren will, sichtbar ein. Schaltet man dann einen Hebel beispielsweise auf „Multiplikation" und dreht eine Kurbel, so erscheint alsbald das gewünschte Produkt der beiden eingestellten Zahlen. Im kaufmännischen Leben, im Bankwesen, in der Statistik, der Astronomie usw. erspart die Rechenmaschine heute eine gewaltige Arbeitslast. Es würde hier zu weit führen, wenn der Mechanismus der Rechenmaschinen erklärt werden sollte. Der Hinweis muß genügen, daß bereits Leibniz, der große Philosoph, 1671 bis 1694 die beiden gebräuchlichsten Systeme — mit Staffelwalzen und Sprossenrädern — in seinen Rechenmaschinen für die vier Spezies versucht hatte. In Deutschland arbeiteten der Pfarrer Hahn, ein mechanisches Genie (1770), dessen Gehilfe Auch (1789), ein Schwager von Hahn namens Schuster (1789) und ein Sohn von Hahn, der würtembergischer Hofmechanikus war, mit Erfolg an der Verbesserung der Rechenmaschine. Aber erst dem genannten Franzosen Thomas gelang es, die Maschine des jüngeren Hahn zu verbessern und in die Praxis einzuführen. Von 1820 bis 1847 waren die Erfolge von Thomas recht bescheiden; dann aber fand sein System volle Anerkennung. Die Thomasmaschine rechnete schon zuverlässig mit 16stelligen Zahlen. Im Jahre 1854 erhielt die Maschine die Anerkennung der Pariser Akademie der Wissenschaften. Neuere Maschinen rechnen nicht nur in den vier Spezies, sondern geben auch die Differenz zweier Produkte oder Quadrate, die Quadratwurzel oder die Summe oder die Differenz von Wurzeln. Ja, neuere Maschinen bremsen sich von selbst, sobald der innere Mechanismus einen Rechenfehler macht. Die neueste Entwicklung geht dahin, Maschinen zu bauen, auf denen man, wie auf jeder Schreibmaschine, schreiben und zugleich die im Text vorkommenden Zahlen mit einem Griff automatisch miteinander verrechnen kann. Das Resultat dieser Rechnung schreibt die Maschine selbsttätig auf. Schreibt man also auf einer solchen Maschine einen Brief, in dem mitten im Text eine längere Abrechnung vorkommt, dann „merkt" sich die Maschine beim Niederschreiben die Zahlen und schreibt, sobald man einen Knopf drückt, das Resultat nieder. F. M. Feldhaus.

Kohlen aus Torf. Die herrschende Kohlennot zwingt uns, der Natur zuvorzukommen und Verkohlungsvorgänge organischer Substanzen, die beim natürlichen Verlauf Hunderttausende von Jahren beanspruchen, im Zeitraum kurzer Stunden vorzunehmen. Dabei kommt es dann darauf an, die physikalischen Verhältnisse betreffend Druck, Temperatur und Luftabschluß so zu gestalten, daß das Erzeugnis des künstlichen Verkohlungsvorganges wirklich die wünschenswerten physikalischen und chemischen Eigenschaften der natürlichen Kohle besitzt. In letzter Zeit ist es nun dem in Fachkreisen seit langem geschätzten Ingenieur Bauschlicher gelungen, ein solches Verfahren für die Verkohlung von frischem Torf auszuarbeiten und in die Praxis einzuführen. Man hat es durchaus in der Hand, den Verlauf des Verkohlungsvorganges zu beeinflussen und je nach Wunsch eine gasreiche Fettkohle oder eine Magerkohle zu erzeugen. Das fertige Produkt ähnelt in Bruch, Glanz, Struktur usw. überraschend der natürlichen Kohle und besitzt einen Heizwert von 7500 Kalorien für das Kilogramm, ist also der besten westfälischen Steinkohle ebenbürtig. Die praktische Auswertung des Verfahrens hat in den Kremmener Torfwerken am Havelländischen Luch begonnen. Man wird zunächst jedem Verfahren, Torf in Kohle zu verwandeln, mit gemischten Gefühlen gegenüberstehen, denn jeder Techniker hat wohl das instinktive Gefühl, daß die noch wenig veränderte organische Torffaser eigentlich zum bloßen Verbrennen zu schade ist. Aber zur Zeit ist die Brennstoffnot so groß, daß alle derartigen Bedenken dagegen zurücktreten müssen. Und es ist nicht uninteressant, einmal die wirtschaftlichen Möglichkeiten einer Ausnutzung des Havelländischen Luches nach dem geschilderten Verfahren roh zu überschlagen. Dieses Luch hat vor der Errichtung der Bitterfelder Braunkohlenkraftwerke des öfteren die Grundlage für ähnliche Kraftwerksprojekte abgegeben, und es wurde dabei regelmäßig die Schätzung zugrunde gelegt, daß das Luch wenigstens eine Milliarde Pferdekraftjahre hergeben könne. Rechnet man das Pferdekraftjahr zu 8000 Pferdekraftstunden und nimmt für die Erzeugung einer Pferdekraftstunde einen Bedarf von 5000 Kalorien an, so enthält es also einen Energievorrat von 40000 Billionen Wärmeeinheiten. Man wird weiter der Wahrheit nahe kommen, wenn man für die Erzeugung von einem Kilogramm Kohle aus dem Torf einen Verbrauch von 2500 Kalorien annimmt, so daß zuzüglich der in diesem Kilogramm niedergelegten 7500 Wärmeeinheiten für ein Kilogramm 10000 Kalorien benötigt werden. Unter Zugrundelegung dieser Schätzung ließen sich aber aus dem Luch 4 Billionen Kilogramm oder 4 Milliarden Tonnen Kohle herstellen. Erinnern wir uns, daß die jährliche deutsche Steinkohlenförderung vor dem Kriege 200 Millionen Tonnen betrug, so würde also das Havelländische Luch bei seiner Verarbeitung auf Kohle den gesamten deutschen Steinkohlenverbrauch auf 20 Jahre decken können, immer vorausgesetzt, daß die Energieschätzung richtig ist. Stimmt sie aber auch nur nach der Größenordnung, so haben wir hier jedenfalls ein geeignetes Mittel, um der Kohlenkalamität wirksam entgegenzutreten. Hans Dominik.

Nummer 4035. 155. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.

Nr. 4035. 155. Band.

Illustrirte Zeitung

18. November 1920.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mk. Preis dieser Nummer 6 Mk.

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest

Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mk. 50 Pf., bei Platzvorschrift 4 Mk. 20 Pf.

Weihnachts-Anzeiger


STOLLWERCK
„GOLD"
SCHOKOLADE
KAKAO



Riquet
PRALINEN
Riquet PRALINEN
Riquet PRALINEN
PRALINEN Riquet PRALINEN
LUDWIG HOHLWEIN MÜNCHEN
RIQUET & Co. A·G·FA GEGR·1745·LEIPZIG



Feine Pelze

Friedrich Maerz

Leipzig, Brühl 67

Gegründet 1869 Telephon 5104

Spezialität:

Pelz-Mäntel

Pelzmode-Haus Schwabe

Königl. Bayer. Hoflieferant

Goldene Staatsmedaille
Nürnberg 1906

I. Preis Leipzig 1902







Spezialhaus
für solide
und feinste
Pelzwaren.

Anstellungen
kostenlos.
Auswahlsendungen
unverbindlich.

München, Kaufingerstraße 23

Telegr.-Adr.: Pelzhaus Schwabe.

Heinrich von Treitschke's Werke.

Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert.

10. Aufl. 5 Bände. 125 M., gebd. 225 M., in Halbleder handgeb. 400 M., in Halbpergament handgeb. 500 M. — Heinrich von Treitschke hat das deutsche Leben in Sitte und Volkstum, in Kunst und Literatur so tiefgründig wie kein anderer Historiker mit allen Fasern seines Herzens erfaßt. Seine Geschichte ist in ihrer glanzvollen Stilistik ein Meisterwerk wissenschaftlicher Darstellungskunst. —

Historische u. politische Aufsätze.

8. Auflage. 4 Bände. 62,40 M., gebd. 81,60 M., in Halbleder handgebunden 320,— M., in Halbpergament handgebunden 400 M. — In den historischen u. politischen Aufsätzen vereinigt Heinrich von Treitschke die Innerlichkeit der Auffassung und die Wärme und Farbenfrische der Darstellung des tiefgründigen wissenschaftlichen Geschichtsschreibers mit der fortreißenden starken Willenskraft des weitblickenden furchtlosen Politikers.

Was Heinrich von Treitschke als Politiker, als Publizist und Geschichtsschreiber seinem Volke war und bleibt, das wird heute in den weitesten Kreisen wieder lebendiger denn je gefühlt. Die wundervolle Lebendigkeit und Frische der Darstellung, die sprachlich formvollendeten Schilderungen und sein glühender Patriotismus stellen Treitschkes sämtliche Schriften in den Vordergrund unserer Zeit.

Ausgewählte Schriften.

Siebente Auflage. Zwei Bände. 16 M., gebd. 32 M., in Halbleder in einem Band gebd. 75 M.

Bilder aus der deutschen Geschichte.

7. Auflage. Zwei Bände. 16 M., gebunden 32 M., in Halbleder in einem Band gebunden 75 M.

Briefe.

Herausgegeben von M. Cornicelius. Zweite Auflage. 3 Bände. 70 M., gebd. 170 M., in Halbleder handgeb. 300 M., in Halbpergament handgeb. 400 M. — Die Briefe dieses vornehmen Charaktermannes aus den schweren Jahren der reifenden Entwicklung des Deutschen Reiches sind ein Ansporn für alle, die heute um eine nationale Einheit sorgen. Erkannte er die Folgerichtigkeit und Notwendigkeit der deutschen Einheit doch nicht bloß mit der Kraft des politischen Historikers, sondern auch als Mensch und Bürger.

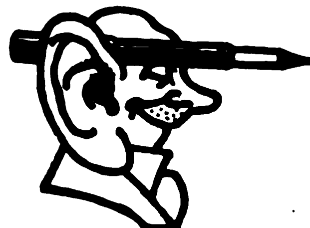
Politik.

Vorlesungen. Herausgegeben von M. Cornicelius. 4. Auflage. Zwei Bände. 32 M., gebunden 52 M., in Halbleder handgebunden 170 M., in Halbpergament handgebunden 225 M. — Ein Politiker fester Willenskraft, eine starke, fortreißende, weitblickende Persönlichkeit spricht hier zum deutschen Volke, der die Herzen froher schlagen ließ, wenn er zur Einigkeit mahnte, wenn er von Kämpfen und Siegen sprach, der aber furchtlos zu tadeln verstand, wenn andere einen Weg gingen, den sittliches Bewußtsein nicht billigen konnte. —

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Little Puck

und Le Petit Parisien, die lustigen Sprachlehrzeitschriften, sind unentbehrlich für jeden, der seine mühsam erworbenen englischen und französischen Sprachkenntnisse nicht vergessen will. Leicht verständlich, anregend, lehrreich! Alles mit Vokabeln u. Anmerkungen, kein lästiges Nachschlagen im Wörterbuch. 27000 Abonnenten! Jede Zeitschrift vierteljährlich (6 Hefte) M. 7.20 einschl. Sortimentszuschlag durch Buchhandel oder Post, M. 7.80 direkt vom Verlag **Gebr. Baustian**, Verlag, **Hamburg 82**, Alsterdamm 7 Postscheck 189 (Hamburg). Probeseiten kostenlos.



PENKALA

FÜLLBLEISTIFT

Der immer gespitzte Füllbleistift ist wieder in guter alter Qualität in allen besseren Schreibwarenhandlungen erhältlich.



„Diana“ Züchterei und Handlung edler Rassehunde

Wideburg & Co., Eisenberg 4. S.-A.

Versand aller Rassen (Begleit-, Wach-, Jagd-, Schosshunde). Rassereinheit, gesunde Ankunft garantiert. Illustrierter Katalog M. 2.50 (auch Marken).

Felsche

Schokolade

Kakao


Leipzig
Brühl Nr. 65
Rauchwarenhalle
Begründet 1873.


Neue Pelz-Moden
Pelzhaus
A. Wohlrab
Leipzig
Brühl 27.

Allgemeine Notizen.

Der Bund der Erneuerung erläßt ein Preisausschreiben für die besten Arbeiten, die unter Berücksichtigung der Leitsätze des Bundes die Probleme für den Wiederaufbau Deutschlands ganz oder teilweise in allgemein verständlicher Art klarlegen. Die Arbeiten sollen zur Veröffentlichung geeignet sein, nicht mehr Raum als höchstens 25 Druckseiten (zu höchstens 2000 Buchstaben auf der Seite) erfordern. Es wird ein 1. Preis von 4000 Mk., ein 2. Preis von 2000 Mk., ein 3. Preis von 1000 Mk. und ein 4. Preis von 500 Mk. ausgesetzt. Mit der Prämiierung geht das Recht der Veröffentlichung auf den Vorstand des Bundes über. Der Vorstand des Bundes behält sich das Recht vor, auch jede nichtprämiierte oder den Anforderungen des Preisausschreibens nicht voll entsprechende Arbeit zum Preise von 400 Mk. zu erwerben und zu veröffentlichen. Dem Preisgericht steht es frei, die beiden ersten Preise zusammenzulegen und in gleicher Höhe zu verteilen. Die Arbeiten sind bis zum 1. Dezember d. J., mittags 12 Uhr spätestens bei der Geschäftsstelle des „Bundes der Erneuerung", Berlin W 35, Schöneberger Ufer 36a I, einzureichen bezw. beim Postamt aufzugeben. Sie müssen mit einem Kennwort versehen sein. Ein verschlossener Briefumschlag ist beizufügen, der auf der Außenseite das Kennwort trägt und Namen mit genauer Adresse des Einsenders umschlossen enthält.

Ein Strindbergpreis. Die Katastrophe des Weltkrieges hat Strindbergs Kinder, Strindbergs Übersetzer und Strindbergs Verleger veranlaßt, für die beste Dichtung oder Schrift in deutscher Sprache, die die Versöhnung der Völker fördert, einen Preis von dreitausend Mark jährlich zu stiften, der jedes Jahr an Strindbergs Geburtstag (22. Januar) verliehen wird. Strindbergs Freund, Professor Dr. Karl Ludwig Schleich, hat das Amt des Preisrichters übernommen. Etwaige Einsendungen von Büchern oder Manuskripten sind an den Verlag Georg Müller in München, Elisabethstraße 26 zu richten.

Artur Schnitzler preisgekrönt. Das Preisrichterkollegium für den Wiener Volkstheater-Preis hat diesen mit Stimmenmehrheit der Komödie „Professor Bernhardi" von Artur Schnitzler zugesprochen. In den Zeiten der Monarchie war „Professor Bernhardi" jahrelang in Österreich verboten, während es in Deutschland überall gespielt

wurde und als Spiegelbild österreichischer Geistesrichtung Bedeutung erlangte.

Vier neue Reisehandbücher hat der altberühmte Baedekersche Verlag jüngst erscheinen lassen, Handbücher, denen all die bekannten Vorzüge ihrer Vorgänger in Hinsicht auf Zuverlässigkeit und Vollständigkeit von Text und Kartenmaterial zu eigen sind. Sie gelten Sachsen, dem Harz, der Mark Brandenburg und Thüringen. Diese vier Bände verdanken ihre Entstehung dem neuestens erwachten und erhöhten Verständnis für die Schönheit der deutschen Landschaft und tragen ihr Rechnung durch liebevolle Vertiefung in den Stoff und wesentlich eingehendere Schilderung der einzelnen Reisegebiete in landschaftlich engen, abgegrenzten kleineren Bänden an Stelle der früheren Sammelbände Nordost-, Nordwest- und Süddeutschland. Bearbeiter der vier neuen Bände ist Ferdinand Moll, der in langen Jahren bewährte Mitarbeiter des Baedekerschen Verlages.

Eine antarktische Expedition hat unlängst London verlassen. Sie besteht aus fünf Mitgliedern und wird von Cope geführt, der bereits an der Expedition Shackletons teilgenommen hat. Die Dauer der Expedition soll sieben Jahre betragen. Es soll versucht werden, den Südpol auf dem Luftwege zu erreichen.

Über den Umfang des Saargebietes herrscht selbst bei Behörden noch mancherlei Unklarheit. Es wird daher darauf hingewiesen, daß das Saargebiet nach dem Friedensvertrage Art. 48 aus folgenden preußischen und bayerischen Gebietsteilen besteht: Kreis Saarbrücken-Stadt, Kreis Saarbrücken-Land, Kreis Saarlouis, Kreis Ottweiler, Kreis Merzig (teilweise), Kreis St. Wendel (teilweise), Bezirk St. Ingbert-Stadt und -Land, Bezirk (teilweise) Homburg i. d. Pfalz — nicht zu verwechseln mit Bad Homburg v. d. Höhe —, Bezirk Zweibrücken (teilweise). Die Verwaltungsstellen für die preußischen Restkreise Merzig und St. Wendel befinden sich in Wadern und Baumholder, der bayerische Restbezirk Homburg ist aufgeteilt, und zwar ist der Restdistrikt Waldmohr dem Bezirksamt Kusel, der Restdistrikt Homburg dem Bezirksamt Zweibrücken und der Distrikt Landstuhl dem Bezirksamt Kaiserslautern zugeteilt. In Waldmohr und in Landstuhl befindet sich je ein Bezirksamtsaußensitz.

Eine Hochschule für französisches Recht in Mainz zu errichten hat die französische Regierung beschlossen, um den nach dem besetzten Gebiet zur Erfüllung ihrer Militärpflicht berufenen Rechtsstudenten die Fortsetzung

ihres Studiums zu ermöglichen. Es werden jedoch, wie in einer bezüglichen Anzeige bemerkt wird, auch zivile Zuhörer zugelassen ohne Unterschied der Nationalität. Die Vorlesungen stehen unter Leitung des Professors Brouillet aus Straßburg und begannen am 1. November d. J.

Ein Schutzverband für deutsches Vermögen in Polen zur Vertretung der deutschen Vermögensinteressen in Polen, die insbesondere durch die der polnischen Regierung zustehende Liquidationsbefugnis gefährdet erscheinen, ist gegründet worden. An dieser Gründung sind beteiligt: der Deutsche Industrie- und Handelstag, der Landesausschuß der preußischen Handelskammern, der Reichsverband der deutschen Industrie, die Handelskammer in Berlin, der Zentralverband des deutschen Großhandels, der Handelsvertragsverein, der Reichsverband für Privatversicherungen, der Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes, der Bund der Landwirte, der Hansabund, die Landwirtschaftliche Zentraldarlehnskasse für Deutschland. Leiter des Schutzverbandes ist Ministerialdirektor A. D. F. Lusensky. Die Geschäftsstelle befindet sich in Berlin W 8, Friedrichstraße 79a, II.

Neue Hundertmarkscheine. In seinem Kampf gegen die Nachahmung der Reichsbanknoten beschränkt sich das Reichsbankdirektorium nicht auf die Bekämpfung aufgetretener Fälschungen, sondern sucht auch durch verbesserten Notenschutz den Falschmünzern das Wasser abzugraben. Trotz des großen Papiergeldbedarfes zieht die Reichsbank die braune Fünfzig-Mark-Hilfsbanknote vom 30. November 1918 allmählich aus dem Verkehr und wird voraussichtlich noch Ende des Jahres eine neue Hundert-Mark-Note ausgeben, die einen besonders guten Schutz gegen Nachahmungen bieten soll.

Newyork der größte Steuerzahler. Die Steuereinnahmen in dem am 30. Juni d. J. beendeten Finanzjahre betrugen 5 410 284 874 Dollar. Dies ist mehr als der Voranschlag erwartete und die größte jährliche Einnahme seit der Errichtung des Büros im Jahre 1862. Den Hauptbeitrag zahlte Newyork mit 1 416 938 276 Dollar, d. h. mehr als ein Viertel der gesamten Steuereinnahmen und ungefähr 28 mal mehr als Newyork vor dem Kriege zahlte. In der Steuerabgabe besonders „feuchter" Staaten macht sich infolge des Alkoholverbots nur eine verhältnismäßig geringe Steigerung bemerkbar; so sind z. B. die Abgaben Kentuckys, die im Jahre 1912 35 Millionen Dollar betrugen, nur auf 47 793 022 Dollar gestiegen.



SCHOKOLADE · PRALINEN

PHONOLA FLÜGEL

Sein Besitz ist gleichbedeutend mit der Fähigkeit, vollendet Klavier zu spielen und die ganze Klavierliteratur zu beherrschen.

Druckschriften bereitwillig

LUDWIG HUPFELD A.G.

Berlin W. Leipziger-Straße 110

Leipzig, Petersstr. 4 Hamburg, Gr. Bleichen 21. Dresden, Waisenhausstr. 24 Cöln, Hohenzollernring 20 Wien VI, Mariahilfer Str. 3 Amsterdam, Stadhouderskade 19-20 Den Haag, Kneuterdijk 20.

Rönisch

Flügel u. Pianinos

haben einen weichen, biegsamen, jeder Willensregung des Spielers gehorchenden Anschlag. Hieraus erklärt sich die besondere Anziehungskraft des „RÖNISCH" auf Künstler und musikalisch anspruchsvolle Kreise

Vorführung Verkauf

Ludwig Hupfeld A.-G.

Berlin W, Leipzigerstr. 110

Leipzig, Petersstr. 4 Dresden, Waisenhausstr. 24 Wien VI, Mariahilfer Str. 3

Amsterdam, Stadhouderskade 19-20 Haag, Kneuterdijk 20.

Jllustrirte Zeitung



Astern. Nach einem Temperagemälde von Alfred Seckelmann.



Auf dem Wege nach Palästina: Aus Lettland kommende russische Juden, die über Deutschland nach Palästina auswandern, nach ihrer Landung in Stettin, von wo aus sie weiterbefördert werden. Palästina ist jetzt bekanntlich ein Freistaat unter englischem Protektorat.



Die Überführung der Leiche des irischen Märtyrers Mac Swiney, des nach 75tägigem Hungern gestorbenen Bürgermeisters von Cork, von England nach Irland: Erzbischof Mannix segnet den Toten in London vor dem Transport in die Heimat. (Porträt s. Nr. 4034.)



Das am 31. Oktober an der Widenmayerstraße in München enthüllte Jahn-Denkmal, ein Werk der Münchner Bildhauer Prof. Pezold und Prof. Düll. Die Kosten des Denkmals wurden teils aus der Prinzregent-Luitpold-Stiftung für Kunst und Wissenschaft, teils aus freiwilligen Spenden der Turnvereine bestritten.



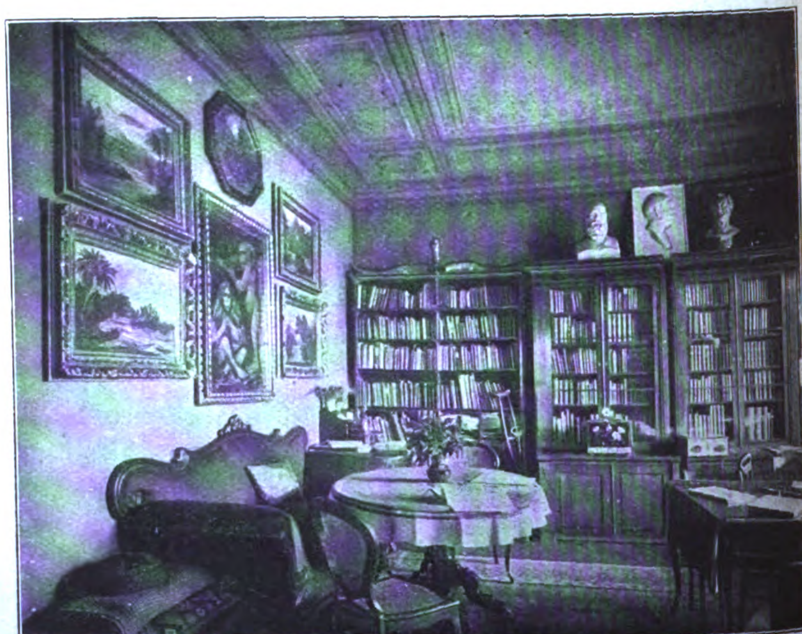
Hochzeit auf Schloß Amerongen: Hauptmann a. D. Sigurd v. Ilsemann, Flügeladjutant des ehemaligen Kaisers Wilhelm II., mit seiner Gemahlin Gräfin Elisabeth v. Bentinck, der Tochter des Schloßherrn von Amerongen. Die Schleppenträger der Braut waren Gräfin Maria zu Castell-Rüdenhausen und Erbgraf Rupert zu Castell-Rüdenhausen.



Der ehemalige Deutsche Kronprinz Wilhelm als Schmied in seinem Exil auf der Insel Wieringen. Der frühere Kronprinz schmiedete in der Werkstatt des holländischen Schmiedes J. Luijt ein Hufeisen als Hochzeitsgeschenk für den Flügeladjutanten seines Vaters, Hauptmann a. D. v. Ilsemann



Die Einweihung des Ernst-Haeckel-Denkmals von Prof. Engelmann (Weimar) im Garten der Villa Medusa in Jena, in dem auch die Asche des großen Zoologen beigesetzt wurde, am 31. Oktober: Geh. Rat Prof. Dr. Linck, der Rektor der Universität Jena, hält die Gedenkrede. (Phot. Alfred Bischoff.)



Das Arbeitszimmer Ernst Haeckels in der jetzt als Ernst-Haeckel-Museum eingerichteten Villa Medusa in Jena, die Haeckel bis zu seinem Lebensende bewohnte. Rechts Haeckels Arbeitstisch, links der Tisch, an dem er seine Mahlzeiten einnahm. (Phot. Alfred Bischoff, Jena.)

Tolstoi und die russische Seele.

(Zum 10. Todestag des Dichters am 20. November) Von Dr. Arthur Luther.

In seiner neuen „Russischen Literaturgeschichte" erklärt Prof. Alexander Brückner die Behauptung, Tolstoi sei einer der stärksten Wegbereiter der russischen Revolution gewesen, für unbegründet und kurzsichtig; wenn man sage, Tolstoi habe den Bauern für die revolutionäre Bewegung gewonnen, so sei das schon deshalb unsinnig, weil Rußland das Land der Analphabeten sei. Man wird dem Berliner Literarhistoriker kaum recht geben können. Tolstois Schriften haben einen ungeheuren Einfluß nicht nur auf die sogenannte Intelligenz gehabt, sondern auch auf das einfache Volk; auf tausend verschiedenen Wegen drangen seine Ideen auch zu den Analphabeten; und der einfache Mann, der die „schwarze Kunst" des Lesens gelernt hatte, las nichts lieber als Tolstoi, zwar nicht „Anna Karenina" und „Krieg und Frieden", wohl aber die vielen kleinen Schriften, die Volkserzählungen und die politischen und religiösen Aufsätze. Ihre schlichte und klare Sprache machte sie ihm leicht verständlich, ihre Denk- und Anschauungsweise war ihm vertraut. Und wenn die Masse zu guter Letzt aus der Predigt des „großen Dichters der russischen Erde" ganz andere Konsequenzen zog, als er sie vorausgesehen und gewünscht hatte, so lag das einzig an der mangelnden sozialen und ethischen Entwicklung dieser Masse. Man hat Tolstoi mitunter den „ersten Bolschewisten" genannt, und es ist nicht zu bestreiten, daß viele seiner Ideen sich merkwürdig nahe mit denen der Bolschewisten berühren — nebenbei bemerkt, erklärt das auch zum großen Teile, warum der Bolschewismus in Rußland sich so schnell ausbreiten konnte; er wurzelt eben doch tiefer im russischen Volkscharakter, als oft behauptet wird; ebenso unbestreitbar ist es, daß Tolstoi, wäre er nicht schon vor zehn Jahren gestorben, zu den erbittertsten Gegnern der Bolschewisten gehören würde; denn ihre Kampfmethoden, die Art, wie sie Gewalt gegen eine — oft überhaupt gar nicht mehr vorhandene — Gewalt setzen, schlagen seiner Grundanschauung, seiner Auffassung vom Wesen des Christentums einfach ins Gesicht. Denn für ihn wurzelt die gesamte Lehre Christi in dem einen Satze: „Ich sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel." Und diese Auffassung ist auch wiederum ganz russisch. Wenn der Bolschewismus, dem man seit drei Jahren immer wieder ein unmittelbar bevorstehendes Ende mit Schrecken prophezeit, auch heute noch scheinbar unerschüttert dasteht, so erklärt sich das nur aus der Wesensart des russischen Volkes, das, nachdem der erste wilde Paroxysmus vorübergegangen, nachdem Zerstörungswut und Rachbegierde sich ausgetobt haben, heute den Terror der „roten" Machthaber in Moskau ebenso hinnimmt, erduldet, wie früher den Despotismus des „weißen" Zaren.

Wenn Tolstoi immer wieder predigt, die Welt würde nicht besser, wenn man das Böse mit Gewalt auszurotten versuche: man müsse vielmehr dem Übel nur passiven Widerstand entgegensetzen, müsse, wenn man einmal Staat, Kirche, Besitz, Krieg verneine, alles zu vermeiden suchen, was einen von diesen Dingen abhängig machen könne, und bei den unvermeidlichen Zusammenstößen mit den Gewalthabern die Strafen und Marter auf sich nehmen, denn dadurch würde man den Gegner schließlich entwaffnen und zugleich durch sein Beispiel andere zu ähnlichem Tun anfeuern, bis zu guter Letzt etwa der Krieg von selbst aufhören würde, weil eben niemand mehr da wäre, der sich bereit erklärte, Militärdienste zu leisten; und wenn Tolstoi seine ganze Sittenlehre auf dieser Idee aufbaut, so zeigt er sich hier als typischer Russe. Denn die Passivität ist ein wesentlicher Zug des russischen Volkscharakters — des russischen, nicht des slawischen überhaupt. Weder der Tscheche noch der Serbe ist so geartet, und wir werden diese Eigentümlichkeiten des Russen vielleicht auf den starken asiatisch-mongolischen Einschlag in seinem Blute zurückführen müssen. Zum großen Teil erklärt es sich wohl auch aus der Geschichte des russischen Volkes, der jahrhundertelangen Sklaverei, in der es geschmachtet hat. Daß dieses möglich war, konnte allerdings nicht nur an den Herrschern liegen, sondern ebensosehr auch an den Beherrschten. Es ist ja auch sehr bezeichnend, daß sich in Rußland immer wieder Ideologen gefunden haben, die in dieser Schwäche des Volkes eine Tugend sehen wollten. So kamen die Slawophilen der sechziger Jahre zu ihrer berühmten Rechtfertigung der Autokratie. Das Wesen des Staates ist Gewalt, ist Zwang; das Volk aber will von sich aus keinen Zwang ausüben, darum unterwirft es sich willenlos dem Zwang des Staates und erhält sich so seine innere Freiheit; denn es will lieber die politische Freiheit zuungunsten der geistigen aufgeben, als umgekehrt.

Genau so denkt auch Tolstoi. Nur daß er offen ausspricht, was die Slawophilen auszusprechen, ja auch wohl auszudenken noch nicht wagten: die volle Verneinung des Staates. Er kann nur bestehen, solange es mehr unvernünftige Menschen auf der Welt gibt als vernünftige, und er wird sich von selbst auflösen, wenn die Vernunft einmal stärker ist als die Unvernunft. Daß diese Zeit aber einmal kommen wird, ist Tolstois feste Überzeugung.

Dieser Zukunftsglaube ist wiederum echt russisch. Es gibt ein sehr viel gebrauchtes Wort bei den Russen — Selbstbespeiung. Keiner besitzt in höherm Maße die Fähigkeit, seine eigenen Schwächen und Fehler mit solcher Offenheit und einem so verblüffenden psychologischen Scharfblick an den Pranger zu stellen wie der Russe; aber hinter der ärgsten und maßlosesten Selbsterniedrigung verbirgt sich ein unerschütterliches Bewußtsein des eigenen Wertes und der eigenen Größe. „Nicht das ist das Staunenswerte an unserem Dasein, daß die über ihm lagernde Schicht jeglicher viehischer Gemeinheit so fett und fruchtbar ist, sondern daß durch diese Schicht hindurch dennoch ein Helles, Gesundes, Schöpferisches emporwächst, ein Gütig-Menschliches, das uns fest vertrauen läßt, es sei auch uns noch eine Wiedergeburt zum lichten und reinen Menschendasein beschieden." So heißt es einmal bei Maxim Gorki. Und von diesem Glauben ist auch Tolstois gesundes Schaffen erfüllt. Es ist ein unermüdliches, unbeirrbares Streben nach Wahrheit in ihm, und eben weil dieses Streben in ihm so stark ist, kann er nie stillstehen; es genügt ihm nicht, einmal etwas als richtig erkannt zu haben. Er muß die Erkenntnis selbst auf ihre Richtigkeit prüfen. Er muß immer — um mit Mephistopheles zu reden — „bis zu den Grenzen unseres Witzes" vordringen, „da, wo euch Menschen der Sinn überschnappt". Und ist es so weit, dann kann er natürlich nicht stillstehen, sondern er sucht einen neuen Weg zu dem heiß ersehnten, nie zu erreichenden Ziel — mit demselben Ergebnis. In dieser Unermüdlichkeit des Wahrheitsuchens, in diesem Herunterreißen auch der letzten Masken liegt das Vorbildliche seiner Persönlichkeit, nicht in dem, was er schließlich fand oder gefunden zu haben meinte. Und dieser Maximalismus — das Wort nicht in politischem, sondern in ethischem Sinne genommen — eignet im Grunde jedem Russen. „Alles oder nichts!" ist der Wahlspruch, und in der eigentümlichen Passivität des Russen liegt die Erklärung dafür, daß man sich so oft mit dem Nichts begnügt, wenn man nicht alles haben kann. Dieser Maximalismus findet seine Erklärung zum Teil natürlich auch darin, daß der Russe historisch nicht so gebunden ist wie der Westeuropäer. Er hat nicht so viele Mauern niederzureißen, die eine Tradition von Jahrhunderten, wo nicht gar Jahrtausenden errichtet hat, darum wechselt er seine Anschauungen leichter und schneller, darum verfällt er immer aus einem Extrem in das andere. Aber dieser Wechsel der Anschauungen ist kein Verrat, und am wenigsten darf man von Wankelmut reden; wenn man Tolstois Schriften in zeitlicher Reihenfolge liest, so ist man bei oberflächlichem Lesen erstaunt, wie verschieden dieser Mann zu verschiedenen Zeiten über Welt und Leben gedacht; vertieft man sich aber auch nur etwas in das Werk dieses Mannes, dann erkennt man die große Einheit darin und die wunderbare Folgerichtigkeit, mit der sich alles entwickelt hat. Tolstoi ist oft der Vorwurf gemacht worden, daß sein persönliches Leben den von ihm gepredigten Lehren in keiner Weise entspreche. Der Mann, der Grundbesitz und Arbeitsteilung als die Ursache alles sozialen Übels verwarf, blieb auf seinem Gut wohnen, wenn er es auch seiner Frau abgetreten hatte und sich in die Verwaltung nicht hineinmischte — verwaltet wurde es aber nach ganz anderen Grundsätzen als den in seinen Schriften vertretenen, und wenn die Bauern mit Bitten und Beschwerden zu ihm kamen, hatte er nur immer die Antwort: „Wendet euch an die Gräfin. Mich geht das alles gar nichts an!"

Aber wer Tolstoi deswegen Vorwürfe machte, ihn wohl gar als Heuchler bezeichnete, sah nicht, wie schwer er selbst unter diesen Widersprüchen litt. Er hat sich nicht oft darüber ausgesprochen; erst nach seinem Tode erschien sein Bekenntnisdrama „Und das Licht leuchtet in der Finsternis" — und sein Tod selbst, die Flucht des 82jährigen in kalter Winternacht, brachte endlich die Lösung aller Widersprüche des Lebens. Er folgte auch hier nur dem Beispiele Tausender von seinen Volksgenossen, die der Drang nach Wahrheit, die Stimme des Gewissens aus der Gesellschaft der Menschen trieb, in die Einsamkeit, wo sie sich klar werden wollten über sich und die Welt. Wohl hat man gesagt, es wäre schließlich nur eine Art von Instinkt gewesen, was den Alten hinaustrieb — wie das Tier seinen Tod vorausfühlt und sich ins tiefste Dickicht verkriecht. Aber selbst wenn dem so wäre — dieses instinktive Ahnen des nahen Endes paßt so gut zu dem Russen Tolstoi, dem naiven Naturmenschen, denn das ist er. Und mit der Todesahnung erwacht in ihm stärker denn je auch das Gefühl der sittlichen Pflicht, die Erkenntnis, daß er nicht so sterben dürfe, wie er gelebt hatte.

Naiver Naturmensch — das war er. Darin vor allem liegt der Reiz seiner dichterischen Schöpfungen. In ihnen allen lebt eine ursprüngliche, primitive Freude am Dasein, eine urkräftige, durch und durch gesunde Sinnlichkeit, der jedes Raffinement fremd ist. Und es ist ein ganz eigentümliches Schauspiel, wie der asketische Prediger Tolstoi mit dem Sinnenmenschen immer wieder in Konflikt gerät. Tolstoi ist auf dem Lande aufgewachsen; kein russischer Dichter läßt uns so deutlich fühlen, daß das russische Volk ein Bauernvolk ist. Interessant ist es, den Großstadtdichter Dostojewski neben Tolstoi zu stellen. Alle Gestalten, alle Bilder Dostojewskis haben etwas Unwirkliches, Phantastisches, Gespenstisches, wie die Großstadt selbst auf russischem Boden als Gewächs erscheint, das künstlich dahin verpflanzt ist und nur ein Scheindasein führt. Und wenn es heute wirklich so aussieht, daß das gewaltige Zarenreich von einst sich ganz in Bauerngemeinden auflösen will, so ist das auch eine Entwicklung, die Tolstoi vorausgeahnt und gewünscht. Die russische Kritik hat oft darauf hingewiesen, daß es für ihn überhaupt nur zwei Klassen gäbe — den Landadel und den Bauern; die Mittelklasse kennt er nicht, will er nicht kennen; er spricht ihr jede Daseinsberechtigung ab. Der wahre Mensch ist allein der Bauer, der sein Land selbst bestellt; die einzige wahre Arbeit, die den Menschen beglückt, weil sie kein Frondienst ist, ist die Landarbeit. Der Sozialpolitiker Tolstoi hat kraftvolle Worte auch für die Not und das Elend des städtischen Proletariats gefunden — aber die Ursache dieses Elends sah er nicht im Kapitalismus, sondern einzig darin, daß der Arbeiter von der heimischen Scholle losgerissen ist. Wie das geschehen konnte, soll man fragen, nicht, wie man das Los des Arbeiters in der Fabrik bessern könnte; denn die Fabrik selbst ist der Widersinn. Darum wäre Tolstoi heute ein erbitterter Gegner der Diktatur des Proletariats.

Ein wesentlicher Zug des russischen Charakters fehlt Tolstoi freilich ganz: er ist durchaus Rationalist, alle Mystik ist ihm fremd. Darum kann er auch nicht als der alleinige Vertreter des russischen Wesens gelten. Man blickt tief hinein in die russische Volksseele, wenn man sich seine Werke zu eigen gemacht hat. Aber ganz bis auf den Grund dieser Seele hat man noch nicht geschaut. Die notwendige Ergänzung Tolstois ist Dostojewski.

Die Bedeutung der amerikanischen Präsidentenwahl. Von C. A. Bratter

Der harte Kampf, den Deutschland um sein nacktes Dasein führt, das auch nicht einen Tag aussetzende, atemraubende Ringen mit dem Völkerbund unserer früheren Feinde, die noch immer nicht die Waffen gegen uns niederlegen wollen — dieser furchtbare Existenzkampf, der unsere Aufmerksamkeit von allem ablenkt, was nicht mit den Stichwörtern Versailles, Spa, Aix-les-Bains und Genf zusammenhängt, hat auch bewirkt, daß wir den politischen Vorgängen in den Vereinigten Staaten von Amerika nicht entfernt die Beachtung gewidmet haben, die sie verdienen. Von dem eben abgeschlossenen Wahlkampf in Amerika, von den führenden Persönlichkeiten, die während dieser letzten Monate im Vordergrunde stander, von den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Strömungen, die man kennen muß, wenn man sich ein Bild von dem heutigen und eine Vorstellung von dem kommenden Amerika machen will, hat man in Deutschland nur in knappen Telegrammen oder in gelegentlichen Berichten einiger deutscher Zeitungskorrespondenten erfahren. Wie unzulänglich diese Auskunft war und noch ist, kann man nur ermessen, wenn man entweder amerikanische Zeitungen selbst oder doch die Berichte der großen europäischen Auslandspresse, die sich über Amerika bedeutend besser unterrichten läßt als Deutschland, genau verfolgt. An diesem Mangel trägt zum großen Teil das deutsche Valutaelend die Schuld. Die Zahl der Zeitungen, die in der Lage und willens sind, für einen ständigen Neuyorker oder Washingtoner Korrespondenten 500000 bis 600000 Mark jährlich auszugeben, ist notwendigerweise sehr gering. Die Präsidenten- und Kongreßwahlen vom 2. November d. J. bieten Veranlassung zu einer zusammenfassenden Darstellung der wichtigsten Entwicklungslinien der amerikanischen Politik und Wirtschaft der jüngsten Vergangenheit, zu einem kurzen Rückblick und dem Versuch, sich daraus eine Meinung über den Ausblick in die nächste Zukunft zu bilden.

Die amerikanische Wahlkampagne, die mit der Erwählung des Republikaners Warren G. Harding zum Präsidenten abgeschlossen hat, war nach außen hin völlig von dem Kampf um den Völkerbund Wilsons beherrscht. Es war ein Scheinkampf. Die große Masse der Wähler interessierte sich nur in geringem Maße dafür, und die leitenden Politiker, die „Kampagne-Manager", führten den Kampf, weil die Logik der Ereignisse sie dazu zwang. Der Krieg Wilsons gegen den Senat (man müßte eigentlich sagen: des Senats gegen Wilson) und die Willenserklärung des Präsidenten, die Völkerbundfrage müsse am 2. November „einem feierlichen Referendum" unterzogen werden, brachten es mit sich, daß die große Wahlparole nicht anders lauten konnte als: Wilsonscher Völkerbund oder (mehr oder weniger

ausgesprochene) Isolierung der Vereinigten Staaten. Der Widerstand gegen den Versailler Völkerbund gründete sich hauptsächlich auf die im Artikel 10 niedergelegte Verpflichtung, gegen jeden Versuch, die Selbständigkeit und Gebietsunversehrtheit eines seiner Mitglieder anzutasten, mit Waffengewalt einzuschreiten. In dieser Verpflichtung erblicken die Feinde des Völkerbundes eine Beeinträchtigung der freien Entschließungsfähigkeit eines Landes über Krieg und Frieden, ein Punkt, in dem gerade die Amerikaner überaus empfindlich sind. Die amerikanische Tradition, die von der Mehrheit der Nation noch heute hochgehalten wird, wendet sich entschieden gegen jede Möglichkeit, in die politischen und kriegerischen Händel der Alten Welt hineingezogen zu werden; und der Gedanke, etwa wegen Armeniens, Südslawiens, Griechenlands oder sonst eines dem Amerikaner herzlich gleichgültigen Landes einen neuen Krieg führen zu müssen, erscheint ihm geradezu absurd. Was Wilson demgegenüber von der moralischen Verpflichtung der Vereinigten Staaten sprach, dem „durch den Krieg auferlegten Anteil an der Leitung der Geschicke der Völker nicht auszuweichen“, erscheint der großen Mehrzahl der Amerikaner ebenso als eine hohle Phrase wie der von Wilson unablässig geforderte „Schutz der schwachen Nationen“ — eine Forderung, die ja tatsächlich eine leere Redensart geblieben ist. Diese Stimmung stärkte die Hand der Senatsmehrheit und unterstützte deren Verlangen, daß die erwähnte Bedrohung der amerikanischen Entschließungsfreiheit durch einschränkende Vorbehalte zu dem Friedensvertrag und den (mit ihm organisch verwachsenen) Völkerbundsatzungen ausgeschaltet werde. Was den Völkerbund als Ganzes betrifft, so hat man in vorurteilsfreien amerikanischen Kreisen längst eingesehen, daß er in Wirklichkeit ein diplomatisch-militärisches Werkzeug alten Stils zum Schutz der Interessen, will sagen, zur Bereicherung der siegreichen Großmächte ist.

Trotz dieser Meinungskämpfe, die teilweise mit größter Erbitterung ausgefochten wurden, bleibt es doch wahr, daß die Völkerbund-Parole in der Wahlkampagne nur einen Scheinkampf herbeigeführt hat, von dem — man kann es ruhig behaupten — in Amerika sehr bald überhaupt keine Rede mehr sein, der vielmehr von heftigen inneren Kämpfen abgelöst werden wird. Denn im Verlauf der Völkerbund-Diskussion in Amerika hat es sich immer mehr gezeigt, daß sich die Auffassungen der streitenden Parteien einander immer mehr näherten, daß also das Kampfobjekt immer mehr aufhörte, ein wirkliches Kampfobjekt zu sein. Einerseits hat der demokratische Präsidentschaftskandidat Cox einige Wochen vor dem Ende des Wahlfeldzuges seine Trennung von dem starrsinnigen Standpunkt Wilsons, der „den vorbehaltlosen Versailler Völkerbund oder gar keinen“ forderte, vollzogen und sich mit „clarifying reservations“ einverstanden erklärt, d. h. mit Vorbehalten, die die völlige Entschließungsfreiheit Amerikas klarstellen sollen; anderseits hat der republikanische Parteiführer Root am 19. Oktober (also gleichfalls kurz vor dem Abschluß des Wahlfeldzuges) in einer Rede, die großes Aufsehen hervorrief, von Partei wegen verkündet, die Partei nehme eigentlich nur an der jetzigen Fassung des Artikels 10 Anstoß und würde, falls man diesen Artikel entsprechend änderte, über den Eintritt Amerikas in den Völkerbund mit sich reden lassen. Diese Erklärung, die in Deutschland merkwürdigerweise gänzlich unbeachtet blieb, folgte unmittelbar der Äußerung Leon Bourgeois' auf dem Fuße, daß die Völkerbundsatzungen nichts Unwandelbares, für die Ewigkeit Bestimmtes seien. Harding selbst hat in seinen Kampagnereden keinen festen, einheitlichen Standpunkt in der Frage der Vorbehalte eingenommen, sich aber doch im ganzen für einen „reformierten Völkerbund“, für eine Art erweiterten Haager Weltschiedsgerichts ausgesprochen. Für die Behandlung dieses Problems (sowie aller anderen) wird vom 4. März 1921 an weniger Harding persönlich als die republikanische Parteileitung maßgebend sein; und Harding hat wiederholt öffentlich seine Auffassung ausgesprochen, daß das Land nicht von einem einzelnen, sondern von einer Partei regiert werden soll. Innerhalb der republikanischen Partei herrschen nun allerdings auch Meinungsverschiedenheiten in der Völkerbundfrage; die „Unversöhnlichen“ mit den Senatoren Johnson und Borah an der Spitze wollen von ihm nichts wissen, auch nichts von einer „reformierten“ Gesellschaft der Nationen; aber schließlich hat am 2. November die republikanische „alte Garde“ den großen Sieg errungen, nicht nur über die Demokraten, sondern auch über die Opposition im eigenen Lager. Die Parteileitung wird durch Harding den Kongreß wahrscheinlich schon im März zu einer Sondersitzung einberufen lassen, und eine der ersten Entschließungen des Kongresses wird den Friedenszustand mit Deutschland herbeiführen. Daran dürften sich die abschließenden Erörterungen über den Beitritt Amerikas zum Völkerbund anknüpfen; und da die Republikaner in beiden Häusern des Kongresses eine sichere Mehrheit haben (im Unterhause, wie es heißt, über hundert Stimmen), so wird der Kongreß diejenige Formel beschließen, auf die die republikanische Parteileitung sich geeinigt haben wird. Diese Formel wird vermutlich dahin lauten, daß die Vereinigten Staaten ihren Beitritt zum Völkerbund von Garantien abhängig machen, durch die ihre volle Entschließungsfreiheit gewährleistet wird. Unterderhand haben leitende europäische Persönlichkeiten maßgebenden amerikanischen Politikern bereits zu verstehen gegeben, daß derartige Bürgschaften ohne Schwierigkeiten zu erlangen sein werden. Aus der Zusammenfassung aller dieser Tatsachen ist zweierlei zu entnehmen: erstens, daß mit dem Beitritt Amerikas in den Völkerbund schon in absehbarer Zeit zu rechnen ist, und zweitens, daß dieser ganze erbitternde, das Land aufwühlende, Europa in banger Ungewißheit haltende Kampf zwischen Wilson und dem Senat gänzlich überflüssig gewesen ist. Denn mit solchen Bürgschaften beziehungsweise Vorbehalten ausgerüstet, hätten die Vereinigten Staaten schon längst dem Völkerbund beitreten können, wenn nicht der selbstherrliche Starrsinn Wilsons sich dem in den Weg gestellt hätte.

Für Deutschland aber ist die Mitgliedschaft Amerikas im Völkerbund von großer Wichtigkeit; denn es kann nach allem, was man darüber hört, als sicher gelten, daß die Vereinigten Staaten die Aufnahme Deutschlands verlangen und auch durchsetzen werden. Der amerikanische Delegierte auf der Brüsseler Finanzkonferenz, Boyden, hat der in allen maßgebenden Kreisen der Union herrschenden Auffassung Ausdruck gegeben, daß Amerika sich wirtschaftlich und finanziell an dem Wiederaufbau Europas nur dann beteiligen werde, wenn ein einiges Europa zustande komme. Er ließ auch keinen Zweifel an der ferneren Auffassung aufkommen, daß man sich in Amerika eine solche Einigung ohne die volle Beteiligung und Mitwirkung Deutschlands nicht vorstellen kann. Darin liegt letzten Endes die Bedeutung des republikanischen Wahlsieges vom 2. November für Europa und insbesondere für Deutschland.

Die Feste des Ambrosius Sonderlich.

Draußen vor den Toren der Stadt steht das Häuschen des Ambrosius Sonderlich. Klein, die große Dachkappe tief ins Gesicht gezogen, mit seinen Fenstern froh in die Landschaft schauend, so ruht das Heim des Alten in einem Garten, der jahraus, jahrein voller Blumen ist.

Alt ist Ambrosius, das ist wahr. Aber nur äußerlich. Im Herzen ist er so jung wie irgendeiner. Einsam ist er auch, aber das ist ihm keine Qual, sondern eine Quelle steter Freude und Glückseligkeit.

Er hat sich sein eigenes Leben, so ganz ohne Rücksicht auf Hinz und Kunz, zurechtgezimmert. Seine Jahre gehen still und unbemerkt, wie Wolken am Sommerhimmel, dahin. Fünf Feste sind es, welche Ambrosius vor allen anderen hochhält, welche die goldenen Perlen darstellen im Kranz seiner Jahre.

Wenn die ersten Märzlüfte zaghaft und leise über die Erde streichen, gerät Ambrosius in eine sonderbare Unruhe. Sobald der Tag sich neigt, tritt er vor seines Hauses Tür und späht angestrengt nach der Spitze des Nußbaums hinauf, der in seinem Garten steht. Dann schüttelt er den Kopf, geht in seine Stube und schlägt ein Buch auf. „15. März, 18. März, 25. März“, murmeln seine Lippen. Endlich am 27. März ist es so weit: In die frühe Dämmerung singt die erste Amsel ihr Lied. Ambrosius steht, als lausche er Klängen aus ewigen Fernen, und in seinem Herzen hebt der Frühling an mit holdem Klingen. Heute findet er ein Schneeglöckchen, bald duften die Veilchen in das frühe Jahr. Die erste Amsel bedeutet für Ambrosius Sonderlich das erste Fest im Jahre.

Wenn die Nachtigallen drüben im Parke schlagen, feiert der Alte das zweite hohe Fest. Wieder zur Dämmerstunde geht Ambrosius unter den alten Bäumen einher. Schwer duften Flieder und Maiblumen in die warme Luft. Still liegt der Park. Nur ein paar Verliebte huschen vorüber. Klar, wie eine silberne Fontäne, steigt des Vogels Sang in den Abend. Eine leise Wehmut keimt im Herzen des Alten empor. Tapfer kämpft er sie nieder und schreitet mit seltsam verklärten Augen seinem Heime zu.

Nicht weit von Ambrosius' Hause erstreckt sich ein kleines Tal, in dem ein schmaler Pfad emporführt. Die Nächte um die Mitte des Jahres sehen ein Glimmern und Klimmern auf den frisch gemähten Wiesen des Tales. Johanniskäfer erleuchten mit ihren Laternen die mondfernen Nächte. Tausendfältig aber ist das Gefunkel der kleinen Lichter in der Nacht, die dem Tage des Heiligen, nach dem die Käfer benannt sind, vorangeht. Stundenlang steht der Alte dann in dem Tale und sieht dem geschäftigen Treiben zu. Eine Mär kommt ihm in den Sinn, daß in der Johannisnacht die Seelen der entschlafenen Kinder zur Erde zurückkehren und tanzend und spielend über die Wiesen eilen. So begeht Ambrosius das dritte Fest im Kreise seines Jahres.

Der Herbst bläst übers Land. Regen fallen ein, grauverhängt schleichen die Tage dahin. Endlich ringt sich die Sonne durch. Das Grün des Sommers ist durchwirkt mit dem Goldbraun des Herbstes. Auf den Wiesen seines Tales aber bricht Ambrosius die blassen Kelche der Zeitlosen. Glocken scheinen sie ihm, die mit leiser Stimme das Jahr zur Ruhe läuten. In seiner Stube verströmen sie seltsam wehmütigen Duft, wenn er herbstliche Lieder alter Dichter liest. In zinnenen Schalen glühen rote Äpfel. Kerzen legen einen goldenen Schimmer um den Alten und den festlichen Tag.

Und dann kommt eine andere Stunde, da Ambrosius im leise fallenden Schnee steht und mit geöffneten Händen die weißen Flocken auffängt, um sich zu freuen am wundersamen Bau der rasch Verwehenden. Mit rüstigen Schritten geht er dann durch den verzauberten Winterwald, in dem ein Klingen ist von Eis und Kälte. Die Meisen hüpfen wie Kobolde von Ast zu Ast, raschelnd bricht ein Reh über den Weg. Ein paar Tannenreiser nimmt Ambrosius mit in seine wohlig warme Stube. Der Duft der Zweige ist im Raume, wenn der Alte nun die eichene Schatulle zur Hand nimmt und die Bilder der Menschen betrachtet, die durch sein Leben gegangen sind, die er einmal liebgehabt. Leise streichen seine welken Hände über das Angesicht der Entschlafenen oder für ihn Verschollenen. Einen Zweig von den Tannenreisern bricht er und legt ihn zu den Bildern, dann bläst er die Kerzen aus.

Im Kamin knistern die Scheite und leuchten, ab und zu hell aufglühend, in die Finsternis. Die Erinnerung ist die Gefährtin dieser letzten Feststunde im Jahre des Ambrosius Sonderlich, sie legt ihre Hand auf seine müde Stirn. Dem Alten aber scheint es, seine Mutter sei ins Zimmer getreten und spreche zu ihm mit der milden, leichtverhängten Stimme, die stillen Frauen eigen ist.

Hans Gäfgen.

Gedanken über Weib, Liebe und Ehe.

Wahrhaft liebt das Weib nur einmal, und wenn der Geliebte ein Schurke war, er wird von ihr nie vergessen.

Das Weib verzeiht eher dem Manne als der Nebenbuhlerin.

Wer ist schlechter, das Weib oder der Mann? Der Mann ist grausamer, das Weib hinterlistiger.

Wer ist grausamer in der Liebe? Der Mann, denn er spielt mit Frauenherzen und knickt sie oft für das ganze Leben; das Weib spielt mit seinen Reizen.

Die Liebe des Weibes wächst allmählich, die des Mannes rasch, lawinenartig; erstere wird, nachdem sie Wurzel gefaßt, nie vergessen, beim Manne kann sie so schnell, wie sie entstanden, verblassen.

Helmut Helfer.

* * *

Es hat etwas Bezauberndes, in sein Weib etwas hineinzusehen, was nicht in ihm ist! Es sind Schöpferwonnen, die man dabei auskostet, und die uns durchlodern mit dem unsäglichen Prachtgefühl unwandelbarer, aus sich selbst herausschaffender Liebe und innerer Allmacht. Nichts kann uns die Liebe zu einer solchen Frau verdunkeln oder gar entreißen — nicht einmal sie selbst.

Es gibt Frauen, deren Seelen erst im Leibe erwachen.

Frauenliebe ist ein Wunder, ein Geschenk der Götter, das man nie verdienen kann.

Keine Weisheit, keine Gedankengröße kann uns die Natur so teuer machen wie der Zauber der Mutterschaft das echte Weib.

Die Ehe ist die Königinkrönung des Weibes.

Josef Stollreiter.

Aufzeichnungen.

Von Marie Holzer.

Nicht wo Zorn, der immer ein hämisch Gesicht trägt, wo tiefe, reine, heilige Empörung das Zepter schwingt, dort reden Götter.

Nicht dort, wo man anderen neidisch Vorteile entwinden möchte, dämmert das Gerechtigkeitsempfinden, erst dort, wo man eigene Vorteile zu tiefst als Unrecht empfindet, liegt das Morgenrot des Gerechtigkeitsgedankens.

Nicht, daß jeder am Sonntag ein Huhn im Topfe habe, ist das Ziel der Kultur; daß jeder jeden Tag eine Feierstunde für seinen Geist, für seine Seele findet, daß über jeder Arbeit dann der Glanz solcher Feierstunden liegt, das wäre ein Ziel.

Nur wer wächst, reift.

In jedes Menschen Herz brennt ein Licht, das aufwärts möchte, aber Mühsal und uferlose Geschäftigkeit löschen es immer von neuem aus.



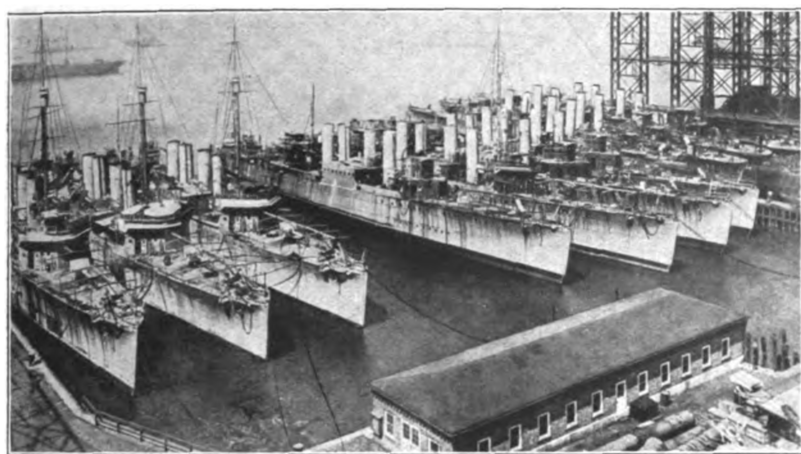
Eine Granatexplosion in einem Wohnhause in der Hennigsdorfer Straße in Berlin am 4. November: Die Wirkung der im 4. Stockwerk erfolgten Explosion einer 10-cm-Granate, die ein Erwerbsloser entladen wollte.



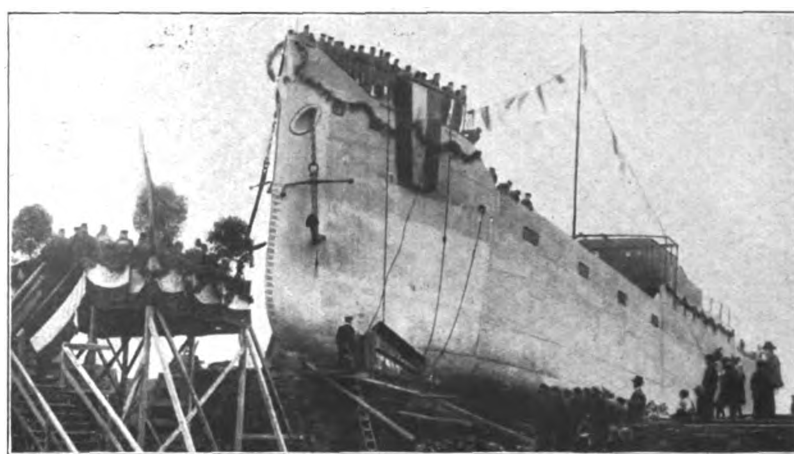
Zur Präsidentenwahl in Amerika am 2. November: Warren G. Harding, der zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählte republikanische Kandidat, mit seiner Gemahlin. (Siehe den Aufsatz auf Seite 541.)



Ein aus Aluminium hergestelltes Verkehrs-Großflugzeug der Zeppelinwerke in Staaken bei Berlin: Der Eingang zur Passagierkabine für 18 Personen. Das Flugzeug (Eindecker) hat eine Spannweite von 32 m und erreicht eine Geschwindigkeit von 210 km in der Stunde.



Wie die amerikanische Kriegsflotte wächst: Ein Geschwader von 10 Torpedobootzerstörern im Dock der Neuyorker Schiffbaugesellschaft kurz vor der Ablieferung an die Marinebehörde, die 30 solcher Boote bestellt hat.



Der Stapellauf des ersten deutschen seefähigen Betonschiffs auf der Störwerft in Wewelsfleth bei Glückstadt. Das Schiff ist 56 m lang, 8,6 m breit, hat eine Seitenhöhe von 4,6 m und eine Tragfähigkeit von 800 Tonnen.



Ein neues Polizeimeldesystem in Groß-Berlin: Elektrischer Alarmruf-Apparat, der mit einem besonderen Schlüssel mit eingetragener Nummer geöffnet wird. Jeder Eigentümer eines solchen sog. Bürgerschlüssels kann im Notfall polizeiliche Hilfe herbeirufen.



Die Brandkatastrophe in Zollenspieker bei Bergedorf am 2. November: Blick auf die Brandstätte. (Phot. Otto Reich, Hamburg.) Durch das Feuer, das infolge Funkenflugs aus den Schornsteinen der städtischen Stadtwerke (im Hintergrund) entstand, wurden 16 Häuser und 30 Scheunen vernichtet.



Kammersänger Paul Knüpfer,
viele Jahre hindurch erster Bassist an der Berliner Hofoper, † am 5. November im Alter von 56 Jahren an den Folgen eines Schlaganfalls. Seit dem 1. April war er aus der Staatsoper ausgeschieden.



Hofrat Alexander Koch,
um die deutsche Geschmacksbildung und neuzeitliche Wohnungskultur hochverdienter Kunstzeitschriftenverleger in Darmstadt, Inhaber der bayrischen goldenen Medaille für Wissenschaft u. Kunst, beging am 9. November seinen 60. Geburtstag.



Prof. Paul Bonatz,
namhafter Architekt, ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule in Stuttgart, vordem dort als Assistent Theodor Fischers tätig, wurde von der Technischen Hochschule in Aachen zum Dr.-Ing. ehrenhalber promoviert.



Alfred Rothe,
Generaldirektor der Vereinigten Jaeger, Rothe & Siemens-Werke A.-G. in Leipzig, wurde in Würdigung seiner Verdienste um den Wiederaufbau der deutschen Industrie Dr.-Ing. h. c. der Technischen Hochschule in Aachen.



Geheimrat Peter Bruckmann,
namhafter Großindustrieller, Besitzer der Silberwarenfabrik P. Bruckmann & Söhne in Heilbronn a. N., I. Vorstand des Deutschen Werkbundes, wurde von der Technischen Hochschule in Aachen zum Dr.-Ing. ehrenhalber promoviert.



Dr. phil. Benno Homolka,
Chefchemiker der Höchster Farbwerke, dem in Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Teerfarbenindustrie von der Technischen Hochschule in Aachen die Würde eines Dr.-Ing. ehrenhalber verliehen worden ist.



Von der Erstaufführung von E. N. v. Reznicefs Oper „Ritter Blaubart", Textdichtung von Herbert Eulenberg, in der Berliner Staatsoper am 31. Oktober: Szene aus dem letzten Akt; Carl Braun in der Titelrolle und Elfriede Marherr-Wagner als Agnes. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Von der Uraufführung von Georg Kaisers „Europa" im Großen Schauspielhaus zu Berlin am 5. November: Szene des III. Aktes. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)
Vorn links Hermann Thimig als Hermes, sitzend Roma Bahn in der Titelrolle, vor ihr liegend Alexander Moissi als Zeus, stehend Heinrich George vom Frankfurter Stadttheater als König Agenor.



Aus Walter Hasenclevers Drama „Jenseits", das im Staatstheater zu Dresden am 28. Oktober zur erfolgreichen Uraufführung gelangte: Schlußszene; Raul (Walter Bruno Iltz) an der Leiche der von ihm ermordeten Jeane (Alice Verden). (Phot. Martin Herzfeld, Dresden.)



Von der Uraufführung der romantischen Oper „Fiamma" von August Langert, Dichtung von Dr. Alexander Levy nach Grimms Märchen vom „Dornröschen", am Landestheater in Coburg (in Szene gesetzt von Intendant Hofrat Mahling) am 17. Oktober: Schlußszene des II. Aktes. (Die böse Fee Fiamma hat den Prinzen Rosabel durch Zaubereien gebannt; plötzlich wird im Hintergrund, in Rosen eingehüllt, das schlafende Dornröschen sichtbar.) Fiamma: Frl. Anna Daniela; Prinz Rosabel: Hans Wolff; Prinzessin Rosalinde (das Dornröschen): Frl. Rose Picardo. (Phot. W. Adler, Coburg.)



Das am 17. Oktober auf dem Friedhof in Hamburg-Ohlsdorf enthüllte Denkmal der in amerikanischer Gefangenschaft verstorbenen deutschen Seeleute, eine Schöpfung des Hamburger Bildhauers Prof. Arthur Bock. Das Werk versinnbildlicht die Allmutter Erde, die ihren Sohn in ihrem Schoße birgt. Ausführung in grauem Muschelkalkstein.



Ein Unternehmen zur Hebung des deutschen Volksgemeinschaftslebens: Die Förster-Schar, so benannt nach dem Führer Hans Albert Förster, mit dem Bücherwagen der Deutschen Wanderbuchhandlung in Leipzig, der für 10000 ℳ Bücher enthält, unterwegs nach Thüringen, um die dortige Landbevölkerung mit gutem Lesestoff zu versorgen und für edle, volkstümliche Unterhaltung durch Vortragsabende zu gewinnen.

Großstädtische Tanz-Typen.

Augenblicksbilder von Hanns Langenberg.



Deutschlands Rauchwarenhandel und Rauchwarenindustrie.

Von Dr. Otto Schiller-Leipzig.

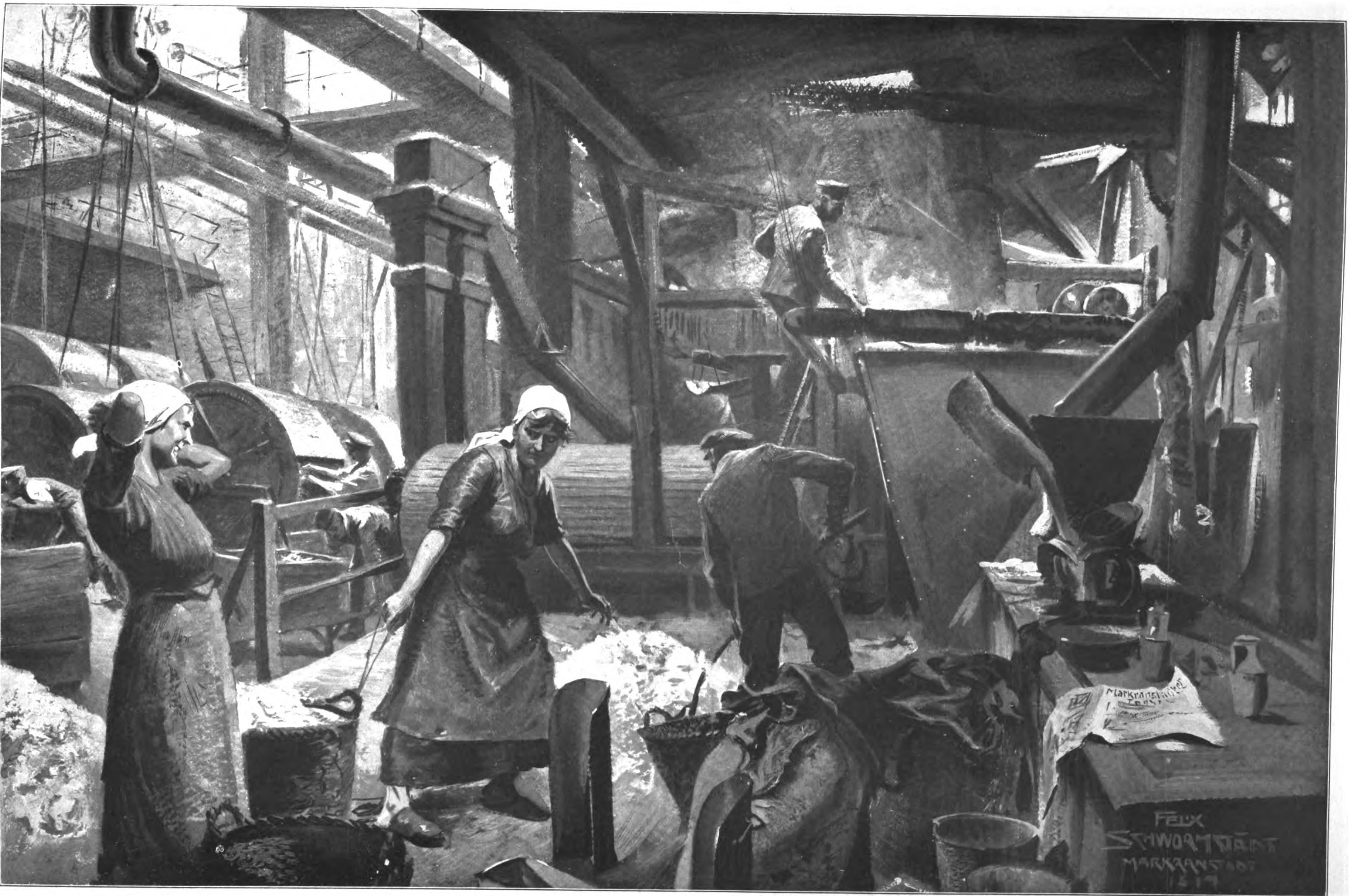
Bis zum Ausbruche des Weltkrieges sind von den rohen Pelzfellen, die aus Amerika sowie den englischen Kolonien stammten und regelmäßig zweimal im Jahre, mitunter auch öfters, in London versteigert wurden, ebenso wie von den Fellen russischer Herkunft, die auf den Messen von Nishny und Irbit zum Verkaufe ausgeboten wurden, rund 75 Prozent durch Leipziger Händler aufgekauft und nach Leipzig geschafft worden. Dort trafen die Pelzfelle mit der sogenannten „nordischen Ware" und einem guten Teile der Pelzernte, die in Deutschland, Österreich-Ungarn und auf dem Balkan gewonnen wurde, in den Lagern des Pelzhandelsviertels zusammen. In Leipzig wurden die Pelzfelle der verschiedensten Herkunft sortiert und veredelt, um dann ein zweites Mal als Leipziger Rauchwaren die Reise in alle Weltteile anzutreten. Von der importierten Ware sind höchstens 35 Prozent in Deutschland geblieben. Annähernd 65 Prozent sind zu durch geschickte Sortierung und Veredelung erheblich gesteigerten Werten an das Ausland verkauft worden und haben auf diese Weise, da der Umsatz des Leipziger Platzes z. B. im Jahre 1913 auf rund 220 Millionen geschätzt wird, ganz erheblich zur Aktivität der deutschen Handelsbilanz beigetragen. Es liegt auf der Hand, daß auf einen solchen internationalen, von der Freiheit der Verkehrswege im höchsten Maße abhängigen Gewerbszweig der vierjährige Weltkrieg nicht ohne Einfluß geblieben ist. Sorgenvoll denkt Leipzig, soweit dies der unverwüstliche Optimismus eines großen Teiles der Händlerschaft zuläßt, daran, daß schon einmal der Dreißigjährige Krieg den seit den Tagen des Mittelalters in den Seestädten der Nordküste Deutschlands blühenden Handel mit Pelzfellen nordischer und russischer Herkunft lahmgelegt hat. Es hat nach dem großen Kriege mehr als ein Jahrhundert gedauert, bis Hamburg und Lübeck wenigstens einen Teil des nordischen Handels wieder an sich ziehen konnten und Breslau es gelang, vorübergehend der Stapelplatz für russische und polnische Rauchwaren zu werden. Erst von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab hat sich Leipzig seine führende Stellung im Weltrauchwarenhandel errungen, dann aber auch so gründlich, daß tatsächlich jeder, der in der Welt veredelte Pelzfelle im Großen und an der Quelle kaufen wollte, nach Leipzig gehen mußte und dort gerne kaufte, weil er auf den Lagern der Leipziger Händler alle marktgängigen Pelzfelle bis zu den ausgefallensten Sorten in beliebig großen Mengen an einem Tage erhalten konnte. Wird Leipzig diese Monopolstellung allmählich wiedererringen? Noch jetzt ist die Verbindung mit Rußland so gut wie unterbrochen. Der Londoner Auktion, die einst für den Roheinkauf der amerikanischen und Kolonialpelzernte schlechthin ausschlaggebend war, ist inzwischen in den Bestrebungen Amerikas, sich von der Londoner Auktion unabhängig zu machen, wie sie in der Veranstaltung großer Auktionen in Saint Louis ihren Ausdruck finden, eine erhebliche, in ihrer Tragweite heute freilich noch nicht klar erkennbare Konkurrenz entstanden. Wer weiß, ob, selbst wenn der deutsche Kaufmann wieder überall im Ausland offen als Käufer auftreten darf, nicht der enorme Valutaunterschied das ganze Geschäft in andere Bahnen lenken wird, da, niedrig geschätzt, der Einkauf im Auslande heute etwa das zehnfache Kapital wie früher erfordert. Einfuhrverbote und Ausfuhrabgabe, die beide im Endergebnis nur Ausflüsse der Entwertung der deutschen Mark sind, stehen zur Zeit der unbeschränkten Einfuhr ausländischer Ware hindernd im Wege. Von dem Abbau dieser beiden Verkehrshindernisse wird es zum guten Teil abhängen, wenn Leipzig nicht das Schicksal der Hansastädte nach dem Dreißigjährigen Kriege teilen soll. Eingedenk des Umstandes, daß schon vor dem Kriege nur etwa 35 Prozent der Einfuhr in Deutschland verblieben sind, und daß die verminderte Kaufkraft des deutschen Publikums mit größter Wahrscheinlichkeit zu einer erheblichen Verringerung dieser Quote und damit zu einer weiteren Erhöhung der Ausfuhr führen wird, halten viele der Rauchwareninteressenten, und unter ihnen solche, die durch ihren weiten Blick in der Branche führend sind, alle Ein- und Ausfuhrbeschränkungen von außerhalb Deutschlands geernteter Rauchware für etwas Sinnwidriges. Sie erblicken in ihnen lediglich einen schädlichen Versuch, der natürlichen Entwicklung, die gewissermaßen zwangsläufig einen Exportüberschuß und damit erhebliche Guthaben in fremder Währung schaffen muß, Fesseln anzulegen. So sehr es auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus notwendig ist, diese Frage aufzuwerfen, wäre es völlig falsch, von einer Niedergeschlagenheit auf dem Leipziger Rauchwarenmarkte oder gar davon zu reden, daß der Wagemut des Brühls, wie man in Leipzig nach der Hauptgeschäftsstraße des Rauchwarenhandels diesen kurz bezeichnet, auch nur im geringsten beeinträchtigt wäre. Die unregelmäßigen Ergebnisse der Pelzernten, die Launen der Mode und die Tatsache, daß viele Pelzfelle der Befriedigung reiner Luxusbedürfnisse dienen, haben von jeher im Rauchwarenhandel rasch sich ändernde Geschäftslagen zur Folge gehabt. Argen Preisrückgängen, wie in den Jahren 1913/15, sind geradezu extravagante Preissteigerungen in der Zeit von 1916 bis Anfang 1920 gefolgt, und zwar so, daß auch diese wieder von Schwanknngen unterbrochen waren. Preisschwankungen von 100 bis 200 Prozent sind im Rauchwarenhandel schon vor dem Kriege nichts Außergewöhnliches gewesen. Der Krieg 1914/1918 und die Knappheit der Zufuhren haben hier allerdings Rekordergebnisse hervorgerufen, die selbst von den bekannten ältesten Leuten auf dem Brühl als außergewöhnlich bezeichnet werden mußten. Kanin, für das im Frieden der Sammler 15 bis 25 ₰ bezahlte, ist im naturellen Zustande bis auf 40 ℳ gestiegen, um dann Anfang 1920 wieder bis auf etwa 10 ℳ herunterzugehen. Jede Bisamratte müßte, wenn sie erführe, daß ihr in Friedenszeiten je nach Qualität mit 0,80 bis 2,50 ℳ bezahltes Fell zur Zeit der höchsten Kriegskonjunktur auf 150 ℳ gestiegen war, Größenwahn bekommen.

Bevor das Fell irgendeines Pelztieres durch die Konfektion oder den Kürschner dem eigentlichen Verbrauche zugeführt werden kann, muß es, um haltbar sowie verarbeitungsfähig zu werden und des gefälligen Aussehens halber einer ganzen Anzahl mehr oder minder verwickelter Prozeduren unterzogen, also, wie der Fachmann sagt, veredelt werden. Über die Bedeutung dieser Veredelung geben am besten folgende, der amtlichen Zollstatistik entnommene Zahlen Auskunft. An rohen Pelzfellen, außer Hasen und Kanin, sind 1913 rund 3752 t im Werte von 121½ Mill. ℳ, im Jahre 1912 sogar 4365 t im Werte von 123 Mill. ℳ importiert, aber in den gleichen Jahren nur 1137 und 1420 t im Werte von 42 und 48½ Mill. ℳ ausgeführt worden. Wo der Rest der eingeführten rohen Pelzfelle geblieben ist, ergibt sich ohne weiteres, wenn wir hören, daß an zugerichteten und gefärbten Fellen 1913 nur 2144 t und 1912 nur 2367 t im Werte von rund 65 und 71 Mill. ℳ eingeführt, aber in den gleichen Jahren 3223 und 3097 t im Werte von 183¼ und 162⅜ Mill. ℳ ausgeführt worden sind und an überzogenem und gefüttertem Pelzwerk einer Ausfuhr von 158 t im Jahre 1913 und 165 t im Jahre 1912 eine Einfuhr von nur 49 und 55 t gegenübergestanden hat. Jedes naturelle Fell muß, bevor es verarbeitet werden kann, zugerichtet werden, während nur ein Teil der zugerichteten Felle dann einem mehr oder weniger durchgreifenden Farbprozeß unterzogen wird. Die Zurichtung soll in erster Linie die Lederseite des Felles unter sorgsamer Erhaltung der Behaarung so gerben, daß das Leder dehnbar, weich und leicht wird, gleichzeitig aber der Verarbeitung durch den Nadelkürschner standhält; sie soll weiter die Haarseite reinigen und derart behandeln, daß die Haare glänzend und weich erscheinen. Unter den beiden Zweigen der Veredelung ist die Zurichterei gewissermaßen der ältere Bruder. Ihre Methoden reichen bis in das früheste Altertum zurück, wenn sie auch natürlich durch die Hilfsmittel der Chemie und infolge des Ersatzes des Handbetriebes durch Erfindung sinnreicher Maschinen immer mehr vervollkommnet worden sind. Ihre eigentlichen Triumphe feiert die Veredelungstechnik auf dem Gebiete der Färberei. Jedes Fell ist ein Individuum, das, je kostbarer es ist, um so persönlicher behandelt werden muß. Kaum ein Fell gleicht dem andern; auf demselben Fell sind verschiedene Farben und Haarsorten vertreten. Allen diesen Unterschieden muß der Färber gerecht werden. Feines Pelzwerk wird in der Regel nicht durchgefärbt, sondern nur „geblendet". Es erhalten die Spitzen der Haare einen Farbaufstrich mit natürlichen Farbstoffen, um die Felle der verschiedenen Tiere derselben Gattung gleichmäßiger im Aussehen und so für das Auge gefälliger zu machen. Viele, und zwar gerade die geringwertigeren Felle, wie z. B. Lammfelle und Schmaschen, werden nur in gefärbtem Zustande verarbeitet. Als vor einer Reihe von Jahren Rußland und Rumänien, wo die Lammfellmütze als nationales Bekleidungsstück eine große Rolle spielt, die weitere Einfuhr der in Deutschland gefärbten Lammfelle durch einen jeden Import unmöglich machenden Zoll unterbunden hatten, mußten die getreuen Untertanen dieser Länder diese Maßnahme ihrer Regierung, und zwar bis heute, dadurch büßen, daß sie nur mit völlig unzureichend und insbesondere nicht farbecht gefärbten Mützen ihre Häupter bedecken konnten. Gewisse Felle, wie Murmel, Kanin und Bisam, werden — wie Murmel ausschließlich oder wie Kanin in der Hauptsache — nur in gefärbtem Zustande weiterverkauft. Murmel verwandelt sich unter der Hand des Färbers in Nerz, Zobel und Skunks. Kanin wird mit Oberhaar zu Skunks, Zobel und auf Schwarz zu Besatzzwecken gefärbt, neuerdings aber in immer steigendem Maße geschoren und auf Seal verarbeitet. Selbst damit waren der Ehrgeiz des Färbers und der verwöhnte Geschmack des Publikums nicht befriedigt. Man hat schon vor dem Kriege einzelne am naturellen Felle vorkommende Farben herausgegriffen, auf diese Farben das naturelle Fell umgefärbt und damit gewissermaßen der Natur ins Handwerk gepfuscht, um Farbeffekte zu erzielen, die die Natur nicht kennt. Der Färber nennt diese Produkte „Phantasiefarben". Ihre Herausarbeitung sowie überhaupt die Überwindung der letzten Stufe zum derzeitigen Aufstieg der Rauchwarenfärberei war erst möglich durch die volle Ausnutzung der von der deutschen chemischen Industrie zur Verfügung gestellten künstlichen Farbstoffe. Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts haben zunächst französische Färbereien in der Umgebung von Paris und in Lyon unter Verwendung von Anilinschwarz eine Sealfarbe auf Bisam und Kanin in solcher Vollendung hergestellt, daß bis zum Kriege selbst viele deutsche Händler ihre Waren zur Verarbeitung auf Seal nach Frankreich schicken mußten, um den Ansprüchen ihrer ausländischen Kundschaft gerecht zu werden. Hier war für Deutschland, wie auf so vielen anderen Gebieten, der Krieg der große Lehrmeister. Die Schwierigkeiten des Verkehrs zwischen den nordischen Ländern und Frankreich, die Betriebseinschränkungen der französischen Färbereien durch Leute- und Farbmangel und die besonders auf dem deutschen Markt entstandene Notwendigkeit, infolge der enormen Preissteigerung aller edlen Pelzsorten immer mehr zu Ersatzmitteln zu greifen, haben es mit sich gebracht, daß heute Rauchwarenfärbereien in Markranstädt, Leipzig, Schönau und Naunhof aus Kanin ein der französischen Sealfarbe völlig gleiches Produkt herstellen und so die deutsche Rauchwarenfärberei jetzt die Vormachtstellung einnimmt, die die übrige deutsche Veredelungstechnik bereits vor dem Kriege gehabt hat.

Gegenüber dem Handel mit rohen und veredelten Fellen, wozu auch die sogenannten Halbfabrikate, wie Futter und Streifen, zu rechnen sind, ist für den internationalen Verkehr die Bedeutung der Pelzkonfektion von jeher etwas zurückgetreten. Die hohen Einfuhrzölle auf fertig konfektionierte Ware und die in Modefragen vielfach ausschlaggebende Rolle, die Paris vor dem Kriege gespielt hat, haben die deutsche Konfektion mindestens im Export von Fertigfabrikaten nicht die Umsatzziffern erreichen lassen, die sie infolge ihrer Leistungsfähigkeit verdient hätte. Zur Überwindung eines nur aus der Tradition auf dem Gebiete der Damenmode erklärlichen Vorurteiles wird es hoffentlich beitragen, wenn die verwöhnte Modedame hierdurch erfährt, daß in Berlin, in Göttingen, in Leipzig, in Westfalen, in München ganz dieselbe erstklassige Pelzkonfektion erzeugt wird, wie man sie bis vor dem Kriege aus Paris zu beziehen gewohnt war. Gleichviel, wo Pelzkonfektionäre arbeiten, ob in den Nordländern, in Australien oder Südamerika, benötigen sie eine Leipziger Spezialität, nämlich die zur Garnierung des Pelzwerkes verwandten Schweife. Da die natürlichen Schweife nur des kleinsten Teiles der edlen Pelztiere am fertigen Stück verwandt werden können, verwandeln in Leipzig und Umgegend viele Hunderte fleißiger Hände in der Hauptsache den Schweif des sibirischen Eichhörnchens (Feh) in alle Arten naturgetreu imitierter oder, richtiger gesagt, idealisierter Pelztierschweife. Dem In- und Auslande zu zeigen, was der deutsche Geschmack leisten kann, sind die Pelzmodeschauen bestimmt, die, wenn ein schwebendes Projekt verwirklicht wird, bereits von 1921 ab regelmäßig zur Ostermesse in Leipzig und im August in Berlin stattfinden sollen.

Ein Gang durch eine moderne Rauchwarenzurichterei und Färbereianlage.

Beim Durchwandern des Brühls und der angrenzenden Straßen der Altstadt Leipzigs fällt uns auf, wie in den zeitigen Nachmittagsstunden Tag für Tag fast vor jedem Hause große Planwagen oder möbelwagenähnliche Fuhren halten und in ihr sorgfältig abgeschlossenes Inneres große Weidenkörbe geschafft werden, aus denen hier und da der Schweif eines Felltieres, ein paar Pfoten oder auch ganze Felle heraushängen. Die Begleiter des Wagens und die Markthelfer, die die schweren Körbe in das Innere des Wagens bringen, werfen uns nicht gerade ermunternde Blicke zu. Da auf dem Äußeren des Wagens der Name irgendeiner teilweise weltbekannten Zurichterei oder Färberei in großen Buchstaben aufgemalt ist, wird uns der Zusammenhang bald klar. Es handelt sich darum, einen Teil der nach vielen Millionen zählenden rohen Felle, die im Stadtinnern Leipzigs lagern, nach den meistenteils außerhalb Leipzigs in den Flußniederungen gelegenen Veredelungsanstalten zu schaffen, dabei aber zu vermeiden, daß gleich beim Einladen ein Teil von Liebhabern schönen Pelzwerkes „enteignet" wird. Unsere Neugierde ist geweckt. Wir möchten gern selbst einmal zusehen, wie aus dem schmutzigen, unscheinbaren Felle, das aus der Flechte heraushängt, das mollig aussehende braune Sealkanin, das blendend schwarze Katzenfell oder der schön gefärbte Marder wird, aus denen sich unsere Frau letzte Weihnachten ein Cape oder einen Besatz bestellt hat. Die Empfehlung eines befreundeten Rauchwarenhändlers öffnet uns ausnahmsweise den Zutritt zu einem der Fabrikgebäude, die sich in Möckern und Wahren längs der Elster hinziehen, im übrigen aber zur Wahrung des Fabrikgeheimnisses und zur Verhütung von Diebstählen streng verschlossen gehalten werden. Schon beim Eintritt in das Erdgeschoß, wo sich die großen Bottiche oder Gruben zum Einweichen der aus dem Lager des Rauchwarenhändlers in hartem Zustande kommenden Felle befinden, oder beim Durchwandern der gewöhnlich an diesen Raum sich anschließenden Färberei, wo in großen Bottichen in allen möglichen Farben schillernde Flüssigkeiten aufbewahrt werden, wird uns klar, weshalb uns der branchekundige Freund dringend empfohlen hat, zu diesem Besuche alte Sachen und wasserdichte Schuhe anzuziehen, weshalb die Zurichtereien der Leipziger Umgebung ausnahmslos an Wasserläufen errichtet sind. Wasser in allen Temperaturen und Farben ist vom Begriff der Zurichterei und Färberei



Aus einer Rauchwarenzurichterei; links im Hintergrund das Reinigen der Felle mit Sägespänen von hartem Holz in Läutertonnen.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.



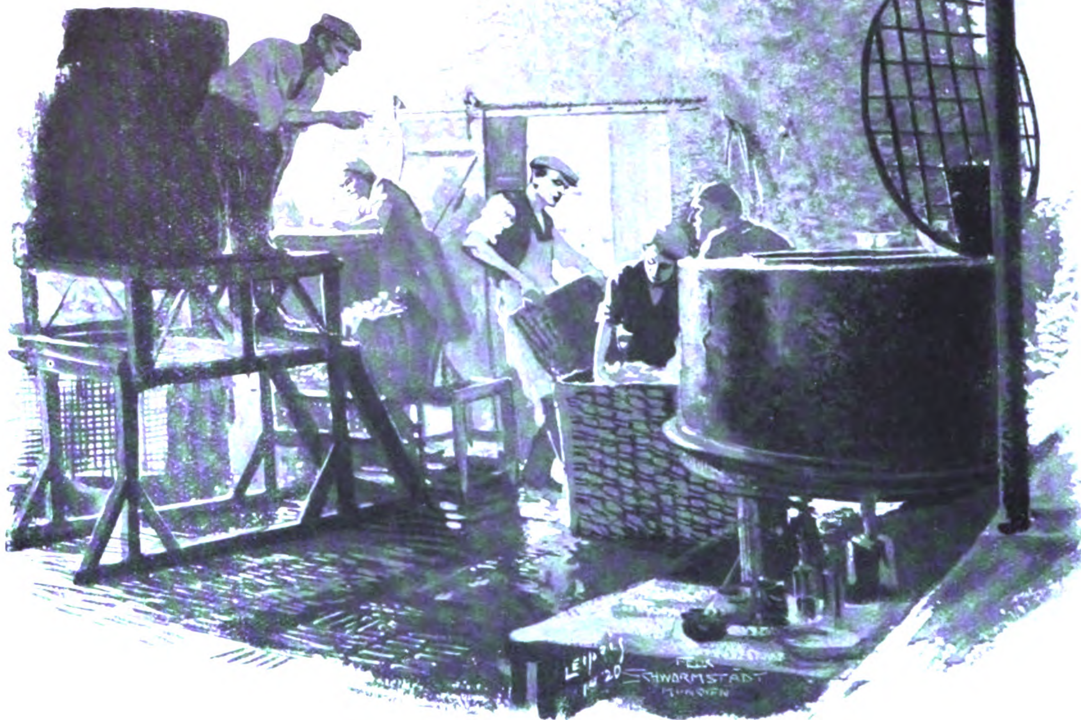
Zurichterei: Entfleischer der Felle vor dem „scharfen Eisen“.



Zurichterei: Putzen der Felle.

unzertrennlich. In dem Einweich- und Beizraum kommen wir gerade dazu, wie die Arbeiter beschäftigt sind, aus den teils mit Wasser, teils mit feuchten Sägespänen gefüllten Gruben nasse Felle herauszuziehen. Wir sehen, wie die Felle in Zentrifugen geworfen werden, um auf diese Weise von dem zu starken Wassergehalte befreit zu werden, und folgen dann dem kleinen vierrädrigen Wagen, der die noch immer feuchten Felle nach dem Entfleischraum schafft. Dort sitzen an eigenartig konstruierten Bänken, die an die Hobelbänke der alten Zeit erinnern, Männer und ziehen die Lederseite des feuchten Felles über ein großes, mit sichelförmig gebogener Schneide versehenes Messer derart hin, daß die dem Felle anhaftenden Fleischteile und ein Teil der dem Fleisch zunächst befindlichen Haut entfernt wird. Andere Arbeiter erreichen denselben Effekt, indem sie das Fell über rasch rotierende elektrisch betriebene Kreismesser (sogenannte Zurichtemaschinen) ziehen. Wir erfahren, daß diese in ihrer Konstruktion so einfach aussehenden Zurichtemaschinen die geniale Erfindung eines Schweizers namens Tanner sind und nach dem Freiwerden des darauf erteilt gewesenen Patentes auch in verschiedenen anderen, aber im Erfindungsgedanken gleichen Konstruktionen nachgebaut werden. Der Nutzeffekt der Zurichtemaschine ist der sechs- bis zehnfache derjenigen älteren Methode, nach welcher die Felle mit dem sogenannten „scharfen Eisen“, der so altertümlich anmutenden Bank, von der oben die Rede war, bearbeitet werden. Da die Luft, die in diesem Raume herrscht, nicht gerade die beste ist, wandert der Besucher gern weiter und gerät in den Beizraum, wo die entfleischte Lederseite einer Anzahl Fuchsfelle mit Beize bestrichen und so zur Gerbung vorbereitet wird. Durch einen langen Gang, in dem bei reichlich hoher Temperatur alle möglichen Sorten von Fellen getrocknet werden, führt uns unser Begleiter nach der Walke, wo eine Partie Bisam und Murmel gewalkt, d. h. nach allen Regeln der Kunst mit maschineller Kraft geknetet worden sind, damit das beim Trocknen steif gewordene Fell durch Einpressen von Fett weich und geschmeidig wird. Von dort kommen die Felle noch einmal auf die Kürschnerbank oder an die Zurichtemaschinen, wo das Leder dünn gemacht und die Felle vor einem weniger scharfen Eisen — man spricht von „Witten“ oder „Langmachen“ — solange hin und her gezogen werden, bis sie völlig geschmeidig sind. Ist der Zurichteprozeß so weit fortgeschritten, so ist die Zeit gekommen, um die Haarseite des Felles gebrauchsfertig zu machen, nachdem bisher eigentlich nur für die Lederseite etwas geschehen war. Ein ohrenbetäubender, auf den Zahnradantrieb zurückzuführender Lärm lockt uns in einen großen Raum, wo vier bis fünf große Trommeln aus Eisenblech, und zwar teilweise über einem niedrigen Kohlenfeuer, sich ständig um ihre eigene Querachse drehen. Diese Tonnen sind, je nachdem das Fell es verträgt, mit Sand oder Sägespänen oder einem Gemisch beider gefüllt und haben den Zweck, die Haare zu entfetten, sie zu polieren und nebenbei auch das Fell noch weicher und geschmeidiger zu machen. Gerade zur Erzielung dieser letzteren Eigenschaft, die die Vorbedingung zur Verarbeitung des Felles zu Gebrauchszwecken ist, kann nicht genug geschehen. Was bei dieser Manipulation an Sand, Spänen oder Staub in dem Felle geblieben ist, wird dann in der nebenan stehenden Schütteltonne entfernt. Jetzt erst ist das Fell so weit, daß es in die Fertigmacherei wandern kann. Dort wird es auf etwaige, während des Zurichteverfahrens entdeckte oder entstandene Schäden untersucht, dort werden die Risse vernäht, schadhafte Stücke ausgeschnitten und vor allen Dingen die Waren der verschiedenen Eigentümer auseinandersortiert. Wer diesem Sortieren einmal zugesehen hat, hält es eigentlich kaum für möglich, daß die Felle, die auf der Lederseite bereits vom Händler aus einen für den Laien oft gar nicht unterscheidbaren Lochstempel tragen und gewöhnlich von der Zurichterei noch einen zweiten Stempel erhalten, in der Fertigmacherei überhaupt auseinandergehalten werden können. Und trotzdem, so versichert uns unser Führer, kommen eigentlich nur wenig Verwechselungen vor.

Ungleich komplizierter ist noch der Arbeitsvorgang in der Färberei. Nicht nur, daß dort eine ganze Anzahl der beim Zurichten üblichen Prozeduren, wie Trocknen, Läutern, Geschmeidigmachen, sich wiederum mehrmals wiederholt, müssen eine größere Anzahl Felle, wie Kanin und Bisam, zwecks Umarbeitung auf hochwertige Pelzsorten zunächst geschoren werden. Alle Felle, mögen sie nun in geschorenem oder langhaarigem Zustande gefärbt werden, wandern, bevor sie Farbe bekommen, in die sogenannte „Tötung“. Dort wird die Haarseite der Pelzfelle, und zwar gewöhnlich im Wege des Streichverfahrens, bisweilen auch in dem des Tunkverfahrens, mit alkalischer Flüssigkeit, bei Schafwaren mit Kalkmilch behandelt, um das Haar für die Farbflüssigkeit aufnahmefähig zu machen. Sind die Felle erst so weit, so beginnt ein sich mehrmals wiederholendes Wechselspiel zwischen Färben, Trocknen und auf Geschmeidigmachung des Leders abzielenden Verrichtungen solange, bis das fertiggefärbte langhaarige Fell in die Fertigmacherei wandern kann, während die Bearbeitung des geschorenen Felles auch damit noch nicht erledigt ist. Mittels sinnreich erdachter sogenannter „Maschiniermaschinen“ werden, um dem Felle ein flaumiges Aussehen zu verleihen, die sogenannten „Grannenhaare“ entfernt. Erst wenn dies geschehen ist, genügt die Sealimitation, zu der das geduldige Kaninfell verarbeitet worden ist, den hochgespannten Forderungen des Kürschners und Konfektionärs.

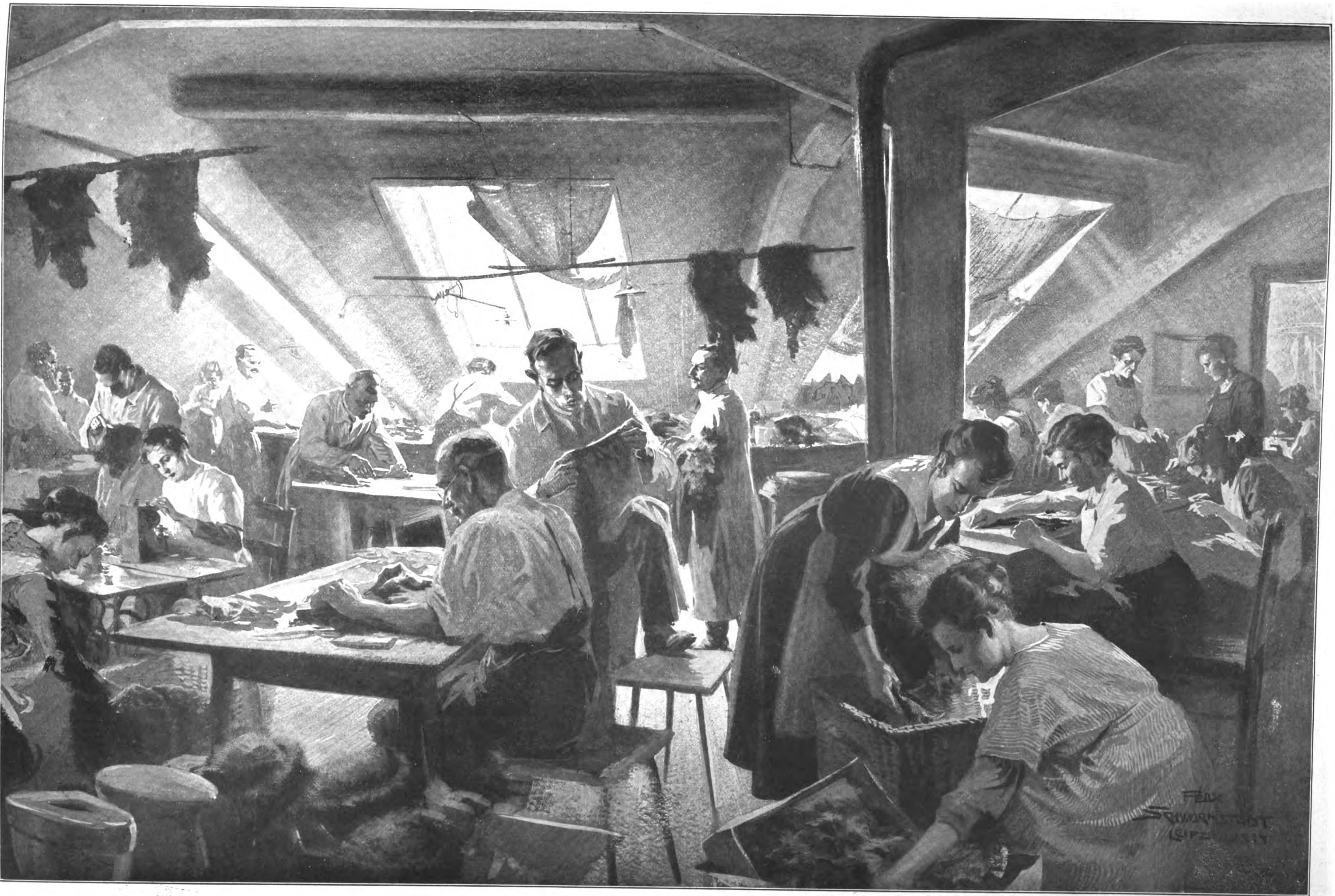


Färben in Farbbottichen (das ganze Fell wird eingetaucht).

Bei diesem Gang durch die Fabrik haben wir auch verstehen gelernt, warum das Färben der Felle alles weniger als ein Täuschungsversuch ist. Echte Felle wie Persianer und Seal sind im Naturzustand überhaupt nicht brauchbar. Der an und für sich schwarze Persianer muß nochmals schwarz gefärbt werden, ehe er sich verwenden läßt. Der echte Seal ist das Fell einer im Naturzustand sehr häßlichen Robbenart, das zuerst seines Oberhaars beraubt werden muß, um das samtartige Unterhaar zutage treten zu lassen. Auch in diesem Zustande ist das Fell nur von einer besonders häßlichen, gelbschmutzigen Naturfarbe; erst die färbende Veredelung gibt ihm das Aussehen, welches unserm Geschmack entspricht. Dazu kommt, daß wirklich schönfarbige, egale Felle in der Natur die Ausnahme bilden. Erst durch die Färberei wird die übergroße Menge der schlechtfarbigen Felle für die Verwendung nach dem Modegeschmack geeignet gemacht. Dafür, daß die Namen der Fertigfabrikate deutlich zeigen, welche Fellgattung das Rohprodukt gewesen ist, sorgen die Reellität des Handels — und das Auge des Gesetzes.



Färberei: Aufstreichen der Farbe nur auf der Haarseite des Felles.
Nach Zeichnungen unseres Sonderzeichners Felix Schwormstädt.



Zuschneiden und Nähen der Felle in der Kürschnerei. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.



















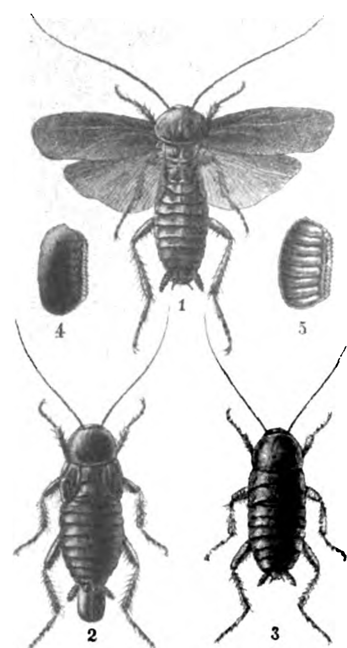
1. Zipfelumbang aus Sealbisam mit breitem Schalkragen. (Modell: Herpich, Berlin; Phot. Atelier Eberth, Berlin.) 2. Abendmantel aus Maulwurf, dazu Kappe aus Zylindersamt mit Reiherkranz. (Phot. Atelier Eberth, Berlin.) 3. Kurzer Sportmantel aus Nerzmurmel mit Pelzfutter. (Modell: Herpich, Berlin; Phot. Atelier Eberth, Berlin.) 4. Eislaufanzug aus grauem Tuch mit Besatz, Kappe und großem Schal aus streifig gearbeitetem Maulwurf. (Modell: F. A. Schüler, Leipzig; Phot. Atelier Pieperhoff, Leipzig.) 5. Sportjacke und Mütze aus weißem Lammfell (Elings). (Modell: Max Erler, Leipzig; Phot. Atelier Pieperhoff, Leipzig.) 6. Straßenmantel aus edlem südamerikanischen Biber, dazu Biberbarett mit Samtrose und Paradiesreiher. (Modell: Max Erler, Leipzig; Phot. Atelier Pieperhoff, Leipzig.) 7. Abendumhang aus stahlblauem Samt mit reichem Besatz und Kragenschal aus Zobelfeh. (Modell: Kuhnen, Berlin; Phot. Atelier Eberth, Berlin.) 8. Jacke für den Eissport, aus weißem Lammfell (Elings) gearbeitet, mit schwarzem Lammfell besetzt. (Modell: E. Adam, Berlin; Phot. Atelier Eberth, Berlin.) 9. Theatermantel aus Maulwurf mit tief reichendem Schalkragen. (Modell: Paul F. Schwabe, München; Phot. Atelier Elisabeth, München.)

Die Pelzmode dieses Jahres.

Stille Gäste in der Küche.

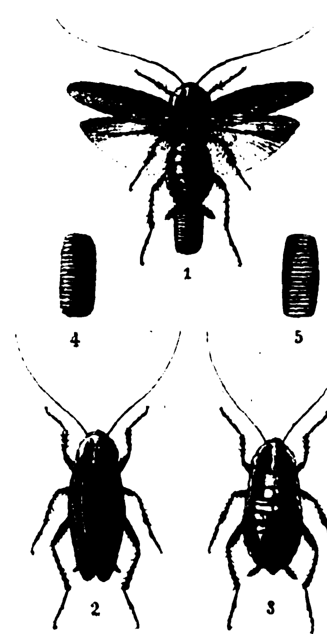
Von Julius R. Haarhaus.

Mit zehn Abbildungen nach Originalzeichnungen von A. Reichert und einer anatomischen Darstellung von P. Flanderky.



Küchenschabe (Blatta orientalis *L.*).

1. Männchen mit ausgebreiteten Flügeln 2. Weibchen, Eikokon tragend. 3. Junge Larve. 4. Eikokon von der Seite. 5 Eikokon, geöffnet (Hälfte).

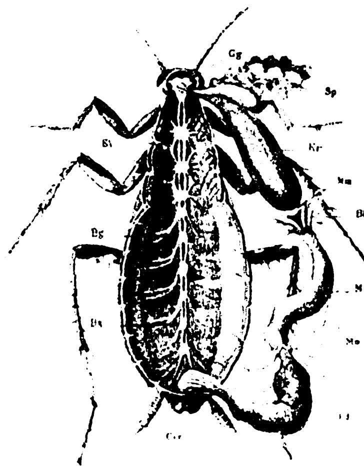


Deutsche Schabe (Blattella germanica *L.*).

1. Weibchen, Eikokon tragend, mit ausgebreiteten Flügeln. 2. Männchen. 3. Junge Larve. 4. Eikokon, von der Seite. 5. Eikokon, geöffnet (Hälfte).

In so mancher Küche erwacht, sobald das Geklapper der Töpfe, Tiegel und Teller verstummt und das Licht ausgelöscht worden ist, ein munteres Leben: sechsbeinige Wesen, entweder 11 bis 13 mm lang und von hellbrauner Farbe, oder doppelt so groß und schwarz, schlüpfen geisterhaft leise aus den engen Verstecken hinter dem Herd, aus Fugen und Ritzen in Wänden und Bodenbelag hervor, laufen flinkbeinig umher, genießen mit Behagen die Wärme der Herdumgebung und die ihnen nicht minder zusagende Feuchtigkeit im Bereiche des Ausgusses und des Aufwaschtisches, und statten, sich mühelos unter der Tür durchzwängend, der Speisekammer einen Besuch ab, um die hier aufbewahrten Vorräte mit den fadendünnen Fühlern zu betasten und das Genießbare mit den kräftigen Kiefern zu bearbeiten. Werden sie durch ein plötzliches Geräusch oder durch einen über sie hingleitenden Lichtschein beunruhigt, so verschwinden sie blitzschnell wieder in ihren Schlupfwinkeln.

Obgleich die Tierchen bei ihrer Anspruchslosigkeit dem Menschen keinen nennenswerten Schaden zufügen, sind sie überall, wo sie auftreten, d. h. auf der ganzen Erde, verhaßt und verachtet. Man hält sie gewöhnlich für Käfer, mit denen sie für den flüchtigen Betrachter ja auch eine gewisse Ähnlichkeit haben, und nennt sie in Norddeutschland Schwaben oder Russen, in Süddeutschland Preußen oder Franzosen, gibt ihnen überhaupt gern den Namen einer wenig beliebten Nachbarnation, wodurch man jedenfalls seine Abneigung gegen die stillen Gäste ausdrücken will. Und doch gehören die mißachteten Schaben, eine Familie aus der Gruppe der Geradflügler, recht eigentlich zum Uradel der Insektenwelt, und ihre Vorfahren, die ältesten Insekten überhaupt, haben sich schon, von den Nachkommen kaum merklich unterschieden, in der feuchten Schwüle des Steinkohlenwaldes umhergetrieben. — Unter den im mittleren Europa angesiedelten Arten ist die Deutsche Schabe oder Kleine braune Hausschabe (Blattella germanica) wohl die kleinste. Sie ist mit ihren lichtbraunen Flügeln und dem mit zwei dunklen Längsbinden geschmückten gelblichen Halsschilde gar kein häßliches Geschöpf. Ihre wohlausgebildeten Flugwerkzeuge scheint sie seltsamerweise nie zu gebrauchen. Wie alle Geradflügler macht sie keine eigentliche Metamorphose durch, sondern entschlüpft dem Ei als ziemlich fertiges Insekt, das sich mit fortschreitendem Wachstum sechsmal häutet und hierbei nach und nach seine Flügel ausbildet. Das Weibchen legt seine 30 bis 36 Eier nicht einzeln, sondern bringt sie alle zugleich in einer länglichen Kapsel zur Welt, einem richtigen kleinen Patentkoffer, in dem sie in zwei durch eine Scheidewand getrennten Schichten liegen. Dieses Eierfutteral bleibt etwa vierzehn Tage am Hinterleibe der Schabenmutter, wo es als sehr auffälliges Anhängsel zwischen den kurzen borstigen Raifen hervorragt, haften, fällt dann ab und platzt an der gerieften Naht auf, um die inzwischen entwickelten jungen Schaben aus ihrer engen Massenwiege zu entlassen. Das Männchen unterscheidet sich vom Weibchen durch den schmaleren Hinterleib und die zwischen den Raifen stehenden beiden kurzen Griffel. Bei der auch Orientalische Schabe oder Kakerlak genannten Großen schwarzen Küchenschabe (Blatta orientalis), deren Weibchen nur schuppenartige Flügelstummel hat — ein Beispiel dafür, wie die Natur ein Organ, das nicht gebraucht wird, verkümmern und schließlich ganz verschwinden läßt! — vollzieht sich die Eiablage ähnlich wie bei ihrer kleineren Verwandten, nur daß die Eikapsel hier in der Regel 16 Fächer enthält, schon wenige Tage nach dem Austritt aus dem Körper des Weibchens abfällt und dann etwa drei Monate liegenbleibt, ehe die Jungen ausschlüpfen.



Verdauungsorgane und Nervensystem der Küchenschabe.

Bg = Bauchmark, Bl = Blindsäcke des Mitteldarms, Cer = Afterraif (Cercus), Ed = Enddarm, Gg = Gehirn, Kr = Kropf, Md = Mitteldarm, Mm = Muskelmagen (Kaumagen), Mp = Malpighische Gefäße (Nierenkanälchen), Sp = Speicheldrüse, St = Stigma (Atemloch).

Verdauungskanal und Nervensystem der Küchenschabe zeigen diese Organe in der für die Insektenwelt typischen Form. Sehr stark entwickelt ist der als Kropf zu bezeichnende Vorderdarm, in dem die weicheren Bestandteile der Nahrung unter Mitwirkung der aus der Speicheldrüse ausgeschiedenen Sekrete aufgelöst werden, während der dahinterliegende kleine Kaumagen die härteren Nahrungsteile verarbeitet. An den Kaumagen schließt sich der drüsige Mitteldarm an, der an seinem oberen Ende mit Blindsäcken, am unteren mit Harnschläuchen, den sogenannten Malpighischen Gefäßen, besetzt ist und in den stark erweiterten Enddarm übergeht. Dem Rückenmark der Wirbeltiere entspricht das Bauchmark der Insekten. Die bei den Schaben sehr regelmäßig ausgebildeten und nicht durch Verschmelzung verminderten Ganglienknoten sind als selbsttätige Zentren für die verschiedenen Lebenstätigkeiten zu betrachten.

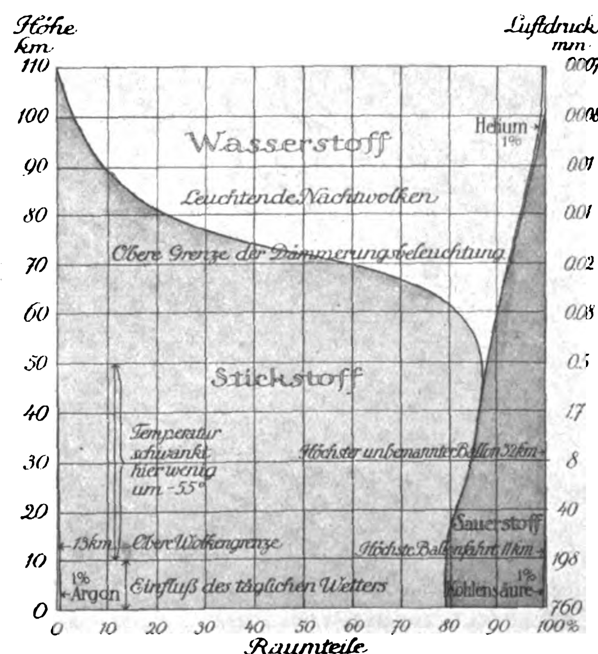
Die Zusammensetzung des Luftmeeres. / Von Prof. Dr. C. Kaßner.

Noch vor 26 Jahren war die Frage, woraus unsere Luft besteht, viel einfacher zu beantworten als jetzt — nicht als ob sie etwa seitdem neue Bestandteile erhalten hätte, sondern weil man sie seitdem besser erforscht und dabei noch Bestandteile in ihr entdeckt hat, die man mit den bisherigen Verfahren nicht finden konnte.

Bis zum Jahre 1894 wußte man nämlich, daß die Luft dem Raume nach aus rund 79 Hundertsteln Stickstoff, 21 Hundertsteln Sauerstoff und 0,03 Hundertsteln Kohlensäure besteht; dabei ist aber der Wasserdampfgehalt der Luft nicht berücksichtigt, da er je nach der Wärme fortwährend schwankt. Auch von den anderen Bestandteilen nahm man im 18. Jahrhundert trotz der Verneinung durch Cavendish (1781) an, daß sie je nach dem Wetter in ihrer Menge schwankten, und deshalb nannte man den Sauerstoffmeßapparat Eudiometer, d. h. Schönwettermesser. Auch heute noch ist man nicht sicher, ob die Luft stets die gleiche Zusammensetzung an Gasen hat, aber die Grenzen der möglichen Schwankung sind erheblich kleiner, als man früher angenommen hatte, und jedenfalls ohne irgendeinen erkennbaren Einfluß auf das menschliche und tierische Wohlbefinden. Der Kohlensäuregehalt ist überall gleich, nur in großen Städten ist er um ein Zehntel bis um die Hälfte größer als draußen.

Im Jahre 1894 wurde nun unser Wissen über die Luft ganz wesentlich erweitert, indem Lord Rayleigh und Ramsay ein neues Gas, Argon, darin entdeckten, das nicht weniger als 1 Hundertstel der Luft beträgt. Bald fand man sogar noch weitere Edelgase: Neon, Helium, Krypton und Xenon, die aber nur in Spuren in der Luft vorkommen, wenigstens hier unten; wie es oben ist, werden wir noch sehen.

Neben diesen Grundbestandteilen der Luft kommen noch mancherlei andere vor, zunächst das früher gesundheitlich allzusehr geschätzte Ozon (in 100000 cbm gibt es nur 1—1½ g davon), dann Ammoniak, Wasserstoff, Schweflige und Schwefelsäure, Staub, am Meeresufer auch Salzteilchen und dergleichen mehr. Jeder Regen- und Schneefall bringt uns nicht unerhebliche Mengen herab, von denen einiges, wie Ammoniak, dem Acker nützlich ist, während die Säuren Wände und Standbilder zerfressen und der Ruß sie schwärzt*). In südlichen Ländern, wo Holz statt Kohle verbrannt wird, haben sich die Marmorwerke ohne Schaden Jahrtausende gehalten.



Zusammensetzung des Luftmeeres in verschiedenen Höhen.

Solche unregelmäßigen Beimischungen der Luft beschränken sich aber nur auf die unteren Schichten, und schon in wenigen hundert Metern Höhe ist die Luft sehr rein. Wie verhält es sich aber mit den regelmäßigen Bestandteilen?

Bis etwa aus 9000 m Höhe hat man auf Ballonfahrten Luftproben herabgebracht und zerlegt. So wurde bei solchen Fahrten von Bitterfeld aus gefunden, daß die Kohlensäure (Kohlendioxyd) bis zu 9000 m Höhe um die Hälfte des Gehaltes unten abgenommen, dagegen Wasserstoff, Helium und Neon zusammen um ein Zwölftel zugenommen hatten. Auf Berggipfeln solche Messungen zu machen, ist nicht ratsam, da die Luft an den Hängen heraufgepreßt wird und so eine falsche Vorstellung von ihrer Zusammensetzung geben muß, denn sie nimmt an den Hängen doch allerlei auf, z. B. von dem Rauch der Dorfhäuser und Almhütten Kohlensäure u. dgl. Wenn es also keine anderen Verfahren gäbe, Luftproben herabzubringen — auch die unbemannten Ballone können höchstens aus 20 km Höhe Luftproben durch selbsttätige Apparate entnehmen, und bei der geringen Dichte sind sehr große Mengen nötig — so würden wir keine Vorstellung von der Zusammensetzung der Luft in größeren Höhen gewinnen können. Hier kommt uns aber ein physikalisches Gesetz, das Daltonsche Gesetz, zu Hilfe. Es besagt, daß sich, wenn mehrere Gase, die chemisch nicht aufeinander einwirken, in einem Raume zugleich vorhanden sind, jedes so ausbreitet und verhält, als wenn es allein darin wäre. Das auf die Lufthülle übertragen, besagt, daß die Erde eigentlich von mehreren selbständigen Gashüllen umgeben ist, die sich aber durchdringen. Da jede höhere Gasschicht auf die untere drückt, ist der Druck und damit die Dichte unten am stärksten und nimmt nach oben hin ab. Je schwerer oder dichter ein Gas ist, um so schneller wird die Dichte nach oben hin geringer. Daher müssen in der Höhe die schwereren Gase, wie Stickstoff und Sauerstoff, immer seltener, die leichteren immer überwiegender werden. Bis etwa zu 11 km Höhe gilt das allerdings nicht, denn da verursacht das tägliche Wetter mit seinen auf- und absteigenden Luftströmen, seinen Wolken und Niederschlägen eine derartige Mischung, daß die Messungen meist keine merklichen Unterschiede zwischen unten und oben erkennen ließen; nur bei sehr ruhigem Wetter zeigten sie sich, wie angegeben. Darüber hinaus aber hat das Daltonsche Gesetz volle Gültigkeit, und mit seiner Hilfe hat man Werte für die Verteilung der Gase in der Höhe errechnet, wie sie die beigegebene Zeichnung

*) Vgl. Kaßner: „Das Reich der Wolken und Niederschläge." Leipzig, 1909, S. 65 ff., und Kaßner: „Das Wetter und seine Bedeutung für das praktische Leben." Leipzig, 2. Aufl. 1918, S. 122 f.

übersichtlich zeigt. Diese Werte wurden durch spektroskopische und andere Beobachtungen bestätigt.

Danach nimmt der Stickstoffgehalt der Luft von 78 % unten auf fast 88 % in 50 km Höhe zu, um dann sich schon bei 80 km auf 20 % und bei 100 km auf nur 3 % zu verringern. Der Sauerstoffgehalt der unten 21 % beträgt, verschwindet in 100 km fast ganz. Auch Argon und Kohlensäure findet man schon in 30 km Höhe kaum noch, wogegen dann der Wasserstoffgehalt durch die Abnahme der anderen Gase wächst und von 75 km an weitaus vorherrscht. In 110 km Höhe haben wir schon fast nur noch reinen Wasserstoff oder, wie aus dem Nordlichtspektrum vermutet wird, ein noch leichteres Gas, das zwar schon den Namen Geocoronium erhielt, aber doch noch sehr zweifelhaft ist.

Die genannte Schicht in rund 75 km Höhe entspricht auch der äußersten Höhe, die nach Sonnenuntergang noch am spätesten beleuchtet erscheint; nur wenig darüber liegt die Zone, in der nach dem Vulkanausbruch des Krakatau jahrelang die leuchtenden Nachtwolken schwebten. Beide Erscheinungen sprechen dafür, daß in dieser Höhe tatsächlich eine besonders geartete Luftschicht liegen muß.

Die unentbehrliche Schokolade. / Eine „süße" Plauderei von Paul Georg Münch.

Es muß auch Dinge geben, die unser Lebensgefühl erhöhen, auch des Genusses kann die Menschheit nicht entraten. Der Herrgott hat uns nicht nur den Magen gegeben, er hat uns auch Zunge und Gaumen geschenkt. Schokolade schmeckt gut, darum brauchen wir sie.

Die Nahrungsmittelwissenschaft ist während der Kriegsjahre in Mißkredit geraten, denn immer, wenn es mit einem Nahrungs- oder Genußmittel zu Ende ging, fanden sich Leute, die in langen Aufsätzen wissenschaftlich beredt nachwiesen, daß diese Dinge uns nicht im geringsten nützten. Natürlich wurde auch die Schokolade auf den Index gesetzt. Das war ganz gewiß gut gemeint, aber wir wollen doch offen sagen: uns fehlte die Schokolade genau so, wie es uns an Kartoffeln gebrach. Schon die alten Römer forderten Panem et circenses! Brot und Genuß! Kartoffeln und Schokolade! Das deutsche Volk hatte jahrelang die härtesten Entbehrungen ertragen, die einem Kulturvolke können auferlegt werden; es hungerte nicht bloß nach Kalorien, es hungerte nach Genuß. Und darum verfiel es, als die Kriegsfackel verlosch, in diesen unseligen Wan-Eta-Taumel.

Kartoffel und Schokolade, arm und reich, Hungerstillen und Genießen — zwei Pole im Denken dieser Zeit.

Kartoffel und Schokolade, zwei ungleiche Schwestern — lasset beide nebeneinander wohnen. Hier die unendlich nützliche Kartoffelpflanze mit ihren giftigen Blüten und häßlich anzuschauenden Knollen, dort der Kakaobaum mit seinem Blühen ohne Ende; das ganze Jahr über steht er im Schmuck der Blüten von der Schönheit junger Heckenrosen. Hier müht sich ein Bauer im Schweiße seines Angesichts, der kargen Scholle Kartoffeln abzugewinnen, dort wirft das Kakaobäumchen seine köstlichen Früchte den trägen Eingeborenen in den Schoß, und dabei reift von zehntausend Blüten nur eine einzige zur Frucht! Hier ein Geizen, dort Verschwendung der Allmutter Natur. In zwei Begriffen der Sinn der Arbeit und des Genusses: Brot, Kakao.

Sollen wir nun mit darbenden Zeitgenossen schreien: Nehmt die Schokolade aus den Schaufenstern und gebt uns Kartoffeln? Nein, gebt uns beides: Stärkemehl und Stärkung unseres Lebensgefühls, Nahrung und Genuß!

Wir wollen, soviel an uns ist, in unser Leben Sonne und Freude zu bringen suchen. Es stände schlimm um die Menschheit, wenn sie sich jenseits des Angenehmen abrackern müßte im Bereiche des Zwecksdaseins, des Tuns und Treibens aus eitel Nützlichkeitsabsichten! Wir brauchen nicht nur Kartoffeln, sondern, mit einem Körnchen Salz, auch Schokolade.

* *
*

Was für Schokolade brauchen wir?

Es war auf dem Heinrichstein im schönen Reußenländchen. Vor ein paar Wochen war es. Unten im Tale glitzerte silbern die junge Saale, die Berglehnen standen im herbstbunten Schmucke der Buchenwälder, auf den Hängen weideten buntgefleckte, feiste Rinder, über diesem Gemälde die blaue Himmelsglocke — es war ein Tag, an dem einem das Herz aufgeht.

Eine Gruppe junger Burschen und junger Mädel gesellte sich zu mir; sie schauten gleich mir vom Heinrichstein in die Welt und priesen das schöne deutsche Land, die deutschen Waldberge, die deutschen Rindertriften. Man schwärmte, man stand ganz im Banne dieses stillen deutschen Herrgottswinkels.

Da packten die Mädel Schokoladentafeln aus, ich sah die Firma einer ausländischen Schokoladenfabrik auf dem Umschlag prangen. Ich hatte meine Überlegungen...

Wir sahen ein Holzsägewerk im Tale, die Räder ruhten, es fehlte an Arbeit. Die jungen Leute sprachen von den armen Arbeitslosen. Da konnte ich nicht länger schweigen. Da mußte ich auf die ausländische Schokolade verweisen und gab ein paar interessante Rechenexempel zum besten:

Nehmen wir an, jeder Deutsche verbrauchte jährlich nur für eine Mark ausländische Schokolade, so entzögen wir der deutschen Schokoladenindustrie in einem Jahre zwölf Millionen Mark an Verdienst, Löhnen und Amortisationsmöglichkeit für investierte Gelder! Wir unterstützten außerdem mit etlichen Millionen das Grenzschmugglerunwesen und das Schiebertum. Und das bei einem Verbrauch von Auslandsschokolade für nur eine einzige Mark!

Aber es geht dabei nicht nur um das Wohl und Wehe der zehntausend Arbeiter und zwanzigtausend Arbeiterinnen, die in der deutschen Schokoladenfabrikation beschäftigt sind, es geht um ungeheure Verdienstmöglichkeiten der Schokoladen-Hilfsindustrie.

Eine einzige Schokoladenfabrik in der Nähe Leipzigs verbrauchte im Oktober dieses Jahres für 4000 ℳ Holzwolle, für 10000 ℳ Florpapier, für 10000 ℳ Postkartons, für 11000 ℳ Pappe, für 13000 ℳ Umschläge, Schokoladentafel-Etiketten, für 15000 ℳ Wachspapier; sie gab Maschinenfabriken, die ausschließlich Arbeitsmaschinen für die Schokoladenerzeugung bauen, Aufträge von Hunderttausenden, und sie verbrauchte für 30000 ℳ Kisten. Dies alles in einem Monat!

Da spürten meine Leutchen auf dem Heinrichstein plötzlich Beziehungen zwischen ihren Schokoladentafeln ausländischer Herkunft und dem feiernden Holzsägewerke, zwischen deutschen Rindern und der fremdländischen Sahnenschokolade...

Schokolade ist wahrlich nicht bloß eine Näscherei, sie ist eine sehr wichtige Angelegenheit der deutschen Volkswirtschaft. Das süße Reich der Schokolade ist durchaus nicht bloß Backfischdomäne: Deutsche Schokolade ist mit den Truppen ins Feld gezogen, deutsche Schokolade reist im Rucksack des Wandervogels durch die Lande, deutsche Schokolade soll uns den Weihnachtsbaum von 1920 schmücken helfen!

* *
*

Wer wissen will, was Schokolade ist, wer einmal in einem Sonnenwinkel von Kinderland zu Gaste sein möchte, der gehe in irgendeine Schule, wo jetzt die Jugend gespeist wird. Wenn Schokolade auf der Speisekarte steht, wie da die Augen der kleinen Leutchen glänzen, wie festlich die Gesichter strahlen! Manches bleichbäckige Kind hat vielleicht bis zur Speisung teilnahmlos auf der Schulbank gesessen — die Schokolade weckt alle Lebensgeister! Die Tischgespräche der vierhundert Kinder werden zu einem vierhundertstimmigen Chorus der Freude. Mancher blasse, abgezehrte Junge hat im Vormittagsunterricht kaum einmal eine Antwort gegeben; sobald er aber gefragt wird, ob er noch eine zweite Portion haben möchte, da kommt ein Ja!!, wie es nur ganz verliebte Leutchen am Traualter zuwege bringen Wenn sie vor ihren Trögen voll Götterspeise sitzen, werden Großstadtjungen und Großstadtmädel wieder zu Kindern, zu schwatzenden, schmatzenden, lachenden Kindern, und bitterlicher denn je klagt man das Schicksal an, daß es der deutschen Jugend fünf Jahre das Beste vorenthalten hat: eine nahrhafte Leckerei.

Wen daheim die Grillen plagen, der gehe hin und sei Zaungast vor einem Paradies voll Kinderlust! Der sehe, wie die Kinder dann vor ihren ausgelöffelten Schokoladentöpfen sitzen und über der Schicksalsfrage brüten: Wie kommst du der Sache auf den Grund? Wie kannst du den köstlichen Bodensatz fassen? Erst stülpen sie ihren Topf über die Lippen, über den Kopf, daß man glaubt, sie wollten eine Mondfinsternis erläutern. Dann rüsseln sie mit der Zunge in die Schokoladengründe hinein, wie Schmetterlinge in ein ganz besonders leckeres Honigversteck; dann riskieren sie, wenn gerade niemand zuschaut, eine Fingerspitze, und schließlich schlüpft ein ganzes Fingerlein hinein — o wie das schmeckt! Schokolade! Den kleinsten Jungen und Mädeln ist bald ein Schnurrbart gewachsen, um ihre Stirn hat der Topfrand einen braunen Reif gelegt, und auch das Nasenspitzlein kann nicht leugnen, daß es wacker mit schnabuliert hat.

Schokolade — Schlaraffenseligkeit in Kinderträumen. Und wenn ich an meine eigene Kindheit zurückdenke: Mutter erzählt gar zu gern, wie sie mich als sechsjährigen Knirps gefragt hat, was ich wohl einmal werden möchte, und wie ich freudestrahlend herausgesprudelt habe:

„Schokoladenfräulein!"

Ja, warum bin ich nicht Schokoladenfräulein geworden...?

* *
*

Die Kakaobäumchen sind außerordentlich empfindsame Tropengewächse. Um ihre Blüten vor den sengenden Strahlen der Äquatorsonne zu schützen, gibt man ihnen hochstämmige, schattenspendende Bäume als Schutz. An diesen Baumschirmen läßt man Pfeffer emporranken.

Die Ureinwohner des alten Mexiko genossen den Kakao nicht mit Zucker — sie kannten den Zucker noch nicht, waren also weit glücklicher als wir, die wir ihn kennen, aber nicht haben — sondern sie würzten den Kakao, um ihn leichter verdaulich zu machen, mit Pfeffer! Schokolade und Pfeffer — diese Begriffsverbindung vollzieht sich in uns auch heute noch, wenn wir auf der Getränkekarte vornehmer Kaffeehäuser die Preise schauen...

Die Wertsteigerung der Schokolade ist der Steingutindustrie zugute gekommen. Sie hat Tassen auf den Markt gebracht, die das Höchstmögliche von holder Täuschung erstreben. Unten sind diese Nepptassen so schmal, daß kaum der Löffel hineinpaßt, nach oben breiten sie sich im letzten Augenblick aus und täuschen noch rechtzeitig einen dem Preis einigermaßen entsprechenden Inhalt vor. Wer machte sich nicht anheischig, fünfzig solcher Tassen Schokolade auf einen Sitz zu verzehren, also einen Wochenlohn zu verjubeln?

Breite, düftelnde, verheißungsvolle Oberfläche und nicht viel dahinter — auch ein Sinnbild so mancher Erscheinungen dieser Zeit...

* *
*

Ich sehne mich jetzt manches liebe Mal nach der Zeit zurück, in der die Schokoladentafeln noch in Stanniolpapier verpackt waren.

Man sitzt im Theater, spannender Augenblick, tragische Zuspitzung des Konflikts der handelnden Helden, atemlose Stille — da kramen sicher im Parkettsessel Kriegsgewinnlers eine in knisterndes Pergament verpackte Tafel Schokolade aus! Das Stanniol von ehedem war diskret, das Pergament treibt empfindsame Menschen zur Verzweiflung! Anno dazumal wurde nur auf der Galerie gespeist....

Ja, ich sehne mich zurück in die Tage des Stanniols, als im Theaterparkett noch nicht raschelnde Schokoladengelage gefeiert wurden...

* *
*

Ist es schicklich, hier von einem Manne zu erzählen, der seine Frau betrog?

Es war einmal ein Mann, ja sogar ein guter Freund von mir war es, der rauchte von früh bis abend und rauchte sich sein Herz krank. Der Arzt war ein feiner Psychologe und sagte: „Gegen Rauchen gibt es nur ein Mittel: Sobald Sie sich eine Zigarre anzünden, schenken Sie Ihrer lieben Gattin ein Täflein Schokolade von gleichem Werte!" Mein Freund ließ das Rauchen nicht, und seine Frau drang auf Befolgung der ärztlichen Verordnung: so viele Zigarren, so viele Täflein Schokolade! Die Sache lief verteufelt ins Geld.

Als ich eines schönen Tages meinen Freund besuchte, brachte er aus einem wohlverschlossenen Schubfach seines Schreibtisches eine Kiste feinster Importen. Mit dieser Kiste betrog er zum ersten Male seine Frau. Er hätte ihr ja als Havanna-Äquivalent fast zehn Pfund Kakao kaufen müssen...!

Wenn jeder deutsche Mann mit seiner Frau einen Pakt schlösse: So viele Zigarren, so viel Schokolade!, und wenn er dann seine Frau nicht so schamlos betrügen würde wie mein Freund, dann gäbe es bald keine Nikotinvergiftungen mehr, und die Schokoladenindustrie hätte Hochkonjunktur!

Ich weiß, daß diese Gedanken manchen Mann niederträchtig dünken werden.

* *
*

Wenn man die Geschichte des Kakaohandels und der Schokoladenindustrie studiert, es tut einem in der Seele weh, was aus dem stolzen deutschen Vaterlande geworden ist.

Ein Menschenalter vor dem Kriege, 1884, stand die deutsche Schokoladenindustrie an vierter Stelle in der Welt, bereits 1900 war sie führend geworden und ließ England, die Schweiz, Frankreich, die südlichen Länder weit hinter sich. Später überholten uns die Vereinigten Staaten, an der Vormachtstellung der deutschen Schokoladenindustrie in Europa konnte nicht gerüttelt werden! Anfang der achtziger Jahre war der Umsatz auf dem Hamburger Kakaomarkt kaum halb so groß wie in London, dann stieg die Kakaoeinfuhr in Hamburg von Jahr zu Jahr, 1896 überholten die Hamburger Zahlen die Londoner, 1905 hatte Deutschland die englischen Konkurrenten um das Dreifache überflügelt! Hamburg war der führende Kakaohafen Europas. Die deutschen Kolonien Togo, Samoa, Kamerun erzeugten hochwertigen Kakao in immer größeren Mengen, die Schiffe der stolzen deutschen Handelsflotte liefen alle kakaoerzeugenden Länder der Welt an und brachten, was unter der Tropensonne reifte, in unser Vaterland — da kam der Krieg und machte uns zu Bettelleuten. Es reißt einem das Herz wund, wenn man an einem einzelnen Industriezweig die verheerende Wirkung dieses Weltkriegs messen lernt.

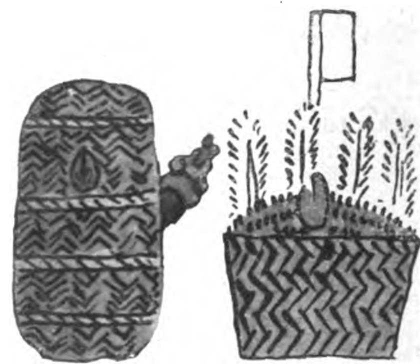
Nun hilft uns nur eins: Zähne zusammenbeißen und arbeiten!

400 Jahre Schokolade.

Ein Gedenkblatt von Dr. Valerian Tornius.



Aus einer altmexikanischen Bilderhandschrift: Kakaotrinker. (Wiener Handschrift, Staatliche Bibliothek in Wien.)



Aus einer altmexikanischen Bilderhandschrift: Eine Traglast roten aromatischen Kakaos und ein Korb Kakao (eigentlich, der Bezeichnung nach, 420 Körbe Kakao). (Codex Mendoza, British Museum, London.) Der Codex Mendoza ist zur Zeit des ersten Vizekönigs von Neuspanien, des Don Antonio de Mendoza (16. Jahrh.), auf Grund von alten Vorlagen aus heidnischer Zeit angefertigt worden.

Das Geburtsland der Schokolade ist Mexiko. Von dorther stammt auch ihr Name. Was wir Schokolade nennen, bezeichneten die alten Mexikaner als cacaua-atl, d. h. Kakao-Wasser. Das Wort Schokolade scheint daraus durch Verquatschung im Munde der Spanier entstanden zu sein. Das Wort cacuatl selbst muß irgendeinem mittelamerikanischen Dialekt angehören. Denn dort, in Mittelamerika, ist der Kakaobau entstanden und hat er noch heute eines seiner Zentren. Beide Worte „cacauatl" und „Kakao" sind „sui generis", man kann nicht sagen, was sie bedeuten. Sie gehören zu dem Urgute der mittelamerikanischen Sprachen. Da „Atl" Wasser heißt, so ist danach zu urteilen, daß die alten Mexikaner das Kakaomehl nur mit Wasser vermischt tranken. Kein Wunder, daß den wackeren Gefolgsleuten des Ferdinand Cortez dieses Gebräu gar nicht schmecken wollte. Erst allmählich, nachdem sie Zucker und Gewürze hinzutaten, begann es ihnen zu munden, und so führten sie es vor genau 400 Jahren unter dem Namen „chocolate" in ihrer Heimat Spanien ein, nachdem sie außerdem gesehen hatten, daß die Kakaobohnen bei den Mexikanern als Scheidemünze dienten, für die man alle möglichen europäischen Waren an die Eingeborenen verkaufen konnte.

Aus Spanien, wo die ersten Schokoladenfabriken entstanden, wurde das köstliche braune Näschereiprodukt weiterverbreitet, zuerst nach Italien, dann nach Frankreich, Deutschland und schließlich über ganz Europa, man kann sagen, fast gleichzeitig mit dem Kaffee und dem Tee, die vom Orient aus sich die westlichen Kulturstaaten eroberten. Wie diese, so hatte die Schokolade ihre Freunde und Feinde. Es gab viele, die dem neumodischen Trank keine Neigung entgegenzubringen vermochten. Zu ihnen gehörte beispielsweise Liselotte, die „dieses Zeug" entsetzlich fand und offenherzig, wie sie war, gestand: „Ich nehme mein Leben weder thé, caffée noch chokolatte, was ich aber wohl essen möchte, wäre eine gute kalteschal oder gute biersub." Die Moralisten, die sich über jede Modeerscheinung empörten, meinten, daß die Schokolade nur ein Getränk für „Vamp-Schwestern" sei, „so an nichts denken, als was sie Gutes essen und trinken wollen und ihren wollüstigen Leib durch allerhand Zucker-Bißgen und Schnabelwerk täglich unterhalten und ausmästen". Nicht so streng dachten die damaligen Ärzte, die gern jedes Produkt exotischer Herkunft als Heilmittel verwandten. In einem kuriosen Traktatbüchlein aus dem Ende des 17. Jahrhunderts wird eine ganze Reihe von Fällen hergezählt, bei denen der Genuß von Schokolade empfohlen wird. Unter anderm heißt es da: „Wenn man die chocolata nur bloß zur Gesundheit trinken will / so ist's genug / daß sei des Tages auffs höchste zweymal / un zwar vielmehr früh / als nach Mittage gebraucht werde. Wer cholerischer complexion ist / der kan statt des gemeinen Wassers / Endivien-Wasser / vornemlich zu Sommers-Zeit / nehmen / welches denn der hitzigen Leber nicht undienlich seyn wird: wer aber Verstopffungen empfindet / und eine kalte Leber hat / der mag eine Rhabarber-Tinctur einnehmen / und dies also biß zum May-Monat treiben / vornemlich / wann das Wetter wohl temperirt ist... Dafern jemand der chocolate in denen Hunds Tagen benötiget / und hitziger Natur wäre / der kan sichs mit Endivien-Wasser zurichten / jedoch öffter nicht / als in 4 Tagen einmahl / bevoraus / wann er einen schwachen Magen hat." Nun, die meisten tranken zwar nicht die Schokolade mit Endivienwasser oder Rhabarbertinktur vermischt, sondern bereiteten sie mit Wasser, Milch oder Wein. Doch auch in dieser Form konnte „der Chocolat" — wie der abgebildete Stich mit seinem Verschen lehrt — eine Art Verjüngungselixier sein.

Die Schokolade war im 18. und auch noch im 19. Jahrhundert hauptsächlich in den besseren Gesellschaftskreisen beliebt. Die galanten Rokokodamen haben sie ganz besonders zu schätzen gewußt. Die Tasse Schokolade spielte bei dem Lever der Dame eine wichtige Rolle. Selten trank sie allein. Während die Dame den köstlichen Trank aus einer zierlichen Sevrestasse schlürfte, plauderte der Gast von den Neuigkeiten des Tages oder las Gedichte vor oder prägte Bonmots. Sehr spät ist die Schokolade auch ins Volk gedrungen und hat sich namentlich als Eßschokolade eingebürgert. Für den ständig steigenden Bedarf sorgt eine hochentwickelte und äußerst leistungsfähige Schokoladenindustrie, die einen wichtigen Zweig unserer Wirtschaft bildet.



Sinnbildliche Darstellung der Kakaoausfuhr von Amerika nach Europa. Titelbild eines Büchleins „Chocolata Inda. Opusculum de qualitate et natura Chocolatae authore Antonio Colmenero de Ledesma." (Nürnberg, 1644).



Das schöne Schokoladenmädchen (Wiener Stubenmädchen). Nach einem Pastellbild (1744) von Jean Etienne Liotard in der Dresdner Gemäldegalerie. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)



Die Schokolade als Lebenselixier. Aus einer Folge „Der Menschen Zung und Gurgel Weid" (Augsburg, um 1725).



Der Geschmack. Nach einem Gemälde von G. Spizel. Aus einer Folge von Schabkunstblättern „Die fünf Sinne" (Augsburg, um 1750).



Der Morgen. Nach einem Gemälde von Nicolas Lancret (1690—1743) gestochen von N. de Larmessin (Paris, um 1750).



Das Bad. Nach einer Zeichnung von S. Freudenberg gestochen von A. Romanet (Paris, 1774).

Hubert Wilm. / Von Dr. Georg Jacob Wolf.



Gefangennahme. Radierung 1913. Aus dem Zyklus „Passion". (Verlag Viktor Singer, Hamburg.)

In einen Zeitraum von wenig mehr als einem Jahrzehnt eingespannt, vollzog sich das künstlerische Schaffen Hubert Wilms, wie es, in senkrechtem Aufstieg. von den ersten ernsthaft selbständigen Manifestationen bis zu dem schönen Ziel, das der jetzt zweiunddreißigjährige Künstler erreicht hat, als Musterbeispiel einer tatsächlich ungewöhnlich klaren und glücklichen Entwicklung dem Beobachter sich darstellt. Wilm, der aus Kaufbeuren im bayrischen Oberschwaben stammt, drei Jahre an der Münchner Kunstgewerbeschule arbeitete, im übrigen aber sich vollständig auf sich selbst stellte, erfreut sich heute als Griffelkünstler eines Rufes, der ihn den Besten seines Faches an die Seite stellt. Als Maler und Zeichner ist er bisher weniger hervorgetreten; erst in jüngster Zeit schuf er einen kleinen Zyklus eindrucksvoller Landschaftszeichnungen aus Niederbayern.



Ruhe. Radierung 1911. Aus dem Zyklus „Ein Lebenslied". (Verlag August Scherl, Berlin.)

Ein beschreibendes Verzeichnis des gesamten graphischen Werkes des Künstlers beginnt mit dem Jahre 1906 und hat zunächst einen Holzschnitt und Steinzeichnungen zu erwähnen. Mit Radierungen kleinen Formats, Griffelspielen sozusagen, setzte Wilm im Jahre 1907 ein; ohne daß er dabei die Unterweisung eines Lehrers erfahren hätte. Die solchermaßen aus Eigenstem neuerworbene Kunst wandte Wilm zunächst für die von ihm gern gepflegte Gebrauchsgraphik an. Er hatte schon vor 1907 manches Exlibris gezeichnet, nun radierte er für erlesene Feinschmecker delikateste Bucheignerzeichen. Neben dem Exlibris geht noch andere Gebrauchsgraphik her: Besuchskarten, Neujahrswünsche, Dankkarten, Umzugsanzeigen und ähnliches. Abgesehen von der eigenartigen ornamentalen Erfindung, die neben sehr zarte, fast mädchenhafte melodische Motive herbe und kraftvolle Einfälle zu stellen weiß, besticht bei diesen Arbeiten der Takt, das weise Maßhalten, der zuverlässige Geschmack. Die Exlibris Wilms geben, über das Künstlerische, als Form zunächst Anziehende und zu den Sinnen Sprechende hinaus, manchen feinen charakteristischen Zug, der in die Psyche des Bucheigners Einblick gewährt. Sind die Exlibris selbst klar und schlank, fast architektonisch-konstruktiv aufgebaut, so ist krauses phantastisches Beiwerk, eine Fülle lustiger und ernster Einfälle in die Randzeichnungen, die Nadel- und Ätzproben, in die sogenannten „Remarquen", gebannt.



Kreuztragung. Radierung 1911. Aus dem Zyklus „Passion". (Verlag Viktor Singer, Hamburg.)

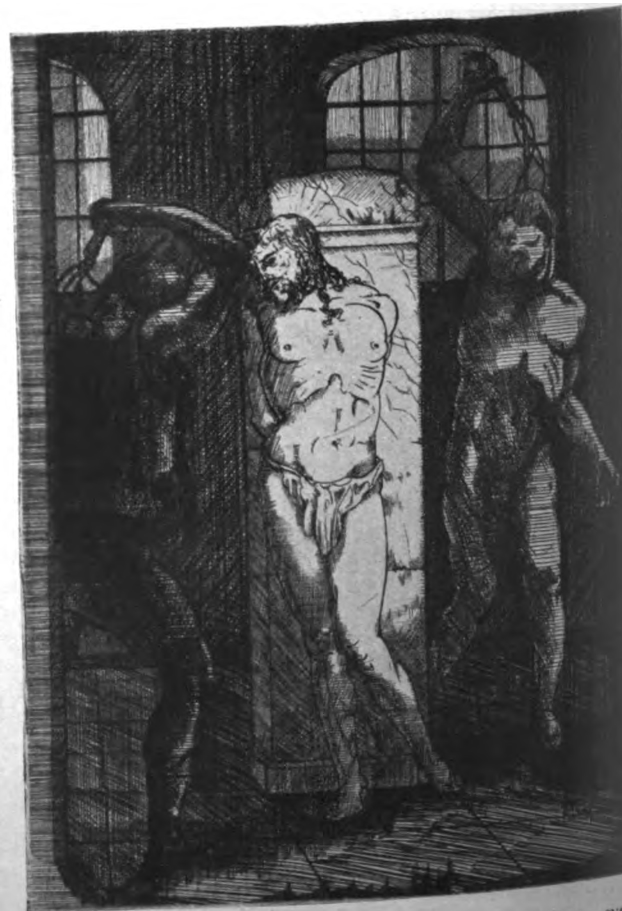




Exlibris Frank Wedekind. Radierung 1913. (Verlag Ludwig Möller, Lübeck.)

Der zweite seiner Radierzyklen ist durch Karl Henckells „Lebenslied" angeregt. Wilm nimmt darin die vom Lyriker angeschlagenen Motive sinnvoll auf und läßt sie in Formen ausklingen. Das Liedhafte der Stimmung schwingt in gütigen Rhythmen über Wilms hauchzarten Radierungen. Die schöne feine Geschlossenheit, die allen seinen Arbeiten eignet, tritt bestimmend zutage. Aber hier sowenig wie später in seinen Radierungen zu Fritz Droops Gedichtereihe „Der Sieg" ist Wilm Illustrator im Sinne einer sklavischen Anlehnung an das Wort. Was er illustrativ schafft, ist gewissermaßen Darstellung des gleichen Motivs mit anderen Mitteln und mit anderem Temperament, auch unter anderm Gesichtswinkel gesehen, aber unter bewußter Beibehaltung der gleichen Stimmung.

Zusammengefaßt und zu Höchstleistungen gespannt tritt Wilms künstlerische Absicht und sein Können in seinen zyklischen Werken zutage. Zuerst entstand — Wilm war damals ein Dreiundzwanzigjähriger — eine „Passion", eine vielteilige reizvolle Kaltnadelarbeit, technisch schon sehr verheißungsvoll, noch mehr aber durch die Poesie der Darstellung fesselnd. Wilm hatte sich von Rembrandt anregen lassen und verleugnete diesen höchsten aller Lehrmeister in keinem Zug. Viel später wurde der leichte, romantisch mitteilsame, inhaltlich höchst anziehende und anmutige, technisch vollendete Zyklus „Vom Fenster aus" zum Ereignis. Er steht vorläufig als höchst beredtes Dokument von Wilms eigenartigem Künstlertum am Ende einer Entwicklung, die den vielversprechenden Jüngling zum Mann werden ließ, der, im Vollbesitz aller künstlerischen und technischen Fähigkeiten, ein weites Feld vor sich sieht, auf dem sich seine Individualität seinen Wünschen entsprechend ausleben kann.



Geißelung. Radierung 1911. Aus dem Zyklus „Passion". (Verlag Viktor Singer, Hamburg.)

Annemarie

Roman von Helene v. Mühlau

(16. Fortsetzung und Schluß.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Gnädige Frau," sagt das Hausmädchen und tritt zu Irmingard an deren Sessel, der in der Fensterecke des Wohnzimmers steht, „es ist Besuch da, gnädige Frau — eine junge Dame!"

Irmingard blickt auf.

„Heute?" fragt sie erstaunt, denn ihr Mann hat ihr nichts davon gesagt, daß er heute schon Annemarie Gisbert abholen wollte.

„Eine blonde junge Dame?" fragt sie noch, und das Mädchen nickt.

„Der Herr Doktor ist unten bei ihr; gnädige Frau möchten doch herunterkommen!"

Irmingard fühlt, wie ihr das Herz laut zu schlagen beginnt; ein Zittern ist in ihren Knien. Mit unsicheren Schritten geht sie zu ihrem Schlafzimmer, ohne zu wissen, was sie da will.

Sie trägt ein helles loses Wollkleid mit einem weißen Spitzenkragen um den Hals. Die Haare sind gleichgültig aus der Stirn gestrichen; sie sieht blaß aus, aber in den Augen ist tiefer Glanz.

Einen Augenblick steht sie vor dem Spiegel und sieht ihr Bild an, als ob es das eines fremden Menschen wäre, streicht sich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie böse Gedanken fortwischen, und sitzt dann wieder auf einem Stuhl.

Es ist eine große Schwäche in ihr. Sie fürchtet sich, allein die Treppen hinabzugehen, fürchtet sich so grenzenlos vor diesem ersten Zusammentreffen mit Annemarie Gisbert.

Ach, wenn es eine Enttäuschung würde! Wenn sie — wie sie es so unzählige Male im Leben getan — sich wieder ein Phantasiegebilde zurechtgeträumt hätte, um dann aus ihrem Himmel herabgestürzt zu werden! Wie oft ist es ihr so gegangen in ihrem jungen Leben, und wie unsagbar hat sie jedesmal darunter zu leiden gehabt!

Auf dem Flur draußen hört sie jetzt Schritte, ihres Mannes Schritte. Eilig kommt er zu ihr ins Zimmer, findet sie in verzagter Haltung auf dem Stuhle sitzen und tritt zu ihr hin.

„Aber, Irmingard, warum kommst du nicht? Geh, sei doch nicht kindisch, Irmingard! — Ich habe dir mit Absicht nicht gesagt, daß ich Annemarie heute holen würde, damit du nicht die Ruhe zum Mittagsschlaf verlörest! Nun komm herunter, komm, Liebes — sie wartet auf dich!"

Er zieht ihren Arm durch den seinen und führt sie langsam, wie man eine Kranke führt, die Treppen hinab.

Annemarie steht im großen Empfangssalon; von Sonne umstrahlt, steht sie da in der Mitte des Raumes, groß und stattlich und in einer sicheren Haltung.

Viel eher könnte sie, das Mädchen, ihrer äußeren Erscheinung nach die verheiratete Frau sein als das schmale feine Geschöpf, das ihr da, eng an Friedels Arm geschmiegt, entgegenkommt.

Die blauen klaren Augen der Annemarie und die dunklen der Irmingard tauchen ineinander.

Annemarie reicht die Hand zum Gruße hin und fühlt die kühlen feinen Finger der Irmingard wie etwas, was gar nicht zu einem warmen lebendigen Menschen gehört, darin ruhen. Hilflos liegen diese zitternden Finger der jungen Frau Wolter in der ihres Besuches, und die Augen blicken bang und fragend in das helle kluge Gesicht Annemaries. Ihr Mund möchte sprechen und bringt doch keine zusammenhängenden Worte hervor.

Friedel, der die große Verwirrung und Schwäche seiner Frau verbergen möchte, tritt für sie ein und sucht einen scherzhaften Ton anzuschlagen.

Irmingard taumelt plötzlich; es ist jetzt oft so mit ihr, daß sie für Sekunden nicht Herr ihres Körpers ist. Ihr Gesicht hat eine grünlichweiße Farbe, ein leiser Schmerzensruf kommt über ihre Lippen.

Annemarie ist an ihrer Seite, hält sie in ihren Armen und führt sie zu einem Sessel. Sie hat im Augenblick das ganze Wesen dieser Frau erfaßt, hat ihre Seele begriffen und weiß auch, in welchem körperlichen Zustand sie sich befindet!

Und noch ein anderes ist der gerade und einfach denkenden und doch so klugen Annemarie in diesem selben Augenblick klar geworden: das große Rätsel ist ihr gelöst, weshalb ein Mann wie Friedel Wolter, auf dessen Treue und Wahrhaftigkeit sie Welten aufgebaut hätte, so gehandelt hat und so handeln mußte, wie er es getan hat.

„Wem diese hier in den Weg kommt, der kann nicht brav und einfach seinen ihm von der Vernunft oder auch vom Herzen vorgeschriebenen Weg weitergehen!" fliegt es durch ihr Herz und durch ihren Kopf.

„Menschen, wie diese Frau hier einer ist, reißen den Vernünftigsten und Seelenruhigsten aus seiner Bahn, treiben ihn zu törichten Handlungen — ja, zu Abenteuern hin, ohne doch den geringsten Willen dazu oder auch nur ein Atom von Absicht oder Berechnung in ihrer Seele zu haben!"

Annemarie streicht mit der Hand über Irmingards Schläfen, ist wie ein Arzt, der einem plötzlich Erkrankten die erste Hilfe leistet, und ist doch zugleich wie die Sonne selber, die hell und warm und klar in ein armes Menschenkind hineinleuchtet und seiner Seele wohltut.

Friedel ist zu Tode erschrocken. Bis zu dieser Stunde hat er solch einen Anfall seiner Frau noch nicht erlebt. Nur von ihren Stimmungen, von ihrer tiefen Niedergeschlagenheit, die oft zur Schwermut wird, weiß er — und höchstens noch, daß sie unter Kopfschmerzen und allerlei Begleiterscheinungen ihres Zustandes leidet. Dieses hier aber ist ihm neu und erschreckt ihn aufs tiefste.

Irmingard hat ihre Besinnung wiedergewonnen. Matt und sehr bleich liegt sie in dem Sessel, zu dem Annemarie sie gebracht hat, aber in ihrem Gesicht ist ein seltsam verklärter Ausdruck, ist ein Leuchten, das so groß ist, daß wieder etwas wie ein Strahlenglanz um ihr Haupt zu liegen scheint.

Annemarie hält die kalten Hände in den ihren und reibt sie; fühlt, wie sie sich erwärmen, und beginnt nun leise und sehr innig zu Irmingard zu reden:

„Sie müssen sich schonen, liebe Frau Doktor, müssen viel liegen! Aber nun ist es schon besser, nicht wahr?" Und an Friedel wendet sie sich: „Willst du nicht etwas zum Trinken besorgen, Friedel — am besten einfaches kaltes Wasser!"

Friedel eilt hinaus, und Annemaries Hände streichen wieder über Irmingards Schläfen.

Ein Zucken ist durchs Herz der Irmingard gegangen, wie sie die vertraute Anrede, die Annemarie zu ihrem Manne gebraucht, hört. Sie faßt nach Annemaries Hand und zieht sie an ihre Wange.

„Sie sind gut," sagt sie dann leise, „ich fühle, daß Sie gut sind. Ich habe mich so unsagbar nach einem guten Menschen gesehnt!"

Annemarie lächelt leise zu ihren Worten.

„›Gut‹ ist ein sehr schönes Wort, und man sollte es nur behutsam anwenden. Es gibt wenige gute Menschen; das Leben ist so hart und rauh, und Güte ist eine sehr zarte Pflanze, die auf steinigem Boden gar leicht verkommt."

„Ich weiß," sagt Irmingard, „ach, ich weiß es genau, daß das Leben alles Schöne und Feine vernichten möchte. Aber alles Gute kann es doch nicht ausrotten, und daß Sie gut sind — —"

Sie kann nicht weitersprechen, da ihr Mann wieder bei ihnen ist.

Er hält ihr das Glas mit kaltem Wasser an die Lippen; seine Hände sind nicht ganz sicher. Die Angst um die zarte Frau, die ihm die größte Freude, die es für ihn geben kann, bereiten will, ist noch zu stark in seinem Herzen. Hilfesuchend sieht er zu Annemarie hin, aber Irmingards Schwäche ist nun vorüber.

Sie steht aus ihrem Sessel auf und schaut zum offen stehenden Fenster hin, durch das die Sonne hereinflutet.

„Ich möchte hinaus!" sagt sie, und Annemarie reicht ihr den Arm.

„Ja, gehen wir hinaus!"

Draußen ist es sommerlich warm; ein leichter Wind aber nimmt der Wärme das Bedrückende.

Irmingards Wangen röten sich. Die Sonne spielt mit ihrem lockigen Haar, und erst jetzt sieht Annemarie, wie liebreizend, wie klug und wie eigenartig das Gesicht von Friedel Wolters junger Frau ist, und wieder ist es wie eine Erlösung in ihr, wieder sagt ihr da eine Stimme: „Daß er dich dieser wegen verließ, dieses Geschöpfes wegen — das ist nicht nur Entschuldigung für ihn — nein, das ist fast etwas, was ihm zum Lob gereicht!"

Denn obwohl Annemarie Gisbert nicht zu denen gehört, die sich im gewöhnlichen Leben nicht voll einzuschätzen wissen — zu jenen halben Menschen, die immer an sich selber zweifeln und vor anderen, die nach außen hin mehr scheinen, in den Schatten treten möchten — nein, obschon sie durchaus nicht ohne Selbstbewußtsein ist: vor dieser hier wird etwas in ihr klein und sanft und bescheiden, und sie räumt ihr gern die Stellung ein, die sie innehat.

Sie wandern durch den Garten, der zum Hause gehört; Veilchen und Krokus blühen darin.

Durch diesen Garten, in dem Annemarie jedes Plätzlein, jeden kleinsten Weg kennt — denn unzählige Male ist sie mit Frau Dorothee hier umhergewandelt — geht sie nun mit Friedel Wolters Frau am Arm.

Vom Garten wandern sie durch die Obstanlagen, kommen zu den Ställen, zum Geflügelhof und bleiben endlich am Ententeich stehen.

In Annemaries Herzen wird die Erinnerung an jenen ersten Tag, an dem sie aufs Woltersche Gut kam, wach. Auch da hat sie hier am Ententeich gestanden und hat dem lustigen Spiel der Tiere zugesehen.

Nun hat sie Friedel Wolters junge Frau an ihrer Seite, und in deren Gesicht ist jetzt eine fast übermütige Freude; alle Farbe ist in die Wangen zurückgekehrt, und die Augen leuchten.

Wie ein Kind! muß Annemarie denken, wie ein Kind, das in diesem Augenblick geweint hat und im nächsten schon aus vollem Herzen zu lachen vermag! Aber dabei fühlt sie, wie ihr selbst kinderjung gut und froh zumute wird, und sie lacht mit Irmingard und sieht, daß nun auch aus Friedels Gesicht die letzte Angst geschwunden ist.

„Kommt weiter!" drängt Friedel, „kommt zu den Kühen!" Und wieder wie als Knabe ist er mitten unter seinen buntscheckigen Freunden und packt sie an den Hörnern und schlägt ihnen auf die breiten Schenkel, freut sich über Irmingards Freude und hat nicht übel Lust, den beiden Frauen irgendein Kunststück vorzumachen.

Sie wandern weiter an Äckern und Feldern vorbei dem Walde zu, schreiten über die bemoosten Wege und haben das Rauschen der gewaltigen Fichtenbäume über sich.

Aber plötzlich werden Irmingards Schritte langsam, ihr Fuß stockt. Weiter will sie nicht gehen; von ferne sieht sie die Holzhütte, in der sie mit Alexander Rüdnitz gesessen, und wie eine Vision sieht sie ihn selber, den Riesen Rüdnitz mit dem stolzen, tiefernsten Gesicht vor sich. Enger, wie wenn sie Schutz bei ihr suchte, klammert sie sich an Annemaries Arm.

„Ich bin müde!" Wirklich, es ist ihr plötzlich, als sei alle Kraft und alle Freudigkeit, die sie soeben erfüllt, von ihr gewichen. Eine so große Schwere ist in ihren Gliedern, daß sie nur langsam, nur Schritt für Schritt den langen Weg bis zum Hause gehen kann.

Ihr Gesicht ist jählings zu einem ganz anderen geworden: Ein schmerzliches Zucken ist um den Mund,

die Augen haben einen abwesenden Blick, und aller Jugendreiz, der sie vorhin so bezaubernd machte, ist aus den Zügen gewichen.

Friedel sieht es nicht; er spricht harmlos weiter zu den beiden Frauen, wird dann von einem seiner Leute angehalten und muß zu seinem Bedauern zu einer Besprechung ins Dorf. In einer Stunde vielleicht wird er zurück sein können.

Es tut ihm leid; er hätte gern mit beim Kaffee gesessen, aber er ist ein pflichttreuer Mann, der so leicht nicht etwas Wichtiges um des Angenehmen willen aufgibt.

Im Hause hilft Annemarie der jungen Frau aus ihrer Umhüllung heraus und führt sie die Treppe hinan, denn Irmingard möchte oben in Frau Dorothees Wohnzimmer sitzen.

In einem Fenstervorsprung steht ein runder Tisch; auf den läßt sie das Kaffeegerät auftragen und sieht zu, wie Annemarie den Spiritus unter der Maschine entzündet und mit geschickten Händen den Kaffee bereitet, wie sie es in vergangenen Zeiten so oft, so oft in diesem Hause getan hat.

Und wieder ist das glückliche, das jauchzende Gefühl in Irmingard: Ein guter Mensch! Ach, nicht nur ein guter Mensch! Nein, ein Engel — ein Wesen, das ihr vom Himmel gesandt ist, und das vielleicht die Kraft und den Willen haben wird, sie von all den unsäglichen Leiden, die sie in sich trägt, zu erlösen!

Sie trinkt von dem Kaffee, den Annemarie bereitete, und fühlt sich angeregt von dem starken Getränk.

Ruhe und Spannung kehren in ihr Gesicht zurück, aber der klugen Annemarie entgeht es nicht, daß diese Ruhe, die jetzt aus den dunklen Augen spricht, etwas ganz anderes ist als die etwas unnatürliche Lustigkeit, die vorhin darin war, als sie mit ihrem Manne am Ententeich gestanden hat.

Das, was jetzt aus diesem weißen Antlitz strahlt, ist etwas, was aus der Tiefe einer Seele kommt, in der viel Schmerzvolles verborgen liegt, und die nur im Augenblick glücklich ist, weil sie fühlt, mit einem Menschen zusammen zu sein, der sie vielleicht verstehen kann.

Es liegt in Irmingards Wesen, immer sogleich beim ersten Sehen, bei der ersten Begegnung ganz große Sympathie oder ebenso große Abneigung gegen andere Menschen zu empfinden. Gleichgültig bleibt sie den wenigsten gegenüber!

Es ist das einer von den Hauptgründen, weshalb sie so viel zu leiden hat; denn wohler und behaglicher mag sich natürlich der fühlen, der mäßig in seinen Ansprüchen und lau in seinen Gefühlen gegen die Mitmenschen bleibt. Irmingards Natur jedoch — vom unglücklich-seligen Vater auf sie vererbt — hat einen tiefen Haß gegen alles, was lau und matt ist. Lieber verzehrt sie sich in ihren heftigen Gefühlsausbrüchen, als daß sie gleichgültig an Welt und Menschen vorübergeht.

Hier aber — und das ist das Seltene und Wunderschöne, was ihr an diesem Nachmittag geschieht — hier ist keine zitternde Erregung in ihr, ist kein heißes Aufwallen, sondern ist nur das wundervoll beruhigende Gefühl, bei einem Menschen zu sein, der ihr wohltun will, in dessen Herzen nichts als lautere Güte und Innigkeit und Großmut lebt!

Sie kann nicht viel mehr sprechen an diesem Tage; sie hört nur zu, wie Annemarie ihr erzählt; lauscht auf diese Stimme, die angenehm und wohltuend ist, und von der so große Ruhe in sie überströmt.

Als Friedel zurückkehrt, findet er ein liebliches und friedliches Bild vor sich; beide Frauen, denen sein Herz gehört, sitzen in offenkundiger Freundschaft und Herzlichkeit beieinander.

In Irmingards Augen ist der gute, strahlende und doch ruhige Ausdruck, der in dieser letzten Zeit nur so selten noch darin war, und in Annemaries Antlitz ist etwas von Beschützenwollen, von Mütterlichkeit!

Ja, Friedel Wolter — ein Glücksjunge bist du all dein Leben lang gewesen!

Er hört irgendeine Stimme, die zu ihm sagt: „Immer hast du nur zu wünschen brauchen, und gleich war die Erfüllung auch schon da!“

Und nun, ja wahrhaftig — fast ist es zu viel des Guten, was ihm geschieht, denn nun ist doch auch das einzige, was ihn noch bedrücken konnte, aus seinem hellen Leben genommen: Er hat die Jugendgefährtin wiedergewonnen, und sie scheint Wohlgefallen, ja, sie scheint Freundschaft und tiefe Zuneigung zu fühlen für die, um derentwillen sie ihre Jugendträume fahren lassen mußte!

Gibt es so etwas? Geschieht das auch anderen — oder kann solch eine Fülle von Schicksalshuld sich nur über einen Sonntagsjungen, wie Friedel Wolter einer ist, ergießen?

Die Sonne ist längst hinter dem dunklen Wald verschwunden, als Annemarie Abschied nimmt.

Irmingard läßt sie ungern gehen; ihr ist, sie müßte ihr sagen: „Bleiben Sie bei uns — lassen Sie uns nicht allein!“ Aber da sie das nicht aussprechen kann, bittet sie nur: „Kommen Sie wieder — kommen Sie bald wieder, Fräulein Annemarie!“

Und Annemarie verspricht es ihr, reicht ihr beide Hände zum Abschied und blickt ihr noch einmal in die Augen, aus denen so viel und so Verschiedenartiges zu lesen ist.

Irmingard hat das Gefühl, als müsse tiefe Dunkelheit über sie hereinbrechen, wenn Annemarie gegangen ist; sie legt ihr die Arme um den Hals und küßt sie auf den Mund.

Durch Annemarie geht ein leiser Schreck.

Wohl hat sie die junge Frau des Jugendfreundes an diesem ersten Tag des Zusammenseins liebgewonnen, aber dennoch — dennoch — — Ihr Weg muß sie fort von ihm führen, bald und weit fort, denn ein Schmerz ist doch in ihr, ein heißer brennender Schmerz. Mein Gott, sie müßte kein Weib sein, müßte nicht jung sein, wenn da nicht ein Schmerz in ihr wäre!

Als Friedel am Abend, als längst tiefe Dunkelheit eingebrochen ist, von der Fahrt in die Stadt nach Hause zurückkehrt, findet er Irmingard schon im Bett liegend.

Sie hatte den Wunsch gehabt, sich aufrechtzuerhalten, aber da war plötzlich die große Schwäche, diese entsetzliche Willenlosigkeit wieder über sie gekommen.

Neben dem Bett auf dem kleinen Tisch steht das Bild der Annemarie, und auf dem Kissen dicht neben ihrem Kopf liegt das Christusbild.

„Komm zu mir her, Friedel!“ bittet sie, und er setzt sich auf den Bettrand.

„Was willst du, Liebes?“

„Du sollst mir eine Frage beantworten, aber nicht nur obenhin beantworten, Friedel! Ganz offen sollst du sein — auch wenn du glaubst, mir damit weh zu tun. Komm, sieh mir in die Augen dabei, und dann sag' mir: Hast du Annemarie Gisbert sehr geliebt?“

Friedel Wolter hält dem Blick seiner Frau nicht stand; es erscheint ihm auch unsinnig, solch eine Frage zu beantworten.

„Wie bist du töricht, Irmingard,“ tadelt er, „und wie bist du immer bedacht, dich und andere zu quälen! Du siehst doch, Annemarie ist mir eine liebe Freundin und — was die Hauptsache ist — sie ist auch dir Freundin — sie hat dich lieb!“

Über Irmingards Gesicht huscht es wie Freude.

„Hat sie es dir gesagt, daß sie mich liebhat?“

„Nein,“ antwortet er, „in Worten gesagt hat sie es mir nicht, aber man fühlt so etwas doch.“

Irmingard schließt die Augen und sagt nur noch: „Ich bin müde!“, und Friedel küßt sie auf die Stirn und verläßt leise das Zimmer.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Vor dem Hause des Professors Gisbert hält ein Wagen vom Wolterschen Gut. Die junge Frau Doktor ist zur Stadt gefahren, um Annemaries Besuch zu erwidern.

Es hat ihr große Überwindung gekostet, diese Fahrt zu unternehmen; sie fühlt sich in all dieser Zeit immer krank, ist müde und hat Angst vor allem, was mit der Außenwelt zusammenhängt. Wochenlang hat sie gewartet und gehofft, daß Annemarie wieder zu ihr herauskommen möchte; aber Annemarie läßt nichts von sich hören.

„Vielleicht ist sie längst nicht mehr zu Hause!“ hat Friedel eines Tages gesagt, und auch ihm selbst ist eine Enttäuschung anzumerken.

Irmingard hat das Gesicht von ihm abgewandt, als sie diese Worte hörte. Mein Gott, wenn Annemarie fort wäre   wenn sie nie wieder zu ihr käme, sie einfach versinken ließe — denn Irmingard hat das Gefühl, als stände sie auf einem Boden, der keinen Widerstand mehr leistet, der unter ihr nachgeben will, und der sie eines Tages verschlingen wird, wenn keine Hand kommt, die ihr Hilfe bringt.

Nach einer von den ganz schlimmen Nächten, in denen sie heiße Schlachten mit dunklen, furchtbaren Gewalten, die gegen sie anstürmen, gekämpft hat, ist der Entschluß in ihr reif geworden, zu Annemarie Gisbert zu fahren.

Sie hat es ihrem Mann bei der Mittagsmahlzeit gesagt und ist nur einem erstaunten Blick, aber keiner Widerrede begegnet.

Es ist Ende Mai, aber der Frühling, der schon so heiß und jauchzend ins Land gezogen war, ist wieder davongeflogen. Grau dräut der Himmel über der Erde; in Irmingards Wohnzimmer brennt ein Feuer, als ob es Winter wäre, und an diesem Tage, an dem sie die Fahrt in die Stadt unternimmt, treibt ein kalter Ostwind sein Wesen.

Mit bangem Herzen schreitet sie die schmale Treppe im Gisbertschen Hause hinan, hat Mühe, mit vernehmbarer Stimme zu sprechen, als das Mädchen ihr öffnet, und steht dann in der guten Stube, die Friedel ihr so genau beschrieben hat, daß sie fast jedes Möbelstück darin zu kennen glaubt, und schaut auf die graue Straße hinab.

Wie trostlos ist diese Umgebung! Wie beklemmend muß es sein, jahraus, jahrein — Sommer und Winter hier leben zu müssen!

Annemarie, arme Annemarie!

Die Tür öffnet sich; in Irmingards Gesicht steigt eine Blutwelle. Mein Gott, ist das dieselbe Annemarie, die sie in ihren Gedanken, in ihren Träumen immer als eine Huldgestalt, als einen Engel vor sich gesehen hat! Diese hier, die vor ihr steht, und in deren Gesicht sich offenkundiges Staunen malt, scheint ihr jetzt wie einer von jenen selbstsicheren, strengen und etwas kühlen Menschen zu sein, vor denen sie Angst und Scheu empfunden hat, sooft sie mit ihnen in Berührung kam.

Zögernd reicht Annemarie ihr die Hand zum Gruße hin; bleich ist ihr Gesicht, und sie findet nicht gleich ein herzliches Wort, das sie der jungen Frau, an die sie so viel, so unablässig hat denken müssen, sagen kann.

„Ich kam zu Ihnen,“ beginnt Irmingard stockend, „ich kam zu Ihnen, Fräulein Annemarie, weil — —“

„Setzen Sie sich doch, bitte!“ sagt Annemarie, denn sie fühlt, daß das Stehen der erregten Irmingard schwerfällt, schiebt ihr einen Sessel zurecht, besinnt sich aber dann und sagt:

„Oder würden Sie mit mir in mein Zimmer kommen? Es ist kalt hier, bei mir aber brennt ein Feuer im Ofen.“

„Ja“, antwortet Irmingard freudig, denn diese für gewöhnlich unbewohnte Stube strömt etwas so Ernüchterndes, Beklemmendes aus, daß selbst das wärmste Herz hier erstarren muß.

„Kommen Sie!“, und sie gehen über den Flur in Annemaries helle Stube. Es ist jene selbe Stube, in der Friedel Wolter gewohnt hat — Jahre, viele Jahre lang.

„Schön ist es hier!“ sagt Irmingard freudig und schaut zum Fenster hinaus, schaut weit über das Land hinweg und fühlt, wie die Erstarrung, die über sie gekommen war, zu weichen beginnt.

Warm ist es in dieser Stube und hell und fein; eine geistige Atmosphäre, irgend etwas unendlich Gutes ist hier, was nur aus der Persönlichkeit eines starken, klugen und sehr gütigen Menschen auf seine Umgebung übertragen werden kann.

Aus Annemaries Zügen ist längst der kühle Ausdruck des Staunens geschwunden. Wie wenn eine Maske, die sie sich aufgesetzt hat, abgenommen worden wäre, so verändert ist das Gesicht dieses Mädchens, das ebenso wie die junge Frau, die zu ihr gekommen ist, bittere Wochen voll innerer Kämpfe hinter sich liegen hat.

Jetzt hilft sie Irmingard aus ihrem Mantel heraus und nimmt ihr den Hut vom Kopf.

(Fortsetzung f. S. [illegible])

Die Teneriffa-Schimpansen im Berliner Zoologischen Garten.

Von Prof. Dr. Ludwig Heck, Berlin.

Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Paul Neumann.



Allerhand Zeitvertreib.



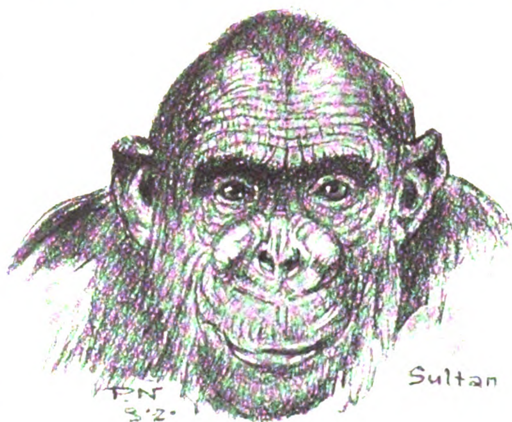
Mittagsruhe.

Sie sind nicht auf den Kanarischen Inseln zu Hause, sondern seinerzeit dorthin geliefert von der Kameruner Kolonialverwaltung für die Menschenaffenstation, die die Preußische Akademie der Wissenschaften zu tierpsychologischen Versuchs- und Beobachtungszwecken dort gegründet und bis jetzt unterhalten hat, bis das durch die Entwertung unseres Geldes nicht länger möglich war und die kostbaren Tiere nach Berlin übergeführt werden mußten. Jetzt sind sie glücklich da, und da haben wir uns überzeugt, daß es sich um eine ganz einzigartige Tiergruppe handelt, wie sie noch nie und nirgends gezeigt worden ist. Fünf ausgewachsene, tadellos entwickelte Schimpansenweiber! Das ist ein Anblick, wie ich ihn in meinem langen Tiergärtnerleben nie gehabt habe. Denn solche Schimpansin, das haben wir an unserer berühmten Missie gesehen, braucht gut ihre zehn Jahre, bis sie so groß wird und in den erwachsenen Zustand eintritt mit denselben Begleiterscheinungen, wie wir sie vom menschlichen Weibe kennen.

Man kann verschiedene Typen unterscheiden, und zwar sehr leicht, auf den ersten Blick schon. Das mag wohl zum Teil daher kommen, daß unser Auge so menschenähnliche Tiere an sich schon leichter unterscheidet als z. B. so menschenunähnliche wie Schafe. Ganz sicher sind aber auch verschiedene geographische Rassen oder Unterarten in der Gruppe vertreten, die sich wissenschaftlich werden bestimmen und benennen lassen. Sofort hebt sich die größte der Schimpansinnen durch ihre kohlschwarze Farbe heraus, die auch an Gesicht und Händen nicht ein helleres Fleckchen aufweist und durch die ganz gewaltigen Knochenwülste über den Augen einen so finsteren, verkniffenen Gesichtsausdruck erhält. Sie entspricht dem, was man in der Systematik Tschego genannt hat, und hört auch auf diesen Namen. Eine andere hat dagegen so gut wie gar keine Augenwülste und zum Teil hell gefärbte Hände, Füße und Kopf, an diesem aber die rötlichbräunliche Hellfärbung in einer Verteilung, wie ich sie noch nie gesehen habe; deshalb wirkt sie auf mich ganz und gar fremdartig. Das sechste Mitglied der Gesellschaft endlich, das einzige Männchen, ist kleiner, im Wachstum etwas zurückgeblieben und hat offenbar mit Hemmungen in seiner körperlichen Entwicklung zu kämpfen, wie sie die Gefangenschaft bei Affen häufig mit sich bringt.



Die Suppe schmeckt



Sultan.

Geistig dagegen ist dieser mit fünf Weibern gesegnete „Sultan" sehr auf dem Posten: er hat die meisten Intelligenzbeweise geliefert, deren sich die ganze Menschaffengruppe rühmen kann. Diese geistigen Leistungen sind in den Mitteilungen der Akademie veröffentlicht und haben durch ganz systematisch angelegte und wissenschaftlich einwandfreie Versuchsreihen gezeigt, daß die Menschenaffen in dieser Beziehung ganz die Erwartungen erfüllen, die man nach Bau und Entwicklung ihres Gehirnes auf sie zu setzen berechtigt ist. Aber auch nicht mehr. Kubikwurzeln im Kopf rechnen, können sie nicht, und ebensowenig „lesen" und „schreiben". Sie und die Versuche mit ihnen sind überhaupt nicht in einem Atem zu nennen mit den berühmten, man möchte schon lieber sagen: berüchtigten Wunderpferden und Wunderhunden, die seit dem „Klugen Hans" anscheinend nicht mehr alle werden. Was diese Schimpansen leisten, leisten sie auch wirklich durch Intelligenz und genau auf dem gleichen Wege wie der Mensch selber; denn man ließ sie diesen Weg aus eigenem Antrieb suchen und aus eigener Wahl finden. Dabei hat sich gezeigt, daß sie z. B. sehr wohl Werkzeuge zu gebrauchen verstehen, was man bis dahin immer noch als eine ausschließlich menschliche Leistung, sozusagen als den ersten Anfang eigentlichen Menschentums anzusehen geneigt war. Sie vermögen geistig so viel, als nach dem Befunde ihres Gehirnes zu erwarten ist, das an Masse etwa den dritten Teil und an feinerer Entwicklung der insonderheit den höheren Intelligenzleistungen dienenden Teile etwa ein Sechstel des menschlichen erreicht. — Irgendwelche Dressur hat man mit den Tieren absichtlich nicht vorgenommen, nicht einmal sie zu mehr oder weniger menschlichem Gebaren beim Essen und Trinken angehalten, wie man das mit den einzelnen Menschenaffen regelmäßig tut, die man sonst in zoologischen Gärten hat. Dafür haben sich diese sechs Schimpansen ihr natürliches Affenwesen um so reiner erhalten, und dieses kommt in ihrer gleichaltrigen Gemeinschaft ungeschmälert zum Ausdruck. Man überzeugt sich dabei, daß sie in ihren Verkehrsgewohnheiten untereinander den tiefer stehenden geschwänzten Tieraffen durchaus ähneln. So üben sie jene gegenseitige Hautpflege, die das Publikum durchweg, aber irrtümlich, als „Lausen" bezeichnet, genau mit derselben Hingebung, Ausdauer und Aufmerksamkeit, und auch die „Verbeugung von hinten" zur Begrüßung machen sie genau wie die übrigen Affen. Schließlich haben sie auch eine Instinkthandlung beibehalten und üben sie allabendlich, die den Menschenaffen eigentümlich und aus ihrem Freileben bekannt ist; jeder baut sich nach der Abendmahlzeit sein Schlafnest. Wie sie dabei die Hände voll Stroh sich über den Kopf hinwegwerfen und um sich herumpacken, das macht ganz den Eindruck einer angeborenen Tätigkeit, die sie niemand zu lehren braucht. Nur die Decke, in die sie sich einhüllen, ist eine Kulturerrungenschaft aus dem Zusammenleben mit dem Menschen.



Bei der Toilette.



Aus den Linzer Dolomiten: Die Karlsbader Hütte im Laserz, 2252 m ü. d. M. Nach einem Aquarell von C. F. Compton.

„Sie haben doch Zeit?“ fragt sie. „Ich werde uns Tee kochen lassen.“ Sie will zur Tür gehen, aber Irmingard bittet:

„Bleiben Sie, Fräulein Annemarie — bitte, bleiben Sie hier!“

Annemarie führt sie zu einer traulichen Ecke des Zimmers, in der ein kleines, weich gepolstertes Sofa steht.

Wie seltsam wird ihr zumute! Wie ist es, als ob da ein Panzer aus Eisen, in den sie ihre Seele eingeschnürt hat, von unsichtbaren Händen abgenommen würde!

Sonne ist um sie her, Wärme und Vogelsang und Blumenduft! Und alles, was es an Gutem, Rührendem, Hilflosem geben kann, fühlt Annemarie in ihrer nächsten Nähe.

Gott, mein Gott — und hat doch einfach Mensch sein wollen, ein Mensch, wie alle anderen es sind! Hat sich einreden wollen: „Diese Frau, die da oben auf dem Gut deines Jugendfreundes sitzt, die so harmlos und selbstsicher die Bitte an dich gerichtet hat, zu ihr hinzukommen in jenes Haus, das von Rechts wegen deine Heimat hätte werden sollen, diese Frau ist deine Feindin! Sie ist die Siegerin, und du bist die Unterlegene, und wenn du Stolz und Würde hast, dann mußt du sie meiden, und den Mann, der dir das bittere Leid angetan hat, den mußt du auch meiden, denn ein Mensch, der sich nicht selber achtet, der nicht zürnen kann, wenn ihm ein Unrecht geschah, so ein Mensch hat auch kein Anrecht auf die Achtung anderer mehr!“

Ja, so hat Annemarie zu sich selber und ihrer armen, ringenden Seele gesprochen und hat einen ganzen Wall von harten Gedanken in sich aufgebaut, hat den festen Entschluß gefaßt, die Heimat nun für alle Zeit zu verlassen, um nie wieder in die Gefahr zu kommen, dem einstigen Jugendfreund und dessen junger Frau zu begegnen.

Im Juli will sie fort; für den ersten Juli soll da etwas Passendes für sie frei werden auf einem großen Besitz in Ostpreußen — also weit fort von der Heimat!

Hart ist es für die armen Eltern, sehr, sehr hart! Annemarie quält sich manche Nacht mit Selbstvorwürfen herum, aber es muß sein — muß sein! Sie ist es sich selbst und ihrem Stolze schuldig.

Und nun — und nun?

Herrgott, warum tut sie denn das? Warum hat sie denn diese Frau, diese Feindin in ihr Zimmer geführt, in das sie so wenige Menschen nur hineinläßt — und warum sitzt sie jetzt hier und hält die beiden Hände von Friedel Wolters Frau in den ihren und schaut ihr ins Gesicht und fühlt und fühlt, daß dieser Mund nur zu sprechen, nur zu bitten braucht, und alles, was in langen schweren Wochen in ihr aufgebaut und großgezogen worden ist, fällt um, wird einfach umgeblasen wie ein Kartenhaus?

Wo kommt das her? Wie kann das sein? Ist es gut, ist es schlecht? — Ist es armselig von ihr, oder ist es groß — ganz groß, so groß, daß man es selber kaum für möglich halten möchte?!

„Annemarie!“ hat Irmingard gebeten, und die Tränen sind dabei aus ihren Augen gestürzt, „Annemarie, kommen Sie zu uns — ich bitte Sie um alles in der Welt, kommen Sie zu uns! Ich weiß nicht, was geschehen soll, wenn Sie nicht kommen! — Annemarie, glauben Sie es mir, ich kämpfe mit letzter Kraft gegen etwas Entsetzliches an!“

„Um Gottes Willen,“ fragt Annemarie besorgt, „was kann es denn sein, Frau Irmingard? Wie kann es kommen, daß Sie von Verzweiflung sprechen, da Sie doch Friedel Wolters Frau sind, da Sie ihn doch lieben!“

„Ich bin krank!“ gibt Irmingard zur Antwort — weiter nichts! Nur immer wieder:

„Ich bin krank und brauche einen Menschen, der mir hilft — einen guten Menschen brauche ich!“

Annemarie weiß und hat oft darüber gelesen, daß Frauen in gesegneten Umständen von sonderlichen Stimmungen und Gemütserregungen heimgesucht werden, und sie würde auch hier vielleicht glauben, daß es sich nur um eine vorübergehende krankhafte Erscheinung handelt, wenn da nicht irgend etwas in Irmingards Wesen, in ihrer Stimme und in ihren Augen wäre, das mehr und tiefer und überzeugender zu ihr redet als alle Worte, die gesprochen werden könnten.

„Kommen Sie, Annemarie — um alles in der Welt, kommen Sie!“

Irmingard weiß selber nicht, warum sie diese verzweifelte Inbrunst in ihre Bitte legen muß; weiß nicht, warum sie von diesem Mädchen hier alles und alles erwartet, was sie vielleicht noch retten kann.

„Um des Kindes Willen kommen Sie — um dieses armen Geschöpfes wegen, dem ich das Leben geben soll!“

Unsägliche Trostlosigkeit zittert in ihrer Stimme; sie ist von ihrem Sitz zur Erde geglitten und hält Annemaries Knie umschlungen. Ihr Gesicht liegt in deren Schoß.

„Kommen Sie zu uns! Ich bitte Sie, lassen Sie mich nicht allein!“

Annemarie zieht die Frau ihres einstigen Gefährten Friedel in die Höhe, schlingt ihr den Arm um den Körper und hält das weinende Gesicht an ihrer Brust. Und wenn jetzt alle Vernunftgründe der Welt sich erheben wollten gegen die Erfüllung der Bitte, die diese arme Frau an sie richtet, sie würden keine Macht mehr über Annemarie erlangen!

Sehr schnell und sehr fest, wie um mit einem Schlage alle Bedenken, die vielleicht noch aufsteigen könnten, zum Schweigen zu bringen, sagt sie: „Ja, ich komme! Ich komme bald, und ich werde bei Ihnen bleiben, bis Sie ruhig sind — bis — —“

Irmingard lehnt sich fest an Annemarie an.

„Ich danke Ihnen! Oh, wie ich Ihnen danke!“

Annemarie streichelt die eiskalten Hände, die sie in den ihren hält.

„Nein, Sie sollen mir jetzt nichts sagen — nichts erklären!“ bittet sie, als Irmingard sprechen will. „Ich bin ja von nun an immer da, immer bei Ihnen“, und wie sie dies „immer“ ausspricht, kommt doch ein Ausdruck von Angst in ihre hellen Augen.

„Immer!“ wiederholt Irmingard wie im Traum. „Immer!“

Dann steht Annemarie auf.

„Ich will nun doch für Tee sorgen, denn Sie frieren“, und sie breitet eine Decke über Irmingards Knie.

Eine Stunde später sitzen vier Menschen in Annemaries heller Stube.

Die beiden alten Gisberts sind gekommen, um ihres Pflegesohnes junge Frau zu begrüßen; Annemarie hat sie hereingerufen.

In Irmingards Gesicht ist jetzt Ruhe — ja, ein Ausdruck von Glück liegt in den Augen.

Sie spricht und lacht mit dem Professor, der ihr aus Friedels Jugendzeit erzählt, und sie schaut lieb und treuherzig in das Gesicht der Frau Gisbert, die nicht alles verbergen kann, was in ihrer Seele vor sich geht.

Der Abend sinkt, als Irmingard an die Heimfahrt denkt.

„Der arme Jochem,“ sagt sie, „wie lang hat er auf seinem Bock sitzen und warten müssen!“

Aber Annemarie lächelt: „Jochem ist längst in Sicherheit gebracht; er sitzt in der warmen Küche, und die Pferde stehen drüben im Hof des Schmiedes unter!“

Irmingard blickt staunend zu Annemarie auf.

„Wie Sie an alles denken!“ sagt sie leise, läßt sich in ihren Mantel helfen und fragt auf der Treppe noch einmal:

„Wann kommen Sie?“

„Sobald es geht!“ antwortet Annemarie, streicht über Irmingards Wange und hilft ihr in den Wagen.

Oben sitzen die Eltern beisammen und schauen sich an.

Aus dem Gesicht der Mutter spricht Sorge um den Jungen, den sie liebt, wie wenn er ihr eigen wäre.

„Ach, Annemarie — Annemarie — lieb und fein und auch gut und ohne Falsch, das mag sie ja wohl sein, aber — —“

„Sag' nichts, Mutter!“ bittet Annemarie, und der Professor geht mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Mutter,“ sagt er, als Annemarie einen Augenblick draußen ist, „Mutter, ich habe mein ganzes Leben lang nicht leiden mögen, wenn man zur Charakterisierung eines Menschen Worte wie ›hold und süß‹ angewandt hat. Aber hier — ich kann mir nicht helfen — hier kann ich eben nur diese beiden, aber auch nur diese beiden Worte finden: Ein süßes, holdes Geschöpf ist sie! Und ich kann den Friedel wohl begreifen, kann verstehen, daß ihm alles in ein Nichts versinken mußte, als er diese hier zum ersten Male gesehen hat!“

Die Frau sagt nichts; sie steht am Fenster und schaut in den sinkenden Abend hinein. Ihre Seele weint.

Die Wunden, die der geliebte Junge ihr geschlagen, sind von neuem aufgebrochen; der Schmerz hat sich in seiner ganzen Wucht wieder über sie gestürzt.

Spät am Abend eröffnet Annemarie den Eltern, was sie für die nächste Zukunft zu tun gedenkt.

Erstaunte Augen blicken sie an. Die Mutter weint und will Einspruch erheben.

„Das kannst du nicht, Annemarie! Das kannst du nicht! Keine Frau vermag so etwas — keine Frau — glaub' es mir!“, aber der Professor schneidet ihr das Wort ab.

„Still, Mutter!“, und er folgt der Tochter, die aus dem Zimmer gegangen ist.

„Es gibt ein schönes Wort, Annemarie — das schönste Wort, das in allen Schriften von der Liebe gesagt ist — Du kennst es, und du weißt, welches ich meine: sie duldet alles, sie trägt alles, sie höret nimmer auf! Gut sein aber ist mehr als glücklich sein, und wenn du es vermagst, wenn du wirklich die Kraft und die Größe in deiner Seele fühlst, dann gehe hin und verhilf diesen beiden dazu, daß ihr Glück ihnen erhalten bleibe! Mein Segen ist mit dir, geliebte Annemarie!“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Auf eine Zeit grenzenloser Willenlosigkeit und Schlaffheit ist bei Irmingard ganz plötzlich ein heißer Tätigkeitsdrang gefolgt.

Die Zügel des Haushaltes und der Gutswirtschaft ruhen fest und sicher in Annemaries Händen; vom Tag ihres Einzugs an hat Irmingard alles auf ihre Schultern gleiten lassen, was für sie selbst zu schwer geworden war.

Sie hat auf des Arztes Wunsch viele Wochen still auf einem Ruhebett liegen müssen; sie hat nur gute und liebe Eindrücke haben dürfen, damit die Seele, die bei dieser Frau weit mehr als der Körper unter ihrer Mutterschaft zu leiden hat, in stille, gleichmäßige Bahnen zurückgelenkt werde.

Annemarie Gisbert ist ihr ein guter lieber Engel gewesen — Annemarie Gisbert ist ihre Retterin geworden!

Sie hat alle bösen Gedanken, die immer und immer wieder ein grausames Spiel mit dem hilflosen Geist und dem armen, sehr leicht erregten Herzen der Irmingard spielen wollten, zu verscheuchen gewußt. Aus dem reichen, stets frisch quellenden Born ihres Wissens, ihrer Güte und ihrer Erfahrungen hat sie zu erzählen gewußt, hat selbst in verzagtester Stunde ein Stücklein Frohsinn aus der Dunkelheit herausgerettet und sieht nun mit Freude und Dankbarkeit, daß die Zeit der ganz schlimmen Beschwerden überstanden zu sein scheint.

Irmingard verlangt nach Arbeit. Ihr Geist hat nun genug aus Büchern und Erzählungen in sich aufgenommen. Es ist da jetzt etwas in ihr, das nach Ausdruck, nach Formung verlangt!

In ihren Händen ist das feine Leben erwacht; ihre feinen, unruhigen Finger können nicht länger ineinandergefaltet auf ihrem Schoße liegen! Annemarie redet ihr herzlich zur Arbeit zu.

„Ja natürlich, Irmingard, wenn du glaubst, daß es gehen wird — wenn du den Drang in dir hast, dann mußt du es tun! Ich habe immer im Leben gefunden, daß man auf Stimmen, die so dringlich um Gehör bitten, achten muß. Versuch' es also, vielleicht macht es dich glücklich!"

Annemarie sagt das schwesterliche „Du" zu Irmingard, seit diese ihr zum ersten Male von Alexander Rüdnitz gesprochen hat.

Alexander Rüdnitz ist für sie die Lösung eines großen, großen Rätsels geworden. Sie weiß nun, wie es in der Seele dieser von Gefühlen zerrissenen Künstlerin Irmingard aussieht, wie es darin aussehen muß — und weiß auch, um was es sich für den armen Friedel handelt. Denn ob ein Treubruch nun wirklich äußere Gestalt erlangt hat — ob er plump und roh zur Tat geworden ist — oder ob er nur in tiefster Seele zweier Menschen stattgefunden hat, das ist wohl kaum ein Unterschied für den, an dem er verübt wird!

Friedel Wolter aber geht harmlos durch die Welt; sein gerader Sinn kann in solche Tiefen und Verwirrungen einer Frauenseele nicht eindringen. Heiterer und glücklicherer als je zuvor ist das Gesicht des Sonntagsjungen Friedel Wolter! Zwei liebe Frauen hat er um sich, und was das Schönste und Beste für ihn ist, das ist die Tatsache, daß diese beiden Frauen sich in tiefer und inniger Freundschaft zugetan sind! Was will er mehr vom Leben? Kann es für einen Menschen mehr des Glückes geben als all das, was ihm zuteil geworden ist?

Irmingard steht nun wieder in ihrem grauen Kittel in ihrem Arbeitsraum, und niemand stört sie. Tiefe Stille ist um sie her.

Der Sommer ist auf seiner Höhe angekommen; ein warmer guter Duft von wogendem Korn, von reifenden Früchten, von heiß lebenden Blumen und würzigen Kräutern ist in der Luft. Von ferne tönt das Läuten der Kuhglocken zu Irmingard ins Zimmer.

Wenn sie zum weit offen stehenden Fenster hinausblickt, liegen die grünen Weideplätze vor ihr, dahinter die Felder und Äcker, und hinter den Äckern zieht sich, dunkel zum blauen Himmel ragend, der Wald hin. Im Wald aber sind Irmingards Gedanken, während sie arbeitet — immer in diesem Wald da oben!

Alexander Rüdnitz ist bei ihr! Alexander Rüdnitz' Stimme tönt in ihren Ohren! Seine Augen blicken ihr zu, wie sie schafft, und wenn sie erlahmen will, wenn das lange Stehen den schwerfällig gewordenen Körper müde macht, feuert er sie an.

„Ein jeder kann, was er will!" hört sie ihn sagen, „und niemand hat das Recht oder die Notwendigkeit, sich seinen Schmerzen hinzugeben!"

Alles, was die Seele bewegt, in eine Tat umsetzen, das ist das Gesetz, das in jedes Menschen Geist bestehen sollte!

„Sie aber haben ihre Kunst, Frau Irmingard! Sie sind eine Gesegnete — eine Gottbegnadete! An Ihre Seele kommen Leid und Schmerz nur zu dem einen Zwecke heran, um Ihre Kunst zur höchsten Vollendung zu führen!"

Monate, viele verzweifelte Monate lang hat Alexander Rüdnitz' mahnende und ermunternde Stimme geschwiegen! Immer hat sie nur jener unaussprechlichen, fruchtlosen Sehnsucht, in seiner Nähe zu sein, nachgegeben — hat sich martern und peinigen lassen und ist nun ganz plötzlich, ist wie durch ein Wunder in dieses neue Stadium ihrer starken Gefühlswelt eingetreten.

Schaffen kann sie! Gesegnet ist jeder Griff, den sie tut!

Aus ihrem eigenen Wollen entspringt nichts von dem, was da unter ihren Händen entsteht — alles kommt von jenem unsichtbaren Geist, der wie ein unfaßbares Wunder ihr körperliches und seelisches Sein und Leben beherrscht!

Irgendwo auf einem Wandsims steht die Figur „Sehnsucht", die Irmingard in jenen Wochen, da durch Friedel Wolter zuerst das Weib in ihr erweckt worden ist, geschaffen hat — die sie schaffen mußte!

Das, was da jetzt zum Leben kommen will, ist das Seitenstück dazu. Dieselbe Frau, die damals von der Sehnsucht zum heißesten Weibgefühl getrieben wurde, genau derselbe Körper muß sich nun noch einmal von Irmingards Händen formen lassen. Aber alles, was jung, warm und geschwellt in jener Zeit dem Leben und der Enthüllung entgegentaumelte, ist in dieser neuen Form müde, schlaff und kalt geworden.

„Entsagung!"

Unzählige Male spricht Irmingard das schwere Wort „Entsagung" aus, während sie schafft, während der fremde Geist in ihr sie zur nie rastenden Arbeit antreibt.

„Entsagung!"

„Ach, Alexander Rüdnitz — leicht ist es, einem armen Weibe, daß den großen Krankheitsstoff in sich trägt, das zu ewigem Suchen und Sehnen auf Erden verurteilt ist, zu predigen: »Du darfst nicht leiden! Kein Mensch hat das Recht, einfach leiden zu dürfen! Tätig sein ist das höchste Gesetz!«

Wohl dir, Alexander Rüdnitz, wenn du für dich selbst — für dein eigenes Leid diesen Heilfaktor immer zur Hand hast! Mir aber, der armen Irmingard, die mit der Kunst ein so seltsam unverläßliches Verhältnis hat, mir bleibt nichts anderes übrig, als zu leiden, wenn nicht gerade solch gesegnete Zeiten wie diese hier für mich erstehen!"

Ja, unablässig spricht Irmingard mit dem Riesen Alexander Rüdnitz, der nur diese ganz kurze Rolle in ihrem Leben gespielt hat, und der ihr doch mit einem Schlage das traurige Bild ihrer Seele, das ihr bisher fremd geblieben war, enthüllt hat.

„So mag es im Vater ausgesehen haben, als er keine andere Hilfe mehr fand als die, die Waffe gegen sich selbst zu erheben!" sagt Irmingard traurig, wenn sie müde geworden, wenn der Körper, der langsam nun dem Tage der höchsten Erfüllung entgegengeht, dem drängenden, nie zur Ruhe kommenden Geiste nicht mehr gehorchen will.

Still liegt sie dann in einem dunklen Winkel von Frau Dorothees Wohnzimmer, und Annemarie ist an ihrer Seite, und aus Annemaries Mund kommen all die guten lieben Worte, die Ruhe und Vergessen und ein ganz klein wenig Freude in ein gequältes Herz zu bringen vermögen.

Was wird das für ein Kind werden! muß Annemarie voll Sorge denken, wenn sie sich ausmalt, was in der rastlosen Seele dieser Mutter vor sich geht, seit sie das Kindlein unter ihrem Herzen trägt.

Ach, wenn es wahr ist, daß Schmerz und Freude, daß Not und Erregung oder Ruhe und Abgeklärtheit der Mutter während dieser gesegneten Zeit später das Wesen eines Kindes bestimmen sollen, dann mag da ein vielleicht reich begabtes, aber gewiß auch ein mit gefährlichen Anlagen behaftetes Wesen entstehen!

Und was wird diese Irmingard ihm für eine Mutter werden, wenn es endlich da ist? — Wird sie Geduld, wird sie Verstehen, wird sie die nötige Güte haben, die eine Mutter haben muß? Und wird der zarte Körper stark genug sein, diese ewig unruhvolle heiße Seele, dieses arme Herz, das nie zur Zufriedenheit gelangt, durch alle Fährnisse hindurch zu tragen?

Immer, während Annemarie in ihrer guten lieben und heiteren Weise zur gepeinigten Irmingard spricht, ziehen solch dunkle bange Gedanken durch ihren Kopf. Zu niemandem kann sie davon reden, denn den Mann, der mit einem so glückstrahlenden Gesicht über Gottes schöne Erde geht, der den Kopf voll von seinen landwirtschaftlichen Gedanken und Sorgen hat, den will sie nicht zwingen, in einen Abgrund hineinzusehen, vor dem ihm grauen müßte, wenn er erst so weit ist, daß er ihn begreift. Mag kommen, was will, an Annemaries Mut, an ihrer Kraft und Hilfe soll es nicht fehlen!

Der Herbst ist gekommen, als Irmingard den grauen Kittel abwirft. Die Figur „Entsagung" steht vollendet neben ihrer Schwester, der „Sehnsucht".

Annemaries Augen ruhen auf den beiden Kunstwerken. Bewunderung ist in ihr und zugleich doch Trauer.

Warum mußte dies reichbegabte, dies gottbegnadete Geschöpf aus seiner Bahn gerissen werden, um die Gefährtin eines Mannes zu sein, der doch in erster Linie eine Hausfrau und sorgende Verwalterin seines Besitzes braucht!

„Irmingard, arme Irmingard!"

Sie streicht leise und zärtlich über den armen, müd gewordenen Frauenkörper, der die „Entsagung" darstellen soll.

Welches Leid muß durch diese Seele gezogen sein, um so viel Ergreifendes, solch tiefen trostlosen Schmerz in eine tote Form hineinprägen zu können!

„Müd bin ich geworden!" klagt Irmingard, „ach, wenn du wüßtest, wie müd ich geworden bin, Annemarie!"

Ihr Gesicht ist bleich und tiefernst, und aus den Augen ist all das schöne und verklärte Leuchten heraus, das während dieser heißen Arbeitszeit darin gelegen hat.

„Ich glaube es dir!" sagt Annemarie, „ich glaube es dir, arme kleine Irmingard!", und sie ist von nun an zu ihr, die alle Selbständigkeit, die allen Mut und allen Widerstand verloren hat, wie eine Mutter zu einem kranken Kinde ist.

Unten in einer von Weinlaub dicht verdeckten Laube des Gartens läßt sie ein bequemes Lager bereiten. Niemand kann Irmingard dort sehen; aber sie, die regungslos tagaus, tagein dort liegt, vermag die ganze weite Landschaft zu überblicken — bis zum Wald hinauf kann sie sehen — und der Wald ist ihr das Märchen, von dem sie träumt. In dem Walde da oben ist irgendein guter starker Geist, der ihr entweder die Kraft zu neuem Leben geben wird — oder — — —

Selten nur denkt sie an das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, und niemals fast an die schwere Stunde, die so nahe bevorsteht.

Um so mehr denkt Friedel an beides.

Sooft er bei seiner Frau ist, ihre Hände in den seinen hält und sie streichelt, geht die große Angst durch sein Herz: Wird alles gut werden? Wird es wirklich so kommen, daß ein kleines Menschenkind in ihren Armen liegen wird? Wird er Vater und wird die kleine feine Irmingard Mutter werden?

Er freut sich so unsäglich, so ohne Grenzen auf das Kindlein, das ihm gehören wird — auf den Menschen, der seinen Namen tragen und der einstmals besitzen wird, was er von Vätern und Großvätern ererbt hat!

Tiefer schreitet der Herbst ins Land; das Laub schimmert in wundervollen Farbentönen.

Irmingard trinkt all die ergreifende Schönheit rund umher fast in Bewußtlosigkeit in sich ein. Ihre Seele ist jetzt ganz fort von der wirklichen Welt.

Sie lebt in Vergangenheiten.

Das alte Haus im Isartal ersteht vor ihr. Sie sieht den Vater, wie er arbeitet und dabei tobt oder lacht, je nachdem die Arbeit ihm glückt — sieht ihn mit der Verzweiflung ringen und sieht ihn dann, wie sie ihn zuletzt gesehen hat, als er mit weißen, über der Brust gefalteten Händen in seinem Sarg gelegen hat!

Und die Gestalt der Mutter erscheint ihr: ein armes Weiblein mit früh gebeugtem Rücken und vergrämtem Gesicht!

Dann Beatrix — schön und glänzend und oft voll Unmut über die armselige, ungeordnete Wirtschaft im ärmlichen Vaterhaus!

Jetzt ist Beatrix eine große vornehme Dame, die glückliche Briefe an die kleine Schwester Irmingard schreibt, die ihr im letzten Briefe geschrieben hat, daß ihr Mann der Meinung ist, es sei Zeit, wenn die Frau in den dreißiger Jahren Mutter wird, um sich ihre Schönheit länger zu bewahren und um durch keine Sorgen für Kinder vom Manne und von der großen Welt abgelenkt zu werden!

Ach, Beatrix — Beatrix! muß Irmingard denken, wer so sein könnte wie du! So fest und kühl und klug! Ach, wer so sein könnte!

Aber all das — all diese Menschen, die einmal so eng zu ihrem Leben, zu ihrem Fühlen und Denken gehört haben, sie erscheinen doch nur sehr blaß, sehr nebensächlich auf der weißen Leinwand, die ihr so lebendig all die Bilder vorzaubert, die ihren unruhigen Geist und ihre Seele erfüllen.

Ja, alles — die ganze Welt — sowohl die tote der Vergangenheit als auch die lebende Welt rings um sie her — alles ist blaß und matt und ausdruckslos — nur eine von all den Gestalten, die ihr erscheinen, hat wirkliches Leben; eine nur hat die Macht, ach, hat so entsetzliche, quälende Macht über sie, die zu schwach ist, um sich aufzulehnen: Alexander Rüdnitz, der oben im Walde bei ihr gesessen, der sie in seinen Armen gehalten und der ihr gesagt hat: „Kein Mensch hat das Recht, seinen Schmerzen nachzugeben — tätig sein ist das höchste Gesetz!" Ja, nur dieser Alexander Rüdnitz hat Leben und hat Macht über die arme Irmingard!

„Tätig sein — tätig sein!" sie sagt es verzweifelt vor sich hin.

War sie nicht tätig? Hat sie nicht wie eine Verzweifelte gearbeitet, um nun doch wieder auf demselben Punkt zu stehen wie vor dieser Schaffensperiode?

„Ach, Alexander Rüdnitz — Alexander Rüdnitz, wie schlecht kennst du die Seele einer armen Frau, die durch dich erfahren hat, was »Liebe« ist, und der die Welt vergiftet ist, da sie entsagen muß!"

Tränen strömen aus ihren Augen.

„Es geht nicht, es geht nicht! Ich kann nicht vergessen, kann nicht verwinden, Alexander Rüdnitz! Nie wird mein Wille größer sein als der Schmerz, der mich erwürgt!" — —

In einer Nacht, die kalt und voll schwerer Stürme ist, als sei der November schon im Anzug, klopft Friedel an Annemaries Tür.

„Irmingard verlangt nach dir, Annemarie!"

In einer Kammer im Wirtschaftsflügel wohnt seit Tagen schon die Frau, die Irmingard im Falle der Not beistehen soll.

Der Arzt hat es für gut gehalten, daß sie schon jetzt im Hause weilt. Er selbst wird kommen, so schnell es einzurichten ist, wenn man ihn ruft; aber der Weg vom Gut in die Stadt und wieder zum Gut heraus ist weit, und er weiß nicht recht, was er von dieser jungen Frau, die sich so schwer äußert, die seine Fragen nur so ablehnend beantwortet, halten soll.

Annemarie wirft sich mit zitternden Händen die Kleider über, läuft zu der Frau hinab, um sie zu wecken, und steht dann vor Irmingards Lager.

„Es ist wieder vorbei!" sagt Friedel und wischt sich mit einem Tuch über die Stirn — „sie schrie im Schlafe auf! Ich weiß nicht, was sie rief — einen Namen glaube ich, Annemarie — ich weiß es nicht!"

„Geh hinaus, Friedel!" bittet Annemarie sanft. „Geh am liebsten ganz aus dem Hause! Ein Mann kann am wenigsten helfen, wenn diese Stunde gekommen ist! Laß nur den Doktor holen — oder, was das beste ist, hol' du ihn selbst!"

Irmingards Augen sind geschlossen; todbleich liegt sie da.

Annemarie legt ihr die Hand auf die Stirn und fühlt ihren Puls.

„Annemarie," sagt Irmingard leise und versucht zu lächeln, „liebe, liebe Annemarie, komm zu mir — komm, beug' deinen Kopf zu mir herab, ich muß zu dir sprechen! Aber die Stimme — ich weiß nicht, was es ist — ich kann nicht laut sprechen, Annemarie — —", aber dann stößt sie Annemaries Kopf von sich fort.

Das Furchtbare ist wieder da, der entsetzliche Schmerz, der ihr den Körper auseinanderreißen will!

Annemarie hat noch nie am Bett einer kreißenden Frau gestanden, und doch behält sie völlige Ruhe in diesen Augenblicken, bis die Frau kommt, die die erste Hilfe leisten soll, bis die sich des armen Körpers erbarmt.

„Annemarie — Annemarie!" —

Irmingard ruft es in Verzweiflung und schlingt ihre Arme um den Hals des blonden Mädchens.

„Annemarie, Annemarie, hör' mich an — schnell, schnell — ehe es wieder kommt! Schick' die Frau fort, Annemarie — hör' mich an!"

Annemaries Kopf ist jetzt dicht an dem der Irmingard, und sie flüstert ihr, sie haucht ihr ins Ohr:

„Ich habe ihn nie geliebt, Annemarie — hörst du, nie geliebt! Es war so ein großer Irrtum, ich wußte damals noch nicht, was »Liebe« ist! Aber jetzt weiß ich es — jetzt weiß ich es! Ich war ihm nur gut — aber geliebt — — geliebt — — —"

Sie schweigt; der Wald ersteht vor ihr — — Alexander Rüdnitz' Gestalt neigt sich zu ihr nieder, seine Stimme klingt in ihren Ohren.

„Annemarie, Annemarie!"

Der Schmerz ist wieder da. Fremde Hände sind an ihrem Körper, der Atem geht ihr aus, es ist schwarz vor ihren Augen.

Dann wieder Ruhe!

„Annemarie, bist du da?"

„Ja, Irmingard — liebe, liebe Irmingard!"

„Hör' weiter, Annemarie! Er ist so ein guter Mensch — ach, so gut und braucht Liebe, braucht

sehr viel Liebe, und auch das Kindlein wird Liebe brauchen, und ich — ach, ich kann nicht, kann nicht! O Gott, mein Gott —"

Die Schmerzen kommen wieder, sind jetzt wie ein böses wildes Tier, wie ein entsetzliches Tier, das seinen dunklen Rachen aufgerissen hat.

Todesnot ist in Irmingards Gesicht.

„Annemarie, Annemarie, du" — sie kämpft mit ihrer letzten Kraft — „du mußt ihnen geben, was sie brauchen. Du — Annemarie! Versprich es mir, Annemarie!"

„Ich verspreche es dir!" sagt Annemarie leise, und für die Länge einer Sekunde fliegt ein Leuchten über Irmingards Gesicht. Aber dann ist die Nacht da — entsetzliche Nacht!

Einmal noch tönt ein bewußtes Wort, ein Ruf an Annemaries Ohr: „Alexander Rüdnitz — Alexander Rüdnitz!" Dann nur noch Seufzen und zuletzt — zu aller-, allerletzt, kaum hörbar noch: „Annemarie — liebe Annemarie!" — —

Als Friedel Wolter mit dem Arzt auf dem Gute vorfährt, als er leise die Treppen hinangeht — immer den Arzt an seiner Seite — und als er dann in Frau Dorothees Wohnzimmer steht, kommt Annemarie ihm entgegen.

„Bleib hier, Friedel!" bittet sie und läßt nur den Arzt ins Schlafzimmer hinein.

„Friedel, lieber Friedel!" Sie legt ihm die Hand auf die Schulter. „Dein Kind lebt! Du hast einen Sohn, Friedel! Die arme Irmingard aber — —"

Friedel sieht verständnislos zu ihr auf.

Einen Sohn hat er! Einen Stammhalter! Warum dann dies traurige Gesicht der Annemarie?

„Und Irmingard?" Er fragt es arglos — fragt es voll Herzlichkeit und Besorgnis.

Der Arzt kommt zurück, drückt dem jungen Vater die Hand.

„Sie war zu schwach und zart! Auch ich hätte ihr nicht helfen können — aber das Kind ist gesund und stark!"

„Und Irmingard — ja, was ist denn mit Irmingard?" fragt Friedel, und ein Entsetzen will ihn packen.

„Herrgott — Irmingard! Irmingard!"

Sie lassen ihn nun ins Schlafzimmer gehen.

Irmingards Hände, die feinen, feinen klugen Hände, liegen gefaltet auf ihrer Brust. Friede ist in ihrem Gesicht; wie ein Heiligenschein liegt das dunkle lockige Haar um ihren Kopf.

Der Mann ist vor ihr auf die Knie gesunken. Er weint — weint, wie nur einer, der ehrlich und aufrichtig geliebt hat, weinen kann, wenn er hergeben muß, was einmal seine ganze Welt bedeutet hat.

Von der bleichen Frau, die von ihm gegangen ist, ohne ihm ein Lebewohl zu sagen, aber geht sein Blick zu der kleinen Wiege, die am Ofen steht. Denken kann er nicht in diesen Augenblicken, aber die ganz tiefe Trostlosigkeit, die ganz undurchdringliche Dunkelheit, die grauenvolle Nacht, ist schon nicht mehr um ihn her!

Annemarie steht neben ihm, legt ihm die Hand auf die Schulter.

„Sieh ihn dir an, Friedel! Sieh dir deinen Sohn an!" — —

Die kleine Frau Doktor Fellhauer ist zur Beerdigung ihres armen Kindes Irmingard gekommen.

Tief erschüttert ist sie, aber es ist neben ihrem Schmerz die Angst in ihr, daß man sie aus ihrer Ruhe wieder ins Leben zurückreißen, daß man ihr neue Pflichten auferlegen könne.

Zu ihrer Beruhigung aber sieht sie da dieses herrliche blonde Mädchen, das so sicher in dieses Haus, in diesen großen Betrieb zu gehören scheint. Die gibt ihr den Trost, daß sie bleiben wird, daß sie dem Manne helfen und dem Kind Beschützerin und Pflegerin sein will.

Sie kann also zurück — kann abseits vom täglichen Leben einem stillen Alter entgegendämmern.

Beim Abschied legt sie dem Mann, der sich noch nicht fassen kann, die Hand auf die Schulter.

„Glücklich ist sie nie gewesen!" sagt sie leise, „und ob sie es je geworden wäre, wer kann es wissen?", und in der Erinnerung an ihren unglückseligen Mann verloren, spricht sie leise weiter:

„Was nützt alles Glück der Welt, wenn die Sehnsucht in einer Seele größer ist, als die Erfüllung es je sein kann.

Meine arme kleine Irmingard hat sich nach etwas gesehnt, was niemand ihr zu geben vermochte. »Ewigkeitssehnsucht« hat ihr Vater es genannt!"

„Ewigkeitssehnsucht!" spricht Friedel ihr leise nach und sieht die kleine, feine, eigenartige Irmingard wieder vor sich, wie er sie zuerst in München gesehen hat.

„Ewigkeitssehnsucht!" Vielleicht hat er die jetzt auch! — Ihn aber hält die Erde noch fest, und ein paar Schritte von ihm entfernt steht Annemarie in einer Ecke des Zimmers und hält seinen Sohn in ihren Armen.

Ende des redaktionellen Teils.

BENSDORP

Cacao — 

Chocolade

Cacaopulver Marke „Hollandia“
Cacaopulver Marke „Bensdorp“
Cacaopulver Marke „Neerlandia“

Nur in Originalpackung von 1, ½ und ¼ Pfund.

Eß-Chocolade Marke „Bensdorp“ in Tafeln à 50 Gramm.

Ferdinand Salm
Leipzig,
Nikolaistr. 27-29.
Fernruf 1933.

Spezialitäten:
Futter
Nutria
Zibetkatze
Fuchs
Murmel etc.
Skunks
Nerze
Zibetkatze
Biber.
Füchse
Alaska
Zobel
Fantasie.
Kanin
Bibrette
Seal
Skunks
Zobel
Patagon
Streifen.
Lammfelle
Schmaschen
Schwarz, Weiss
Nutriafarbe,
Blau gefärbt.

Pelzhaus Franz Richter
Dresden-A
Pragerstr. 22
Pelz- Mäntel- Jacken- Kragen- Schals- Muffen
Füchse- Silber- Weiß- Blau- Kreuz- Alaska
Herren- und Sportpelze

Mäuse • Ratten • Schwaben • Wanzen
beseitig. **„Mäusefort“**, M. 3.50; **„Rattenfort“**, M. 4.-; **„Schwabenfort“**, M. 2.50, 3 Kart. M. 7.50; **„Wanzenfort“**, M. 4.-, 7.- usw.
(Bakterienpräparate). Pro 100 qm ca. 4 Röhrchen erforderlich. Zahlreiche Anerkennungen.
Apotheker L. J. Sittig & Co., Berlin 9, Linkstraße 29.



Farbige Kunstblätter
der Jllustrirten Zeitung.
Prächtiger Zimmerschmuck. Als Geschenk geeignet.
Preis 3 und 5 Mark.
Das Verzeichnis der etwa 250 Blätter umfassenden Sammlung wird auf Verlangen kostenlos versandt von der Verlagsbuchh. J. J. Weber (Jllustrirte Zeitung), Leipzig 26.



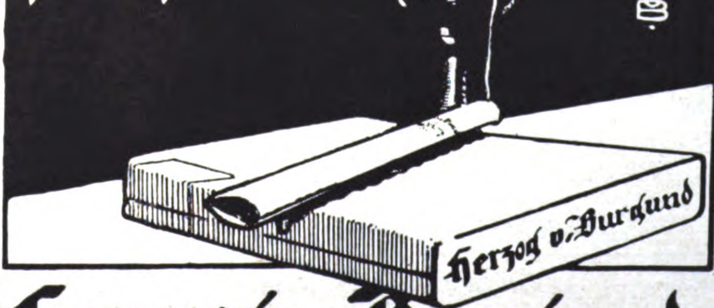
Pelzwaren-Handlung
Paul Körner
vormals: August König
Inhaber: Franz Roesger
Brühl 49 **Leipzig** Brühl 49
Tel. 510 Gegründet 1843 Tel. 510

Lager feinster Pelzwaren
Damen- u. Herren-Pelze
Kapes —— Reiseartikel
Grösste Auswahl bei billigen Preisen

Spezialität: Teppichfelle
Chaiselongue-Wagen- und Schlittendecken


Bestellungen nach Maß werden prompt ausgeführt.


Echter deutscher Weinbrand Marke:
Hermes „Dreistern“
Heinr. Hermes Weinbrennerei M.-Gladbach



Allgemeine Notizen.

Der Friedrich Nietzsche-Preis. Das Nietzsche-Archiv in Weimar wird für eine besonders wertvolle Veröffentlichung über eine jeweilig bekanntzugebende Aufgabe einen neuen Preis verteilen. Er soll in jedem zweiten Jahre am Geburtstage Friedrich Nietzsches, dem 15. Oktober — zunächst in den Jahren 1921, 1923, 1925, 1927 — zur Verteilung kommen und jedesmal 5000 Mark betragen. Er wird ungeteilt nur einer Arbeit zuerkannt; sollte keine Arbeit preiswürdig sein, so wird der Betrag dem nächsten Preis zugeschlagen. Die Preisrichter können den Preis auch einem Entwurf zu einer größeren Arbeit zuerkennen, wenn daraus bedeutsame Gedanken erkennbar sind, zu deren ausführlicher Ausarbeitung dem Verfasser durch den Preis Zeit oder Mittel geschaffen werden können. Auch kann ein in den letzten fünf Jahren erschienenes Werk entsprechenden Inhalts mit dem Preise ausgezeichnet werden. Der Preis des Jahres 1921 ist bestimmt für eine Schrift, „Die Beziehung zwischen Einzelmensch und Gemeinschaft" behandelt. Nicht allgemeine philosophische Erörterungen allein sollen den Inhalt der Arbeit bilden: heutige und zukünftige Fragen der Höherführung der Menschheit sollen im Vordergrund stehen, insbesondere: wie kann der in unserer Zeit liegende Gegensatz — scharfe Entwicklung der Persönlichkeit und weitgehende Einordnung in die Gemeinschaft — ausgeglichen oder gelöst, die ausgeprägte Persönlichkeit der sozialen Bewegung nutzbar gemacht werden und auf sie einwirken? Wie kann in einer sich zunehmend sozialisierenden Gesellschaft der Wille zu gesteigerter Schaffenskraft und Leistung auf geistigem, sittlichem, wirtschaftlichem, sozialem und künstlerischem Gebiet geweckt und befriedigt werden? Was bedeuten die führenden Persönlichkeiten für die Entwicklung? Die Aufgabe ist nicht auf diese Einzelheiten festgelegt: sie sind nur hervorgehoben, um die Bedeutung der Aufgabe für die Gegenwart zu betonen. Die Arbeiten sind bis zum 1. April 1921 an das Nietzsche-Archiv in Weimar einzureichen, das auch zu jeder Auskunft gern bereit ist. Jede Arbeit ist mit einem Kennwort zu versehen; der Name des Verfassers darf nur in einem mit dem gleichen Kennwort versehenen, verschlossenen Umschlag angegeben sein. Das Preisgericht besteht aus: Dr. Max Brahm (Leipzig), Frau Elisabeth Förster-Nietzsche (Weimar), Graf Harry Keßler (Berlin), Graf Hermann

Keyserling (Darmstadt), Oberst Dr.-Ing. e. h. Koeth (Berlin), Oberbürgermeister Dr. Adalbert Oehler, Geheimrat Alfred Weber (Heidelberg).

Das neueste graphische Werk von Erich Gruner (Leipzig) erscheint demnächst im Verlag von Fritz Gurlitt in Berlin. Es betitelt sich „Musikalische Momente" und enthält 20 große Lithographien, die Erlebnisse schildern, die der Künstler beim Anhören verschiedenster Musikwerke hatte. Einzelne Blätter geben in ihrer Entstehung bis auf die Pariser Jahre (1905 und 1906) des Künstlers zurück. Die überwiegende Anzahl der Steinzeichnungen aber wurde angeregt durch die Leipziger Gewandhauskonzerte unter Nikischs Leitung; deshalb hat auch der Griffelkünstler sein Werk diesem genialen Meister des Taktstockes gewidmet.

Über die Entwicklung der Reichsdarlehnskassen im Jahre 1919 ist jetzt der Bericht der Hauptverwaltung erschienen. Besonders bemerkenswert in diesem ist, daß von der Gesamtinanspruchnahme dieser Kassen im Jahre 1919 nicht weniger als 84,4 v. H. auf die Bundesregierungen, ihre Banken und die Kommunalverbände und 11,4 v. H. auf die Kriegsgesellschaften entfallen. Die nächste Gruppe Banken, Bankiers und Kreditgenossenschaften ist dagegen nur mit 1,1 v. H. beteiligt, die Sparkassen mit 0,4 v. H., Handel, Transport- und Versicherungsgewerbe mit 0,7 v. H. und die Industrie sogar nur mit 0,5 v. H. Der Umlauf an großen Darlehnskassenscheinen zu 20 und 50 Mark hat zugenommen (von beiden Gattungen waren Ende 1919 bereits je $5^1/_2$ Milliarden Mark im Umlauf), während die kleinen Abschnitte zu je 1, 2 und 5 Mark eine Abnahme verzeichnen. Ende Dezember 1919 waren bereits mehr als 70 Millionen Mark Druckkosten für dieses Papiergeld ausgegeben. An diesem Tage standen 24 894,9 Millionen Mark Darlehen aus, d. i. rund 9,3 Milliarden mehr als bei Jahresanfang, wobei aber auf Warenbeleihungen nur 708 Millionen entfielen, während auf Wertpapiere und Schuldbuchforderungen mehr als 24 Milliarden ausgeliehen waren. Bis Ende 1919 war an Zinsen die Summe von 1 753 425 227 Mark aufgelaufen, während die Verwaltungskosten bis dahin 83 415 748 Mark beansprucht hatten.

Die deutschen direkten Steuern ergaben im Jahre 1913 2130 Millionen Mark, die neuen nunmehr in Kraft befindlichen direkten Steuern werden nach der Schätzung des Reichsfinanzministeriums, sobald der Beharrungszu-

stand erreicht ist, 15 250 Millionen ergeben. Die indirekten Steuern sind auf folgende Erträge geschätzt: Umsatz- und Verbrauchssteuern auf 11 634 Millionen, Reichsstempelsteuern auf 762 Millionen, Verkehrsabgaben auf 510 Millionen, die gesamten indirekten Steuern einschließlich noch der Stempelgebühren usw. auf 13 199 Millionen, die Zölle auf 2500 Millionen. Die Gesamtbelastung durch direkte und indirekte Steuern und Zölle wird 30 950 Millionen gegen 4137 Millionen im Jahre 1913 betragen. Kein Land der Erde geht in der Belastung von Vermögen und Einkommen, Verbrauch und Verkehr auch nur annähernd so weit. Deutschland muß es tun infolge des unheilvollen Versailler Friedensvertrags. Der Einkommensteuer mit ihren gewaltigen Sätzen gesellt sich als Gesamtbelastung des Einkommens die Kapitalertragssteuer, die Körperschaftssteuer, die Gewerbesteuer, die Besteuerung des Grund- und Hausbesitzes. Das Reichsnotopfer nimmt von den großen Vermögen die Hälfte, von den größten noch mehr hinweg. Diese unerhörte Besteuerung trifft ein erschöpftes, der wichtigsten Rohstoffe entblößtes Land mit unterernährter Bevölkerung!

Die hohen Gewinne und nie dagewesenen Dividenden der großen Unternehmungen der Schwerindustrie für die Betriebszeit 1919/20 lassen einen Trugschluß zu. Am Umsatz gemessen, ist das Bild weniger glänzend, der Anteil des Kapitals sogar durchweg zurückgegangen. Die Geldentwertung wirkt in dieser Richtung mehr als alle sozialistischen Programme der Welt. Wie wenig besagen die paar Papiermark Dividende mehr, von denen übrigens die Kapitalertragssteuer auch noch ein Zehntel wegnimmt, wenn sich die Löhne verfünf- und verzehnfacht haben. Wir stehen erst am Anfang der verhängnisvollen Entwicklung in den Bilanzen unsrer Aktiengesellschaften von der Gold- zur Papierwährung, und wir müssen uns angewöhnen, Bilanzvergleiche mit früheren Jahren nach andern als den bisher üblichen Maßstäben zu beurteilen. Trotzdem mag noch mancher agitatorische Mißbrauch mit den jetzigen sogenannten Rekordziffern getrieben werden, denn Wahrhaftigkeit ist gewiß nicht die schwache Seite in den Kämpfen um die neue Wirtschaftsform. Bis eines Tages auch den Massen die Augen darüber aufgehen werden, daß selbst die größten unsrer Industriewerke der Inflation, der verhängnisvollen unersättlichen Ausgabe von Papiergeld, nicht entgehen können und für den Ausbau ihrer Werke noch vor ungelösten Aufgaben stehen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Inseratenteil Ernst Medel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér. Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

D4

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Weihnachts-Nummer 1920



Im Märchenland

VERLAG VON J. J. WEBER, LEIPZIG

Nr. 4036 Einzelpreis 6 Mark (Vierteljährlich 30 Mark) 155. Band

Traum und Märchen. / Von Paul Zaunert.

„Der älteste Poet ist der Traum", hat einmal einer unserer Denker gesagt, und älteste Dichtung der Menschheit bewahrt uns das Märchen, nach der Ansicht vieler Märchenforscher. Folglich, könnte man denken, hat der Traum das Märchen geschaffen? Das Märchen nun wohl nicht, aber Märchen schuf und schafft er; oder, fassen wir es noch allgemeiner, vielfältige und enge Zusammenhänge bestehen zwischen beiden. Man braucht kein schweres gelehrtes Geschütz aufzufahren, um das zu erweisen.

Nehmen wir z. B. das Märchen von der Frau Holle. Das schöne und fleißige Mädchen springt seiner Spindel nach in den Brunnen — wie oft träumen wir solchen angstvollen Sturz ins Wasser, solches Versinken und Ertrinken! Es denkt, nun ist alles aus, und ist mit einemmal auf einer wunderschönen Wiese. Dann weiter der Backofen mit dem herrlich duftenden, frischen Brot, der selbst zum Zugreifen einlädt, der volle Apfelbaum, der geschüttelt sein will — solche Schlaraffiafreuden, wie plausibel gerade für uns wieder als Träume! Und dann die Alte mit den schreckbar großen Zähnen, die wider Erwarten gut ist; und schließlich der Gold-Regen und das Emportauchen aus dem Traum — der Unterwelt im Brunnen, wollt' ich sagen, beim Hahnenschrei — wie oft tauchen wir, von solchem Traumglück noch voll, aus dem Schlaf auf! Das Märchen hält fest, was uns im Erwachen zerrinnt.

Noch einmal, der Traum braucht nicht dies ganze Märchen geschaffen zu haben, braucht es nicht in der Form geschaffen zu haben, wie wir es jetzt erzählen; die Verwandtschaft ist unverkennbar. Wir könnten bei dieser Erzählung auch „unterstellen", das Mädchen sei eigentlich nur vom Abend bis zum ersten Hahnenkraht weggewesen und habe doch viele Tage bei der Frau Holle erlebt; wie es uns so oft im Traum ergeht; was machen wir nicht alles durch in fünf Minuten Schlaf, welche Zeiträume durchmessen wir! Und umgekehrt glaubt in dem Grimmschen Wichtelmänner-Märchen das Mädchen, drei Tage bei den Zwergen verbracht zu haben, und ist in Wirklichkeit sieben Jahre weggewesen, in einer anderen Erzählung vom Schalksberg bei Braunschweig sind es sogar 300 Jahre.

In dem Elfen- und Zwergenreich und den anderen Welten, in die man in Märchen und Sage so oft entrückt wird, gilt eben, gerade wie in der Traumwelt, eine andere Zeit als unsere mitteleuropäische. Und wie mit dem Zeitbewußtsein Märchen und Traum ihr Spiel treiben, wie sie die Zeit bald ins Ungeheure ausdehnen, bald zusammenschrumpfen lassen, so machen sie es auch mit dem Raum. Wir stehen im Traum auf einer schmalen Brücke, die mit Stricken an irgendeinem Nagel irgendwo in den Wolken befestigt ist; sie fängt mit uns an zu schaukeln, immer höher, zwischen Himmel und Abgrund. Auch das Märchen liebt die Erweiterung des Schauplatzes ins Kosmische. Wie oft geht da die Fahrt zu Sonne, Mond, zur Wohnung des Windes, bis ans Ende der Welt! Ein moderner russischer Dichter, Alexej Remisow, dessen Bekanntschaft uns eine in Kiepenheuers „Erzählern des Auslandes" erschienene Übersetzung der „Prinzessin Mymra" zuerst vermittelt hat, weiß die All-durchschweifende, bizarre Phantastik des Traumes mit besonderer Unmittelbarkeit wiederzugeben. Dorther stammte auch der Traum von der Brücke. Ein andermal träumt er, er steige auf einer schmalen, ungewöhnlich steilen Treppe einen Turm hinauf; der Aufstieg dauert eine Ewigkeit, die Beine können ihn kaum noch tragen. Aber er nimmt sich zusammen; man hat ihm gesagt, von der oberen Plattform aus werde er leicht den Eingang zum Himmel finden, eine Wolkenbarke stehe dort für ihn bereit. Dann wieder winden wir uns mühselig durch enge und immer engere Gassen zwischen Häuserwänden, einem Gewirr von Giebeln und Erkern, finden schließlich zwischen Tür und Angel Platz. Wir sind da schon mit einem Fuß in der Verzauberung, die für uns zu den wesentlichsten Märchenmotiven gehört; es fehlt nur noch, daß wir uns in eine Ameise verwandeln, um wie der Jäger, der die Schwanenjungfrau suchte („Märchen seit Grimm", S. 133), durch ein Ritzchen in den Zauberberg zu kommen. Auch solche Verwandlungen von Menschen in Tiere kennt der Traum; wir wollen hier nicht untersuchen, woher sie kommen, und wieweit sie auf einer Wechselwirkung zwischen Traum und Märchen beruhen. Eine andere, recht märchenhafte Metamorphose geht manchmal im Traum mit den Gestalten eines Gemäldes, einer Illustration vor: die Figuren des Bildes gewinnen plötzlich Leben, steigen von der Wand herab, aus dem Buch heraus und mischen sich unter das übrige Traumpersonal; es ist, als wenn der uralte Glaube wieder lebendig würde, daß die Seele eines Menschen in seinem Bild sei. Von solchen Traumerscheinungen ist nicht weit zu denen der klingenden Farben, singenden Blumen, duftenden, in herrlichen Farben erstrahlenden Töne. Eine eigenartige Variante davon hat wieder Remisow: „Ich höre, wie die Uhr der Notre Dame schlägt; Schlag folgt auf Schlag, elf Schläge sind es. Jeder Glockenschlag ist ein Vöglein mit lila Federn, das mich ins Herz pickt und in meinem Herzen schmilzt." In solchen Kreuzungen, Umschaltungen und Verschmelzungen der Sinnesempfindungen erging sich gern das Märchen der Romantiker, z. B. Hoffmanns. Ein rechtes Requisit der Romantik, aber durch viele mir vorliegende Beispiele als echtes Traumprodukt bezeugt, ist ferner die Verdoppelung. Jean Paul, der in allen möglichen Seelenregionen als Entdecker umherschweifte, notiert einmal: „Mir träumte, ich sähe meinen Vater auf dem Kanapee sitzen, nach dem ich mich lange gesehnt; aber mich halb erinnernd, er sei tot, wollt' ich ihn nicht recht anschauen. — Endlich stand er nicht weit davon noch einmal; ich sagte (halbbewußt eines Traumes), sie sollten zusammen sich mischen; sie gingen aufeinander zu; es war mir dann, als säh' ich ein Kind neben ihm — und dann vorbei —" Das lieblichste Beispiel einer solchen Verdoppelung hat wohl Gottfried Keller in seinen Traumbuch festgehalten: „Eine weiche, weiche Hand faßte die meine; ein ganz unbekanntes fünfzehnjähriges Mädchen, dessen Augen ich in der Dunkelheit funkeln sah ... Wir gingen durch allerlei dunkle Gäßchen, die ich in Zürich bisher gar nicht gekannt hatte, und die auch nicht existieren. Das Mädchen schmiegte sich an mich und war ein unsäglich duseliges und liebliches Wesen, das mich ungemein behaglich machte. Ich verwunderte mich auch nicht, als auf einmal ihrer zwei daraus wurden, deren jede an einer meiner Seiten hing..." — Wenn sich nun auch viele und immer neue überraschende Übereinstimmungen zwischen einzelnen Motiven im Märchen und Traum finden, so wird man doch sagen: Dem Traum im ganzen fehlt meist der sinnvolle Aufbau, die Entfaltung nach epischen Gesetzen, wie wir sie an unseren schönsten Märchen kennen. Dieser Unterschied zwischen beiden hat nicht immer bestanden. Die Menschen der Vorzeit reihten in ihren Geschichten einzelne Abenteuer lose aneinander, ohne feste Grundlinien, wie unsere Träume Bild an Bild in wirrer Fülle, und die Naturvölker erzählen noch jetzt so: Sie scheiden noch nicht scharf zwischen der Traumwelt und den Erscheinungen der wachen Sinne, auch jene ist ihnen noch Wirklichkeit. In den Südseemärchen, die Paul Hambruch gesammelt hat, finden sich schöne Beispiele dafür; solche Märchen erfreuen dann, abgesehen von dem ethnographischen Reiz, durch ihre lebendigen und originellen Einzelzüge. Beim Lesen solcher Märchen ist mir's, als hörte ich, wie vor kurzem, einen unserer kleinen Jungen ein Traumerlebnis heraussprudeln: „Neulich um sechse wachte ich auf und schlief wieder ein; da träumt' ich, ich ging in die Schule. Und wie ich auf den K..weg kam, war da so'n Mann, den ärgerte ich. Da packte er mich und stoppte mich ins Kanal (den Kinderorkus! der Bälle und Kreisel usw. verschlingt) und machte den Deckel drauf; das Kanal war aber zu eng, mein Kopf ging nicht ganz rein; da kloppte und kloppte er auf den Deckel, daß mein Kopf ganz platt wurde — und was dann war, weiß ich nicht mehr. Und dann kam ich in die Schule, und da hatten wir keine Schule! Und da hab' ich mich den ganzen Tag herumgetrieben! Wie ich am Abend auf dem Nachhauseweg war, kamen so alte Weiber daher, in bunten Jacken, so Nachtjacken, wie Zigeunerinnen; hu, wie die aussahen! Ich drückte mich in eine Ecke; ich hatte nach der einen mit dem Messer geworfen und dachte, der Mann, der dabei war, fände mich da nicht, und da hatt' ich Angst!! Aber er packte mich doch..." Man mußte den kleinen Mann erzählen und die andern zuhören sehen; man merkte, es war nicht bloß die wunderliche Mischung und Umformung der Elemente des Wirklichen, das Tempo und der rasche Wechsel der Begebenheiten, was so interessierte, es war die Intensität, mit der alles erlebt wird im Traum, die Steigerung aller Gefühle. Jean Paul wünschte sich daher, „Musik, Liebe, Landschaften, Schönheit, eigentlich jede Freude im *Traume* zu genießen, nicht im Wachen". Lust und Trauer Angst, Sehnsucht, Wünschen, Ekel, Haß und Liebe, alles wird im Traum erhöht, verstärkt empfunden, wie auch im Märchen. Im deutschen Märchen, das auf den Kinderton gestimmt und durch Humor temperiert ist, ist das vielfach verdeckt; wir können es aber noch durchfühlen; namentlich wenn wir uns vergegenwärtigen, wie viele Märchenleiden, -mühen und -proben auf Traumnöte und -ängste zurückzuführen sind. Bestien, die der Traum auf uns losläßt, sind noch viel unheimlicher als die bei Hagenbeck. Der Märchenwolf, der ganze Menschen verschluckt und in Kinderträumen wiederkehrt, ist ein furchtbareres Ungeheuer als der wirkliche; sein Schlund ist ein Abgrund, der Inbegriff des Grauens und Entsetzens; „Rotkäppchen ist das Leben rot, der Wolf, das ist der grimme Tod", setzte Freiligrath mit richtigem Empfinden unter einen Schattenriß von Konewka. — Die Tantalusqualen, Ixion, auf das Rad geflochten, das sich ewig rasend mit ihm umdreht, der Stein, den Sisyphus vergeblich wälzt, sie alle stammen wohl aus Traummühen und -foltern. Bei solchen Schulreminiszenzen fällt uns ein, wie oft wir im Traum wieder auf der Schulbank sitzen und schwitzen müssen über einer verzwickten Aufgabe oder in dem Bewußtsein, nicht gelernt zu haben und gleich dran zu kommen. Wohl der älteste Examenstraum, den wir kennen, liegt dem Märchen vom Rätsel der Sphinx zugrunde, wie Ludwig Laistner in seinem gleichnamigen gelehrten Werk wahrscheinlich gemacht hat, in dem er nur leider mit ermüdender Hartnäckigkeit immer wieder alle möglichen Märchen und Sagen auf die eine Gattung des Angsttraumes zurückführen will.

Unsere Träume und Märchen nach Kategorien zu ordnen oder *ein* befriedigendes Erklärungsprinzip zu finden für sie, wird ein vergebliches Unterfangen sein; eben auch eine der unlösbaren Aschenbrödel-Aufgaben und vergeblichen Mühen, wie sie im Märchen und Traum vorkommen; unsere gesamte körperliche und seelische Konstitution ist der Nährboden, auf dem sie sprießen, und er wird immer neue Träume — und Märchen — hervortreiben. Es kommt auch weniger auf ihre wissenschaftliche Analysierung an als auf den Anteil, den sie an unserm Leben haben, an unserm leiblich-seelischen Wohlsein. Die schönen Träume, die wir wohl gern manchmal festhielten, scheinen uns leichter zu entgleiten als die bösen; doch wirken sie wohl, wenn wir sie auch vergessen haben, manchmal mehr, als wir wissen, auf unsere Stimmung am Tage nach, unsichtbaren guten Genien gleich. Wenn es in unserer Macht stände, uns von Zeit zu Zeit schöne Träume zu schaffen — freilich ohne Haschisch — wäre das ein wesentlicher Fortschritt in der Gesundheitspflege.

Wenigstens sollen darum die Alpträume nicht die letzten sein, von denen hier die Rede ist, sondern jene, die von Wunsch, Sehnsucht, Fernedrang oder irgendeiner glücklichen Stimmung in uns erzeugt werden, von denen uns bisweilen noch ein Stück Seligkeit im Erwachen bleibt. Kinder träumen etwa von einem Spielwarenladen, in dem sie an alle Sachen gehen durften, Knaben von Robinsonaden, stolzer Meerfahrt auf einem „Indienfahrer", obligatem Stranden an einem Felseneiland mit wunderbaren Höhlen voll Gold und Eingeborenenrenkontres, nebst anschließender Zeppelinade auf selbstgefertigtem Luftballon; andere Träumer ziehen wunderbare Schlösser und Märchengärten vor, in denen man dann, je nach Alter und Neigung, herrliche Tischlein-deck-dich oder schöne Damen und eine unsagbar ansteckende Tanzmusik findet; oder man geht (noch besser: schwebt) durch wunderschöne Landschaften. Ein paar solcher Paradiesfragmente, die der Traum bescherte, finden sich in Gottfried Kellers schon erwähnten Aufzeichnungen. Das Wort Paradies ist gefallen. Der älteste und jüngste Sehnsuchts- und Glückstraum der Menschen, zum Märchen ausgestaltet, steht im Alten Testament; er geht, in den mannigfachsten Umbildungen, durch die Märchendichtung aller Zeiten und Völker.

Nr. 4036. 155. Band.

2. Dezember 1920.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage.
Preis vierteljährlich 30 Mk.
Preis dieser Nummer 6 Mk.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest

Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mk. 50 Pf., bei Platzvorschrift 4 Mk. 20 Pf.

Weihnachts-Nummer




RIQUETTA SCHOKOLADE
Riquetta
HERB UND HALB SÜSS
RIQUET & Co A.G FIRMA GEGR. 1745 IN LEIPZIG

Geschenkbücher für Weihnachten.

Lilli Lehmann, Mein Weg.

Zweite Auflage. Mit 42 Abbildungen. Gebunden 120 Mark, in Halbleder 180 Mark. Mit großzügiger Ehrlichkeit, die ihrer ganzen Persönlichkeit entspricht, zeichnet die überaus gefeierte königliche Sängerin ein Bild ihrer musikalischen Entwicklung und ihres musikalischen Lebens. Etwas Vorbildliches liegt in der Schilderung ihrer rastlosen Selbsterziehung, in der ruhigen Tapferkeit, mit der sie in kritischen Augenblicken ihr Leben selbst in die Hand genommen und sich durchgesetzt hat. Geradezu ergreifend ist der Dank an die Mutter, an die seltene Frau, die ihren Töchtern die alleinige Lehrerin war. Die ernste Andacht zu ihrer heiligen Kunst, die auch die Sängerin so einzig macht, hebt ihr Buch hoch aus der Menge der Künstlermemoiren heraus.

Gustav Freytag

Soll und Haben.

Roman in 6 Büchern. Zwei Bände. 106. Auflage. Gebunden 45 Mark, in Kunstleder 60 Mark, handgebunden in Halbleder 130 Mark, handgebunden in Halbpergament 160 Mark.

Die Ahnen.

Roman. Sechs Bände. 55. und 56. Auflage. Gebunden 140 Mark und 150 Mark, handgebunden in Halbleder 300 Mark, handgebunden in Halbpergament 400 Mark.

Die verlorene Handschrift.

Roman in 5 Büchern. 2 Bände. 66. Auflage. Gebunden 45 Mark, in Kunstleder 60 Mark, handgebunden in Halbleder 130 Mark, handgebunden in Halbpergament 160 Mark.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

5 Bände. 35. Auflage. Gebunden 136 Mark, handgebunden in Halbleder 285 Mark, handgebunden in Halbpergament 350 Mark.

Paul Schneider, Lebensglaube eines Arztes.

22 Mark, gebunden 30 Mark.

Eine neue Lebens- und Weltanschauung, die selbstverständlichste und doch unverstandenste, gegründet auf die Tatsache des menschlichen Eigenwillens. Eine ganz eigenartige Lösung erfahren die tausenderlei kleinen Fragen des alltäglichen Lebens, die Bekämpfung des Ärgers und des Leides, die guten und die bösen Nächsten, die Ethik, die Nationalökonomie, die Soziologie, die innere und die äußere Politik, die christliche Lehre, die Nächstenliebe, die Selbstverleugnung, das moderne Herrenmenschentum, die Rücksichtslosigkeit, die persönliche Selbstbehauptung, der sittliche, gesellschaftliche und wirtschaftliche Wiederaufbau, die staatliche Steuererhebung, die Partei- und Regierungsbildung, die Prostitution, das Verbrechen, die Überwindung des Krieges, die Organisation des Staates, die Individualisierung d. h. Befreiung der Bürger, der völkische Eigenwille, die völkische Selbstbehauptung, der Völkerfriede. Ein ganz eigenartiges Buch herrlicher praktischer Lebensweisheit, das jedem denkenden Menschen einen festen Standpunkt für sein Urteilen und Handeln geben möchte.

Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Volksgut deutscher Dichtung

Ausgewählt und herausgegeben von Professor Dr. Max Hecker, Erstem Assistenten am Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar, und Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuseums zu Weimar.

Unsere Klassiker

in bequem anzuschaffenden, preiswerten Lieferungen.

Das „Volksgut deutscher Dichtung“ soll etwa 125 Lieferungen zu je Mk. 2.50 umfassen, und wird Werke der nachfolgenden Dichter enthalten: Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Romantiker (Tieck, Fouqué, Arnim, Brentano), Mörike, Hebbel. Wir behalten uns vor, dieses Sammelwerk nach Herausgabe der vorgenannten Dichter später durch Angliederung einer neuen Serie weiter auszubauen. Zunächst gilt es in dem auf etwa 125 Lieferungen geschätzten Umfang der Herausgabe von Auswahlausgaben der vorgenannten zehn Dichter. Es ergibt voraussichtlich 16 Bände verschiedenen Seitenumfanges (etwa: Goethe 7, Schiller 3, Lessing 1, Kleist 1, Romantiker 1, Mörike 1, Hebbel 2). Das Seitenformat beträgt 15×22 cm. Es sollen nach und nach, je nach Fertigwerden einzelner Bände, preiswerte und geschmackvolle Einbanddecken hergestellt werden. Das „Volksgut deutscher Dichtung“ wird eine Klassikerauswahl, die sich auszeichnet durch würdige Ausstattung, eindrucksvolles Format, sorgfältig geprüfte Texte, kundige, lebendige, den heutigen Anforderungen entsprechende Auslese.

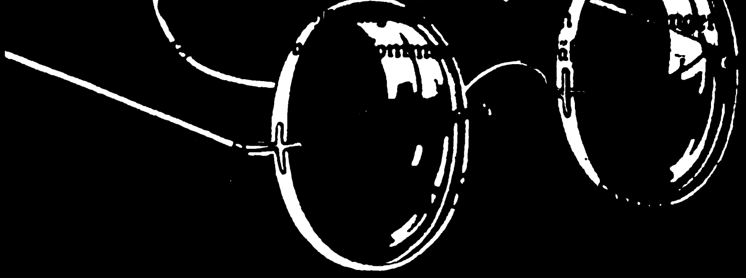
Lieferung 1 und 2 sind bereits erschienen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlagsbuchhandlung J. J. Weber
Leipzig 26, Reudnitzer Straße 1–7.

NG-Busch Menisken

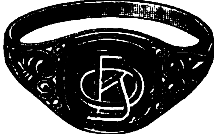
Brillengläser





SIEGELRINGE

und alle anderen Schmucksachen in Goldfilled, Silber und Alpacca; Geschenk- und Bedarfs-Artikel.
Illustr. Preisliste 1920 kostenlos.



Nr. 3681. Schwerer, verziert. Siegelring, echt 14 kar. Goldfilled, 5 Jahre Garantie, mit vornehmem Monogramm von 2 Buchst. in Handgravur
Reklamepreis M. 35.00
Porto und Verpackung M. 1.20, bei Nachnahm. M. 1.80 extra. Als Ringgröße genügt ein Papierstreifen.
Wiederverkäufer erhalten Rabatt!
Sims & Mayer, Berlin SW 68
Oranienstraße 114/117, Abt. 2.

Arnolds Graphische Bücher

Graphik und Zeichnung von Menzel, Thoma, Liebermann, Slevogt. 20 Seiten Text, 100 ganz hervorragende Abbildungen. Preis pro Band 80 und 100 M. Prospekt durch

Verlag Ernst Arnold, Dresden, Schloßstr. 34

Studenten-
Utensilien-Fabrik.
Älteste u. größte Fabrik dieser Branche.
Emil Lüdke,
vorm. Carl Hahn & Sohn.
Jena i. Th. 9.
Goldene Medaille.
= Man verlange gr. Katalog. =

Umlernen

muß heute die ganze Welt, jedoch gar mancher wird davon besonders schwer betroffen. Er muß den ihm lieb gewordenen Beruf aufgeben und steht damit vor einer fast unlöslichen Aufgabe. Das beste Mittel, sich einen neuen Beruf, eine bessere Stellung zu verschaffen, bietet **die Methode Rustin (5 Direktoren höherer Lehranstalten, 22 Professoren als Mitarbeiter)**, ohne Lehrer durch Selbstunterricht unter energischer Förderung des einzelnen durch den persönlichen Fernunterricht. Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufmann, Geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Einj.-Freiw.-Prüfg., Abit.-Examen, Gymn., Realgymn., Oberrealschule, Lyzeum, Oberlyzeum, Mittelschullehrerprüfg., Zweite Lehrerprüfg., Handelswissenschaften, Landwirtschaftsschule, Ackerbausch., Präparand., Konservatorium. **Ausführlicher Prospekt über bestandene Examen kostenlos durch**

Bonneß & Hachfeld, Potsdam, Postfach 284.

Fabrikat Simplo Hamburg

MONTBLANC

„DER FÜLLHALTER FÜR

INDIVIDUELLE HANDSCHRIFT

„Montblanc“ ist das Original des Füllhalters, der tausendfach nachgeahmt wird. Nachahmung ist ein Lob für den „Montblanc-Original-Füllhalter“, aber eine unangenehme Täuschung des Käufers. Wenn Sie sich 20 Jahre lang durch das beste Schreibinstrument Ihre Schreibarbeit zu einem Vergnügen machen wollen, so kaufen Sie „Montblanc“, den Originalfüllhalter. Für jede Hand eine passende Feder.

Das beste Weihnachtsgeschenk für Jedermann.

GRE GRO



Wie die aufgehende Sonne das Sinnbild desjenigen Landes verkörpert, das uns Tee liefert, der an Aroma und Feinheit unerreicht ist, so repräsentiert die

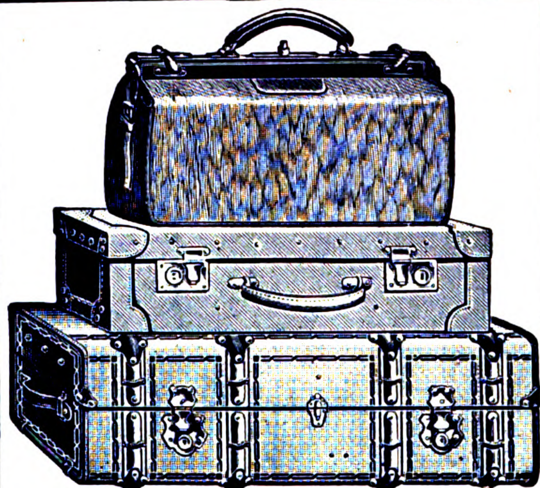
MARKE TEEKANNE

das Symbol für seit 30 Jahren bestbewährte Qualitäts-Teemischungen. Der Teetrinker, der auf Feinheit des Geschmackes und edles Aroma Wert legt, bevorzuge deshalb nur Tee „Marke Teekanne" in Originalpaketen mit der Schutzmarke „Teekanne". – In allen durch Plakate kenntlichen Geschäften ist derselbe erhältlich, wo nicht, werden solche nachgewiesen durch das Tee-Importhaus R. Seelig & Hille, Dresden.

DIE VORZÜGLICHE!



ROTE PACKUNG!



F. A. Winterstein, Leipzig, Hainstrasse 2.

Versand ohne Zwischenhandel. Angebote bereitwilligst.

Koffer- und Lederwarenfabrik. Spezialhaus für feine Lederwaren.

Lyra-Zigaretten

nur Qualität!

Browning Kal. 7,65 M. 250. Kaliber 6,35 M. 250, Mauser M. 350, Jagdwaffen, Benekendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.







Das Gesicht der Geschäftsanzeige.

Bekanntmachung.

Endes unterschriebener hat die Ehre, einem achtungswerthen Publico hiemit anzuzeigen, daß er alle Gattungen von Forte-Pianos, so auch Flügel von der besten Qualität und von dem feinsten Geschmacke, so wie auch größere und kleinere Flöten-Werke verfertigt. Selbst nimmt er größere Orgeln und deren Reparatur nach den billigsten Bedingungen in Bestellung. Man darf auch äussere geschmackvolle Arbeit, nebst den billigsten Preisen von ihm gewärtig seyn. Der Beweiß hievon gründet sich auf die Zufriedenheit, mit der ihn diejenigen Gönner beehrten, denen er schon verschiedene Arten seiner Arbeit lieferte, und an deren geneigten ferneren Zuspruch er nicht zweifelt.

Rittershausen im Barmen.

den 11ten Octbr. 1800. Ibach jun. Clavier- und Orgelbauer.

Anzeige aus dem Jahre 1800.

In der modernen Reklame-Unterweisung, auch in der Erziehung zu einer künstlerischen Reklame, oder wie man hier vielleicht besser sagen kann, zur Werbekunst, spielt es eine immer größere Rolle, daß der Kaufmann darauf hingelenkt wird, sich ein Reklame-Archiv anzulegen. Wer als Kaufmann mit seiner Zeit geht und sich in lebendiger Berührung mit ihrem Schaffen und Wirken erhält, der sammle gute Reklamebeispiele an Inseraten, an allen möglichen Drucksachen, an Packungen, auch an Plakaten, und seien es im letzteren Falle auch nur Nachbildungen. Natürlich wird er das nicht tun, um sie zu kopieren, aber eine zweckmäßige Anregung von irgend einem feinen oder guten Vorbild her kann er sich aus einem solchen Archiv immer holen. Von der Verpflichtung, selbständig und original zu sein, wenn er eine gute geschäftliche Wirkung erzielen will, ist er damit keineswegs enthoben. Außerdem verschafft er sich damit einen Überblick über die in der Reklamegraphik tätigen Kräfte und über ihre Stilweisen.

Es ist selbstverständlich, daß der gute Kaufmann vor allem seine eigenen Reklameäußerungen sammelt. Nur auf diese Weise bekommt er eine Tradition darin. Und wenn sich so, gleichviel um welche Kundgebungen es sich auch handeln mag, die Zeugnisse seines Reklamewesens, die Belege seiner Werbeaktionen, Jahr um Jahr in den Mappen schichten, so entwickelt sich daraus geradezu ein geschichtlicher Charakter dieser Dinge, sie werden zu einem wichtigen Beitrag der Geschichte seines Geschäftes selbst. Es ist ja freilich bekannt, wie wenig im allgemeinen unsere großen Firmen darum bemüht sind; es ist dies mit ein Grund dafür, daß eine Geschichte unserer Reklame erst noch in den Anfängen ist, und solche Dokumente eigentlich nur vereinzelt gesammelt worden sind. In der Aufeinanderfolge solcher zunächst allzu schlicht scheinender Äußerungen steckt aber mehr Werbewert, als man im allgemeinen glaubt, sie repräsentieren aber am Ende ein Geschäft nicht weniger, als eine schöne moderne Warenmarke.



Geschäftskarte aus dem Jahre 1824.



Geschäftskarte aus dem Jahre 1839.



Geschäftskarte aus dem Jahre 1862.



Geschäftskarte aus dem Jahre 1869.



Geschäftskarte aus dem Jahre 1889.

Unter den Firmen, die in der Schätzung ihrer alten Reklamekundgebungen rühmlich hervorragen, steht die Firma Rud. Ibach Sohn in Barmen mit in vorderster Reihe. Gehört sie doch mit ihrem Gründungsjahr 1794 zu den ältesten deutschen Firmen, wie auch der Umstand, daß sie im vorigen Jahr das Jubiläum ihres 125jährigen Bestehens und Klavierbaues feiern konnte, sie veranlaßt hat, in ihrem Archiv eine Rückschau zu veranstalten und sich von ihrer Tradition an der Hand solcher Zeugnisse Rechenschaft abzulegen. Da steht am Anfang ein ganz schlichtes Inserat von dem Begründer der Firma, dem Klavier- und Orgelbauer Adolph Ibach, erschienen 1800 im „Westfälischen Anzeiger". Eine Reihe Geschäftskarten illustrieren sodann den Wandel, in dem sich, dem Geschmack der Zeit entsprechend, der Stil in solchen Äußerungen darstellt. Die feinen lithographischen Karten von 1824, 1839 und 1862 zeigen ebensoviel geschäftliche Veränderungen, wie aus einem Vergleich der dabei auftretenden Firmennamen ohne weiteres erhellt. Graziös wirkt die Karte von 1824, mit dem schönen vornehmen Linienrand, dem interessanten Druck sticht die Karte von 1839 besonders hervor. In der Geschäftskarte von 1869, die einen eleganten typographischen Stil kundgibt, tritt hier zuerst der Firmenname Rud. Ibach Sohn auf. Auch die Karten von 1889 und 1890 sind für ihre Zeit sehr charakteristisch, die erstere im Stil der Deutschrenaissance, die andere im beginnenden freien Stil, der auf die Zusammenwirkung recht malerischer Schriften ausgeht. Das Ibach-Piano-Inserat von 1898 entstammt keinem Geringeren als dem bekannten Architekten Bruno Schmitz, der kräftig und mächtig sich ausbreitende Eichbaum ist ein schönes Symbol für das Wachstum der Firma. So umspannen die Anzeigen im Rahmen fast eines Jahrhunderts ein tüchtiges Stück deutscher kaufmännischer Geschichte. Dr. Zeitler.



Geschäftskarte aus dem Jahre 1890.



Anzeige aus dem Jahre 1898.

Illustrirte Zeitung



Des Kindes Märchentraum. Nach einer Zeichnung von Professor Hans Soltmann.



Die verhexte Prinzessin.

Ein Märchen von Ludwig Fulda

Es war einmal eine schöne Königstochter, die nicht lachen konnte. Sie lebte in goldenem Überfluß, wurde gehätschelt und gepäppelt, gestreichelt und umschleichelt, und ein ganzes Heer von Trabanten, Lakaien, Pagen, Läufern, Ehrendamen, Kammerfrauen, Zofen war eigens angestellt, um ihr jeden ihrer Wünsche vom Auge abzulesen sowie in deren schleunigster Erfüllung zu wetteifern; aber sie lachte nicht. Mochte die liebe Sonne sie noch so munter bescheinen, mochten ihre Gefährtinnen die lustigsten Spiele mit ihr spielen, sie in den Wirbel der ausgelassensten Tänze verstricken — sie lachte nicht.

Der König, ihr Vater, der sie abgöttisch liebte, war über diesen einzigen Mangel seiner Friderun — so nämlich hieß die Prinzessin — aufs tiefste bekümmert. Er ließ, nachdem er eingesehen hatte, daß seine Macht zu dessen Behebung nicht hinlange, die berühmtesten Ärzte seines Reiches kommen. Die fühlten ihr den Puls, besichtigten ihre Zunge, beklopften und behorchten sie, worauf jeder von ihnen mit eingehender wissenschaftlicher Begründung den Befund zum besten gab, und zwar jeder einen anderen. Der Erste bezeichnete als Ursache den Magen, der Zweite die Galle, der Dritte die Leber, der Vierte die Nerven, und so die Reihe herum. Sie verschrieben ihr eine Menge von Pillen, Latwergen und Tränkchen, indem sie beteuerten, diese Mittel würden das Übel in kürzester Frist beseitigen. Friderun schluckte die Pillen, aß die Latwergen, schlürfte die Tränkchen, ohne irgendwelchen Schaden zu nehmen. Aber nachdem die Schachteln, Büchsen und Fläschchen sämtlich von ihr geleert waren, da lachte sie erst recht nicht.

Der gute König, trauriger als vorher, berief nun die weisesten Astrologen des Landes, grundgelahrte Männer mit spitzen Hüten, spitzen Bärten und spitzen Gedanken. Die lasen einige Wochen in den Sternen, stellten einige weitere Wochen verwickelte Berechnungen an und erklärten dann einmütig, die Prinzessin sei behext, entweder von einer bösen Fee oder von einem neidischen Zauberer. Sie schlugen hierauf dicke Folianten auf, murmelten unverständliche Beschwörungsformeln, zündeten Räucherwerk an, schrieben über Frideruns Haupt allerlei seltsame Schnörkel in die Luft, wonach sie versicherten, der Bann sei nun gebrochen, die bösen Geister in die Flucht geschlagen; spätestens am nächsten Tag werde die Prinzessin unfehlbar zu lachen beginnen. Gleichwohl tat sie es nicht, weder am nächsten Tag noch an irgendeinem folgenden.

Nun versuchte es der König mit einem neuen Rezept. Er entbot an seinen Hof die geschicktesten Spaßmacher, Possenreißer und Hanswurste aus aller Herren Ländern und verhieß dem unter ihnen, dem es durch seine Künste gelingen werde, der Prinzessin ein Lachen zu entlocken, eine Tonne, angefüllt mit so viel blankem Gold, wie man brauche, um ein mittleres Fürstentum zu kaufen. Da strömten sie in hellen Scharen herbei und sahen schon infolge ihrer bunten Kasperltracht, ihrer bemalten Gesichter, ihres schelmischen Gebarens so putzig, so urdrollig, so pudelnärrisch aus, daß bei ihrem bloßen Anblick der ganze Hof sich den Bauch hielt. Als sie aber gar anhoben, ihre Schnurren aufzuführen, ihre Purzelbäume zu schlagen, ihre Glieder zu verrenken, ja, sich gegenseitig über den Haufen zu werfen, da wälzten sich die Zuschauer, von den untersten Rangstufen bis zu den obersten in förmlichen Lachkrämpfen; auch der König in eigener Person lachte dermaßen, daß ihm der Kopf mitsamt der Krone wackelte. Nur Friderun blieb so stockernst, als wäre sie von Stein.



Da verwandelte sich des Königs Betrübnis in Zorn. Er schrie seine Tochter an, jetzt habe er es satt; er werde sie so schnell wie möglich mit dem ersten besten Prinzen verheiraten, einerlei, ob sie lache oder nicht. Alsbald wurden reitende Boten an alle Königshöfe weit in der Runde abgesandt, um die Prinzen zum Wettbewerb um Frideruns Hand feierlich zu laden. Daraufhin stellten sich denn auch viele Prinzen ein, legten sich im Schloß tafelnd und zechend vor Anker und begannen mit scheinbar großem Eifer den Wettbewerb. Weil jedoch die Kunde von der sonderbaren Verzauberung der Prinzessin ihnen nicht fremd war, so spürte jeder von ihnen eine gewisse Beklommenheit in ihrer Nähe, und jeder dachte sich im stillen, sie müsse, bevor er ihr sein prinzliches Herz zu Füßen lege, ihm erst gezeigt haben, wenn nicht durch ein Lachen, so doch wenigstens durch ein Lächeln, daß es mit dem Zauber nicht gar so schlimm sei. Eine geraume Weile bemühten sie sich in dieser Richtung, ohne den geringsten Erfolg davonzutragen. Friderun behandelte den einen wie den andern mit genau derselben Artigkeit und genau derselben Gleichgültigkeit, und nicht einmal durch ein Vergrößerungsglas hätte man auf ihren Lippen, in ihren Augen die leiseste Spur eines Lächeln entdecken können. Schließlich, nachdem ohnehin die Vorräte der königlichen Speisekammern und Weinkeller in bedenklichem Grade zusammengeschmolzen waren, erklärten die Prinzen einstimmig, man habe sie geladen zur Werbung um eine Prinzessin, könne aber nicht von ihnen verlangen, um einen Holzklotz zu freien, sei dieser auch noch so lieblich von Ansehen und noch so strotzend von Erbgütern. Mit diesen Worten verließen sie fluchtartig Hof und Land.

Am Tage nach ihrem Abschied erschien noch ein vereinzelter Prinz aus einem sehr abgelegenen Reich, der sich infolge der langen Reise verspätet hatte. Ihm ging ein ganz besonderer Ruf voraus. Man nannte ihn allgemein den witzigen Prinzen; denn er sprühte und sprudelte von geistreichen Einfällen. Auch er besaß natürlich Kenntnis von dem rätselhaften Gebrechen der Prinzessin; doch im Gegensatz zu den andern ließ er sich davon nicht anfechten. Dies Gebrechen besaß nach seiner Überzeugung einen sehr einfachen Grund: die Prinzessin hatte ihn, den witzigen Prinzen, bisher nicht gekannt. Sie zum Lachen zu bringen, das mochte freilich für jene, die es bis heute versucht hatten, eine Aufgabe gewesen sein, die ihre Fähigkeiten überstieg; für ihn, daran zweifelte er keinen Augenblick, war es ein Kinderspiel. Mit der unerschütterlichen Selbstsicherheit, die ihn auszeichnete, nahte er sich ihr und ließ sofort ein Feuerwerk von Geist und Witz auf sie einprasseln. Es befanden sich zündende Treffer darunter, die noch niemals versagt hatten, sooft er sie daheim oder an fremden Höfen losgeschossen. Friderun hörte ihn an mit der wohlerzogenen Geduld, mit der man jemand solange anhört, bis er fertig ist, und verzog keine Miene. Der witzige Prinz, kreidebleich vor innerer Wut, stürzte hinaus, galoppierte davon, holte die abziehenden Prinzen noch ein und schwor ihnen bei seinem blitzblauen Blut, die Verzauberung der Prinzessin bestehe lediglich darin, daß sie so dumm sei wie Bohnenstroh.

Wer vermöchte die Stimmung des armen Königs zu beschreiben, als er auch diesen letzten Freier verscheucht sah und ein neuer Prinz, mit dem er seine Tochter hätte verheiraten können, sich nirgends mehr auftreiben ließ! Er fluchte und wetterte nicht mehr wie zuvor; er versank wieder in seine alte Trübsal, nur daß sie diesmal noch um vieles tiefer war, und zum Zeichen, daß er alle Hoffnungen auf seines Kindes Heilung endgültig begraben hatte, legte er Trauer an. Pflichtgemäß kleidete sich demzufolge auch der ganze Hofstaat vom Kanzler bis zum Pagen und das ganze Gesinde vom Oberlakaien bis zum Küchenjungen in Rabenschwarz. Das gesamte Schloß schien von der Schwermut in ein finsteres Bahrtuch gehüllt.

So verrannen die Tage, einer wie der andere. Doch eines schönen Maimorgens pochte ein junger Spielmann an das Tor und begehrte, geradeaus zum König geführt zu werden. Der wollte ihn nicht empfangen, da ihm nach Spiel und Gesang der Sinn nicht stand; als er aber hörte, es handle sich um seine Tochter, ließ er ihn vor und fragte mit umflorter Stimme nach seinem Anliegen. Der Spielmann sprach: „Ich habe erst kürzlich vernommen, Großmächtiger, wo der Schuh dich drückt, und hätte wohl Lust, die von dir ausgesetzte Tonne Goldes mir zu verdienen.“ Und als der König, starr über solchen kecken Wagemut, ihm die Vermessenheit eines Unternehmens vorhielt, an dem die Ärzte wie die Astrologen, die Hanswurste wie die Prinzen samt und sonders gescheitert seien, da erwiderte er: „Hat einer von diesen allen nach einem Umstand geforscht, der mir von großem Gewichte dünkt?“ — „Welchen meinst du?“ — „Soviel mir kund ist, war immer nur die Rede davon, daß die Prinzessin nicht lachen kann. Aber, so frage ich, kann sie denn weinen?“ — „Bist du toll?“ schnaubte der König ihn an: „Weinen? Das tun Königstöchter überhaupt nicht, und die meinige hat erst recht nie geweint, nie zum Weinen Anlaß gehabt, weil jedes Steinchen, jedes Stäubchen des Anstoßes ihr aus dem Wege geräumt wurde vom Tage ihrer Geburt bis heute.“ Der Spielmann nickte: „So weiß ich genug, um dich zu bitten, du mögest mir Zutritt zu ihr gewähren.“

Obwohl der König das Beginnen für fruchtlos hielt, ließ er Friderun herbeirufen. Sie nahm den Gruß des Spielmanns mit derselben kühlen Gelassenheit entgegen wie den jedes anderen. Er aber, nachdem er, nicht minder kühl und gelassen als sie, einige belanglose Worte mit ihr getauscht, wandte sich entschlossen zum König: „Herr, in der Tat, ich betrachte den Fall nicht als verzweifelt. Ordne an, daß die Prinzessin während eines Monats mir täglich eine geschlagene Stunde lang zuhört, so glaube ich wohl, sie von ihrer Verhextheit befreien zu können.“ Der König verfügte es, in der Meinung der Spielmann werde diese tägliche Stunde benutzen, um ihr die heitersten, die scherzhaftesten Lieder vorzusingen. Doch weit gefehlt, er sang ihr zur Laute lediglich ernste Weisen, von Liebe und Herzeleid, von Scheiden und Meiden, von Kampf und Tod. Und jedesmal, wenn die Stunde abgelaufen war, brach er mit dem Glockenschlage plötzlich ab, mochte es auch mitten in einem Liede, mitten in einer Strophe sein, und entfernte sich.

Anfänglich hörte ihm die Prinzessin mit derselben ruhigen Unberührtheit zu, mit der sie alle früheren Behandlungen über sich hatte ergehen lassen. Nach einer Woche aber konnte man wahrnehmen, daß, wenn er begann, ihre Gesichtszüge sich belebten, ihre Wangen sich röteten, ihre Augen erglänzten und, wenn er schloß, ihr ein leiser Seufzer entschlüpfte. Nach der zweiten Woche fragte sie ihn, als er wieder jäh abbrach, ob er das Lied nicht zu Ende singen wolle. Doch kurz versetzte er, über eine Stunde hinaus reiche sein Auftrag nicht, und ging. Nach der dritten Woche äußerte sie, da er sich anschickte zu gehen, den Wunsch, er möge, wenn er auch zu singen nicht fortfahre, noch ein wenig mit ihr reden. Dazu habe er keine Vollmacht, antwortete er und war schon draußen. Friderun biß sich auf die Lippen; doch sagte sie in den nächsten Tagen keine Silbe mehr zu ihm. Nur fiel es ihren Dienerinnen auf, daß sie häufig die Farbe wechselte, bei den Mahlzeiten die Speisen kaum anrührte und jedem Gespräch mit ihnen auswich. Endlich, nachdem der Monat verstrichen war, eröffnete ihr der Spielmann, die Zeit sei nun um, und er habe heute zum letzten Male vor ihr gesungen. Mit einer ganz ungewohnten, ganz unerhörten Lebhaftigkeit forderte sie ihn auf, seinen Gesang noch einen zweiten Monat lang fortzusetzen. Er lehnte ab, mit der Begründung, anderweitiger Pflichten halber könne er es nicht. Da stampfte sie mit dem Fuße: „Du wirst es können, weil ich es will.“ Und als er verneinend den Kopf schüttelte, rief sie wild: „Ich, die Königstochter, ich befehle es dir.“ Trocken entgegnete er: „Und ich, du kleines, eigensinniges Mägdlein, gehorche dir nicht. Ich bin ein Spielmann, aber kein Spielzeug.“ Damit verließ er hurtigen Schrittes das Gemach.

Außer sich vor Empörung und Scham lief sie zu ihrem Vater: „Der Spielmann hat mich gekränkt, mich verhöhnt. Ich verlange, daß er mir Abbitte leistet!“ Der König, der seinen Augen nicht traute, wie er sein sonst so gleichmütiges Kind in solchem Aufruhr sah, gebot sogleich, man solle den Spielmann herbeiholen. Doch er war nirgends aufzufinden. Das ganze Schloß wurde durchstöbert vom Dach bis zum Keller; er blieb verschwunden. Auch in den Gärten, auch in der Umgebung keine Spur von ihm. Er hatte offenbar Hals über Kopf das Weite gesucht. Als die Prinzessin hiervon erfuhr, da brach sie in ein lautes, heftiges, unstillbares Weinen aus.



Königskerzen. Nach einem Gemälde von Professor Franz Hein.



Der ganze Hof geriet in die äußerste Bestürzung. Denn weil so etwas noch nie dagewesen war, wußte niemand Rat. Der König aber, an allen Gliedern zitternd vor Grimm, hob die Faust drohend zum Himmel: „Dieser Mensch war ein böser Zauberer, der unter dem Vorwand, mein Kind zu heilen, es noch ärger verhezt hat! Wehe dem Elenden! Die Tränen, die er ihr erpreßte, sollen ihm teuer zu stehen kommen.“ Eine Unmasse von Häschern, zu Roß und zu Fuß, wurde schleunigst nach allen Seiten ausgeschickt, den Spielmann zu fangen. Vergebens. Nachdem sie bergauf, bergab sich keine Mühsal hatten verdrießen lassen, kehrten sie von überall unverrichteter Dinge zurück. Die Fährte des Flüchtigen war und blieb verloren.

Wohl gelang es am Ende, den Tränenstrom der Prinzessin zu stillen. Doch am Tage darauf, und zwar um die nämliche Stunde, in der sie den Liedern des Spielmanns zu lauschen gepflegt, quoll dieser Strom von neuem hervor. So auch am folgenden, am nächstfolgenden, kurz, an jedem Tage, den Gott von nun an werden ließ. Man überbot, man erschöpfte sich in Versuchen, sie zu trösten, zu beruhigen, zu zerstreuen. Sie war dafür ebenso unempfänglich wie für den bitteren Schmerz ihres Vaters, der gern noch schwärzere Kleidung angelegt hätte als die schwarzen, die er bereits trug. Zum mindesten gab er die Weisung, die Säle, die Zimmer, die Gänge, die Treppen des Schlosses schwarz auszuschlagen. Sogar seine goldene Krone und sein goldenes Zepter wurden mit einem düsteren Flor überzogen. —

Ein volles Jahr hatte die Königstochter nun tagtäglich geweint. Ihre einst so hellen Augen waren trübe geworden; ihre einst so rosigen Wangen waren erblaßt. Gerade war heute ihre Tränenstunde wieder angebrochen, als ein Fremdling gemeldet wurde, der dem König und der Prinzessin eine wichtige Botschaft zu bestellen wünsche. Man führte ihn herein. Es war ein Mönch in einer grauen Kutte und mit einem gleichfalls grauen langen Barte. Er verneigte sich, und stockend wie jemand, der die Worte einer ihm nicht geläufigen Sprache erst zusammenfinden muß, begann er in fremdartigem Tonfall, er habe Grüße auszurichten von Einem, der ohne Gruß geschieden sei. Zugleich habe dieser ihn gebeten, der Prinzessin ein Andenken an ihn zu überbringen. Hiermit zog er aus seiner Kutte ein Saitenspiel, in dem Friderun die Laute des Spielmanns erkannte. „Von ihm? Wo ist er? Warum kam er nicht selbst?“ Bebend stieß sie die Fragen hervor, während neue Tränen unaufhaltsam über ihr Antlitz herabrollten. Der Mönch ließ ein paar Atemzüge lang seinen Blick scharf und durchdringend auf diesem Antlitz ruhen und sagte dann leise: „Er konnte nicht kommen. Ihn hat im Morgenlande ein hitziges Fieber dahingerafft. Er ist tot.“ Ein gellender Schrei. Der König fing die Taumelnde, der die Sinne vergingen, in seinen Armen auf. Doch voll angespannter Willenskraft aus ihrer Ohnmacht sich emporrichtend, wendete sie sich an den Mönch mit fester Stimme: „Ich will mit dir über Land reiten. Führe mich dorthin, wo er bestattet liegt.“



Da warf der Mönch blitzgeschwind die graue Kutte ab und den grauen Bart dazu. Vor ihren Augen stand heil und unversehrt, schmuck und frisch der Spielmann. Und siehe, nun geschah ein Wunder. Die Prinzessin lachte. Lachte zum ersten Male in ihrem Leben. Lachte aus vollem Halse.

Der Spielmann aber trat zum König, der durch die doppelte Gewalt der Überraschung wie der Freude sprachlos war. „Ich habe mein Wort eingelöst. Deine Tochter ist genesen. Verzeih, wenn das Heilmittel ein bißchen wehe tat. Doch bei der Schwere ihrer Verhextheit konnte kein anderes helfen.“ Der König ergriff seine beiden Hände: „Du hast dir die Tonne Goldes redlich verdient.“ — „Nein, die will ich nicht. Ich will deine Tochter zur Frau haben.“ — „Und ich,“ fiel Friderun immer noch lachend ein, „ich will ihn zum Manne haben.“ Was blieb da dem König viel übrig? Beglückt, wie er war, gab er dem Paare seinen Segen.

Die Prinzessin aber lachte während der Brautwochen, lachte bei der Hochzeit, lachte im Ehestand. Ja, auch nachdem sie ihrem Spielmann eine ganze Schar kleiner pausbäckiger Spielmännchen und Spielweibchen geschenkt hatte, lachte sie weiter jeglichen Tag. Und wenn sie nicht gestorben ist, so lacht sie heute noch.

Die drei Schlüsselein.

Ein Märchen von Elisabeth Dauthendey

In einer kleinen verfallenen Hütte mitten im Walde wohnte die alte Mumme. — Mittendrin, wo der Wald ganz schwarz wird und die liebe Sonne nie ganz hineinlugen kann und ihre Strahlen fallen durch das dichte Gezweig der Bäume wie goldene Bälle auf den Boden und rollen auf dem Samtmoos umher und die jungen Eichkätzchen spielen mit ihnen.



Die Hütte ist eng und alt, die Wände schief und krumm wie die alte Mumme selbst. Aber die ist immer vergnügt und guter Dinge und hantiert munter in ihrer kleinen Hütte herum und hält sie blitzblank und sauber. Und ob sie gleich mutterseelenallein mitten im Walde haust, ist sie nicht verlassen und fehlt es ihr an nichts. In aller Frühe pocht es ans Türlein, und wenn sie öffnet, steht da eine Rehmutter und gibt ihre süße Milch, sie braucht nur das Töpflein hinzuhalten. Vor dem Fenster liegt täglich eine Scheibe goldenen Honigs, den ihr die wilden Bienen bringen. Viele Vöglein legen ihr ein Ei vor die Türe, und um das Hüttlein her wachsen hundert Sträucher, die ihr allerlei gute Früchte geben. Tausend Blumen wachsen an den Wänden hinauf und hinunter, und Vöglein singen tausend schöne Lieder.

Und so hat die alte Mumme Waldesluft und gute Nahrung, Farben und Düfte und Musik, alles, was ein Herz begehrt.

Nur etwas fehlt ihr, das tägliche Brot, ohne das kein Mensch leben kann.

Und so verläßt sie denn einmal in jedem Monat ihren schönen Wald und trabt an ihrem Krückstock in die Stadt. Hat ein Säcklein auf dem Rücken und ein Körblein in der Hand, da sind gar seltsame Dinge darin, die ihre fleißigen Finger Tag um Tag fertigmachen. Da sind grüne Kränzlein aus allerlei Laub. Und Körblein aus Moos mit bunten Beeren darin. Da sind Kettlein aus glänzendem Gestein und schimmernde Deckchen aus dem Gefeder, das die Vöglein im Walde ab und zu verlieren. Aber das Köstlichste in Mummes Korbe sind die drei Käftlein. Eins ist alt und schäbig, grau und unansehnlich. Das andere leuchtet in allen Farben. Das dritte ist gar von lauterem Gold. Und sie haben einen kostbaren Inhalt, um den die alte Mumme viel Mühe aufwenden muß.

Wenn die Sonne einmal besonders hell und hoch am Himmel steht, so daß ihre goldenen Bälle auf dem Waldboden umherrollen, humpelt die Mumme ihnen nach, bis sie mit ihren alten Händen einen gefangen hat, den tut sie dann behutsam in eines der Käftlein und sagt einen schönen Spruch dazu.

Für den Inhalt des zweiten Käftleins muß sie eines Morgens ganz früh aufstehen, ehe die Vöglein den Tau von den Gräsern nippen, und da sammelt sie Tropfen um Tropfen und windet ein Kettlein daraus, das glänzt und funkelt heller als die Demanten der Königin.

Und für das dritte Käftlein trippelt die Mumme an ihrem Stock tief in den Wald hinein, da wächst ein sonderbarer grüner Busch, an dem zarte weiße Blüten wie Sterne blinken. Aus seinen grünen Zweiglein und Sternblüten bindet die Mumme ein Kränzlein, und das tut sie dann in ihr drittes Käftlein. Jedes Käftlein hat ein anderes Schlüsselein — ein goldenes — ein silbernes — und ein eisernes.

Am Abend bevor sie sich auf den Weg zur Stadt macht, sitzt die Mumme am Fenster ihrer Hütte und schaut in den Wunderspiegel, der vor dem Fenster hängt. Da kann sie weit und breit in die Stadt schauen und sehen, was die Menschen tun und denken und wünschen. Und da sucht sie sich immer ein paar aus, denen sie ihre Sächelchen ins Haus bringt, und die ihr dafür das liebe Brot geben.

Die drei Käftlein bringt sie aber immer zu jungen Mägdlein, die gerade an dem Tage ihren Geburtstag feiern.

So sah denn die alte Mumme heute in ihren Spiegel. Und da sah sie in einem Hause drei junge Mädchen, die morgenden Tages Geburtstag hatten.

Da stand im Erdgeschoß die Lene am Fenster und seufzte tief. — „Morgen werde ich zwanzig Jahre — ach, wenn doch der Peter bald aus der Fremde heimkehrte.“

Im oberen Gestock stand die Ilse vor dem Spiegel und lachte über das ganze Gesicht. — „Morgen werde ich neunzehn Jahre — ach, da wird wohl der goldene Ritter im silbernen Wagen kommen und mich holen.“

Und oben im Dachstübchen saß die arme Mare bei der Arbeit; die fleißigen Hände schafften fröhlich, und die hellen Augen blickten ab und zu freundlich in den Sonnenschein hinein. — „Morgen werde ich achtzehn Jahre — laß mich immer ein fröhlich und zufrieden Herz haben, mein guter Vater im Himmel“, sagte sie leise vor sich hin.

Da wußte die Mumme, wohin sie anderen Tages ihre Gaben bringen würde. —

Am andern Tage früh des Morgens stand die Mumme im Hofe des Hauses, wo die drei Mädchen wohnten. Alle drei gaben ihr ein frisches Brot und suchten sich dafür etwas von den schönen Sächlein aus, die in ihrem Korbe lagen.

„Aber was hast du denn in dem roten Tüchlein?“ fragte die Lene.

„Ei, das sollt ihr gleich wissen. Das sind drei Käftlein mit seltsamen Dingen — hier sind die Schlüsselein dazu. Soll jede sich einen wählen — dann sehen wir, zu welchem Käftlein er paßt.“

Da packte die Ilse schnell den Goldschlüssel. — „Den nehme ich!“ sagte sie.

Die Lene ergriff flink den silbernen. „Der ist auch schön“, sagte sie.

„Und du, Mare — nun hast du den garstigen eisernen“, sagte die Mumme.

„Ach, das macht nichts — ich will nicht immer das Beste haben.“

„So, so“, brummte die Mumme und sah Mare gar freundlich an, und dann nahm sie die drei Käftlein heraus. „Da seht zu, wo eure Schlüssel hineinpassen.“

„Ah“, rief Ilse und griff nach dem goldenen Kasten, „zum Goldschlüssel paßt wohl der am besten.“ Aber o weh, das Schlüsselein ging durchaus nicht hinein. Da riß sie der Mare den Schlüssel aus der Hand: „Da hast du den goldenen, vielleicht paßt deiner in den schönen Kasten.“

Die Lene nahm den bunten Kasten, und sieh, ihr Schlüsselein wollte auch nicht passen. —

„Und wer nimmt diesen?“ fragte die Mumme.

„Den — ach, den garstigen alten kann die Mare haben, sie hat ja nun den Goldschlüssel. Wird was Schönes drin sein!“ sagte die Ilse lachend.

Mare nahm das alte Käftlein und bedankte sich bei Mumme. Und dann öffnete eine jede das ihre.

„Ah,“ rief Ilse, als sie das leuchtende Kettlein fand, „gerade, was ich mir gewünscht!“ Am Kettlein hing ein Zettel mit einem Vers:

„Perlen und Edelstein,
Wirst nun begehrt sein.
Hüte Dein Herz —
Hoffart bringt Schmerz.“

Die Ilse lachte: „Will's schön hüten und lustig sein.“

Lene fand das grünweiße Kränzlein — dachte an ihren Peter und wurde ganz rot vor Freude und las ihr Verslein:

„Kränzlein im Haar —
Braut übers Jahr.
Am Finger ein' Ring —
Ehschaft schwer Ding.“

Da lachte auch die Lene. — „Will mir's schon leicht machen!“ sagte sie.

Dann schauten sie neugierig in das häßliche alte Käftlein der Mare, das sie mit dem Goldschlüsselein aufmachte. — Da flog der Sonnenball heraus — Mare, schrie laut auf vor Freude und fing ihn mit beiden Händen auf:

„Laß Sonne in dein Herz hinein,
So wirst du immer fröhlich sein.“

„So ist mein Gebet erhört“, sagte sie.

Die andern beiden lachten laut und spotteten: „Du armes Ding, mit dem Goldschlüssel hättest du was Schöneres finden müssen.“

Aber Mare ging still und dankbar in ihr Stüblein.

Die alte Mumme packte Brot und Käftlein wieder in ihren Korb und ging zu ihrem Walde heim.

Als sie ein Jahr darauf in ihren Wunderspiegel schaute, sah sie, daß die Ilse all ihren Reichtum vergeudet hatte und verdorben und gestorben war.

Die Lene hatte ihren Peter gefreit, saß mit Tränen an der Wiege eines Kindleins, und viel harte Armut und Not war um sie her. Mare schaffte fleißig und guter Dinge bei ihrer Arbeit, und wenn sie ein wenig Zeit hatte, holte sie ihren Sonnenball und spielte mit ihm in Feld und Wald, und so blieb ihr Herz allezeit fröhlich und zufrieden, wie sie es sich gewünscht hatte.



Aus den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm: Die sieben Raben. Nach einem Gemälde von Fernande Biegler.

Aus Andersens Märchen: Die Prinzessin auf der Erbse. Nach einem Gemälde von Fernande Biegler.



Die Hexenbrücke.

Nordseemärchen von Wilhelm Lobsien.



Das Mondlicht lag über der Insel, umspann die schneeweißen, hohen Dünen mit blaßblauem Silberglanz und rann an den glitzernden Sandwänden hinab, bis alle Täler voll davon waren und in stillseliger Freude zu den Sternen hinaufblickten, die wie fromme Kinder ihr sanftes Licht durch den schweigenden Abend trugen.

Da, wo das braune Heidekraut mit den nackten Armen nach den goldenen Ampeln der Ginsterbüsche langte, stand eine niedrige Holzhütte, deren Strohdach aussah wie eine alte Pelzmütze, die eine harte Faust auf ein verdrossenes Gesicht gestülpt hatte; aber das helle Mondlicht lag bald so lachend und strahlend auf dem Hüttengesicht, daß alle Falten, Runzeln und Risse verschwanden und nichts als Glanz und Lachen war.

Das kleine Fenster war offen, so daß das Licht hineinwandern und das ganze Kämmerchen mit seinem Glanz füllen konnte. Es lief an den Wänden auf und ab, sprang über Bank und Tisch und legte sich endlich breit auf das Bett, das an der einen Wand stand, und in dem ein junger Hirtenknabe schlief. Er hatte die buntgewürfelte Decke zurückgeschlagen und wälzte sich unruhig hin und her. Ihm war, als riefe ihn eine Stimme, die Stimme seiner Schwester, die vor einigen Tagen von der Meergöttin Rhan beim Baden in die Tiefe hinabgezogen worden und nicht wieder zurückgekehrt war. Er erwachte, sah staunend den Glanz, der rings um ihn gebreitet war, und sprang mit einem Satz aus den Kissen. Hastig warf er die Kleider über und trat vor die Hütte. Herrgott, wie leuchteten die Dünen, und wie blitzte und glitzerte die Nordsee, die ihr rauschendes Harfenlied um die Insel trug!

Schon oft hatte er im Mondlicht draußen gestanden, aber so hell und schön wie heute war es ihm noch nie erschienen. Das mußte eine ganz absonderliche Nacht sein, und er ging durch das raschelnde Kraut der Täler und die singenden, klingenden Gräser der Dünen, bis er am Strande stand. Hier ließ er sich in den Sand niedergleiten, die gekreuzten Hände unter den Kopf gelegt, und blickte über das Meer, das wie flüssiges Silber vor ihm tanzte. Ein Strom klingenden Lichts rieselte in die See und lag darauf wie eine breite, kristallene Brücke, die vom Ufer hinaus in endlose Fernen führte; das war die Hexenbrücke, von der ihm seine Mutter oft erzählte, und auf der die Seelen der im Meere Ertrunkenen solange sehnsüchtig und unruhig wanderten, bis ihnen ihre Lieben einen Kranz von Strandastern und Wermut in die Brandung warfen.

Ob wohl auch sein Schwesterchen Hertje darauf wanderte? Es war heute eine solch absonderliche Nacht; wer weiß, vielleicht schwebte die Seele der Schwester über der Hexenbrücke, und er würde sie heute sehen können. Nach einer Weile war ihm, als hörte er seinen Namen rufen: Harro! Und nun wieder: Harro! Harro! Und wieder: Harro!

Schwer atmend, hob er seinen Kopf. Da sah er vor sich im weißen Schaum des Wellengeriesels eine Meernixe am Strande liegen. Sie hatte die Ellbogen in den Sand gedrückt und stützte den Kopf in beide Hände. Ihre Augen leuchteten wie Bernstein, und durch ihr meergrünes Haar schlang sich eine Kette von blitzenden Muscheln und Korallen.

„Wer bist du?“ flüsterte er leise.

„Eine Seejungfer“, antwortete sie und lachte leise, daß es klang, als schlügen kleine Wellen gegen eine silberne Glocke.

„Ach,“ sagte Harro enttäuscht, „ich dachte, du seiest meine Schwester Hertje.“

„Das ist deine Schwester? Die ist draußen bei uns im tiefen Ozean.“

„Kommt sie nie wieder?“

„Zu euch Menschen kann sie nicht zurückkehren. Sie waat es nicht, über die Hexenbrücke zu gehen, weil die Brandungsnixen sie schrecken. Aber in jeder Mondnacht spielt sie mit uns weit draußen auf der schneeweißen Sandbank.“

„Spricht sie nie von mir?“

„O ja, und sie sehnt sich nach dir. Möchtest du zu ihr?“

Harro erhob sich hastig, so daß die Nixe erschreckt wie ein Pfeil ins tiefe Wasser hinausschoß.

„Geh nicht fort, kleine Seejungfer, sondern sag' mir, wie ich zu Hertje kommen kann“, bat er mit flehender Stimme.

Da schob sie sich langsam wieder auf den Strand hinauf und sagte, indem sie ihn mit ihren bernsteinblanken Augen freundlich ansah:

„Es führt nur ein Weg zu ihr hinaus, und der führt über die Hexenbrücke. Dreimal mußt du den Weg machen, bis du die Sandbank betreten darfst. Aber hüte dich, daß du unterwegs nicht unter noch um dich schaust. Und wenn du zum dritten Male über die Brücke gehst, nimm ein Schwert mit, das noch kein Mensch im Kampfe geschwungen hat. Wenn auf der letzten Wanderung eine Wolke dich schreckt, so durchstoße sie mit dem Schwert, aber sprich kein Wort dabei. Dann darfst du die Sandbank betreten und zu Hertje gehen.“

Auf einmal segelte eine große Wolke über den Himmel und schob sich vor den Mond, daß es ganz dunkel wurde. Als die Wolke weitergewandert war und der Mond wieder hell am Himmel stand, war die kleine Meernixe verschwunden, aber weit draußen im Meer, wo die Wellen lustig tanzten, hob sie ihre weißen Arme aus dem blitzenden Schaum und winkte zur Küste hinüber; dann versank sie hinter den aufbäumenden Brandungswellen.

Eine Weile noch stand Harro, blickte in das helle Licht und lauschte auf das rauschende Lied der See; dann ging er mit langsamen Schritten und so, als führten ihn unsichtbare Hände bis dahin, wo die Hexenbrücke das Ufer berührte. Wie hatte die Meernixe gesagt? Schau nicht unter und nicht um dich! Noch einmal blickte er über die brausende, schäumende Brandung und über das flimmernde, zitternde Licht der Hexenbrücke, dann schloß er die Augen und begann seine Wanderung.

Es war ein schwanker Steg, und unter ihm gischtete, schäumte und brüllte die Brandung, als wollte sie die zitternde Brücke zertrümmern und in die schwarze Nacht herunterreißen. Ein jäher Schreck fuhr dem einsamen Harro durchs Herz, und er konnte es nicht lassen, er öffnete seine Augen und blickte heimlich unter sich.

Da sah er die ganze Brandung voll von jauchzenden, singenden, tanzenden Meernixen. Die schossen wie silberne Fische durch den stiebenden Schaum, langten mit den schneeweißen Armen nach ihm hinauf und lockten und winkten. War das nicht die kleine Seejungfer, die eben noch am Strande mit ihm geplaudert hatte? Er blieb stehen und bog sich vor, um durch die hellen Strahlen der Brücke hindurchzublicken.

Plötzlich flog eine Silbermöwe vor ihm auf und rief immerzu: „Komm mit! Komm mit!“, und eine große Raubmöwe ruderte mit schweren Flügelschlägen an ihm vorbei und lachte höhnisch: „Hahaha! Hahaha!“ Erschreckt richtete Harro sich wieder auf und eilte weiter, die großen Augen immer geradeaus gerichtet. Um ihn sauste und brauste es, aber er blickte nicht links noch rechts und eilte weiter. Nach einiger Zeit stand er vor der weißen Sandbank, die wie eine blanke Glasplatte im blauen Meere lag. Aber hundert Schritte vor ihr war die Brücke abgebrochen.

Lange stand er und blickte hinüber. Dann wandte er sich und schritt langsam zurück. Aber ihm war, als sei aller Glanz von den Wellen verschwunden, und als sein Fuß die Küste betrat, sank der Mond weit draußen ins Meer, und die Hexenbrücke brach klirrend zusammen, daß die Wellen dunkel in die Nacht hinausspritzten.

Am andern Abend, als der Mond wieder die Hexenbrücke über die Wellen gespannt hatte, machte sich Harro abermals auf den Weg. Lauter noch als gestern brüllte die Brandung, und höher noch gischtete der Schaum empor und netzte ihm die eilenden Füße. Die Nixen ließen sich von den tanzenden Fluten so hoch heben, daß sie mit den Händen die glitzernde Brücke erfassen konnten. Sie warfen ihm goldene Perlen zu, daß sein ganzes Gewand davon bestickt war, und riefen und winkten und lockten, daß ihm heiß ums Herz wurde. Aber lauter noch als gestern rief auch die kleine Silbermöwe und mahnte immer: „Komm mit! Komm mit!“ Und immer lauter rief sie, je mehr die große Raubmöwe dazwischenhöhnte: „Hahaha! Hahaha!“

Da lief Harro, so sehr er nur laufen konnte. Wieder war das Brausen und Heulen in der Luft, daß es klang, als wären alle Stürme der Welt im Anmarsch. Aber Harro sah sich nicht um, sondern lief und lief. Nach einer Weile lag wieder die weiße Sandbank vor ihm; aber o weh, die Brücke reichte noch nicht ganz heran.

Er sah, wie seine Schwester aus dem blauen Meere aufstieg und mit anderen Mädchen langsam und feierlich über die Sandbank schritt. Ein grüner Schleier hüllte sie ein, und durch ihre schwarzen Haare war eine leuchtende Perlenkette geschlungen, daß sie aussah wie eine Prinzessin und nicht wie ein armes Hirtenmädchen. Harro streckte seine Arme aus und wollte Hertjes Namen rufen; aber da tauchte plötzlich die kleine Seejungfer aus der Tiefe auf, kletterte an der blitzenden Brücke empor und sagte:

„Rufe deine Schwester nicht beim Namen! Sei heute damit zufrieden, daß du sie sehen darfst. Wenn du morgen wiederkommst, darfst du zu ihr. Aber hüte dich auf diesem letzten Wege, der auch dein schwerster sein wird. Sprich unterwegs kein Wort, keinen Ruf und keinen Schrei. Nimm aber ein reines Schwert mit, das noch kein Mensch im Kampf geschwungen hat. Damit schlage um dich, wenn Dunkles auf dich einstürmt. Und nun geh heim, der Mond sinkt schon tiefer und tiefer.“

Als er am dritten Abend über die Brücke ging, wollte er das Gebot der Nixe, nicht unter sich zu schauen, getreulich halten; aber die Brandung brüllte so laut und rüttelte so hart, daß ihn Angst und Entsetzen packten und er doch die Augen aufriß. Tausend Raubmöwen schrien und höhnten und stießen auf ihn nieder, und die weißgrünen Nixenarme packten ihn, umschlangen ihn und wollten ihn zu sich herunterreißen in ihr brodelndes, brausendes Brandungsreich. Aber er riß sich los und stürmte davon, immer weiter, immer weiter, und vor ihm her flog die Silbermöwe und rief: „Komm mit! Komm mit!“

Da fiel ihm plötzlich ein, daß er vergessen habe, ein Schwert mitzunehmen. Er stand einen Augenblick still und überlegte, ob er umkehren solle; aber er fürchtete sich, den schaurigen Weg noch einmal zu machen, riß sein kurzes Taschenmesser heraus und eilte weiter. Schon war er der Sandbank nahe, als fern aus dem Meere eine nachtdunkle Wolke aufstieg, höher und höher wuchs, ihre riesigen Flatterschwingen ausbreitete und in rasender Eile herangebraust kam. Es pfiff und heulte, und von ihrem Flügelschlagen ging ein Donnern aus, das die ganze Welt erfüllte. Harro sah die Wolke über die vor Schreck aufbrüllende See rasen, näher und näher kommen.

Eine Sekunde lang war es ihm, als stiege die Seejungfer mit einer aufbäumenden Welle hoch und winke ihm zu, aber dann schüttelten ihn Angst und Entsetzen. Beide Arme breitete er weit aus, ließ das Messer in den aufstiebenden Gischt fallen und schrie in jammerndem Grauen laut auf.

Und dann war die schwarze Wolke vor ihm, bei ihm, um ihn, über ihm, packte ihn mit eisigen Händen und raste mit ihm über alle Meere davon. In wildem Taumelflug ging es bald hoch hinauf bis an die Sterne, bald tief hinab auf die brausende See, daß die Wellen über ihn hinwegstürzten. Und um ihn war Nacht, tiefe, schwarze Nacht. Als der Morgen graute, wurde es stiller, und Harro sank aus der Wolke herab auf eine einsame Felseninsel mitten im Ozean.

Traurig und verlassen saß er auf einer Klippe und blickte über die rauschenden Wogen, die auf der Wanderung um die Welt an seiner Insel vorüberzogen. Kaum hatte er eine Stunde gesessen, da kam eine Silbermöwe geflogen, die brachte in ihrem Schnabel einen Zweig voll reifer Früchte und legte ihn vor ihm nieder. Da wußte er, daß die kleine Seejungfer an ihn dachte, und war nicht mehr so traurig. Er saß und wartete, bis der Mond aufging und seine Hexenbrücke auch bis an dieses verlassene Eiland spannte, und machte sich auf, um auf der Brücke nach Hause zu wandern. Aber bevor er den Fuß daraufsetzte, tauchte die Seejungfer weiß und leuchtend aus den Fluten auf und sagte:



„Finde ich dich endlich! Durch alle Meere bin ich geschwommen, um dich zu suchen, und nun endlich habe ich dich gefunden. Ob, warum hast du nicht getan, was ich dir sagte! Das wilde Meerweib, das alle Menschenkinder, die zu uns hinunterkommen, hütet, hat dich hinweggeführt. Hättest du mit einem reinen Schwerte die Wolke durchstoßen, dann wäre das Meerweib bis zum nächsten Vollmond kraftlos gewesen, und du hättest Hertje befreien können.“

„Was soll ich nun machen, kleine Seejungfer?“ klagte Harro und wollte auf die Hexenbrücke hinaufsteigen.

„Geh nicht auf die Brücke hinauf, sie führt dich nie nach Hause, sondern in den weiten Ozean hinaus“, rief die Seejungfer ihm hastig zu.

„Aber wie komme ich dann [illegible]?“

„Gedulde dich bis [illegible] komme ich wieder und helfe dir.“

Harro sah ihr [illegible] in die See hinausschwamm. Noch einmal tauchte [illegible] winkte ihm mit den weißen [illegible]

Am anderen Abend kam sie wieder und brachte einen Stuhl aus roten Korallen, um den sich eine dreimal verknotete Schnur wand.

„Setz' dich in den Stuhl, Harro. Wenn du den ersten Knoten lösest geht die Fahrt los. Lösest du den zweiten Knoten so geht es in Sturmeseile, und im Nu wirst du bei deiner Schwester Hertje auf der Sandbank sein."

„Und der dritte Knoten?" fragte Harro neugierig, indem er sich in den Korallenstuhl setzte.

„Laß deine Hände davon," sagte sie ernsthaft, „und hüte dich, ihn zu lösen."

„Warum, kleine Seejungfer? Sag' mir, was dann geschieht."

„Nein, nein, das darf ich dir nicht sagen, die Sturmhexe hat es mir verboten. Aber hüte dich! Ein zweites Mal kann ich dir nicht helfen."

Dann tauchte sie wieder in die Flut und schwamm davon. Weit draußen hob sie sich noch einmal aus den blauen Wellen empor und winkte ihm warnend zu, dann verschwand sie.

Harro saß noch eine Weile still und staunend im Korallenstuhl, die Hände auf beide Lehnen gestützt. Zaghaft nestelten dann seine Hände an dem ersten Knoten und lösten ihn. Da schoß plötzlich der Stuhl hoch in die Wolken hinauf, so hoch, daß er über die ganze Welt schauen und weit, weit in der Ferne die weiße Sandbank schimmern sehen konnte.

Eine große Sehnsucht nach seiner Schwester Hertje kam über ihn, schnell löste er auch den zweiten Knoten, und da brauste er durch den Himmel, daß ihm Hören und Sehen verging. Aber immer noch ging es ihm nicht schnell genug, und neugierig, was geschehen würde, löste er auch den dritten Knoten.

Da wurde der Himmel schwarz wie die tiefste Nacht, zuckende Blitze zerrissen knatternd das dröhnende All und ein furchtbarer Donner rollte und grollte um die ganze Erde. Ein heulender Sturm packte den Korallenstuhl und schleuderte ihn krachend in die brüllende, kochende See, daß er in tausend Stücke zerbarst und Harro in die brodelnden Strudel stürzte.



Gnomen auf der Eichkätzchenjagd. Nach einem Gemälde von Heinrich Schlitt.

Die Wellen packten ihn, warfen ihn bald hoch hinauf und rissen ihn dann wieder in die schwarze, gähnende Tiefe hinunter.

Da verließen ihn die Sinne. Als das Meer stiller geworden war und er wieder zu sich kam, fühlte er sich von zwei weichen, weißen Armen getragen, und als er die Augen aufschlug, sah er, daß die kleine Seejungfer mit ihm durch die Wellen schwamm und ihn traurig anblickte.

„Wo bin ich?" flüsterte er leise.

„Im weiten, weiten Ozean. O Harro, warum hast du den dritten Knoten gelöst? Nun ist alles, alles vorbei."

„Wenn du bei mir bist, fürchte ich mich nicht. Willst du mich nach Hause bringen?"

Traurig schüttelte sie den Kopf und sagte:

„Nein, das kann ich nicht, der Weg ist viel zu weit, und die Brandungsnixen werden kommen und dich mir rauben."

„Wohin bringst du mich denn?"

„Zu deiner Schwester Hertje tief, tief drunten im Meere. Aber erlösen kannst du sie nicht mehr, du mußt nun immer bei ihr bleiben."

„So laß mich, daß ich allein nach Hause schwimme!"

Sie lächelte trübe, als er sich von ihr löste und zu schwimmen versuchte. Die erste große Welle erschreckte ihn so, daß er sich gleich wieder mit beiden Armen an die Seejungfer anklammerte und mit ihr langsam in die Tiefe niedersank. Tausend goldene Fische huschten neugierig an ihm vorbei, und um ihn rauschten die Palmen der tiefen See.

Müde schloß er die Augen und sank und sank.

Als er sie wieder öffnete, lag er auf weichem Moos auf dem Grunde des Meeres, und durch die schwanken Lilien, die ringsum standen, schritt seine Schwester lächelnd auf ihn zu.

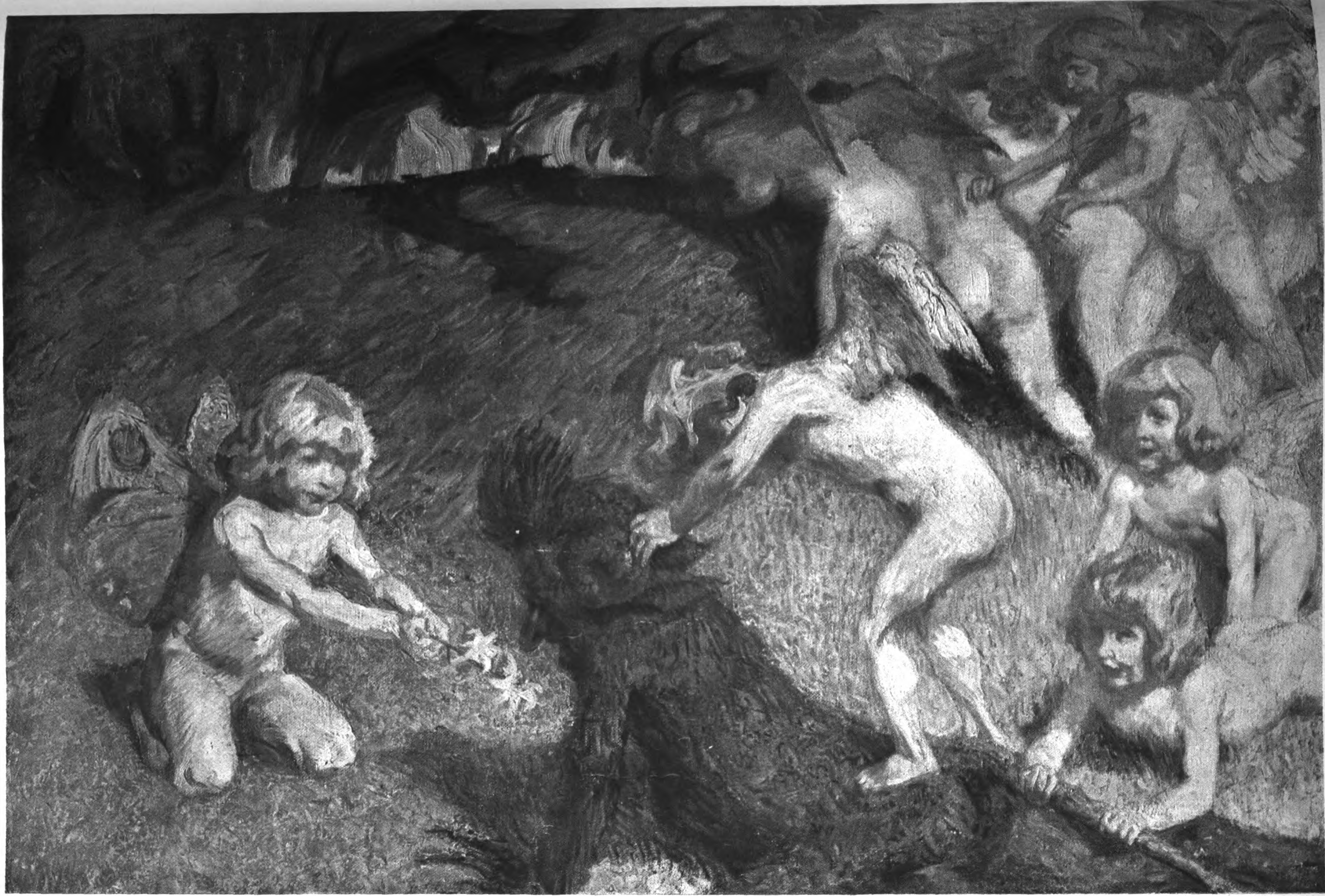
„Kommst du endlich?" flüsterte sie und reichte ihm ihre weißen Hände. „Ich sah dich auf der Hexenbrücke und wartete Stunde um Stunde auf dich."

„Und nun lasse ich dich nie wieder allein, nun bleiben wir zusammen. Komm, laß uns gehen."

Sie schritten über den moosgrünen Meeresboden und suchten den Weg nach Hause.

Als sie ratlos standen, kam die kleine Seejungfer geschwommen und strich ihnen beiden mit den Händen über die Augen. Da hatten sie alles vergessen, was früher gewesen war, Heimat und Elternhaus, Vater und Mutter, und schritten selig lächelnd dahin, während um sie her die Palmen rauschten und das Licht der Sonne tief zu ihnen hinunterschien.

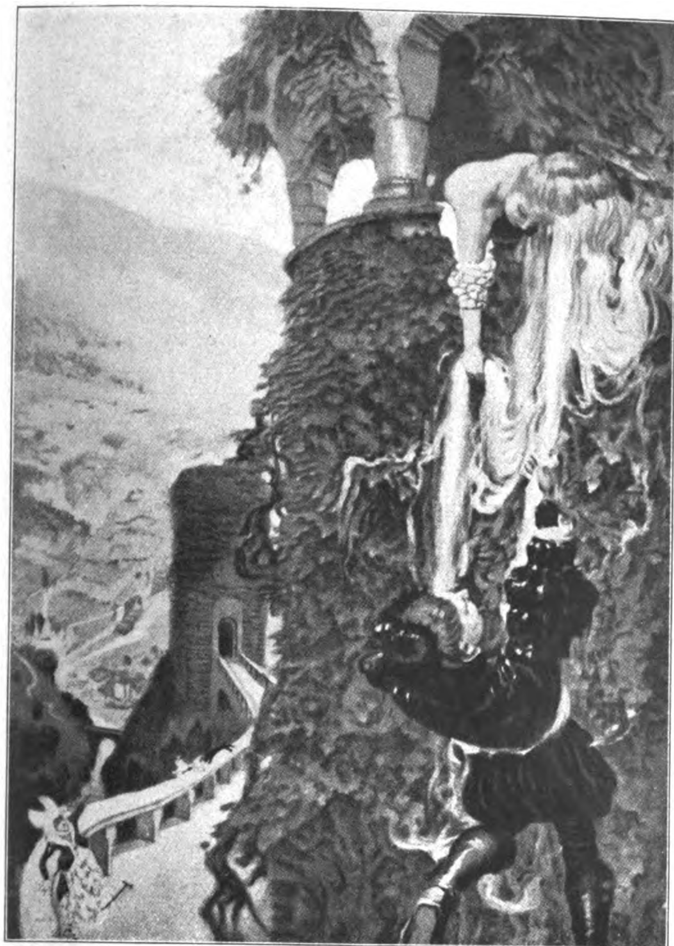
Die entwischten Frösche. Nach einem Gemälde von Heinrich Schlitt.



Teufel auf der Himmelswiese. Nach einem Gemälde von Hans Hammer.

Aus des Märchens Winterquartier.

(Zu unseren Bildern.)



Rapunzel, laß dein Haar herunter! Nach einem Gemälde von Professor Leo Putz.



Hans im Glück. Nach einem Gemälde von Hans Hanke. (Mit Genehmigung von Brakls Kunsthaus in München.)

Rotglühende Scheite knistern, kleine Funken springen auf den Fußboden. Ab und zu flammt es auf, und dann sehen die Kinder, die sich um den Ofen gekauert haben, wie eine seltsame Gestalt von unbestimmter Form sich vor der Glut bewegt und sich daran wärmt. „Wer bist du?" fragen sie scheu und verwundert. Da klingt es wie leises Säuseln, wie wenn der Wind über blühende Felder streicht: „Kennt ihr mich nicht? Ich bin doch das Märchen. Draußen ist es jetzt kalt und rauh. Die Felder sind kahl und öde. Raben und Dohlen krächzen, wo sonst die lieben Vöglein sangen, und Blumen und Insekten schlummern in der Erde. Da habe ich mein Winterquartier am warmen Ofen bezogen und freue mich der aufgespeicherten Sonnenwärme, weil die frische jetzt nicht viel taugt. Doch schaut her!" — Und in den roten Flammen sehen die Kinder liebe, vertraute Gestalten, die auftauchen und verschwinden. — Durch dichten Wald zieht der junge Königssohn in goldschimmernder Rüstung. Müde ist er des Wegs, denn schon lange irrte er umher. Da glänzt es auf vor ihm. Die hohen Stengel schlanker Königskerzen neigen sich, und inmitten ihrer goldigen Blüten werden wundersame Jungfrauen sichtbar. Die schönste tritt ihm entgegen und heißt ihn freundlich willkommen. — Husch, husch! sind die Flammen verschwunden und flackern nun drüben in die Höhe. — Den prächtigen Palast aus Bernstein und Korallen, den sich der alte Meerkönig in den tiefsten Tiefen der See erbauen ließ, hat sein jüngstes Töchterchen verlassen und ist zu den Menschen hinaufgestiegen. Durch unendliche Leiden und Schmerzen hindurch will sie die Liebe des Königsohns gewinnen und damit die unsterbliche Seele, der all ihre Sehnsucht gilt. Auf den weißen Marmorstufen, die in seinen Garten führen, sitzt die Seejungfer und betrachtet die weißen Beine, die ihr an Stelle des Fischschwanzes wuchsen, als der Zaubertrank der Hexe wirkte. — Eine schwarze Kohle fällt herunter, und ein anderes Bild entsteht. — Am Stadttor klingelt die kleine, zarte Prinzessin, die so empfindsam ist, daß sie durch zwanzig Matratzen und zwanzig Eiderdaunenbetten hindurch die Erbse fühlte, die die schlaue alte Königin dahin gelegt hatte. Daran sah man dann, daß sie die Wahrheit sprach, als sie sagte, sie sei eine wirkliche Prinzessin. — Das Schloß, die Prinzessin und die alte Königin, die neugierig herausguckt, sind plötzlich fort, und an ihrer Stelle breitet sich eine Himmelswiese aus. Fröhliche Engelein treiben darauf ihr Spiel. Die schwarzen Gesellen, die aus der Hölle heraufgestiegen waren, haben sie wieder heruntergejagt, denn sie wollen nichts mit ihnen zu tun haben. Nur einer durfte zurückbleiben, weil er nicht so ungestüm war wie die anderen, und nun vergnügen sie sich mit ihm. Sie halten ihm die Lilie unter die Nase, um ihn zum Niesen zu bringen, und tanzen auf ihm herum. — Aus der Tiefe des Abgrundes züngeln rote Flammen. In ihnen vergehen die Wiese und die fröhliche Gesellschaft darauf, und dunkel steigt der graue Turm in die Höhe, in dem die Hexe Rapunzel gefangenhält, damit sie mit niemandem zusammenkommen kann. An Rapunzels goldenen Haaren, die sie herunterlassen muß, steigt die Hexe zu ihr in die Höhe. Das sieht der junge Prinz, der im Walde herumstreift, und er benutzt denselben Weg, um zu Rapunzel zu gelangen. Glücklich leben sie zusammen, bis die Tücke der Hexe die beiden trennt und sie sich erst nach viel Mühe und Leiden wiederfinden. — Jetzt scheinen die kleinen Flammengeisterchen zu kichern über den törichten Hans, der den sauer verdienten Klumpen Gold für das Pferd, das Pferd für die Kuh, die Kuh für das Schwein, das Schwein für die Gans eintauscht und nun ganz stolz mit seiner Beute des Weges daherkommt, um sie schließlich für die Wetzsteine zu vertauschen, die ihm in den Brunnen fallen. Hans hält sich dann wirklich für den glücklichsten Menschen, weil ihn kein Besitz mehr drückt und er nun frei und sorglos weiterziehen kann. — Und die Flammen verjagen ihn, und sie zeigen den Königssohn, der als Schweinehirt zu der Prinzessin kam, die seine köstlichsten Gaben, den Rosenstock und die Nachtigall, verschmähte, weil sie ihre Schönheit nicht verstand, die aber bereit war, den Schweinehirten zu küssen, um die kunstvollen Spielereien zu erhalten, die er gefertigt hatte, und die ihr viel besser gefielen. Ihre Hofdamen müssen um sie herumstehen, damit niemand es sieht, wenn sie ihm die geforderten hundert Küsse gibt. Aber nachher hat es der alte König doch gesehen, und er jagt sie zum Königreich hinaus, und weil der Prinz nun auch nichts mehr von ihr wissen will, muß sie draußen verlassen sitzen. — Die schwarzen Kohlen, die obenauf liegen, geraten ins Rutschen und löschen alle die Gestalten aus. Aber ein kleines Flämmchen windet sich empor und zeigt das gute Mädchen, das seine sieben Brüder suchen ging, die in Raben verwandelt waren. Bei Sonne, Mond und Sternen holt es sich Rat und gelangt nach vielen Mühen und Beschwerden, bei denen es sogar ein Glied seines Fingerchens opfert, endlich auf den hohen Glasberg, wo es die Brüder findet und erlöst. — Die Flammen werden matter, und das Feuer droht auszugehen. Aber man kann doch noch das Bett sehen mit der kleinen Prinzessin, die sich auf ihr Kopfkissen geflüchtet hat und entsetzt auf den Frosch am Fußende starrt. Sie hatte sich zwar von ihm die goldene Kugel aus dem Wasser heraufholen lassen und ihm dafür versprochen, ihn zum Spielgefährten zu nehmen, aber jetzt war es ihr höchst unangenehm, ihr Versprechen erfüllen zu müssen. Er hat schon aus ihrer goldenen Schüssel mit ihr gegessen und aus ihrem goldenen Becherchen getrunken, und nun will er sogar ihr weißes Bettchen mit ihr teilen. Aber als sie sich von ihrem Schreck erholt hat, da wirft sie ihn voll Wut gegen die Wand. Glücklicherweise wird er dann ein schöner Prinz, den sie heiraten kann. — Ja, und nun wären vielleicht noch mehr Märchen erschienen, aber es kam jemand und stocherte den Ofen und legte frische Kohlen auf. Da verschwand natürlich das Märchen mit seinen Gestalten, aber es wird sicherlich wiederkommen.

Else Steup.



Das Märchen vom Schweinehirten. Nach einem im Verlag von J. J. Weber in Leipzig erschienenen farbigen Kunstblatt nach dem Gemälde von Hans Koberstein.

Aus Andersens Märchen: Die kleine Seejungfer. Nach einem Gemälde von Fernande Biegler.

Aus den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm: Der Froschkönig. Nach einem Gemälde von Fernande Biegler.



Wilhelm Hauff.

Unsere Märchenerzähler

Von Dr. Fritz Adolf Hünich



Ludwig Bechstein.



Johann Karl August Musäus.



Hans Christian Andersen.

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)



Clemens Brentano.

Wie sich im Kinde der in Ahnungen und halbem Bewußtsein sich abspielende Kindheitszustand der Menschheit wiederholt, so reichen die Wurzeln des Märchens bis tief hinab zu den uralten Verzweigungen von Mythos, Aberglauben, Traum und Phantasie, aus denen sich die Verwandtschaft der Stoffe so vieler volkstümlicher Überlieferungen ableitet. An den Märchen der Völker wie an ihren Liedern und Sagen haben viele Jahrhunderte und zahllose Unbekannte gedichtet, ehe und noch nachdem sie niedergeschrieben und veröffentlicht wurden; eine ausgedehnte wissenschaftliche Forschung bemüht sich, ihre Entstehung zu ergründen und den Wegen und Arten ihrer Ausbreitung zu folgen. Es ist hier nicht die Aufgabe, die mannigfaltigen, nach den Landesgewohnheiten wechselnden Formen der mündlichen Weitergabe des Märchens darzustellen; aber unsere Betrachtung muß wenigstens des Heeres von Erzählern und Erzählerinnen im Morgen- und Abendland, auch wenn ihre Namen nirgends aufgezeichnet sind, gedenken, weil sie, aus Neigung oder Beruf zu fabulieren, das Märchen lebendig erhielten, bevor es aus seinem Reichtum Motive an die Kunstdichtung abgab oder in kunstvoller Zusammenfassung zu großen Sammlungen selbst Literatur wurde. Den Märchen der östlichen Fabelländer Indien, Persien, Arabien und Ägypten öffneten die Kreuzzüge den Weg zu breiterem Einfluß nach dem Westen, wo sie Wurzel schlugen oder mit ansässigen zu neuen Bildungen verschmolzen. Während für den Orient, um nur einige Beispiele zu nennen, Sammlungen von Märchen im indischen „Pantschatantra“, in Somadevas „Kathâ-Sarit-Sâgara“ und in den arabischen „Erzählungen aus Tausendundeiner Nacht“ von den ersten Jahrhunderten n. Chr. an bis ins 14. Jahrhundert in der Handschrift vorliegen, ist das erste europäische Märchenbuch, der „Pentamerone“ von Giovan Battista Basile, im 17. Jahrhundert entstanden; 1637 veröffentlicht, ist er mit seinen fünfzig ohne gelehrte Absicht unmittelbar dem Volksmunde abgelauschten neapolitanischen Märchen zugleich auf annähernd zwei Jahrhunderte hinaus das beste und reichhaltigste Quellenwerk der Art. Im Jahre 1697 erschienen die „Contes de ma mère l'Oye“ von Charles Perrault, acht zum Teil der Amme seines Sohnes nacherzählte, zum Teil erfundene Märchen, aus denen die Fassungen der uns so einheimisch anmutenden Geschichten vom Dornröschen, Rotkäppchen, Blaubart, Däumerling und Gestiefelten Kater stammen. Seit 1704 überschüttete und befruchtete Antoine Gallands Übertragung der „Tausendundeinen Nacht“ ins Französische die gesamte Dichtung des 18. Jahrhunderts mit der orientalischen Pracht und Fülle der Wunder und Seltsamkeiten dieses Werkes. Während Wieland sich von den aus Frankreich nach Deutschland hereinflutenden „Contes des Fées“ zu zierlichen und reizenden Verserzählungen anregen ließ, sammelte der weimarische Gymnasialprofessor Johann Karl August Musäus aus Chroniken, Volksbüchern und mündlicher Überlieferung durch alte Frauen, Soldaten und Bauern märchen- und sagenhafte Stoffe, um durch ihre Wiedererzählung aus der Vorliebe seiner Zeit für „Feeereyen“ Nutzen zu ziehen. Schon daraus, daß es ihm nicht um die Märchen selbst, sondern um ihre novellistische Verwertung zu tun war, ersehen wir, daß er ein Kind des rationalistischen Zeitalters war, in dessen Ohr die Stimme der Natur infolge falschen Vorurteils verstellt erklang. Wenngleich die „Volksmärchen der Deutschen“ (1782—1787) in dem ironischen Tone eines Geistes verfaßt sind, der für die Schönheit ihrer ursprünglichen Gestalt verschlossen blieb, ist Musäus doch, nach Abstrich aller schulmeisterlichen Schnörkel und Seitenbemerkungen, einer unserer großen Märchenerzähler. Die Reaktion gegen die einseitige Herrschaft des Gehirns, die zur Verödung unserer Literatur geführt haben würde, und die Einsetzung des Herzens zur Urtriebkraft der poetischen Produktion schufen mit der unbestimmten Vorstellung von den Begriffen Volk und Natur eine neue Bewertung alles dessen, was daraus hervorzugehen schien. Was 1778—1779 in diesem Geiste Herder und 1806—1808 Arnim und Brentano für das Volkslied taten, erfüllten an dem hier behandelten Stoffe 1812—1814 die Brüder Grimm mit ihren „Kinder- und Hausmärchen“. Nicht Ludwig Tiecks launische, oft bizarre, gewollt sprunghaft phantastische Märchen, auch nicht die des genial improvisierenden und darum nicht selten die Einheitlichkeit seiner Erfindungen zerstörenden Clemens Brentano, so herrlich sie sonst sein mögen, sind der bleibende Ertrag aus der Liebe der Romantik für das Märchen: dieser Ruhm sollte den schlichten, nie sich weit von der Überlieferung entfernenden Erzählungen jener beiden edlen Deutschen vorbehalten sein. Um die Größe ihres Vermächtnisses zu ermessen, muß man sich vergegenwärtigen, daß ohne diese Tat eines der köstlichsten Güter des Volkes vielleicht für immer zu einem nur von gelehrten Kreisen gewürdigten Dasein verurteilt gewesen wäre. Auch die rein schriftstellerische Leistung dieser Nacherzählungen, worin besonders Wilhelm Grimm, der seit dem zweiten Bande die Herausgabe der Sammlung leitete, Meister war, kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Nicht vergessen wollen auch wir jene Frau Viehmännin, eine Bäuerin aus dem Dorfe Niederzwehren bei Kassel, die den Brüdern Grimm die meisten und schönsten Märchen des zweiten Bandes erzählt hat.



Jacob und Wilhelm Grimm.

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)

Ungeheuer ist die Nachfolge, die das Werk der Brüder Grimm gefunden hat. Wenn wir daraus einzig Ludwig Bechstein und sein „Deutsches Märchenbuch“ herausgreifen, so geschieht das deshalb, weil es, nicht zuletzt wegen der liebenswürdigen Bilder, mit denen Ludwig Richter es wie das seines Vorgängers Musäus geschmückt hat, noch heute eine unbestrittene Volkstümlichkeit genießt.

Erst im 19. Jahrhundert entfaltet sich in Deutschland das Kunstmärchen zu voller Blüte. In einem gewissen Zusammenhang mit der Romantik, aber hauptsächlich aus orientalischen Motiven gespeist sind die Märchen von Wilhelm Hauff, die zum Reizendsten, was in dieser Gattung jemals geleistet worden ist, zählen. Wenn wir unter Übergehung vieler anderer deutscher Namen in diesem Rahmen den Dänen Hans Christian Andersen nennen, so sind wir dazu berechtigt, nicht nur weil er schon bei Lebzeiten gleichsam Bürgerrecht in Deutschland genoß, sondern auch weil den Weltruhm seiner Märchen kein neuerer deutscher Märchendichter zu übertreffen vermocht hat.





Märchenlektüre. Nach Radierungen von Professor Bruno Héroux.



Das Spiel ist aus: Sandmännchen kommt. Nach einem Gemälde von Professor Willy Spatz. (Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.)

Der Riese, der auszog um zu essen.

Märchen von Walter Stenström, deutsch von Marie Franzos

Ja, jetzt kommt die Geschichte von dem Riesen, der auszog, um zu essen.

Er war so hungrig, der Riese, daß ihm förmlich der Magen krachte. Aber er hatte auch schon sieben runde Jahre nichts gegessen. Das klingt, als ob es gar nicht wahr wäre. Sieben runde Jahre! Denke nur, wie viele Tage jedes Jahr vergehen und wie viele Stunden jeden Tag!

Der Riese war ein Dummkopf, will ich euch verraten; er hatte sich eingebildet, er könne so viel auf einmal essen, daß er nie mehr zu essen brauchte, und dann war er auch vom Schuster angeschmiert worden, wie ihr gleich hören werdet.

Eines schönen Tages, vor einigen Jahren, hatte er seine Siebenmeilenstiefel angezogen und war nach Ägypten spaziert, das ein sehr fettes Land ist. Und da hatte er einmal nach Herzenslust gegessen. Wir können ja aufzählen, was er aß. Es ist ganz lustig, es zu hören. Zuerst aß er einen großen Elefanten, dann aß er zwei gewaltige Flußpferde vom Strande des Nils und drei fette Krokodile von demselben Orte. Dann aß er sieben hohe Dattelpalmen aus einer Oase in der Wüste und dann fünf Stück Feigenbäume. Und nach all dem aß er zwölf Schwärme ägyptischer Heuschrecken, dicker, grüner Heuschrecken, die nach Konfekt schmeckten.



Da war es wohl nicht wunderlich, daß der Riese nach einer solchen Mahlzeit satt war.

„Jetzt bin ich aber so satt, daß ich nie mehr zu essen brauche", sagte der Riese bei sich selbst, der Dummkopf.

Und dann ging er nach Hause und legte sich nach dem Essen nieder. Als vier Jahre vergangen waren, begann der Riese wieder hungrig zu werden, aber er verstand es nicht sogleich; er glaubte ja, daß er nie wieder zu essen brauchte. „Mir scheint, ich bin nicht recht gesund", sagte er.

Aber als fünf Jahre vergangen waren, merkte der Riese, daß er hungrig war, und da entschloß er sich, wieder nach Ägypten zu spazieren. Aber zuerst mußte er seine Siebenmeilenstiefel zum Schuster schicken, um sich neue Sohlen machen zu lassen. Die alten waren schon ganz durchgegangen, das kann man sich denken.

„Ich will versuchen, sie in einem Jahre fertigzumachen", sagte der Schuster.

Aber man weiß ja, wie manche Schuster sind. Versprechen können sie. „Das wird im Handumdrehen fertig sein", sagen sie zum Beispiel, oder sie versprechen es in einem Tage oder in zwei Tagen oder nächste Woche. Und dann vergehen drei und vier Tage oder sogar zwei, drei Wochen, und die Arbeit ist nicht gemacht.

Nach zwei Jahren war der Schuster mit den neuen Sohlen des Riesen noch immer nicht fertig, und nun hatte der Riese sieben volle Jahre nichts zu essen bekommen. „Jetzt kann ich aber nicht mehr länger warten", sagte der Riese. „Kann ich auch nicht bis nach Ägypten spazieren, so muß ich eben in den nächsten Wald gehen und essen. Irgend etwas Brauchbares werde ich schon finden."

Als er ein Weilchen gesucht hatte, stieß er auf einen Kohlkopf. „Ein Glück, daß ich dich gefunden habe", sagte der Riese. „Viel bist du ja nicht für einen hungrigen Magen, doch du kannst ja immerhin dazu taugen, den Appetit zu reizen."

„Warte ein bißchen!" sagte der Kohlkopf. „Ich kann dir einen viel größeren Bissen zeigen. Wenn du mir heilig und teuer versprichst, mich nicht aufzufressen, will ich dir verraten, wo der Hase wohnt."



Das dünkte den Riesen ein guter Vorschlag, und so ging er denn zum Hasen.

„Jetzt fresse ich dich auf", sagte der Riese. „Ich bin so hungrig, daß mir der Magen kracht."

„Dann brauchst du wohl einen fetteren Braten als einen armen Hasen", sagte dieser. „Wenn du mir heilig und teuer versprichst, mich nicht zu fressen, will ich dir zeigen, wo der Fuchs sich aufhält."

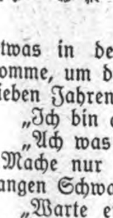
Und der Riese versprach, und der Hase lief voraus und zeigte ihm den Weg zum Fuchs.

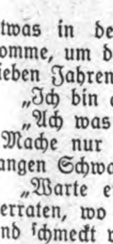


„Na, Gott sei Dank! daß man endlich etwas in den Magen bekommt", sagte der Riese. „Ich komme, um dich aufzufressen! Du bist das Erste, was ich seit sieben Jahren zu kosten kriege."

„Ich bin aber doch so zäh!" sagte der Fuchs.

„Ach was! Ich habe gute Zähne", antwortete der Riese. „Mache nur keine Ausflüchte! Jetzt fange ich mit deinem langen Schwanz an!"



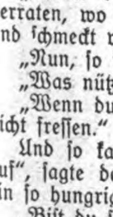


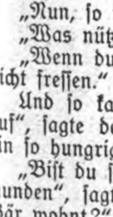
„Warte ein bißchen!" sagte der Fuchs. „Ich könnte dir verraten, wo der Wolf wohnt. Der ist viel größer als ich und schmeckt viel besser."

„Nun, so sag', wo er wohnt!" rief der Riese.

„Was nützt das, wenn du mich doch auffressen willst?" —

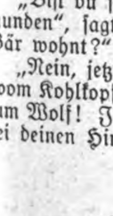
„Wenn du mich zum Wolfe führst, so werde ich dich eben nicht fressen."

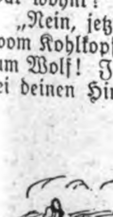




Und so kam der Riese zum Wolf. „Jetzt fresse ich dich auf", sagte der Riese. „Mache nur keine Ausflüchte! Ich bin so hungrig, daß mir der Magen kracht!"

„Bist du so hungrig, dann würde dir ein Bär aber besser munden", sagte der Wolf. „Soll ich dir verraten, wo der Bär wohnt?"





„Nein, jetzt habe ich die Geschichte satt," sagte der Riese, „vom Kohlkopf zum Hasen, vom Hasen zum Fuchs, vom Fuchs zum Wolf! Jetzt bin ich genug herumgelaufen, nun fange ich bei deinen Hinterbeinen an!"

„Ja, da nützt wohl kein Sträuben", sagte der Wolf. „Aber dann erzähle ich dir auch nicht, wo der Bär wohnt mit seiner dicken Frau und seinen zwei großen Kindern."

„Hat er eine dicke Frau und zwei große Kinder?" fragte der Riese und kraute sich nachdenklich hinter dem Ohr. „Das macht ja vier Bären."

„Ja freilich!" sagte der Wolf, „das macht vier Bären, und einer fetter als der andere."

„Vier Bären!" sagte der Riese. „Und alle sehr fett! Wenn du mir sagst, wo sie wohnen, werde ich dich nicht auffressen."

„Dann laß mich los", sagte der Wolf.

Das tat der Riese.

„Wenn du zuerst tausend Schritte mit der Sonne und dann doppelt so viele Schritte gegen die Sonne gehst, dann triffst du den Bären", sagte der Wolf, und dann schob er ab.

„Tausend Schritte mit der Sonne und dann doppelt so viele Schritte gegen die Sonne. Ich muß mich niedersetzen und nachdenken", sagte der Riese.



Aber wieviel er auch nachdachte, er konnte nicht herausbekommen, wie er gehen sollte, und da fragte er die Elster um Rat. „Das ist eine köstliche Geschichte," kicherte die Elster, „ich kann dir schon zeigen, wie du tausend Schritte mit der Sonne und dann doppelt so viele Schritte gegen die Sonne gehen sollst. Aber wohin du dann kommst, das kann ich nicht sagen. Das hängt ja ganz davon ab, wo die Sonne gerade steht, und wie lange Schritte du machst. Na, da hat dich der Wolf schön drangekriegt!" lachte die Elster und flog davon, um die Geschichte ihren Nachbarn zu erzählen. Aber der Riese merkte, daß er geprellt war, und nun wurde er furchtbar zornig.

„Wenn ich den Wolf erwische, fresse ich ihn sofort auf, der soll mir nicht entkommen. Und den Fuchs fresse ich auch und den Hasen ebenfalls und den Kohlkopf erst recht. Wenn ich mich so von einem zum andern schicken lasse, dann kriege ich ja nie etwas zu essen."

Und so ging der Riese, um den Wolf zu suchen! — Unterdessen saß der Kohlkopf da und plauderte vergnügt mit sich selbst. „Das habe ich gut gemacht! Ich sitze hier und habe solche Angst, daß der Hase kommt und mich auffrißt. Und anstatt dessen kommt der Riese. Aber ich schicke ihn zum Hasen, und jetzt kann ich in Frieden wachsen und dick und fett werden. Jetzt brauche ich mich nicht mehr vor dem Hasen zu fürchten!"

Aber im selben Augenblick kam der Hase und fraß den Kohlkopf auf.

„Ich weiß schon, du hast mir den Riesen geschickt", sagte der Hase. „Jetzt esse ich dich zur Strafe auf. Hei! Hopsassa! Es ist eine Lust zu leben, jetzt bin ich satt und brauche mich nicht vor dem Fuchs zu fürchten, den hat der Riese aufgefressen."

Aber da kam schon der Fuchs und hatte ihn beim Kragen!

„Ich weiß schon, du hast mir den Riesen auf den Hals geschickt", sagte der Fuchs. „Nun fresse ich dich zur Strafe auf. Ha! heute ist wirklich ein Glückstag, jetzt bin ich satt und brauche mich nicht mehr vor dem Wolf zu fürchten, den der Riese verspeist hat."

Aber im selben Augenblick kam der Wolf und fraß den Fuchs auf.



„Ich werde dir schon geben, mir den Riesen zu schicken", sagte der Wolf. „Jetzt fresse ich dich. Ja, jetzt ist man einmal wieder satt und zufrieden und kann über den Riesen lachen, der läuft jetzt gerade tausend Schritte mit der Sonne und doppelt so viele gegen die Sonne."

Aber da kam auch schon der Riese. Und ohne viel zu fragen, schnappte er den Wolf und fraß ihn auf ein paar Bissen hinunter.

„Ha! das hat gut geschmeckt!" sagte der Riese. „Ein ausgezeichneter Braten. Merkwürdig dick für einen Wolf, und ein prächtiger Geschmack. Nicht nur den gewöhnlichen Wolfsgeschmack, es erinnerte sehr an Fuchs und auch ein klein bißchen an Hasen, ja sogar eine Ahnung von einem Kohlkopf war in dem Geschmack. Das war wirklich appetitanreizend. Jetzt gehe ich aber und suche mir den Fuchs, den Hasen und den Kohlkopf!"

Als der Riese sieben Wochen gesucht hatte, kam der Schuster herangelaufen, die Stiefel auf dem Rücken. Nun waren sie fertig, wie ihr euch denken könnt. „Schön, daß du kommst", sagte der Riese. „Du mußt mir helfen, den Fuchs, den Hasen und den Kohlkopf zu suchen."

Und der Riese suchte, und der Schuster suchte. Und der Schuster lief heim und holte seine dicke Frau und seine fünf kugelrunden Kinder und den Altgesellen und den Junggesellen und Hansel, den Schusterbuben! Und alle halfen sie suchen.

Und sie suchten überall, nur nicht am rechten Ort. Denn es fiel ihnen nicht ein, im Magen des Riesen zu suchen.

Und wenn du Glück hast, so kannst du sie noch heute suchen sehen. Zuerst kommt der Riese, und dann kommt der Schuster mit den Stiefeln auf dem Rücken, und hinterdrein laufen die dicke Schustersfrau und alle ihre fünf kugelrunden Kinder. Und dann kommen der Altgesell und der Junggesell, und dann ganz rückwärts Hansel, der Schusterbub.









Die Mondtochter.

Nach einem Negermärchen von Wilhelm Schmidtbonn.

Kimanaueze hatte einen Sohn. Der Sohn wuchs heran und nahm seinem Vater den Platz in der Hütte weg. Zudem saß er immer mit einem unerklärlich traurigen Gesicht da.

„Warum heiratest du nicht endlich?“ fragte der Vater.

„Ich will kein Mädchen aus unserm Dorf.“

„Dann nimm dir eine aus dem nächsten Dorf.“

„Ich will auch keine aus dem nächsten Dorf.“

„Dann lauf bis ans Meer und suche dir eine.“

„Ich will überhaupt kein Mädchen von dieser Erde.“

„Woher sonst?“

„Es müßte schon die Tochter von Sonne und Mond sein!“

Die Verwandten und Nachbarn sagten: „Wer kann da hinauf?“

Der Sohn ging zum erstbesten Vogel an der Straße.

„Ich traue mich kaum über die Bäume, da fangen ja schon die Stürme an“, sagte der Vogel.

Der Sohn ging zum Habicht. Der Habicht sagte: „Ich kann nicht höher als die Berge, da fangen die Wolken an.“

Der Sohn ging zum Adler. Der Adler sagte: „Ich kann bis an die Wolken, aber da wird es so kalt, daß mir die Flügel frieren.“

Da kam der Frosch und sagte: „Schreibe getrost einen Brief, ich befördere ihn hinauf.“

„Mach', daß du fortkommst! Wenn die besten Vögel sich nicht trauen, dann kommst du daher?“

„Gib den Brief. Ich besorge ihn.“

Da setzte sich der Sohn an einen Tisch und schrieb einen Werbebrief an die Mondkönigin: „Ich, der Sohn des Kimanaueze, bitte Dich um Erlaubnis, Deine Tochter heiraten zu dürfen.“ Diesen Brief gab er dem Frosch.

Der Frosch ging zum Brunnen. Hierhin kamen auf dünnen Strahlen immer die Mägde der Mondkönigin, um Wasser zu holen. Als sie den Krug in den Brunnen hinabließen, schlüpfte schnell der Frosch in den Krug hinein.

Die Mägde merkten nichts und trugen den Krug wieder hinauf. Als sie oben den Krug im Vorraum abgesetzt hatten, kletterte der Frosch hinaus, spuckte den Brief aus seinem Maul und legte ihn auf eine Ecke des Tisches. Dann versteckte er sich.

Die Mondkönigin fand den Brief. Sie las ihn und fragte: „Der den Brief geschrieben hat, wohnt auf der Erde. Ich aber wohne im Himmel. Wer hat den Brief heraufgebracht?“ Sie nahm den Brief und legte ihn gut fort.

Abends schlüpfte der Frosch wieder in den leeren Krug und ließ sich wieder mit hinuntertragen. Unten stieg er hinaus und ging sogleich zum Sohn hin. „Dein Brief ist abgegeben“, sagte er.

„Wo hast du die Antwort?“ fragte der Sohn.

„Warte nur ab,“ sagte der Frosch, „es wird dir schon eine Antwort gebracht werden.“

Aber sechs Tage vergingen, und es wurde keine Antwort gebracht.

Da schrieb der Sohn einen zweiten Brief. Er schrieb so: „Ich habe noch keine Antwort erhalten. Sage entweder ja oder nein. Aber es ist nicht höflich, überhaupt keine Antwort zu schicken.“

Der Frosch ließ sich mit dem Brief wieder hinaustragen und legte ihn heimlich wieder an dieselbe Stelle.

Als die Königin den neuen Brief fand, sagte sie zu den Mägden: „Bringt ihr immer die Briefe mit?“

Die Mägde sagten: „Wir? Nein.“

Nun schrieb die Königin eine Antwort: „Sohn des Kimanaueze, der Du mir immer diese Briefe schreibst, komm doch erst einmal herauf und zeige Dich. Auch bringe ein Brautgeschenk mit, wie es Sitte ist.“ Sie legte den Brief auf dieselbe Tischecke, wohin der Frosch immer seine Briefe legte, und ging aus dem Vorraum hinaus. Der Frosch nahm den Brief, ließ sich wieder heimlich im Krug hinuntertragen und brachte den Brief sofort dem Sohn hin.

Der Sohn sprang vom Bett auf, öffnete den Brief und las. „Also bist du doch oben gewesen“, sagte er zum Frosch. Noch in der Nacht schrieb er einen dritten Brief. So schrieb er: „Hier ist mein Verlobungsgeschenk. Teile mir nun weiter mit, wie hoch Du das Hochzeitsgeschenk selbst wünschst.“ Dann nahm er acht Goldstücke aus seines Vaters Schublade und gab sie mit dem Brief dem Frosch.

Der Frosch sagte: „Ich will alles besorgen. Aber hinauf kann ich erst am nächsten Abend, denn der Weg ist für zweimal am Tage zu weit.“

Die Königin fand den Brief und die acht Goldstücke richtig auf der Tischecke. Sie las den Brief, und dann erzählte sie alles ihrem Mann, dem Sonnenkönig.

Der Sonnenkönig war keineswegs erzürnt und sagte: „Richte ein Essen her für den, der den Brief gebracht hat.“

Die Königin sagte: „Ich kenne ihn ja nicht.“

Der König sagte: „Richte es nur her und stelle es auf den Tisch.“

Nun wurde ein großes Huhn getötet und mit Mais zusammen gekocht. Alles wurde mit Tellern, Gabel und Messer auf den Tisch gestellt. Dann machten sie die Tür zu.

Der Frosch kam aus seinem Versteck, stieg auf den Tisch und ließ es sich schmecken wie noch nie. Er wischte sich sogar den Mund am Tuch ab. Dann versteckte er sich wieder.

Inzwischen hatte die Königin ihre Antwort geschrieben. So schrieb sie: „Lieber Sohn des Kimanaueze, Deinen Brief und das Verlobungsgeschenk habe ich richtig erhalten. Die Höhe des Hochzeitsgeschenkes aber beträgt sechsmal soviel.“

Diesen Brief nahm der Frosch wieder mit hinunter.

Sechs Tage brauchte der Sohn, um soviel Geld zusammenzubringen. Aber die Sorge war auch noch, ob der Frosch alles in seinem Maul hinauftragen könne.



Brautzug. Nach einem Gemälde von J. Michael Schmitt.

Es ging trotzdem, wenn auch dem Frosch die Kiefer schmerzten. Dazu schrieb der Sohn so: „Hier ist das Hochzeitsgeschenk. Bald werde ich selbst kommen, um meine Braut zu holen.“

Die Mondmägde wunderten sich doch, warum heute der Krug so schwer wäre. Aber sie hatten die letzte Nacht getanzt, zur Verlobungsfeier, und dachten, daß sie nur so sehr müde wären und ihnen deshalb der Krug so schwer vorkomme.

Diesmal ward für den Frosch ein ganzes Schwein gebraten. Er brauchte lange, um es hinunterzubekommen. Aber er wurde doch damit fertig.

Als er wieder auf der Erde war, fühlte er sich zu schwer, um noch in der Nacht zum Sohne hinzugehn. Deshalb verkroch er sich zwischen dicke Blätter und schlief erst einmal tüchtig.

Als er am nächsten Morgen, fast war es schon Mittag, zum Sohn hinkam, wartete der schon ungeduldig mitten am Wege.

„Das Hochzeitsgeschenk ist richtig abgegeben denen, bei denen ich war“, sagte der Frosch, „aber jetzt mußt du selbst den Tag bestimmen, an dem du deine Frau holen willst.“

„Es ist gut“, sagte der Sohn.

So vergingen zehn Tage.

Endlich kam der Sohn an den Brunnen und sagte: „Frosch ich brauche jemanden, der mir die Braut holt, aber ich finde keinen. Jeder sagt: Ich kann nicht an den Himmel. Was soll ich nun machen?“

„Unbesorgt,“ sagte der Frosch, „das ist meine Sache.“

Der Sohn aber sagte bekümmert: „Die Briefe, ja, hast du besorgen können, aber wie willst du mir die Braut zuführen? Das kannst du nicht.“

„Quäl' dich nicht unnütz,“ erwiderte der Frosch, „und denk' nicht so geringschätzig von mir. Ich werde es schon machen.“

„Gut,“ sagte der Sohn, „ich will es versuchen mit dir.“

Der Frosch ließ sich noch am selben Abend hinaustragen und ging sofort in das Zimmer, wo die Tochter der Mondkönigin schlief. Jetzt sah er erst, was für ein schönes Mädchen das war, wie er auf der Erde nie eins gesehn. Er nahm ihr ein Auge heraus, dann nahm er auch das andere heraus und band die Augen in ein Tuch.

Am andern Tage waren auf dem Mond längst alle auf und bei der Arbeit. Nur die Tochter fehlte. „Wo ist die Tochter?“ sagten alle. Die Mutter ging zu ihr und fragte: „Warum stehst du nicht auf? Gerade heute ist so viel zu tun im Haus.“ Die Tochter sagte: „Meine Augen sind geschlossen, ich kann nicht sehen.“

Da schickte der Vater zwei Männer zum Wahrsager, damit sie Rat holten. Die Männer sagten nichts davon, warum sie kämen, und was geschehen sei. Aber der Wahrsager warf mit den Zauberwürfeln und sagte: „Jemand ist krank. Und es ist eine Frau, die krank ist. Und es sind ihre Augen, die krank sind.“ Die Männer sagten: „Es ist so.“ Der Wahrsager würfelte wieder und sagte: „Die kranke Frau ist noch nicht verheiratet. Der Bräutigam hat sie verzaubert. Das bedeutet: Schickt meine Frau zu mir. Sonst muß sie sterben.“

Die Männer gingen zum König und brachten ihm Bescheid.

Der König sagte: „Also wollen wir noch eine Nacht schlafen. Dann, morgen, soll sie zur Erde hinunter.“

Schnell schlüpfte der Frosch in den Krug, ließ sich zur Erde bringen, eilte, so schnell er konnte mit seinen kurzen Beinen, zu dem Sohn des Kimanaueze und sagte: „Hallo! Morgen kommt deine Braut! Richte alles her.“

Da schlug ihn der Sohn und schrie: „Mach', daß du fortkommst! Nie will ich dich wieder sehn, du Lügner!“

Der Frosch sagte nichts und ging zum Brunnen. Da versteckte er sich.

Am nächsten Abend kam auf den Strahlen des Mondes die Tochter der Mondkönigin zur Erde, zwischen vielen Mägden, die Kleider und Goldschmuck für sie trugen. Die Mägde weinten und konnten sich noch gar nicht entschließen, von der Tochter fortzugehen.

Aber die Tochter war sehr freudig und winkte ihnen noch lange hinauf. Erst als sie ganz allein da stand neben dem Brunnen und die Mägde so fern gestiegen waren, daß sie sie nicht mehr hörte, ward sie voll Furcht. Das Rauschen der Bäume, das sie vom Mond her nicht kannte, machte sie noch furchtsamer. Auch hörte sie keinen Schritt von jemand, der kam, um sie zu holen. Keine Stimme rief ihr zur Begrüßung zu.

Schon öffnete sie den Mund, um wie ein Kind nach ihrer Mutter zu rufen, da spürte sie etwas auf ihrem Fuß, und dann hörte sie eine Stimme: „Ich bin es, ich, der Frosch. Ich bringe dich zu deinem Manne.“ Zugleich band er die Augen aus dem Tuch und gab sie ihr zurück.

Da sah sie ihn und sah die Bäume und den Glanz des Mondes und ging mit dem Frosch.

Die Hütte des Sohnes war schon verschlossen. Alles schlief schon.

„Klopfe an“, sagte der Frosch. Da klopfte die Mondtochter an.

„Wer ist da?“ rief der Sohn.

„Deine Frau steht hier“, rief der Frosch.

Da kam der Sohn schnell vor die Tür. Er sah die Braut an, und sie ihn. Sie sahen nur noch beide sich an.

„Komm morgen an den Brunnen und hole alle Kleider und Goldsachen, die da sind“, sagte der Frosch und ging davon.

Aber die beiden sahen sich nur an und gingen Hand in Hand ins Haus. Der Sohn war über und über beglänzt von dem Schein, den seine Frau um sich hatte. Er brauchte nicht einmal Licht zu machen.

Aber am frühen Morgen, da standen alle Leute des Dorfes auf den Zehen und sahen durch das Fenster nach der Tochter der Mondkönigin.

Da lachte sie allen zu, rief ein paar Worte in fremder Sprache und versteckte ihre Hände unter dem Kleid, weil sie so leuchteten.

Die Textillustrationen sowie die Titelvignetten zu den Märchen sind von Alfred Sedelmann.

Beethoven. / Von Dr. James Simon.

Zu seinem 150jährigen Geburtstag am 16. Dezember.

AVERTISSEMENT.

Heut dato den 26ten Martii 1778. wird auf dem musikalischen Akademiesaal in der Sterngaß der Churkölnische Hoftenorist BEETHOVEN die Ehre haben zwey seiner Scholaren zu produciren; nämlich: Madlle. Averdonc Hofaltistin, und sein Söhngen von 6. Jahren. Erstere wird mit verschiedenen schönen Arien, letzterer mit verschiedenen Clavier-Concerten und Trios die Ehre haben aufzuwarten, wo er allen hohen Herrschaften ein völliges Vergnügen zu leisten sich schmeichlet, um je mehr da beyde zum größten Vergnügen des ganzen Hofes sich hören zu lassen die Gnade gehabt haben.

Der Anfang ist Abends um 5. Uhr.

Die nicht abbonnirte Herren und Damen zahlen einen Gulden.

Die Billets sind auf ersagtem musikalischen Akademiesaal, auch bey Hrn. Claren auf der Bach im Mühlenstein zu haben.

Karte aus dem Jahre 1778 mit der Ankündigung des ersten öffentlichen Auftretens des 7jährigen Beethoven (auf der Karte ist sein Alter fälschlich um ein Jahr jünger angegeben) in einem Konzert zu Köln. (Original im Beethoven-Haus zu Bonn.)

Es wäre vermessen, wollte ich versuchen, in so engem Rahmen eine Würdigung Beethovens zu geben, der mit jedem Werk einen neuen Bezirk seiner unendlich reichen Seele erschloß. Ich möchte vielmehr nur einige Züge fixieren, die mir zu einem tieferen Verständnis dieser Künstlerpersönlichkeit notwendig erscheinen. Da fällt zunächst die großartige Entwicklung auf. Welch ungeheures Crescendo von den ersten, Haydn gewidmeten Klaviersonaten bis zu denen der späten Periode (op. 101—111), von der 1. zur 9. Symphonie, von den Jugendquartetten op. 18 bis zu den letzten Quartettdichtungen, von der kleinen C-dur-Messe zur Missa solemnis! Mischen sich in den beiden ersten Symphonien noch Einflüsse Haydns und Mozarts mit persönlichen Zügen, so findet er sein Ich restlos in der „Eroika" und kann nach weiteren starken symphonischen Erlebnissen in der Neunten eine Art Rückschau halten. Auch die ersten Sonaten verraten mitunter noch eine gewisse Abhängigkeit von den genialen Vorgängern, die aber immer mehr schwindet: schon in den Largosätzen des op. 10 No. 3 und des op. 7 — dort auch im gewitterhaften Trio des Scherzos, das er bald an die Stelle des gemächlichen Menuetts rückt — ist alles getragen von der Anteilnahme der eigensten Person. Oder man vergleiche die frühe Kammermusik bis zum Septett mit der Kreutzersonate oder gar der letzten (weniger populären, aber noch reiferen) Violinsonate, mit dem großen B-dur-Trio, und der Unterschied springt sofort in die Augen. Zwischen diesen beiden Stilperioden liegt eine mittlere, der Schöpfungen wie die Rasumowskischen Quartette, die 5. Symphonie, das Violinkonzert angehören. Natürlich sind die drei Entwicklungsphasen nicht scharf voneinanderzutrennen. sie rinnen ineinander — aber das künstlerische Gesamtdasein zeigt ein unablässiges Weiterschreiten.



Beethoven im Alter von 45 Jahren. Nach einer Zeichnung von Louis Letronne gestochen von Fr. Hillemacher. (Aus dem Fr. Nicolas Manskopfschen musikhistorischen Museum, Besitzer und Begründer Weingroßhändler Nicolas Manskopf, Frankfurt a. M.)

Diese imposante Entwicklung Beethovens beruht letzten Grundes auf dem Subjektivismus, der in solchem Ausmaße in der vorbeethovenschen Epoche nicht anzutreffen ist. Erscheinen uns Bach und Mozart wie inkarnierte Musik, wie Substanzen, die sich verkörperten, um der Welt ein Musikwunder nach dem anderen zu künden, so denken wir bei Beethoven in erster Linie an die Menschenseele, die sich in leidenschaftlichem Ringen mit den Schicksalsmächten auseinandersetzt. Je heftiger er die Antinomien des Daseins erfährt, je tiefer er auch das Tragische seines persönlichen Geschicks erkennt — man lese nur das Heiligenstädter Testament aus dem Jahre 1802, schon im Bewußtsein der Taubheit geschrieben! — desto mehr wird er zum Dualisten, desto fruchtbarer wird ihm das Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Welt. In dem faustischen Drange, sein Ich zur Ewigkeit zu erweitern, wird er zuletzt zum Propheten, der die allgemeine Menschenliebe verkündet, zum Mystiker. Jede Empfindung ist nun höchst potenziert: die harmlose Fröhlichkeit, wie sie sich in den Jugendkompositionen der Bonner und ersten Wiener Zeit vielfach auslebt, steigert sich zum Weltenhumor der 8. Symphonie oder zum dionysischen Jubel des Finales der Neunten. Geheimnisvolle Adagios atmen letzte Abgeklärtheit, das Sanctus läßt uns in Andacht erschauern, das nach überstandener schwerer Krankheit geschaffene Quartett op. 132 gönnt uns zuletzt genesendes Dur. Wir spüren es: Solcher Himmelstrost senkt sich nur auf den, der gelitten hat, solche Freude ist leidentsprossen, solche Ekstase erst errungen, solche Einfachheit ist schon Ernte, ist Lösung von Konflikten. Denn Beethoven ist Dramatiker, nicht so sehr in seinem einzigen Bühnenwerk „Fidelio" (obwohl das Quartett des zweiten Aktes mit dem rettenden Trompetensignal zum Dramatischsten aller Opernkunst gehört) wie in seinen Instrumentalwerken. Wie dramatisch verläuft z. B. die Appassionata! Von den leidenschaftdurchwühlten Ecksätzen umgeben, wirkt der ruhige Variationensatz in der Mitte entspannend; er ist wie die Rast des Kriegers, der zwischen zwei Schlachten ausruht. Oder man vergegenwärtige sich die Durchführung im ersten Satz der Fünften, wie da durch das bloße Verfolgen eines einmal angeschlagenen Rhythmus — „so klopft das Schicksal an die Pforte", übersetzte es Beethoven — die dramatischen Steigerungen erzeugt und zu ihren Kulminationspunkten hingeführt werden. Hier wie auch beim Scherzo der Neunten kann man geradezu von einer Magie des Rhythmus sprechen. In den Spätwerken sind es häufig die Kunstformen der Variation und der Fuge, in denen die Lösung der dramatischen Spannung, der Krise gleichsam erfolgt.



Beethoven. Nach einem bisher unveröffentlichten Ölgemälde von Willibrord Joseph Mähler (gemalt nach 1815). Das Original befindet sich im Beethoven-Haus zu Bonn. (Phot. Heinr. Rose, Bonn.)

Mit dem dramatischen Zug dieses Wesens hängt das dritte und letzte Moment zusammen, das ich betonen möchte: das Heroische. Es ist kein Zufall, daß sich der Symphoniker Beethoven gerade in der „Eroika" zuerst rein offenbart. Gewiß war ihm auch das Idyllisch-Beschauliche nicht fremd; das bezeugen die Pastorale, die Pastoralsonate, der erste Satz des G-dur-Konzerts, des Andante favori und andere Stücke mehr. Aber der heroische Zug überwiegt doch. „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen — sie ist auch die meinige." Die Sonate fürs Hammerklavier, das festliche Es-dur-Konzert künden vernehmlich davon. Der größte Held aber ist der, der sich selbst überwindet. Beethoven mußte um seiner Kunst willen ein Einsamer bleiben, so bewährt er sein Heldentum vor allem in allen entsagenden Partien wie im Eingangsatz der (mit „Mondscheinsonate" übel bezeichneten) Phantasiesonate Cis-moll, die der Gräfin Guicciardi gilt. Doch nicht diese ist, wie Thayers Forschungen ergaben, die Adressatin des Briefes an die „unsterbliche Geliebte", sondern die Gräfin Therese v. Brunswick, mit der er sich 1806 heimlich verlobte. Der schließliche Verzicht auf sie zeitigt das F-moll-Quartett op. 95. (Gibt es ein rührenderes Gedenken als die wunderherrliche Melodie des Trios im 3. Satz?) Alles Erdenleid verklärt sich in der Kavatine aus op. 130, im Adagio-Gebet des letzten Quartetts. In solchen Sätzen tiefster Einkehr ist es gerade die Bändigung der Affekte, in verhaltenen und beklemmten Rhythmen nur durchzitternd, die uns den Heros Beethoven so erhaben erscheinen läßt.



Beethovens Studierzimmer in Wien. Nach einer Zeichnung von Joh. Höchle gestochen von Gustav Seybold. (Aus der Sammlung Artaria, Wien.)



Das Geburtshaus Beethovens in Bonn, Bonngasse Nr. 20, in dem eine Flucht von Zimmern im oberen Stockwerk mit Andenken an Beethovens Leben gefüllt ist.



Zum Gewaltstreich tschechischer Legionäre in Eger: Das in der Nacht zum 14. November gestürzte und von der Bevölkerung wieder aufgestellte Denkmal Kaiser Josephs II.



Die Trauerkundgebung des Tiroler Landtags anläßlich der Annexion Südtirols am 16. November: Landeshauptmann Schraffl erhebt im schwarzverhüllten Sitzungssaal Protest gegen die Vergewaltigung Südtirols und legt das Gelöbnis ab, nimmer zu ruhen, bis das deutsche Südtirol wieder mit dem Norden vereint ist. (Phot. Richard Müller, Innsbruck.)



Die tschechischen Bilderstürmer in Teplitz: Das Denkmal Kaiser Josephs II. von Franz Metzner, das am Nachmittag des 11. November von tschechischen Legionären und Sappeuren eigenmächtig entfernt wurde.



Danzig als Freistaat: Die feierliche Sitzung der verfassunggebenden Versammlung im Landeshause zu Danzig am 15. November unter Vorsitz des Präsidenten Generalsuperintendenten D. Reinhard.



Die Braunschweiger Opferwoche für die Erhaltung Oberschlesiens: Der große Demonstrationsumzug in einer der Hauptstraßen der Stadt Braunschweig am 14. November.



Von der unter Teilnahme von 40000 Personen abgehaltenen Gedächtnisfeier zu Ehren des durch Hungerstreik verstorbenen Bürgermeisters von Cork, Mac Swiney, in Neuyork: Frauen tragen im Umzug Plakate, auf denen die Namen der durch Hungerstreik verstorbenen Irländer stehen.



Von der Tagung des Völkerbundes in Genf: Die Genfer Behörden auf dem Wege zur feierlichen Eröffnung der ersten Tagung im Salle de Reformation am 15. November. Deutschland, das bisher zum Völkerbund nicht zugelassen wurde, nimmt an dieser Tagung nicht teil.



Dr.-Ing. h. c. C. O. Gleim,
Eisenbahningenieur von internationalem Ruf, Erbauer der beiden großen Elbbrücken in Hamburg, † daselbst am 1. November im 77. Lebensjahre.



Geh. Baurat Heinrich Ehrhardt,
Leiter der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf, Erfinder des Rohrrücklaufgeschützes, beging am 17. November seinen 80. Geburtstag.



Anna Croissant-Rust,
namhafte Schriftstellerin naturalistischer Richtung, besonders bekannt durch ihre Pfälzer Geschichten, begeht am 10. Dezember ihren 60. Geburtstag.



Prof. Dr. August Krogh,
an der Universität Kopenhagen, erhielt den medizinischen Nobelpreis für 1920 auf Grund seiner Entdeckung des kapillärmotorischen Regulationsmechanismus.



Prof. Adolf Ossian Aschan,
an der Universität Helsingfors (Finnland), erhielt wegen seiner Forschungen um die Herstellung künstlichen Kautschuks den Nobelpreis für Chemie.



Prof. Dr. Gustav v. Bunge,
ord. Professor an der Universität Basel, berühmter Physiologe und Förderer der Abstinenzbewegung, geborener Balte, † am 5. November im 77. Lebensjahre. (Phot. A. Teichmann, Basel.)



Die neue Landesregierung von Thüringen. (Phot. Louis Held, Weimar.)
Von links nach rechts, sitzend: Staatsminister Fröhlich (Soz.), Staatsminister Dr. Paulssen (Dem.), Staatsrat Dr. Bielfeld-Sondershausen (Dem.), Staatsrat Prof. Krüger-Gotha (Dem.), Staatsminister Dr. Benz (parteilos); stehend: Staatsminister Frhr. v. Brandenstein (parteilos), Staatsminister Hartmann-Rudolstadt (Soz.).



Prof. Dr. Wilhelm Schütz,
Geh. Reg.-Rat, Entdecker des Rotzbazillus sowie der Erreger der Pferdedruse, des Rotlaufs der Schweine und der Schweineseuche, † am 7. November in Berlin im 82. Lebensjahre.



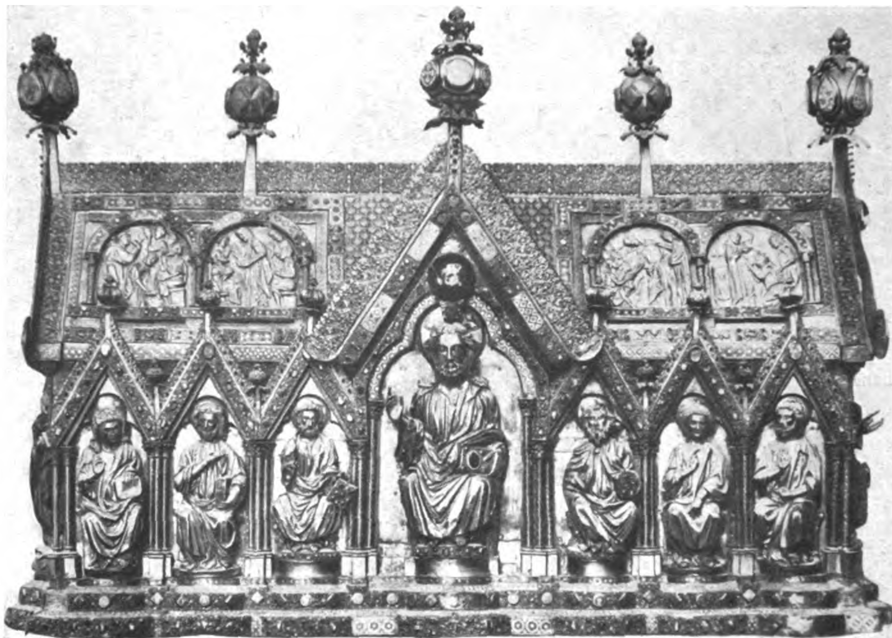
Dr. Oskar Hamm,
Wirkl. Geh. Rat, Oberlandesgerichtspräsident a. D., früher Oberreichsanwalt, bedeutender juristischer Fachschriftsteller, Kronsyndikus, † in Bonn im 82. Lebensjahre.



Prof. Dr. Henry Thode,
Geh. Rat, hervorragender deutscher Kunstgelehrter, bis 1910 Professor an der Universität Heidelberg, Vorkämpfer Richard Wagners, † am 10. November in Kopenhagen im Alter von 63 Jahren.



Figuren von der Rückseite des Schreins.



Der Reliquienschrein mit den Gebeinen der heiligen Elisabeth in der Elisabethkirche zu Marburg a. d. Lahn, der kürzlich beraubt wurde. Die Diebe haben dabei 193 Edelsteine und 12 Perlen im Werte von 2 Mill. ℳ erbeutet. Der zwischen 1236 und 1249 entstandene Schrein, eines der wertvollsten deutschen Kunstaltertümer, war bereits in der Napoleonischen Zeit das Opfer von Räubern geworden. (Vgl. über das Kunstwerk „Die Heilige Elisabeth in der bildenden Kunst des 13. bis 16. Jahrhunderts" von Friedrich Schmoll. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg i. H., bei der auch Einzelaufnahmen des Sarkophags erhältlich sind.)



Figuren von der Rückseite des Schreins.



Dr. Michael Mayr,
der neue Bundeskanzler und Bundesminister des Aeußeren Deutschösterreichs, dem die Regierungsbildung aus vier christlich-sozialen Parlamentariern und sechs Beamten gelungen ist, in seinem Privatarbeitszimmer. (Phot. Wiener Bildstelle.)



Von der Einweihung der Landesschützenfahne der bayrischen Einwohnerwehren in Tegernsee am 14. November: Dr. Ludwig Thoma, der bekannte, in Tegernsee ansässige Schriftsteller, als Wehrmann inmitten der Fahnenjungfrauen. (Phot. Kester & Co., München.)



Frhr. Langwerth v. Simmern (×), der deutsche Botschafter in Madrid, mit dem Botschaftspersonal auf dem Wege zu König Alfons XIII. von Spanien zwecks Überreichung seines Beglaubigungsschreibens.



Sudermanns „Ehre" im Kostüm von 1876 in der Neuinszenierung des Hessischen Landestheaters zu Darmstadt (Spielleitung: Bruno Harprecht).

Im Vordergrund links: Kommerzienrat Mühlingk (Hans Baumeister), Graf v. Trast (Bruno Harprecht); rechts: Leonore Mühlingk (Elisabeth Horn), Robert Heinecke (Walter Kulisch).



Von der Uraufführung der dramatischen Dichtung „Im Tal der weißen Lämmer" von Hermann Kienzl im Kieler Stadttheater am 12. November. (Phot. Freya Krah. Kiel.)

Im Vordergrund: Tschitraleka (Frl. Hassenberg) und Balmi (Herr Alwa); oben: Gott Mahadö (Herr Göbel).



Szene aus Paul Graeners heiterer Oper „Schirin und Gertraude", Dichtung von Ernst Hardt, im Neuen Theater zu Leipzig. (Phot. Selma Genthe, Leipzig.)

Von links nach rechts: Schirin (Gertrud Bartsch), der Graf von Gleichen (Walter Soomer), Gertraude (Else Schulz-Dornburg.)



Kurt Stieler als General Bonaparte und Helene Ritscher als Madame de Beauharnais bei der Uraufführung von Heinrich Manns Drama „Der Weg zur Macht" im Münchener Residenztheater. (Phot. Hanns Holdt, München.)



Schlußszene der Tragödie „Hans von Huttens Buße" von Fritz Schwiefert im Württembergischen Landestheater zu Stuttgart. (Phot. Aug. Böder, Stuttgart.)

Von links nach rechts: Ulrich von Hutten (Fritz Fischer), der ermordete Herzog Ulrich von Württemberg (Adolf Manz), Hans von Hutten (Roderich Arndt).



Schlafanzug.



Aus dem I. Akt von Max Jungnickels Drama „Kirchpfennigs" bei der Uraufführung im Landestheater zu Meiningen (Regie: Intendant Dr. Ulbrich) am 11. November. (Phot. Weber, Meiningen.)

Von links nach rechts: Die Spielzeugmacher Griepentrog (Willy Hübig) und Schöwe (Alexander Otto), Christian Liedersinger (Martin Homburg), Christine Kirchpfennig (Hildegard Warsitz), Bertha Kittel (Elsa Fritsch).



Schlafanzug.



Neue Morgenkleider für Damen und Herren.



Fesche Sport- und Wanderkostüme.

Reizvolle Modeschöpfungen auf der vom Verband der deutschen Modeindustrie in Berlin veranstalteten Modenschau.

Das Buch der Kindheit

Lebenserinnerungen von Gabriele Reuter.

Wir beginnen in dieser Nummer mit der Veröffentlichung der „Lebenserinnerungen" von Gabriele Reuter, der feinsinnigen Schriftstellerin, die vor 25 Jahren mit ihrem Roman „Aus guter Familie" die Aufmerksamkeit auf sich lenkte und seitdem ihren dichterischen Ruf immer fester begründete. „Das Buch der Kindheit" zeigt die am 8. Februar 1859 in Alexandrien (Ägypten) geborene Dichterin auf der Höhe ihrer Darstellungskunst und bringt in reizvollster Abwechslung die Schilderung ihrer bewegten Jugendschicksale. Ein poetisch verklärtes, farbig erzähltes Kapitel reiht sich an das andere. Wir glauben, unsern Lesern mit diesen ungemein fesselnden Lebenserinnerungen Gabriele Reuters eine Lektüre von hohem Genuß zu bieten. Eine mit Liebe gesehene Welt tut sich vor uns auf, eine Zeit, die, an der unseren gemessen, wie ein holdes, verklungenes Märchen anmutet.

Die Vorfahren.

Der Herrgott hat es gut mit mir gemeint. Von Nord und Süd und aus der Mitte unseres vielgestaltigen deutschen Vaterlandes hat er tüchtige, originelle, kluge und wunderliche Leute zusammengebracht. Wie es mir scheinen will, nur zu dem einen Zwecke, einem kleinen Mädchen ans Weltlicht zu verhelfen, es zu seiner Erdenfahrt mannigfach auszustatten. Freilich hätte nach all diesen Vorbereitungen etwas ganz anderes, Eindrucksvolleres und Bedeutenderes aus dem kleinen Mädchen werden müssen, als sich nun schließlich für sein Urteil ergibt. Immerhin durfte es sein eigenes Wort in seine Zeit schreiben, und das Wort wurde von manchem gehört und bedacht. Das ist sehr viel für eine Frau, und sie darf wohl ihrem Schicksal von Herzen dankbar sein. Aber was ist denn von unserem Leben unser Eigentum? Unser Schicksal sind ja recht eigentlich unsere Vorfahren.

Darum — will ich das Persönlichste berichten — sei zuerst auf sie in Andacht und Treue hingewiesen.

* * *

Von der Familie meines Vaters ist nicht viel zu sagen. Der Großvater Daniel Thomas Reuter besaß eine Brauerei und war Bürgermeister in dem kleinen pommerschen Städtchen Treptow a. d. Tollense, allwo auch ich noch heimatberechtigt bin und Armenunterstützung zu empfangen hätte, wenn es in diesen argen Zeitläuften einmal so weit mit mir kommen sollte. In Treptow haben die Reuters jahrhundertelang als friedliche Ackerbürger gehaust. Es lebte dort in dem Städtchen noch eine zweite Familie gleichen Namens. Ihr entstammte der Lieblingsdichter der plattdeutschen Lande: Fritz Reuter. Eine Verwandtschaft zwischen beiden Familien läßt sich nicht nachweisen.

Der Großvater heiratete eine Barnewitz aus Hohenmin in Mecklenburg. Vielleicht kam durch sie ein unruhigeres Blut in die Familie — ihr Bruder, der Gutsherr auf Hohenmin, war durchaus ein Original zu nennen. Jedenfalls verließen unsere Reuters alle die Heimatstadt. Sie siedelten sich in verschiedenen Teilen von Mecklenburg an — der eine der Brüder wurde Organist an der Thomaskirche in Leipzig. Und das Nesthäkchen, das zwanzig Jahre später auf der Welt erschien als seine Geschwister, meinen Vater, trieb sein Dämon sogar über den Ozean.



Gabriele Reuter. Nach einer Lithographie von H. M. Avenarius.

Die erste Station zu seinen reichbewegten Lebensfahrten war Berlin, wo der junge Kaufmannslehrling sich anschickte, seine vorgeschriebenen drei Militärjahre abzudienen. Schon dies ein ungewöhnliches Beginnen für einen von der mecklenburgischen Grenze. Doch wohlüberlegt. Denn in Berlin war die Gräfin Voß vielvermögende Haushofmeisterin im Königsschloß. Sie war dem jungen Burschen freundlich gesonnen, war doch sein Schwager Pfarrer auf ihrem Gute Giewitz — durch ihre Fürsprache wurde er, trotz seiner schlanken, kräftigen Gestalt, schon nach einigen Monaten Dienst entlassen.

Er bewarb sich um eine Stellung als junger Mann in dem großen Modehaus Gerson, wurde angenommen, und als er gestand, nichts weiter zu besitzen als seine abgetragene Soldatenmontur, kleidete man ihn gleich für seine neue Stellung passend ein. Ob auch hier die gute Gräfin ein empfehlendes Wort gesprochen, oder ob das stattliche sympathische Äußere meines Vaters seine Wirkung getan, vermag ich nicht zu sagen. Er gedachte noch in späteren Jahren vor uns Kindern dankbar dieser Generosität der Firma. — Die einzige Verschwendung, die er sich während der Berliner Zeit leistete, bestand in einem Klavier; sonst mußte der hübsche Kommis ungemein sparsam gelebt haben, denn nach Verlauf etlicher Jahre hatte er genug zurückgelegt, um sich eine Bildungsreise durch England, Frankreich und den Orient gestatten zu dürfen.

Es war die Zeit, in der die Not der schlesischen Weber die Öffentlichkeit lebhaft beschäftigte. Eine Frau, Bettina Arnim-Brentano, erhob in leidenschaftlich befeuerten Ergüssen ihrer romantischen Seele die ersten sozialen Forderungen.

Mit praktischen Vorschlägen für die Verwertung der schlesischen Webereien trat mein Vater nach seiner Rückkehr von Ägypten und Kleinasien in einer Denkschrift vor die Öffentlichkeit. Er wies nach, welch ein reiches fruchtbares Absatzgebiet gerade der Orient für Baumwollen- und Leinengewebe abgeben würde, wenn der preußische Staat die Angelegenheit in die Hand nehmen und mit Geld und Einfluß fördern würde. Er legte scharfe Kritik an das nur aus Juristen gebildete Konsulatswesen und forderte kaufmännische, mit staatlicher Autorität ausgerüstete Vertreter neben den juristischen.

Die erste Bananentraube hatte er mit nach Berlin gebracht — sie schickte er mitsamt der Denkschrift an Alexander v. Humboldt, und dieser übergab beides dem König Friedrich Wilhelm IV.

Humboldt vertiefte in persönlichen Unterredungen mit dem jungen Reuter den Eindruck, den er von der Bedeutung seiner Vorschläge gewonnen hatte. Der Erfolg war, daß mein Vater zunächst als kaufmännischer Agent dem Konsulat in Alexandrien und Kairo beigegeben wurde, mit dem Versprechen, baldigst auch Titel und Gehalt eines Konsuls zu erhalten.

So führte ihn der Weg nach dem Lande, das ihm zur zweiten Heimat werden sollte, nach Ägypten.

* * *

Im Vater verkörperte sich das Hinausstreben des Deutschen zu breiterer Wirkung auf die Welt. Unter den Vorfahren der Mutter spiegelten sich im engeren Rahmen deutschen Familienlebens mancherlei Kulturerscheinungen des 18. und 19. Jahrhunderts.

Die Behmers in Anhalt erhoben sich nach und nach unter der Sonne fürstlicher Gunst aus Hofbädern und Hofbediensteten zu Vertrauten und Beratern ihrer Landesherren. Der Urgroßvater sollte offiziell zum Staatsminister von Anhalt-Bernburg ernannt werden, als ihn der Tod aus der erfolgreichen Karriere hinwegnahm. Immerhin war es ihm noch gelungen, seine Tochter dem Hofmarschall zu vermählen. Seinem Sohne Albert Friedrich standen die günstigsten Chancen für einträgliche Hofämter offen. Doch die Phantasie dieses Sohnes, meines Großvaters, wurde befruchtet von Rousseauschen Idealen. In dem einfachen Leben mit der Natur sah er eine Erneuerung des Menschengeschlechtes. Das Handwerk galt ihm als der sichere Grund soliden Bürgertums. Er wurde Landmann und Freimaurer. Seine Söhne sollten im gleichen Sinne erzogen werden. Doch es ist bekanntlich leichter, mit dem Denken die Tradition zu durchbrechen als mit dem Geschmack und den Gewohnheiten des Alltags. Für die Landwirte der Gegend, die er an Bildung und Weltwissen weit überragte, blieb der Großvater der vornehme Mann, der nur darum die engere Hofsphäre mied, weil er lieber herrschte als sich beherrschen ließ. Und als Pächter herzoglicher Domänen war er ja auch schließlich immer noch Beamter des Fürsten. Charakteristisch für ihn ist folgende Anekdote: Auf ein Kostümfest geladen, heftete er sich einen Kotillonstern auf die Brust seines schwarzen Rockes. Indem er so ohne Maske den Saal betrat, sanken einige Damen im Hofknicks zusammen, weil sie nichts anderes meinten, als der Herzog selbst beehre das Fest mit seiner Gegenwart.

Des Großvaters Behmer blonde, sanfte Frau Elise entstammte gleichfalls einer geistig begabten Familie. Sie war die jüngste Tochter des Kriegsrats Engelhard aus Cassel und der originellen Philippine geb. Gatterer.

Mein Urgroßmütterlein! — Dein Bild, von Meister Tischbein in reizender Jugendblüte gemalt, grüßt mich über meinem Schreibtisch! Dein leicht gepudertes, rotblondes Gelock ist von Rosen und Lorbeeren umrankt, deine feine Hand stützt sich auf die goldene Leier — dein Mund lächelt heiter und geistreich über deinen jungen Dichterruhm! Das Lieblingskind des berühmten Göttinger Professors, welcher der deutschen Geschichtschreibung neue größere Bahnen wies, und des munteren Nürnberger Goldschmiedstöchterleins, der geb. Schubartin. Schon mit fünf Jahren, als die kleine Philippine masernkrank im Bette lag, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, in dem dämmerigen Zimmer das lateinisch-deutsche Wörterbuch zu studieren, und übte sich im Schreiben, indem sie den Vorsatz faßte, die ganze Bibel abzuschreiben. Später wurde sie eine treue Helferin ihres Vaters, kopierte seine Vorlesungen, malte die Karten aus, die er herausgab, und half ihm genealogische Verzeichnisse machen. Er selbst, der Professor Gatterer, hatte über die Erziehung seiner Kinder so weitherzige, gütige und kluge Ansichten, daß er noch heute manchen allermodernsten Schulreformern zum Muster dienen könnte. Und dabei wurde er angebetet von den Seinen — dessen heute nicht jeder moderne Erzieher sich rühmen darf.

Philippine entwickelte sich unter seiner Leitung zu einem freien, frischen Mädchen, das in dem kleinstädtischen Universitätsleben manchen Anstoß erregte. „Der Philippine steht das Maul nie still", sagte der Weltreisende Forster von ihr, und es lag nur an Philippine, daß sie nicht seine Gattin wurde.

Sie selbst erzählt als alte Frau in einem Briefe an ihre Freundin Therese Huber, die statt Philippine den Forster heiratete, wie sie auf Bojens Treiben ihre ersten dichterischen Versuche 1778 herausgegeben, habe sie wohl etwas gegolten. Lavater habe, als er sie besuchte, selbst den Vorhang aufgezogen und gerufen: „Mein liebes Weible, wir wollen uns bei hellem Tage recht ansehen und kennenlernen!" „Der brave Zöllner," fährt sie fort, „der witzige Nikolai, der hochberühmte Johannes von Müller, der süßdichtende Salis — ach, so mancher Berühmte und Beliebte der Zeit begrüßte mich. Aber sie ist lange vorüber, diese Zeit." —

Chodowiecki versah ihre Lieder mit Kupfern. Kein Geringerer als Bürger nahm sich der jungen Dichterin freundschaftlich an. Er „kuranzte" seine holdselige Jungfer Philippine in geistreich-lustigen Briefen ganz gehörig. Er bedauert, nicht Tag und Stunde um sie sein zu können, ihre kleinen Bären zurechtzulecken, denn manche ihrer Amoretten hätten leider ein Pferdefüßchen.

Die unschuldige Schelmerei, die sich in ihren Versen zwischen die übliche Sentimentalität mischte, mag es ihm angetan haben. Doch die Bemühungen des Meisters,

Philippinen den rechten Ernst für die Kunst beizubringen, waren vergebens. Sie reimte harmlos und fröhlich weiter, wie es ihr gerade einfiel. Man würde heute nicht eines ihrer Liederchen mehr gelten lassen. — Dann heiratet sie den Kriegssekretär Engelhard in Cassel. Als sie Bürger gegenüber seinen sittlichen Ernst und seine Frömmigkeit rühmt, antwortet der ihr: „Ei nun! Dank' Sie dem Himmel für den lieben frommen Mann. Je weniger Schläge kriegt Sie!"

Wie naiv berührt es uns heute, in ihrem letzten Büchlein die Überschrift zu lesen: „Sechs Stunden nach der Geburt meines zehnten Kindes gedichtet."

Die Frau Kriegsrätin wurde eine gute Gattin und Mutter, obwohl sie in der bürgerlichen Gesellschaft von Cassel den Beinamen „der Champagner" behielt und man einmal sogar um ihrer exzentrischen Ideen willen einen Familienrat einberief. Sie wollte für ihre Kleinen im Garten vor der Stadt ein Haus bauen. Das war damals unerhört. Doch der Gemahl hielt treulich zu ihr, und sie durfte ihren Plan ausführen. In ihrem siebzigsten Jahre übertrug sie Bérangers Lieder ins Deutsche. Im Alter wurde die Frau Kriegsrätin eine „Wunderblume", wie sie selbst schrullige Leutchen gern bezeichnete. Allerlei ergötzliche Geschichten gingen über sie um.

Bettina Brentano erzählte, sie sei einst zu Engelhards gekommen, als man gerade ein Schwein geschlachtet habe. Das sei abgebrüht, sauber und appetitlich auf einen Tisch gelegt worden, die hübschen Töchter hätten im Kreise darumgesessen und das Schwein als Nähstein benutzt, um sich ihre Ballkleider daran zu nähen.

Die Großtanten waren noch im hohen Alter empört über die groteske Phantasie der Bettina, die ihnen solche Schweinereien andichtete. Aber die Mischung von genialer Unbekümmertheit und praktischer Sparsamkeit, die in dem Engelhardschen Hause geherrscht haben muß, ist damit doch nicht übel gekennzeichnet.

Die älteste Tochter dichtete ebenfalls und kaufte sich von dem Erlös ihrer tränentriefenden Romane einen Weinberg — ihre Großnichte hat es niemals so weit gebracht.

Die zweite, die schöne, charaktervolle Luise, heiratete den Großindustriellen und Gutsbesitzer Gottlob Nathusius aus Magdeburg. Infolge der Verbindung mit diesem einflußreichen Manne fanden noch mehrere von Philippinens Töchtern Gatten und Heim in der Provinz Sachsen und dem angrenzenden Anhalt, auch verschiedenen ihrer Söhne eröffneten sich hier Wirkungskreise. Getreulich hielten die Geschwister zusammen.

Nachdem die schweren Kriegs-, Hunger- und Seuchenzeiten der Freiheitskämpfe überstanden und verschmerzt waren, muß in den dreißiger bis fünfziger Jahren ein ungemein geselliges Leben zwischen all den wohlhäbigen Gütern und Haushalten geherrscht haben. Es war ein ewiges Kommen und Gehen, ein unaufhörliches Reiten und Hin- und Herkutschen. Und weil es ein Familienfehler war, durch das Geschaukel der Kaleschen seekrank zu werden, bekämpfte man das Übel durch lauten Gesang von Chorälen und Volksliedern, wodurch denn diese mit Kindern und jungen Leuten vollgestopften Gefährte, die sich so singend und klingend durch Felder und Wälder bewegten, einen ganz eigenen Eindruck gemacht haben müssen. Bald gab es einen Ball in Magdeburg, bald eine Taufe in Merzien, in Ampfurth eine Hochzeit, oder man tanzte zum Erntefest in Königsborn. In Althaldensleben aber war immer der Mittelpunkt. Dort strömten die Besucher aus ganz Deutschland zusammen.

Nach dem Tode des alten Gottlob Nathusius wohnte hier seine Witwe Luise Nathusius als Haupt der ausgebreiteten Familie. Das Klostergut verwaltete damals der älteste Sohn, der poetisch veranlagte Philipp, in seinen Jünglingsjahren ein Verehrer Goethes und schwärmender Freund Bettinas. — Später endete der „Adler im Taubennest", wie die erzürnte Muse sich ausdrückte, als er das Pfarrtöchterlein Marie Scheele heiratete. Die junge Frau, die sich später als christliche Schriftstellerin einen weitbekannten Namen erwarb, muß eine ungemein anziehende Persönlichkeit gewesen sein. Mit ihrem vielleicht ein wenig manieriert kindlichen Wesen übte sie eine starke Herrschaft über ihre Umgebung. Schwager und Schwägerinnen folgten beglückt der Kreuzesfahne mit dem Lamm, die sie heiter lächelnd ihnen vorantrug, immer von Blumen umwunden, von Poesie umklungen.

Man war noch nicht engherzig damals. Neben den Größen der konservativen Partei, neben gläubigen Theologen und Missionaren, neben Kügelgen, dem Verfasser der „Jugendgeschichte eines alten Mannes", war auch Hoffmann von Fallersleben ein häufiger Gast. Der ungefüge, schwerfällige deutsche Sänger ging sinnend durch den Park und wand sonderbar winzige Sträußlein, von einem grünen Blatte oder dem Kelch einer Glockenblume umschlossen, die er in Troubadour-Verehrung bald dieser, bald jener Mädchenblume zu Füßen legte. Nur Bettina kam nicht wieder, seit sie nachts, als das Gelüste sie faßte, beim Mondenscheine im Eichwald zu träumen, das Hoftor verschlossen gefunden. In einem so philisterhaften Hauswesen war für sie keine Stätte.

Von den Eltern und dem Kinde.

Bei meinen Großeltern ging es einfacher und schlichter her.

„Zu Merzien in Anhalt-Köthen
Wuchsen wie die Orgelflöten
Amtmanns Kinder lustig auf",

heißt es in einem Hochzeitskarmen. Und weiter singt der Familiendichter, die Gegend habe gestaunt:

„Ob ihrer großen Länge,
Ob ihrer großen Zahl."

Des Großvaters wunderliche Erziehungsprinzipien schufen mancherlei Konflikte mit den Söhnen, die erst die humanistischen Gymnasien besuchen und dann in die Handwerkerlehren getan werden sollten. Die Töchter genossen ihr Leben in all dem fröhlichen Familientrubel. Die Älteste, ebenfalls eine Luise, verlobte und vermählte sich mit dem jüngsten der Nathusiusvettern Heinrich. Sie waltete später als Gutsherrin in Althaldensleben. Das holde Hannchen, der Mutter Herzblatt, wurde der kinderlosen Schwester Hillebrand in Magdeburg als Haustöchterlein überlassen. Und weil Onkel Hillebrand, der Leiter der Nathusiusschen Tabakfabrik, ein Sommerhaus auf dem Werder in der Elbe besaß, nannten die jungen Herren das Hannchen „die Rose vom Werder". Man kann wohl sagen, sie schwelgte in Liebe, Anbetung, Verhätschelung. Mit dem reinsten Kindergemüt freute sie sich der reichen, schönen Welt, in der sie sich bewegen durfte. Bis ihr Schicksal sich erfüllte und sie meinem Vater begegnete.

Er befand sich auf der Rückreise von Schlesien, das er im Auftrage der Regierung besucht hatte, nach Ägypten. Sie war mit den Eltern in Karlsbad. Einem flüchtigen Kennenlernen folgte eine schnelle Verlobung und eine lange Trennung.

Vier Jahre lang kämpfte das tapfere Mädchen mit ihrer ganzen Familie um den Besitz des Geliebten.

Wie oft mag sie sich an einem Blättchen getröstet haben, das sich unter ihren Liebesbriefen findet und, von ihrer Hand abgeschrieben, eine Schilderung ihres Carl aus der Orientreise des Bogumil Goltz enthält: „... Unser vierter Mann", erzählt der Reisende, „war der Sekretär vom preußischen Konsulate, ein ungemein gefälliger, verständiger, biedersinniger und nobler junger Mann, der bereits eine harte Lebensschule mit seltener Charakterfestigkeit durchgemacht hatte, so einer von denen, die nicht nur keine Gesellschaft verderben, sondern mit ihrem richtigen Takt und gutgelaunten, mäßigen Wesen wie mit ihren bunten und abenteuerlichen Lebenserfahrungen der willkommenste Mann und Stoff für jede Geselligkeit sind." —

Man konnte kein treffenderes Bild von dem Wesen meines Vaters geben — aber was wußte das arme Hannchen Behmer damals von dem Manne, dem sie ihr Herz geschenkt hatte?

Ägypten war in einer so grauenhaften Ferne gelegen wie heute für uns kein Land auf dem Erdball. Auch schlugen die Hoffnungen, die Reuter auf die preußische Regierung gebaut hatte, fehl. Es dauerte lange, bis er mit einem selbständigen Geschäft eine Frau ernähren konnte.

Der weibliche Instinkt aber hatte nicht getäuscht — es hat meine Mutter niemals gereut, dem geliebten Gatten in die unbekannte Weite und Unsicherheit gefolgt zu sein.

Durch meine ganze Kindheit hindurch habe ich kein böses oder auch nur scharfes Wort zwischen meinen Eltern gehört.

Die geselligen Talente, die Bogumil Goltz dem Vater nachrühmt, spielten nur noch eine Nebenrolle — er arbeitete und lebte für seine Familie und hing mit der größten Zärtlichkeit an uns Kindern.

Papa und Mama verlebten die ersten Ehejahre in einem kleinen Hause am Mahmudye-Kanal außerhalb der Stadt Alexandrien.

Dort wurde ich am 8. Februar 1859 geboren und erhielt die stolze Namensreihe: Gabriele Elise Karoline Alexandrine. Für die Familie war ich kürzer die „Ella".

In den nächsten Jahren folgten in kurzen Abständen zwei Brüder. Papa scheute nicht die Kosten der Reisen, nicht die Unbequemlichkeiten der Trennung von Weib und Kind — beinahe in jedem Sommer verlebten wir die heißen Monate in Deutschland. Trotzdem waren und blieben wir zarte, empfindliche Tropenpflänzchen, und auch die Mutter kränkelte fortwährend. Aus diesem Grunde wurde eine völlige Übersiedlung des Haushaltes nach Dessau beschlossen. Großmutter Behmer wohnte hier, nachdem ihr Mann auf dem Bahnhof in Leipzig vom Schlage getroffen und verschieden war.

Während aus den verflossenen Jahren nur einige unzusammenhängende Bilder und Szenen in meinem Gedächtnisse auftauchen, beginnt jetzt erst für mich ein zusammenhängendes Erinnerungsleben.

Großmama Behmer.

Dessau: Ein steifes, geradliniges Zopfstädtchen. Hier mieteten meine Eltern eine Wohnung in der Kavalierstraße im Hause des Barons von Cohn, Hofbankiers des alten Herzogs und des Königs von Preußen. Als der hochgeachtete alte Hofjude starb, vermachte er das Haus der anhaltischen Herzogsfamilie, die es niederreißen und an seiner Stelle ein Palais für den Prinzen Eduard erbauen ließ. Dieses ist jetzt Landesmuseum geworden. Auf dem Platze, der den Anfang der Kavalierstraße bildet, stand in Erz gegossen der alte Dessauer. Mit ausgestrecktem Arm und Finger wies er die Straße hinab, um, wie der Volkswitz deutet, zu sagen: „Da geht einer." Es ging wirklich so selten ein Mensch durch diese breite, leere Straße, daß den Wanderer selbst ein Grauen überkommen mochte vor seiner Einsamkeit, in der er doch fühlte, wie aus all den „Spionen" an den Parterrefenstern beobachtende Blicke seinem Pfade folgten. Die Mitte der Straße nahm zur rechten Seite das Erbprinzliche Palais ein. Seine zwei Schildwachen wurden hin und wieder mit Geklirr und Getöse abgelöst. In früher Morgenstunde und zur Mittagszeit erklang die vornehme Kavalierstraße vom Geklapper vieler proletarischer Holzpantoffeln und lauter Kinderstimmen. Dann füllte oder entleerte sich die in einer Seitenstraße gelegene Volksschule, und wieder folgte die alte Stille.

Mein Vater mußte wohl gut verdienen, denn die geräumige Wohnung wurde behaglich, ja elegant eingerichtet. Einen bedeutenden Eindruck von Pracht machten mir die himbeerroten Seidendamastmöbel des Salons. An die Rückseite des Hauses schloß sich ein großer Hof, in dem wir Kinder unsere Blumenbeete bekamen. Dort konnten wir nach Herzenslust graben, Radieschen, Vergißmeinnicht und Stiefmütterchen ziehen. Den Garten, der sich mit Blumen und Obstrabatten und mit seinen alten dunklen Taxusbäumen an den Hof anschloß, durften wir nur in Begleitung Erwachsener betreten. Er war der uralten Mutter des Barons von Cohn vorbehalten, die mit einer Nichte das kleine Nebenhaus bewohnte. Sie trug noch die schwarze Seidenperücke der orthodoxen Jüdin und erweckte in mir, wenn ich sie hin und wieder flüchtig zu sehen bekam, den Begriff von etwas Ehrwürdigem und sehr Fremdem. Die Nichte hieß bei den Dienstboten „die schwarze Jule". Es ging die Sage, daß die schwarze Jule jeden Morgen vor Tau und Tag aufstand, um die Stachelbeeren im Garten zu zählen. Wir Kinder fürchteten uns vor ihr. Es war uns eine höchst angenehme Sensation, in Karriere davonzujagen, sobald man ihre scharfe Stimme hörte, ihre hagere schwarze Gestalt irgendwo auftauchen sah.

Zu unserer Pflege und Beaufsichtigung nahm meine Mutter eine stattliche, selbstbewußte Frau ins Haus, die vor uns die kleinen Prinzen betreut hatte. Sie war die erste Ursache zu näheren Beziehungen mit den prinzlichen Kindern, ein Verkehr, der uns im Lauf der nächsten Jahre mancherlei Freuden bringen sollte. Leider fielen die Bemühungen der wackeren Frau Eisenhart, uns in der richtigen Weise fürstlich zu dressieren, auf wenig fruchtbaren Boden. Sie wurde ziemlich bald durch eine französische Schweizerin ersetzt, die ihren Weihnachtsstollen bis zum Osterfeste in ihrem Bettstrohsack aufbewahrte. Sie hatte außerdem die fatale Eigenschaft, abends, wenn man sich ahnungslos zu friedlichem Schlummer ausstreckte, mit der Rute zu erscheinen und für alle am Tage begangenen und längst vergessenen Ungehörigkeiten schreckliche Rache zu nehmen. Ihre Liebe schenkte sie einem Unteroffizier, der sich uns bei den Spaziergängen anschloß. Obschon ich mit dem Versprechen eines in roten Samt gebundenen Photographiealbums zum Schweigen verlockt werden sollte, erfuhr Mama doch von der militärischen Begleitung, und wir wurden bald von Mademoiselle Vesin erlöst. Sie hinterließ mir einen Abscheu gegen die französische Sprache, den ich niemals überwinden lernte. Ihr folgte eine freundliche Berlinerin, mit der sich gut leben ließ.

In der Fürstenstraße wohnte die Großmama Behmer. Die Fürstenstraße hatte durchaus nichts Fürstliches, ihre Häuser waren niedrig und bescheiden, zum Teil von Weinstöcken umgrünt. Sie führte hinaus ins Feld. Dort lagen die herzoglichen Schäfereien. Im Frühling durften wir, die Stiefelchen von nasser, brauner Ackererde beschwert, dort in die Ställe treten, um die kleinen weißen Lämmer zu sehen, die um ihre dickwolligen Mütter herumsprangen. Von den Besuchen in der Schäferei mußten wir jedesmal der Großmutter berichten, denn der Großvater war ein bekannter Schafzüchter gewesen, und so hatte seine Witwe ein persönliches Interesse an den Tieren. Sie selbst ging schon damals nicht mehr aus. Ein schweres Leiden fesselte sie an ihre beiden Zimmer. Ihr Leben an der Seite des stolzen, jähzornigen Gemahls war kein leichtes gewesen. Sechs Söhne und vier Töchter boten Anlaß zu viel Sorge und manchem Kummer. Ihr Organismus war frühzeitig in jedem Sinne erschöpft.

Unförmig und krankhaft fett geworden, saß sie in ihrem feinen, grauen Wollkleide, mit der weiten, die Figur verhüllenden Mantille, in einem Lehnstuhl auf dem Tritt am Fenster. Kamen wir Kinder zu ihr, so lächelte uns das weiche, so unendlich gütige Gesicht mit den kleinen, hellen, grauen Augen, im Rahmen der statiösen Tüllhaube, freundlich entgegen.

Höchst interessant waren die vielen Körbchen und Kästchen, die die Großmama auf ihrem Fenstersitz umgaben, und aus denen sich immer gerade das Puppenläppchen, gerade der Bindfaden entwickelte, den man zum Spiel notwendig gebrauchte. Am lustigsten war ein seltsames Instrument aus Stahl, das lang auseinandergezogen werden konnte und an seinem Ende zwei zierliche Löffelchen besaß, mit denen die Kranke ihr Taschentuch und andere Gegenstände vom Fußboden aufhob. Dies an ihrer Stelle tun zu dürfen, war hohe Belohnung und unerschöpflicher Genuß.

Die ersten Strick- und Häkelversuche, die ich bei Mamas Gesellschafterin, der mit töchterlicher Sorge um sie bemühten Frau Sänger, anstellen durfte, wurden durch kleine Zwischenpausen mit Kirschen und Stachelbeeren reizvoll unterbrochen oder auch durch ein Spiel im Garten mit den Kindern des Hauswirts. Dort gab es freilich am Ende der langen Rabatten einen Beerenbusch, in dem eine fürchterliche Kreuzspinne hauste. Ihr Biß hatte den sofortigen Tod zur Folge, und das Biest war immer angriffslustig. So erzählten die Jungen, und ich mied infolgedessen sorgfältig das Ende des Weges. Die haarige, dicke Spinne blieb mir das Symbol tückisch lauernder Gefahr, wie die Erinnerung an die kleinen Lämmer und die warme, fettige Luft im Schafstall mich in jeder Vorfrühlingsstimmung friedlich heimsucht.

Mit der Welt vor den Scheiben ihres Fensters war Großmama durch ihr Spiegelchen und ihre Köchin Jette in freundlicher Teilnahme verbunden. Jeder Vorübergehende grüßte hinein zur alten Frau Oberamtmann.

War ein Leckerbissen aus Althaldensleben eingetroffen, so fehlte nie das weiße Porzellannäpfchen neben ihrem Teller, in das die alte Dame mit Sorgfalt ein auserlesenes Stückchen Hasenbraten oder Fasan legte. Dann machte Jette sich auf den Weg zu einem der vielen bedürftigen alten Fräulein oder einer der bresthaften Greisinnen, mit denen die Großmama in freundschaftlichem Verkehr stand.

Zahllose feine Liebesfäden spannen sich von ihrem Fenstereckchen auch in die weitere Ferne hinaus. Sie war die Erfinderin von Geschenken und Zuneigungsbeweisen für Kinder und Enkel, Frau Sänger die unermüdliche Ausführerin ihrer Ideen. Meine Mutter arbeitete beiden aufs anmutigste in die Hände. Sie wußte, daß es der geliebten alten Frau nicht vergönnt war, noch lange zu leben, und genoß sehr bewußt die guten Zwischenzeiten, die das Leiden ihnen beiden ließ. Dadurch wurden wir Kinder wohl etwas vernachlässigt, aber es war dann auch eine weihevolle Stunde, wenn wir bei Mama im blauen Zimmer sein durften, wo es so schön nach Hyazinthen roch.

Den Höhepunkt des Sommers bildete allemal Großmamas Geburtstag. Onkel und Tanten kamen von allen Seiten — die Althaldenslebener rückten an mit Vettern und Kusinen. Gott weiß, wie sie alle Platz fanden in den zwei Logierstuben — vielleicht übernachtete die Tante Luise auch mit ihren Kindern im „Goldenen Beutel“.

Es gab ein freudiges Geschwirr von Besuchen hin und her. Man lernte Verschen auswendig und vergoß Tränen der Ungeduld über etwas murkeligen Handarbeiten, die schließlich doch noch überraschend ansehnlich aus Fräuleins Fingern hervorgingen.

Wir Kinder trugen weiße Kleider und Kornblumenkränze. Einmal hatte Thom sogar einen Kirschenkranz in den dicken braunen Locken. Die ganze Welt duftete nach Erdbeeren und den ersten Rosen. Zum festlichen Mal gab es Bowle und Baisertorte, mit Vanilleeis gefüllt. Und am Ende verfiel man mit Kusine Bärbel vor lauter Wonne in ein so unsinniges Gekicher, daß man von der Geburtstagstafel hinausgeschickt wurde, sich draußen erst einmal auszulachen.

Erreicht irgendein Glück des späteren Lebens wohl jemals wieder den Glanz, den unsäglichen Zauber, der über solchen Familienfesten aus Kindertagen ruht?

Die Punschtorte und der Himmelsflug.

Sobald mein Vater aus Alexandrien heimkehrte, bekam das alltägliche Leben gleich buntere Farben. Man aß besser und reichlicher. Mama ging mit wogender Krinoline in wundervollem Blumenhut und weitläufiger Mantille mit Fransen und Troddeln, in der Hand ein Büchschen von geschnitztem Elfenbein, an der Seite von Papa, der den blanken Zylinder trug, Visiten machen. Sonst begnügte sie sich mit ihrem Spinnkränzchen, aber jetzt wurden häufig am Abend Gäste geladen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine Episode erwähnen, die geeignet ist, meines Vaters Erziehungsweise zu beleuchten. Zu seinem Geburtstag hatte Mama eine Punschtorte bestellt, die ihr als „besonders beliebt bei Herren“ von dem Konditor gerühmt worden war. Man aß von dieser Torte und fand sie köstlich — auch wir Kinder bekamen jedes ein Stück. Der Rest wurde für den nächsten Sonntag in die Logierstube gestellt. In dem kleinen Gastzimmer durfte ich meinen Puppenkram aufbewahren. Es war herrlich hier, ungestört von der Angriffslust der kleinen Brüder, mit meinen Kindern zu spielen, dem Liebling Holduina die Zöpfe (aus echten Haaren) zu flechten und sie zu einem ordentlichen und tugendhaften Menschen zu erziehen. — — Aber da stand nun die Punschtorte – süß duftend, mit ihrem Kranz bunter eingezuckerter Früchte. Man konnte ja nicht wiederstehen — so ganz allein mit der Punschtorte. Anfangs schmierte man sich nur bescheiden eine Fingerspitze voll der süßen, weichen Masse ins Mäulchen, dann eine Frucht, mit der Zeit wurde man immer gieriger und schamloser im Genuß.

Der nächste Sonntag kam. Ich hatte meinen Platz als ausgesprochener „Vorzug“ neben Papa. Nachdem der Braten abgeräumt war, sagte er heiter scherzend zu mir: „Du, Ella, nun wollen wir uns mal an die Punschtorte machen!“

Das Entsetzen, das mein Herz wie ein Hämmerchen schlagen ließ, fühle ich noch heute. Die große runde Tortenschüssel wurde von dem aufwartenden Mädchen hereingebracht und mit dem zornigen Ausruf: „Nee so was, da sin ja die Mäuse beigewesen!“ vor meinem Vater auf den Tisch gestellt. Ein dünner Rand, in dem überall die Abdrücke kleiner Finger sichtbar waren, dies war der Rest der stattlichen Tortenhälfte. Mein Gesicht brannte glutrot. Mit niedergeschlagenen Augen einer hoffnungslos überführten Sünderin saß ich da. Die Blicke der Brüder, der Eltern, der Bonne und des Hausmädchens, in einer einzigen Anklage vereint, richteten sich auf mich. Es war ja gar kein Zweifel möglich, wer die Knabbermaus gewesen! Das Schweigen war furchtbar. Und dann fing mein Vater an zu lachen, laut und herzlich an zu lachen, die Brüder fielen ein, die ganze Tischrunde lachte, lachte, lachte, mit Ausnahme meiner Winzigkeit, der allmählich die dicken Tränen über die Wangen tropften. — „Ja, nun wissen wir, daß Punschtorte nicht nur bei »Herren« besonders beliebt ist“, sagte mein Vater. Damit war für diesen Sonntag die Sache erledigt und die Familiengemütlichkeit gerettet. Die Neckereien der Brüder hatte ich freilich lange zu dulden. Wenn später bei Verwandten- und Freundesbesuch die Rede auf Lieblingsgerichte kam, pflegte mein Vater beiläufig zu erwähnen: „Ellas Lieblingsgericht ist Punschtorte, was, Elleken?“ Dann stieg die Erinnerung an den unvergeßlichen Augenblick in mir auf, als das Mädchen die Torte hereintrug, und ich fühlte einen immer erneuten Gewissensbiß.

Ich entsinne mich, nur noch ein einziges Mal genascht zu haben, und auch dies trug mir viel Seelenangst ein. In meiner Mutter Wäscheschrank, aus dem ich etwas holen sollte, fand ich einen Riegel Schokolade, von dem ich sofort ein großes Stück abbiß und herunterschluckte. Erschrocken blickte ich auf den Rest. Die Schokolade war mit einer weißen Zuckermasse gefüllt. Gleich war es mir klar: Das ist Rattengift! Irgendwo hatte ich gehört, Rattengift sei ein weißes Pulver und schmecke süß, und es hätten sich häufig Kinder damit vergiftet. Ich erwartete also nichts anderes, als unter entsetzlichen Qualen der Länge nach aufzuplatzen, denn so war mir diese Todesart geschildert worden. Ich spie aus, was ich von der unheimlichen Schokolade zwischen meinen Zähnen noch erwischen konnte, und richtete ein inbrünstiges Gebet an den lieben Gott, meine armen Eltern nicht um meiner Schuld willen so hart zu strafen, sondern mich gnädig leben zu lassen. Er hat mein Gebet auch erhört.

Zweimal gab es eine Taufe in jenen Jahren, doch weil es immer wieder kleine Jungen waren, und nie das ersehnte Schwesterchen, nahm ich ihr Erscheinen mit der Selbstverständlichkeit hin, mit der man im Frühling die Bäume blühen und im Sommer die Kirschen reifen sieht. —

Bedeutend wichtiger erschien es mir, im Hofwagen mit Tante Adelheid von Loën, einer Freundin von Mama, zu ihren Prinzessinnen Bathildis und Friederike zu fahren. Dort spielten die liebenswürdigen Fürstinnen Ball mit mir, und zuletzt wurde ich von ihnen mit fabelhaften Bonbons beschenkt. Die Bonbons waren von riesiger Größe, ihre Hüllen geschmückt mit Kränzen von gekräuseltem Tüll um kleine Bildchen mit Schäferinnen oder schnäbelnden Täubchen. Irgendwie brachte meine Phantasie diese Bonbons stets mit dem Paradies in Verbindung. Waren die Schäferinnen noch mit Goldflimmern umgeben, so erschien mir das ein geheimnisvoller Hinweis auf die Verschönerung, die unsern irdischen Leib auf den himmlischen Blumenwiesen erwartet. Ich konnte mir ausmalen, wie wir alle, die Eltern, die Brüder und ich selbst, aussehen würden, wenn wir in einem so feinen goldenen Schein umherwandeln oder, noch besser, fliegen dürften. Ich übte mich auch, sobald ich allein war, um dieser himmlischen Luftigkeit würdig zu sein, fleißig im Fliegen. Ich lief umher und wehte mit den Armen, sprang so wehend von Stühlen und Treppenstufen und glaubte ehrlich, die Anfangsgründe der schweren Kunst überwunden zu haben und bald für einen fröhlichen Himmelsflug reif zu sein. (Fortsetzung folgt.)

Märchenwanderungen. / Von Prof. Dr. Friedrich v. der Leyen.

Das Interesse und das Verständnis für die Märchen ist im letzten Jahrzehnt dauernd gestiegen, und es scheint, als ob es seine Höhe noch nicht erreicht hätte. Ein Unternehmen wie die „Märchen der Weltliteratur“ (Eugen Diederichs Verlag; Jena) wäre noch vor einem Jahrzehnt kaum möglich gewesen. Und als es kurz vor dem Krieg begonnen wurde, waren Herausgeber und Verleger in großer Sorge, ob sie nicht nach kurzem Anlauf würden einhalten müssen, weil die Teilnahme der deutschen Leser bald ermatten könnte. Heute sind sie von dieser Sorge befreit; der Erfolg der Bände hat sie beschämt. Wenn es weitergeht wie bisher, wird es möglich sein, die Serie im stolzesten Ausmaß auszubauen und wirklich die Märchen der ganzen Welt den Deutschen zu zeigen. Trotz allem bleibt es auch heute noch wahr, daß in keinem andern Volk eine solche echte und umfassende Sehnsucht lebt, alle Zeiten und alle Völker zu verstehen, wie in unserem deutschen.

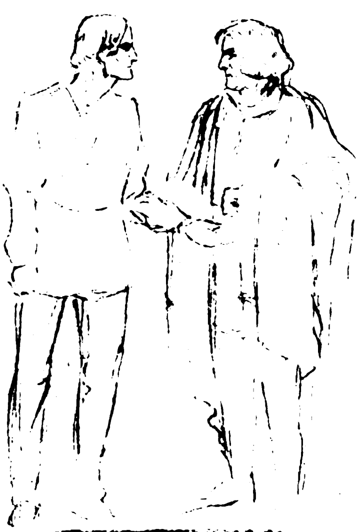
Viele Mächte locken den Menschen der Gegenwart zum Märchen. Der Wunsch, aus dem Schrecken unserer Tage sich in die heitere Welt der Wunder und des Glückes, in die Welt des Märchens zu flüchten, muß heute lebhafter und stürmischer sein als jemals. Das Verlangen nach dem Primitiven, nach dem Ursprünglichen und Echten, nach einer Unschuld, die sich noch rührend und unbeholfen, zugleich aber in elementarer Kraft äußert, läßt sich in allen Künsten der Gegenwart beobachten. Und was ist das Märchen anderes als eine Erfüllung dieser Sehnsucht? Wann war auch der Trieb nach der Heimat, nach dem Hause der Eltern, nach dem süßen Glück der Kindheit stärker als in den letzten Jahren? Welche schützende Hand führt uns aber anmutiger in dies Paradies als das Märchen? Sein ewig junger Zauber lebt gerade in den Jahren auf, die so schwülstig und emphatisch an Stelle der Heimat die Menschheit, an Stelle der unausreißbaren Liebe zum eigenen Boden die Liebe zu allen Völkern predigen. Man muß einmal das Büchlein von Lisa Tetzner lesen, die im Sommer 1918 in Thüringen von Dorf zu Dorf zog, nur um den Kindern Märchen zu erzählen, dann wird man erkennen, welches unersetzliche Glück vom Jungbrunnen dieser Dichtung immer noch in die Herzen der Kinder strömt.

Wir wissen, daß die Märchen vor Jahrtausenden nicht viel anders aussahen als heute, und daß schon griechische Ammen und Mütter ihre Kleinen mit Märchen hätschelten, wie sie noch heute das Entzücken unserer Kinder sind. Homer und Shakespeare und noch manche andere der großen Poeten des Abendlandes bleiben vielen Völkern, z. B. den Völkern des Ostens und den primitiven, für immer fremd; es ist eine groteske Vorstellung, daß man einem Neger etwa Goethes „Werther“ in die Hand gibt. Die Märchen dagegen haben ihren Weg zu allen Zeiten und Völkern gemacht. Noch im 19. Jahrhundert sind die Märchen der Brüder Grimm nach Afrika und China, nach Südamerika und Indien gewandert. Auch die Märchenwanderungen haben allerdings ihre Schicksale, die sich im Lauf der Jahrhunderte wandeln, und die immer neue Wege suchen. Die weitesten Strecken hat das indische Märchen zurückgelegt. Zur Zeit der Kreuzzüge überflutete es immer von neuem das Abendland. Über Afrika und Spanien, über Byzanz und den europäischen Nordosten, auf allen großen Straßen des geistlichen und weltlichen Verkehrs, der Kultur, der Religion, des Handels kam es nach dem Westen. Viel früher, schon mit dem Buddhismus und durch den Buddhismus siegend, zog es nach China und nach Ostasien. Von dort aus trugen es Schiffer und Seeleute nach Amerika, und von Amerika zog es nach Afrika. Die für Märchen empfänglichste Zeit des Abendlandes war das Mittelalter; Themen aus dem frühen und späten Altertum, aus biblischen und nachbiblischen Erzählungen und Legenden, aus der unerschöpflichen Wunderwelt Indiens wanderten in unabsehbaren Mengen in die wundersüchtigen, gläubigen und fabelfrohen Herzen der Romanen und Germanen und verbanden sich mit Geschichten, die sie seit langem sich zuraunten von ihren Helden und ihren Göttern, und mit anderen, die uns die keltische Phantasie erschaffen hat. Deren Wunderwelt war sonderbarer und jenseitiger, berückender und visionärer als die Wunderwelten der anderen europäischen Völker. Es klingt paradox und trifft doch zu, daß seit dem Mittelalter eigentlich kein Märchen mehr erfunden wurde. Die letzte Einwanderung größeren Stils war die Einwanderung der Märchen von Tausendundeiner Nacht, die im 17. und 18. Jahrhundert durch Frankreich in Europa eingeführt wurden. Sie selbst sind aus heimischen, ägyptischen, persischen, indischen und antiken Elementen zusammengesetzt und ein unvergleichliches Abbild des Arabiens, das einmal war.

Es gehört zu den hübschen Ironien der Geistesgeschichte, daß diese Märchen in der gleichen Zeit, im 18. Jahrhundert, ihre Triumphe feierten, in denen die Aufklärung sich über Religion und Kunst als Herrscherin aufwarf, und in denen die Vernunft die Märchen als abgeschmackt und albern verhöhnte. An Feinden hat es den Märchen nie gefehlt; die klassische, in sich abweisend verschlossene Dichtung, strenge Religion,



Die Märchenfrau aus Niederzwehren bei Kassel, deren Erzählungen die Brüder Grimm eine Anzahl der schönsten Märchen ihrer Sammlung verdanken. Nach einer Radierung aus dem Jahre 1814 von Emil Ludwig Grimm.







Von der Neuinszenierung von Shakespeares „Richard III." im Staatstheater zu Berlin (Regie: Leopold Jeßner; Ausstattung: Emil Pirchan).

Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Willi Sauer.

Oben links: Herzog von Buckingham (Rudolf Foerster) und Lord Hastings (Eduard v. Winterstein). Oben in der Mitte: Herzogin von York (Rosa Bertens). Oben rechts: König Richard III. (Fritz Kortner). Unten links: Schlußszene. Unten rechts: Während einer Probe.

Bildungshochmut, erhabene Philosophie haben es in vielen Jahrhunderten heftig befehdet und als Kinder- und Narrengaukelei verfolgt, Mohammed wie der heilige Augustinus, Plato wie die Humanisten des 16. Jahrhunderts und die Anhänger Wolffs im 18. Jahrhundert. Aber die Märchen flüchteten, wenn man ihnen nachstellte, nur in das Verborgene, zerstört hat sie keiner ihrer Feinde. Und waren diese verschwunden, so umrankten sie in wuchernder Fülle gerade die Helden- und Götterdichtung, die höfische und die galante Poesie. Hätte die Religion wohl ohne die Predigtmärchen, ohne die holde Welt des Wunders und ohne die gläubige Legende ihren Weg in die Herzen der Völker gefunden?

Wir haben den Begriff der Märchenwanderung weit gefaßt, im räumlichen wie im geistigen Sinn, denn dieser weite Umblick wird in manchen die Ahnung wecken, was diese im Grunde so bescheidenen Geschöpfe für die Erkenntnis der inneren Welt bedeuten. Sie scheinen nur leichte und heitere Gebilde des Geistes, und sie helfen doch, uralte und weltweite Straßen des Verkehrs der Völker entdecken oder bestätigen. Sie zeigen uns lebendiger und echter als aller Verstand der Verständigen jene geistigen und künstlerischen Mächte, die von der Kindheit der Welt an der Besitz aller Menschen sind. Und sie grenzen ab Dichtung und Bildung, Religion der Führer und der Geführten, vergängliche und unvergängliche Wahrheiten und Irrtümer.

Freilich, alle wissenschaftliche Erkenntnis, die aus den Märchen wächst, ist noch kein Ersatz für das lebendige Leben, das es im Laufe der Jahrhunderte im Volk geführt hat, und das gerade Märchensammlungen und Märchenforschungen schwer bedrohen. Eine noch schlimmere Gefahr für das Märchen wäre es, wenn auch diese Gebilde in die Teufelsmühle von Geschäft und Sensation gerieten, die nun Kunst und Geist, Religion und Vaterland zermahlt. Doch wir vertrauen dem Märchen und seinem Stern. Manche Anzeichen deuten darauf, daß, ebenso wie früher aus der hohen Dichtung, nun aus der Wissenschaft das Märchen neu erblüht. Und wenn es auf unsere zerklüftete, frevelhaft verhetzte, bis in ihre tiefsten Wurzeln kranke, leere und lieblose Welt noch einmal sich niederließe und noch einmal das verjüngende Glück und den süßen Schimmer der Kindheit über die Herzen der Völker breitete, welcher Segen wäre dann dem Segen des Märchens zu vergleichen?

Wintermärchenstunde. / Von Hans Karl Abel.

„Die halben Äpfel hast du schon,
Lieb Mütterlein, geschält,
Und hast mir nichts vom Königssohn
Und seiner Frau erzählt."

‚Vom Königssohn? Schon wieder? Nein,
Mein Kind, das bin ich satt.
Es war einmal ein Bäuerlein,
Das Holz gestohlen hat . . .'

„Das mag ich nicht; o Mutter, sprich
Mir doch vom Königskind!"
‚Dann weinst du wieder sicherlich
Dir beide Äuglein blind!'

„Ach, Mutter, wenn ich weinen muß,
So wein' ich nur zum Spaß.
Vom Nixlein mit dem Entenfuß —
Erzähl' mir, bitte, das!

Damit mir's wieder gruseln tut,
Wenn ich zum Brunnen lauf'!
Doch auf den Schoß, o sei so gut,
Nimm mich zuvor hinauf!"

‚Du Fürchteputz, dein Gruseln ist
Doch wahrlich dumm genug!
Du holst mir, weil der Nöck dich frißt,
Kein Wasser mehr im Krug.'

„O Mutter, Gruseln ist so schön!
Man bleibt so lange wach!
Soll ich dir Wasser holen gehn,
So hol' ich dir am Bach.

Nur einmal nimm mich heute, schau,
Noch auf den Schoß geschwind!
Erzähl' mir von der Wasserfrau
Und von dem Königskind!"

Das Kinderlächeln. / Von Max Jungnickel.

Was fang' ich mit dem Lächeln meiner kleinen Tochter an?
Trag' ich 's als Licht durch die Gassen?
Die Gassen sind so windig, da verlöscht's.
Leg' ich 's einem Sperling auf die grauen Flügel?
Wo trägt der 's hin?
Der Himmel ist weit und die singenden Sterne.
Vielleicht bleibt's in dürren Ästen hangen oder verwickelt sich am Turmknauf.
Was fang' ich mit dem Lächeln meiner kleinen Tochter an?
Werf' ich 's einem Bettelmann in den alten Hut?
Da liegt's dann drin, friert auf den Hungerpfennigen; hernach wirft einer einen armen Groschen darauf und zerdrückt das kleine Lächeln.
Oder stecke ich 's in die Wanduhr?
Da wird 's um die Räder laufen und an den Rädern herumschieben, und die Uhr wird aus dem Takt kommen und immer vorgehen.
Was fang' ich mit dem Lächeln meiner kleinen Tochter an?
Ich trag' es in die Mühle und laß' es ins Korn hineinmalen; ins warme Korn hinein.
Paßt auf; ihr werdet hernach freudig euer Brot essen.

Literatur und Kunst.

Ein deutscher Patriot.

Zum 200. Geburtstage Justus Mösers am 14. Dezember.

Von Prof. Dr. Max Hecker (Weimar).

Dem deutschen Volke hat es niemals an pfadweisenden Geistern gefehlt, indessen nur zu oft an Fähigkeit und Willen, eine treue Warnung in treuem Gedächtnis zu bewahren; die Stimme manches guten Eckarts ist im Sturm der Zeit verschollen. Aber die Wirkung jeder Tat reicht ins Unendliche, und Worte, die längst gestorben scheinen, können zu neuem Leben erwachen, wenn ihre Stunde gekommen ist. Als die sittlich-nationale Not unserer dunklen Jahre nach einem Helfer rief, da trat Fichte wieder in das Bewußtsein weiter Kreise; ihn zu unterstützen, sei aus dem Schoße deutscher Vergangenheit ein zweiter Führergeist beschworen, Justus Möser: eben jetzt jährt sich zum zweihundertsten Male der Tag, da er geboren ward. Keiner möchte so wie er dazu berufen sein, den Kampf gegen das Hauptübel unserer Zeit aufzunehmen, gegen den Mangel an historischem Sinn und die Verachtung organisch herangewachsener Staats- und Gesellschaftsformen.

Im Herzen Niederdeutschlands, im alten Sachsenlande, in der Bischofsstadt Osnabrück hat Justus Möser am 14. Dezember 1720 das Licht der Welt erblickt; er hat in Jena und Göttingen die Rechte studiert und als Sachwalter, als Advokat, wie man damals sagte, in seiner Vaterstadt gelebt, wo er, von der ganzen Bevölkerung betrauert, am 8. Januar 1794 gestorben ist. Mit fast leidenschaftlichem Eifer seinem Berufe zugetan, hat er ein unbeirrbares Rechtsgefühl, eine unerschütterliche Uneigennützigkeit bewiesen, Weltklugheit und Charakterreinheit zu seltenem Verein verbunden; die vorbildliche Lauterkeit seines Wesens, die er in eigenen Anwaltsgeschäften offenbarte, hat er erst recht als Beamter und Staatsmann bekundet, während er, seit 1747 in das öffentliche Leben des Fürstbistums Osnabrück verflochten, durch immer gewichtigere Ämter hindurch zur Stufe höchsten Einflusses emporgestiegen ist. Diener des Regierenden und der Regierten zu gleicher Zeit, Vertreter verschiedener, ja gegeneinander gerichteter Kreise, hat er beiden gerecht zu werden gewußt. In stetem Verkehr mit allen Schichten des Landes hat sich seine angeborene Richtung auf das Wirkliche verstärkt, sein natürliches Verständnis gegebener Realitäten vertieft; in diesem klar denkenden

Sinne, der praktischer Menschenkunde nachgeht, ist kein Raum für die Phantasie des Weltbürgertums seiner Zeit, für die abstrakten Systeme ausgeklügelter Volksbeglückung: er ruht fest und sicher auf dem Sachlichen, dem Ursprünglichen, dem Natürlichen.

Neigung und Beruf führen ihn früh zu geschichtlichen Studien. Er will die Gesetze, die er vertritt, die politisch-sozialen Verhältnisse, in die er hineingestellt ist, die Sitten und Gewohnheiten der Volksgenossen, die Lasten und Rechte der Stände im Entstehen und Wachstum begreifen; an der wissenschaftlichen Forschung nähren sich ihm Vaterlandsliebe und konservative Gesinnung, die gelegentlich selbst dem Zweikampf das Wort redet oder das ritterliche Faustrecht verteidigt. Und immer ist es die breite, kernhaft-gediegene Masse der alteingesessenen, mit Scholle und Heimat und wohlerworbenem Besitz verwurzelten Bauern- und Bürgerschaft, in der er Ausgangspunkt und Ziel aller Entwicklung sieht. So schreibt er seine „Osnabrückische Geschichte" (1768), in der zum ersten Male der bewußte Versuch gemacht wird, das Volk als den Träger seiner Geschichte darzustellen; es ist die Auseinanderfaltung eines einzigen tief sittlichen Leitgedankens, daß der Allgemeinheit das Heil niemals aus gewaltsamem Umsturz, sondern aus stetigem Fortwirken reiner, streng national gerichteter Grundkräfte kommen kann. Und dieselbe Überzeugung waltet über Mösers zweitem Hauptwerke, den „Patriotischen Phantasien" (1774—1778), die zusammengestellt sind aus seinen publizistischen Beiträgen zu den „Osnabrückischen Intelligenz-Blättern". Ein schier unübersehbarer Reichtum ist in diesen Aufsätzen ausgebreitet, die in ihrer vollsaftigen Lebendigkeit für immer ein Stolz unseres Schrifttums bleiben werden. Hier führt ein einsichtiger, warm empfindender Mann das staatliche und häusliche Leben in allen seinen Formen vorüber, bunt wechselnde Erscheinungen der bürgerlichen und sittlichen Welt in bunt wechselnder Darstellung, jetzt bedächtig und gemessen, jetzt heiter und ironisch, jetzt derb und heftig scheltend, hier in anekdotischer Erzählung, hier in witzigem Zwiegespräch, hier in behaglicher Epistel.

Ein energischer Geist, begierig zu wirken, steht Möser überall an der Seite unserer Besten. Seine Anfänge liegen noch im Zeitalter Gottscheds; er selbst hat der nüchternen Theorie des Leipziger Geschmackdespoten mit seinem Alexandrinertrauerspiel „Arminius" (1749) ein Brandopfer aus dürrem Reisig gebracht. Er hat bald die blutlose französierende Poesie zugunsten einer einheimischen Dichtkunst preisgegeben, die, ob auch noch roh und unausgebildet, doch unter eigenen, unter deutschen Gesetzen steht. Gottsched verbannt den Hanswurst von der Bühne, unter dem Beifall Lessings wirft sich Möser in seiner Flugschrift „Harlekin oder Verteidigung des Grotesk-Komischen" zum Anwalt des Ausgestoßenen auf, der ein lustiges Erbstück ist altväterlich derber Kunstübung. Herder tritt auf den Plan, die Poesie zu ihrem volksmäßigen Ursprung zurückzuführen; freudig gesellt sich ihm, dem noch nicht Dreißigjährigen, Möser, der reife Mann, zu, und in jenem Buch aus dem Mai 1773 „Von deutscher Art und Kunst", in dem Herder, Shakespeare und das Volkslied preisend, die poetische Seite, Goethe durch seinen Hymnus auf altdeutsche Baukunst die künstlerische Seite der neuen Lehre ausprägt, stellt Möser in einem Aufsatz „Deutsche Geschichte" ihre politisch-kulturelle Auswirkung dar. In den letzten Tagen des November 1780 erscheint Friedrichs des Großen Abhandlung „De la littérature allemande", in der der Schüler Voltaires erkennen läßt, wie sehr er den Zusammenhang mit den national bedingten Bedürfnissen des deutschen Geistes verloren hat; Goethe, in seinem „Götz von Berlichingen" angegriffen, rüstet eine Entgegnung, Möser kommt ihm zuvor mit seiner Schrift „Über die deutsche Sprache und Litteratur" (1781). Mannhaft und mit Freimut bekämpft er das Ideal seines erlauchten Gegners, das nicht aus deutscher Seele erwachsen sei, und warnt davor, sich an fremde Vorbilder zu verlieren, die deutscher Wesenheit nicht gemäß sind.

Fremde Vorbilder, die deutscher Wesenheit nicht gemäß sind: keine Zeit hätte mehr Ursache, sich vor ihnen zu hüten, als die unsrige.

Für den Weihnachtsbüchertisch.

Bilderbücher. An Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Literatur für die Kleinen und Kleinsten herrscht in diesem Jahre kein Mangel. Besonders ausgiebig hat der Nürnberger Bilderbücherverlag Gerhard Stalling in Oldenburg zur Unterhaltung der Kinderwelt beigetragen, und man muß zugeben, daß mit viel Gründlichkeit und Geschmack dabei verfahren wurde. Zunächst seien ein paar Bilderbücher erwähnt, zu denen Adolf Holst — der Wilhelm Busch der A-B-C-Schützen — muntere und drastische Verse geschrieben hat. Da sind „Der lustige Jahrmarkt" und „Was Fritz und Suse auf dem Jahrmarkt erlebten", zwei heitere Führer durch das bunte Schaubudentreiben mit farbenreichen Illustrationen von Asta Drucker. „Tandaradei" nennt sich ein neues Kinderliederbüchlein von ihm, das Ernst Kutzer mit übermütiger Lustigkeit bildlich ausstattete. Auch eine „Reise ins Schlaraffenland" hat er gedichtet, die gewiß mit den zahlreichen von Hanns Land hingezauberten Leckerbissen in unserer mageren Zeit eine besondere Anziehungskraft auf unsere Jüngsten ausüben wird. Und damit sie wissen, wie alle diese köstlichen Dinge entstehen, veröffentlichte er unter Assistenz von Dr. Kurt Floericke etwas zugleich Belehrendes und Unterhaltendes: „Woraus wird alles gemacht, was wir zum täglichen Leben brauchen?" Karl Großmanns Pinsel bestritt den anschaulichen Teil. Zwei Bilderbücher von Asta Drucker mit Versen von Martin Benzky („So geht's auf unsre Weise, so ist es Kinderbrauch" und „Wir zwei Beide") sollen noch in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Von allerlei Streichen ausgelassener Knirpse erzählt Martin Benzky in „Wir sind allein zu Haus", während Inge Taucher sie illustrierte. Und in die Werkstätten biederer Handwerker führt uns Karl Großmann mit seinen netten Werkstättenbildern „Handwerkslust — der Kinder Freud". Einen märchenartigen Charakter tragen „Wichtelmannshausen, das lustige Zwergenstädtchen" von Horst Brütting und „Des Wiesenmännchens Brautfahrt" (mit Bildern von Karl Großmann und Versen von Will Vesper) sowie das ganz entzückende „Buch vom lieben Weihnachtsmann", ebenfalls mit Versen von Will Vesper, zu denen den koloristischen Schmuck Else Birckenstock lieferte. Auch zwei bekannte Märchen („Däumelinchen", illustriert von Aenne Müller-Knatz, und „Sneewittchen", illustriert von Wanda Zeigner-Ebel) erscheinen in neuer und reizvoller Aufmachung. Endlich möge noch das „Nürnberger Puppen-Stuben-Spiel-Buch" — eine sehr hübsch erdachte Mischung von Bilderbogen und Puppenstube — hervorgehoben werden. Der Preis aller dieser netten Geschenkwerke schwankt je nach Größe und Umfang zwischen 12 und 20 Mark. — Aus dem Verlag Hegel & Schade in Leipzig liegen ebenfalls ein paar empfehlenswerte Neuerscheinungen vor. Asta Drucker, die bekannte Kinderbücherillustratorin veröffentlicht hier zwei Gaben: „Im Reiche des Kindes" (12 Mark) und „Die Reise ins Kinderland" (17,50 Mark). Eine abenteuerliche Reise behandelt auch ein drittes ohne Namensnennung des Verfassers: „Wenn zweie eine Reise tun!" (10,20 Mark). Bisher hatten wir es nur mit farbigen Bilderbüchern zu tun. In den folgenden kommt die Zeichnung zu ihrem Recht, die schon eine etwas vorgeschrittenere Auffassung erfordert, welche der textliche Teil ebenfalls voraussetzt. Da ist zunächst „Ri-Ra-Rutsch", Reime von C. Ferdinands mit Zeichnungen von Volkmann (5,25 Mark), ein humorvolles Büchlein, dann in neuer Auflage Georg Scherers bekanntes „Deutsches Kinderbuch" (13,50 Mark) und endlich „Die schöne alte Zeit", ein Bilderbuch von Ludwig Richter, Moritz v. Schwind, Fedor Flinzer u. a. mit Kinderliedern, Märchen, Sagen und Geschichten, zusammengestellt von Carl Ferdinands (18 Mark), ein sehr empfehlenswertes Geschenkbuch für Kinder von sechs bis zehn Jahren. — Die Dürrsche Buchhandlung in Leipzig bringt ebenfalls für dieses Alter zwei Publikationen: „Im Märchenwalde", eine neue Folge von Märchen des geschickten Märchenerzählers Max Jochen (10,20 Mark), und „Gestern und heute", II. Teil: „Was der kleine Heini Will in großer Zeit erlebte". Stimmungs-

bilder von Ernst Lorenzen mit Illustrationen von Otto Weil (5 Mark), beide gediegene Bücher von pädagogischem Wert. Für die Bedürfnisse der Kleinsten sorgt das im gleichen Verlage erschienene „Duro", ein Schnitt-, Schneid- und Ausmalspiel (10,20 Mark).

Für die reifere Jugend. Den Reigen der neu erschienenen Bücher für die Jugend mögen Bruno Schönlanks Kindergedichte „Sonniges Land", illustriert von George Groß (Paul Cassirer, Berlin; 8 Mark) eröffnen. Es sind in der Tat Kindergedichte voll reiner Heiterkeit für die Kleinen und ernste, etwas lehrhafte Verse für die Größeren, Gedichte, in denen das sonnige Kinderland sich spiegelt. Von Märchenbüchern für die heranreifende Jugend liegen vor Neuauflagen der beiden Werke „Aus der Waldheimat" und „Tannenrauschen" von Ernst Ritter v. Dombrowski (Verlag J. Neumann, Neudamm; 9 Mark.) Der Verfasser versteht es vortrefflich, seine Märchen mit den Naturstimmungen unserer Heimat zu erfüllen; dadurch wecken sie in dem jugendlichen Leser die Liebe zur angestammten Scholle und zu den Schönheiten der Natur und verbinden so zwanglos Unterhaltung mit Belehrung. Ein ausgesprochenes „Märchenbuch der Natur" hat unter dem gleichen Titel Carl W. Neumann geschrieben (Quelle & Meyer, Leipzig; 6 Mark). Es sind Plaudereien von Tieren und Pflanzen im Märchengewande. In ihnen erzählt uns die Natur selbst ihr Lebensmärchen in so anmutiger, fesselnder Form, daß jedem von uns das Lesen des schmucken Büchleins zur reinsten Freude wird. Nur auf dem Gebiete der Erzählung bewegt sich Victor Hellings Buch „Unter Indiens Sonne" (August Scherl, Berlin; 24 Mark). Es schildert uns in fesselnder Form die Erlebnisse zweier Knaben, die von Abenteuerdurst nach dem Wunderlande Indien getrieben werden und es mit allen seinen Schönheiten und Gefahren kennenlernen. In die Geschichte führt uns Friedrich Lienhards Erzählung „Der Raub Straßburgs (Georg W. Dietrich, München). Wie das deutsche Elsaß unter Ludwig XIV. von den Franzosen geraubt wurde, das ist der Inhalt dieses Werkes, das der deutschen Jugend einprägen soll, nie jenes schöne Grenzland zu vergessen. Zwei neue Jugendschriften veröffentlicht ferner Loewes Verlag Ferdinand Carl in Stuttgart. „Rund um die Rabenburg" nennt sich die packende Erzählung der bekannten Jugendschriftstellerin Josephine Liebe (13 Mark). Die Schilderungskunst der Verfasserin erreicht in diesem Werke ihren Höhepunkt, so daß man es als das Beste bezeichnen kann, was sie bisher geschaffen hat. Während sich dieses Buch sowohl an Knaben als auch an Mädchen wendet, ist Johanna Klemms Erzählung „Leben ist Streben" (20 Mark) ausschließlich für letztere bestimmt. Sie wird mit ihrem bunten Vielerlei von Erlebnissen einer heranreifenden Frauenseele, die sich dem Studium widmet, mit ihren anmutigen Beschreibungen des weiblichen akademischen Lebens und den Wanderungen durchs Thüringer Land unter den Mädchen vorgeschnittenen Alters viele Freundinnen erwerben. In dem gleichen Verlage kamen ferner Bearbeitungen von zwei Meisterwerken der Weltliteratur: Bulwers „Letzte Tage von Pompeji" (13 Mark) und Dickens' „Oliver Twist" (18 Mark), heraus, die sich beide trefflich als Geschenkwerke eignen. Als willkommenste Weihnachtsgabe wird man jedoch in Mädchenkreisen „Das Kränzchen" begrüßen, dessen neuer Jahrgang wieder eine Fülle des Belehrenden und Unterhaltenden aufweist. Ebenso wie den Knaben der „Gute Kamerad", der nun schon zum 34. Male erscheint, das angenehmste Geschenk sein dürfte. Wie diese, so gehören auch das „Neue Universum" und der „Jugendgarten", beides Zeitschriften, zu den Standartbüchern der reiferen Jugend und lösen mit ihrem vielseitigen Inhalt, der alle Neigungen berücksichtigt — in dem ersten Werk die der männlichen, in dem letzteren die der weiblichen Jugend — stets die freudigsten Gefühle aus. Alle diese vier Sammelbände sind in dem Verlag Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, erschienen.

Lyrik und Märchen. Die nahe Verwandtschaft und enge Verbindung von Religion und Poesie hat in der religiösen Lyrik, vornehmlich des Mittelalters, ihren schönsten und kräftigsten Ausdruck gefunden. Aber auch die späteren Jahrhunderte bis in die allerneueste Zeit haben wundersame Blüten edelster Gotteslyrik hervorgebracht. Das beweist die prächtige Sammlung deutscher Christusgedichte, die der Breslauer Domvikar Karl Jakubczyk soeben unter dem Titel „Denk Jesu nach!" (Verlag Herder, Freiburg; 17,40 Mark) veröffentlicht hat. Eine nette Auswahl deutscher Sinngedichte aus vier Jahrhunderten bietet Ludwig Fulda in einem Bändchen „Das Buch der Epigramme" (Propyläen-Verlag, Berlin). Von Wederlin bis zu Christian Morgenstern bietet es das Beste, was an dichterischer Schlagfertigkeit und witziger Kürze von unseren deutschen Poeten in Versen gesagt worden ist. Da das Bändchen mit Christian Morgenstern schließt, so sei nebenbei auf die eben veröffentlichte Sammlung seiner „Epigramme und Sprüche" (R. Piper & Co., München) hingewiesen, die mit zum Besten gehören, was dieser geistreiche Dichter geschrieben hat. Von Hans Bethge, dem Verfasser der „Chinesischen Flöte" und des „Buches der Nächte" ist ein neues Anthologiebändchen „Die indische Harfe" (Morawe & Scheffelt, Berlin) erschienen, in dem sich Bethge wiederum als feiner Nachempfinder fremdländischer Lyrik offenbart. Der ein wenig in Vergessenheit geratene Felix Örmann lenkt durch ein Gedichtbuch „Neurotica" (Verlag Georg Müller, München; gebunden 7,50 Mark) wieder die Aufmerksamkeit auf sich, doch sind diese gesammelten Musenkinder nicht gerade seine besten. Eine Anthologie unter dem Titel „Höhenfeuer" von Professor Dr. Ed. Heyck zeigt die Verlagsbuchhandlung von Moritz Schauenburg in Lahr an. Er nennt sie ein „Lebens- und Trostbuch für freiheitliche Deutsche". Der Grundgedanke dieser beachtenswerten Anthologie ist die Untrennbarkeit der politischen Kultur und der persönlichen, die in der Politisierung Deutschlands sich fortan durchsetzen muß, damit der Höhenweg eines sozialen und volksethischen Neuanstiegs in ihr betreten werde. — Die Gruppe der Märchenbücher mögen „Die Götter der Edda" (Musarion-Verlag, München; gebunden 14 Mark) einleiten. Leopold Weber läßt hier die schöne Sagenwelt der altnordischen „Edda" in freier Nachdichtung und zuweilen auch Umdichtung, unter Ausschaltung aller die Lektüre des Originals so beschwerlich machenden Umständlichkeiten und Namen, für modernes Empfinden eingerichtet, aufleben. Die ausgezeichnete Märchensammlung des Verlags Eugen Diedrichs in Jena hat wiederum eine Bereicherung von zwei neuen Bändchen — „Indianermärchen aus Südamerika" und „Kaukasische Märchen" (der Band 15 Mark) — erfahren. Alle Vorzüge früherer Ausgaben — Gediegenheit, Gründlichkeit und gute Übersetzung — lassen sich auch diesen beiden Bändchen nachrühmen. Bei dem großen Interesse, das man zur Zeit dem Freiheitskampf der Iren entgegenbringt, wird man die Sammlung „Irische Volksmärchen" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin; gebunden 13 Mark) freudig begrüßen, geben doch die Märchen die beste Auskunft über die Anlagen und Charaktereigenschaften eines Volkes. Eine Neuausgabe der frei erfundenen Märchen des baltischen Schriftstellers Alexander v. Sternberg, die zuerst 1850 erschienen sind, veröffentlicht der Verlag Morawe & Scheffelt, Berlin.

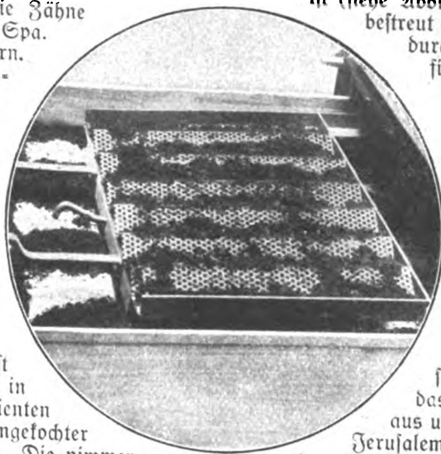
Wer von unseren Lesern den Wunsch hat, weitere Exemplare der vorliegenden Märchennummer zu besitzen, um sie vielleicht befreundeter Seite als Geschenke unter den Weihnachtsbaum zu legen, sei darauf hingewiesen, daß für den bei der heutigen Marktlage außerordentlich billigen Preis von 6 Mark – solange der Vorrat reicht – weitere Nummern durch jede Buchhandlung oder direkt von der Geschäftsstelle der „Illustrirten Zeitung" (Verlag von J. J. Weber), Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7 bezogen werden können.

Ende des redaktionellen Teils.

Die Wellsiebfeuerung.

Eine Erfindung von weittragender Bedeutung für die Zimmer- u. Küchenheizung.

Im vorigen Winter bereits haben wir gefroren, daß uns die Zähne klapperten und doch hatten wir noch kein Abkommen von Spa. An den kommenden Winter denkt man deshalb nur mit Schaudern. Hungern kann man allenfalls — das haben wir in langen Kriegsjahren bewiesen, frieren aber nicht. Indessen, stehen die Dinge wirklich so schlimm, wie es den Anschein hat? Gewiß, Steinkohlen werden uns in diesem Winter nur in homöopathischen Dosen zugeteilt werden, denn unsere Kohlenzüge werden unter dem Drucke jenes Abkommens in der Hauptsache Richtung Frankreich fahren, aber es ist uns wenigstens die Braunkohle geblieben. Nun kann die Braunkohle, wenigstens die Rohbraunkohle, im Privathaushalt allerdings keine Rolle spielen, wohl aber der Rückstand von ihr, der Grudekoks. Er wird jährlich in einer Menge von ungefähr 45000 Eisenbahnwagen erzeugt und seine Produktion wächst noch ständig. Grudekoks besteht aus reinem Kohlenstoff und übertrifft an Heizkraft die Kohle um ein Bedeutendes. Dieser Brennstoff ist zwar schon früher (in der Magdeburger und Halleschen Gegend) in primitiven Herden zur Küchenfeuerung benutzt worden, doch dienten diese Herde in der Hauptsache zum Wärmen oder Garkochen angekochter Speisen. Man braucht also nebenher den Kohlen- oder Gasherd. Die nimmermüde deutsche Technik, die gefürchtete Gegnerin der nimmersatten Entente, hat nun aber auch hier einen ebenso einfachen wie bewunderungswürdigen Ausweg gefunden durch die Erfindung der Wellsiebfeuerung. Sie besteht in einer Art gewelltem Rost mit zahllosen kleinen Löchern, der einige Zentimeter über der Grudeschicht angeordnet ist (siehe Abbildung). Will man nun schnelle Hitze, wie bei Gas erzielen, so bestreut man das Wellsieb mit Grudekoks, die feinen Teilchen fallen durch die Löcher auf die darunter befindliche Grudeschicht und es findet nun eine Wechselwirkung der beiden Schichten statt, die eine außerordentlich starke und schnelle Heizwirkung zur Folge hat. Nach einem Versuche der Technischen Hochschule in Stuttgart läßt sich mit der Wellsiebfeuerung in wenigen Minuten eine Hitze von 325 Grad erzielen. Von der Patentinhaberin der Wellsiebfeuerung, der Deutschen Patent-Grudeofen-Fabrik Walter Rieschel & Co. m. b. H., Liebertwolkwitz bei Leipzig, werden nach diesem System Grudeherde für die Küche und Heizöfen hergestellt, die sich in der Praxis außerordentlich bewährt haben. In den Herden kann man kochen, braten, backen, dörren, sterilisieren und hat nebenher noch stets heißes Wasser. Daß diese Heizungsart außerdem noch die billigste überhaupt ist, ist eine sehr angenehme Zugabe. Die erwähnten Öfen und Herde sind Dauerbrenner; man steckt sie einmal an und sie bleiben immer im Betrieb. Berliner Leser dieses Blattes können das System, das in seiner Vollkommenheit einen wirklichen Ausweg aus unseren Heiznöten bedeutet, in der Niederlage der genannten Fabrik Jerusalemer Str. 15, besichtigen; weitere Niederlagen befinden sich in Magdeburg, Alter Markt 13 und in Leipzig, Nürnberger Str. 54, Ecke Liebigstr. — Die Patentinhaberin hat über die Wellsiebfeuerung unter dem Motto: „Grudeheizung 1920" aufklärende Schriften herausgegeben, deren aufmerksame Lektüre bestens empfohlen sei.



H. Kleinpaul.

Allgemeine Notizen.

Auszeichnung. Dem Seniorchef der Bergischen Stahl-Industrie, Gußstahlfabrik in Remscheid, Herrn Geheimen Kommerzienrat Böker, wurde anläßlich der 50jährigen Jubelfeier der Technischen Hochschule Aachen die Würde eines „Dr. Ing. ehrenhalber" verliehen.

Einer der besten Reklamefachmänner, Herr Christian Kupferberg-Mainz, sagt in der Zeitschrift „Seidels Reklame" unter anderm: „. . . nicht die ruhige, künstlerische und vornehme Ankündigung ist es, die gewisse Gegenströme verursacht, sondern die Auswüchse geschmackloser, schreiender und unfeiner Reklame, die leider noch vielerorts ihr Wesen treiben. Auf dem Gebiete der Reklame sollten alle Veröffentlichungen daraufhin geprüft werden, ob sie in Form und Inhalt dem guten Geschmack entsprechen und auch demjenigen, der der Reklame fernsteht, ja ihr vielleicht abhold ist, nicht unangenehm auffallen. Ich gehe so weit zu sagen, daß Anzeigen, die eine über Gebühr schwere Schrift zeigen und dadurch das Zeitungsbild entstellen, sowie Formen, die sich infolge unrichtiger Größe der Druckstöcke dem Satzbilde nicht einfügen und auf andere Weise stören, von den Zeitungen einfach zurückgewiesen werden sollten, in gleicher Art, wie jedes anständige Blatt Anzeigen zurückweist, die sonst irgendwie gegen die guten Sitten verstoßen. Es muß erreicht werden, daß der gute Geschmack auf dem Gebiete der Reklame höhere Geltung erlangt, nicht nur, damit Reklame und Reklamefachleute ihr Ansehen erhöhen, sondern auch aus der rein geschäftlichen Erwägung, daß gegentreibende Kräfte, die die Reklame auf Grund einzelner geschmackloser Verfehlungen einzudämmen beabsichtigen, niedergehalten werden können." Möge die Kupferbergsche Reklame-Unterweisung auf fruchtbaren Boden fallen.

Die Fürsorge für deutsche Kriegergräber. Der „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge" hat in den letzten Monaten an mehreren französischen, belgischen und polnischen Orten deutsche Kriegsgräber bepflanzen und schmücken lassen. Er konnte vielen Angehörigen Auskünfte über den Zustand der Gräber geben und ihnen behilflich sein, Grabstätten wieder instand zu setzen. Auch mit Italien, Serbien, Rumänien, Siebenbürgen, Litauen steht der Volksbund in Verbindung und ist bereits in vielen Fällen in der Lage, auf Grund örtlicher Feststellungen sichere Auskünfte zu geben. Der Volksbund ist über das

ganze Reich verbreitet und behördlich anerkannt. Spenden für den Volksbund wolle man richten an dessen Geschäftsstelle in Berlin-Charlottenburg, Königsweg 30.

Matheus Müller-Eltville, Wettbewerb Neubau. Das Preisgericht bestehend aus den Herren Professoren Bonatz-Stuttgart, Hausmann-Aachen, Meißner-Darmstadt, Stadtbaurat Bühring-Leipzig und den Geschäftsinhabern der Firma Matheus Müller hat unter 269 Entwürfen folgende Arbeiten preisgekrönt: erster Preis zehntausend Mark, Kennwort „Rheinsporn", Architekten Adolf Abel und K. Böhringer-Stuttgart; zweiter Preis achttausend Mark, Kennwort „MM", Diplomingenieur Friedrich Otto-Kirn a. d. Nahe; dritter Preis sechstausend Mark, Kennwort „Bacchusbrunnen", Professor Weber und Regierungsbaumeister Hollweck-München; vierter Preis viertausend Mark, Kennwort „Stromauf", Brüder Siebrecht-Hannover; außerdem wurden fünfzehn Entwürfe zu je zweitausend Mark angekauft.

In Friedrich Meyers Buchhandlung und Antiquariat, Leipzig, Teubnerstraße 16, erscheint in Kürze ein neuer Katalog, der in der Hauptsache die Bestände der Bibliothek des Berliner Literarhistorikers Daniel Jacoby verzeichnend, eine reiche Auswahl aus den Gebieten Literaturgeschichte, Kunst, Philosophie, Kulturgeschichte und anderen Wissenszweigen bei anerkannt mäßigen Preisen bieten wird.

Die Elilo-Parfümerie Weber, Leipzig-Mockau hat sich schnell die Gunst des Publikums erworben; sind doch die Elilo-Parfüme aber auch von wunderbarer Feinheit, edel und vornehm, in besonders ansprechender künstlerischer Ausstattung. Für das Weihnachtsfest sind verschiedene köstliche Elilo-Parfüm-Neuheiten in den Handel gekommen, die sich mit in erster Linie als jederzeit gern gesehene Geschenke für unsere Damenwelt eignen. In den bezüglichen Verkaufsläden wolle man daher vor allem Elilo-Parfüme fordern.

Schaffende Frauen seien an dieser Stelle auf die von Hofrat Alexander Koch in Darmstadt herausgegebene reichillustrierte Darmstädter „Stickerei- und Spitzen-Rundschau" aufmerksam gemacht. Die Verlagsanstalt Alexander Koch in Darmstadt sendet auf Verlangen den illustrierten Prospekt gern kostenlos.

Die schlechte Volksgesundheit, hervorgerufen durch die Unterernährung und deren Folgen, macht den menschlichen Organismus für Krankheitserscheinungen in erhöhtem Maße empfänglich. Hierzu kommt noch die Kohlennot, die

auch in diesem Winter das Auftreten von Erkältungskrankheiten begünstigen wird. Jeder schenke daher den Katarrhen der Atmungsorgane, wie Husten, Heiserkeit und Verschleimung, größere Aufmerksamkeit, um chronischen Leiden vorzubeugen. Als wirksames Schutzmittel sind die ärztlich erpropten und bestens empfohlenen Baden-Badener Pastillen in weiten Kreisen bekannt, beliebt und geschätzt. In allen einschlägigen Geschäften sind Baden-Badener Pastillen zu Mark 4.— die Schachtel zu haben. Das Schutzwort „BADAG“ und die B/B Marke sind die Kennzeichen der Echtheit.

Das neue Leipziger Meßadreßbuch. Dieses unentbehrliche Nachschlagewerk hat bei den letzten Leipziger Messen bekanntlich keine „gute Presse“ gehabt. Die gewaltige Zunahme der Aussteller in den letzten Jahren hatte den Leibesumfang der beiden Bände derart aufgetrieben, daß jeder Einkäufer unter der keineswegs süßen Last stöbnte, und die Teilung in fünf Bände, die man im letzten Herbst durchführte, hat auch nicht restlos befriedigt: die Übersichtlichkeit wurde zerstört, und auch die einzelnen Fragmente kosteten noch immer mehr, als der Einkäufer dafür übrig hatte. Das soll jetzt nun anders werden. Das Adreßbuch zur Frühjahrsmesse 1921 — zugleich die 50. Ausgabe des Leipziger amtlichen Meßadreßbuches überhaupt — wird im ganzen drei Bände umfassen. Band 1 und 2 für die Allgemeine Mustermesse zum Preise von 20 Mk., Band 3 für die Technische und Baumesse zum Preise von 10 Mk. In beiden Adreßbüchern wird das am meisten gebrauchte Warenverzeichnis von jetzt ab an erster Stelle stehen, und innerhalb der einzelnen Warengruppen werden die Ausstellerfirmen nicht mehr einfach nach dem Alphabet, sondern nach Meßhäusern geordnet. Eine flüchtige Durchsicht des Buches schon zeigt dem Einkäufer, welche Meßkaufhäuser für ihn hauptsächlich gesucht werden müssen; diese Neuerung allein dürfte manch unnützes und zeitraubendes Hin und Her im Leipziger Meßtrubel ersparen.

Englisches Urteil über Stoewer-Personenkraftwagen. In der englischen Zeitung „Evening Citizen“, Glasgow war unlängst folgendes interessante Urteil zu lesen: „Ein bemerkenswerter kleiner Wagen. Ende voriger Woche fuhr ich ungefähr 30 Meilen einen Stoewer-Personenkraftwagen, welcher vor dem Kriege geliefert wurde und erneuerte meine Bewunderung über dies ausgezeichnete deutsche Produkt. Es war ein 13/9 HP Wagen. Der Lauf dieses vorzüglichen kleinen Wagens ist ein

Tribut für die gute Arbeit, und solch ein Wagen würde auch heute guten Absatz finden, da er genau dieselbe Arbeit verrichtet, wie ein großer bei viel höherem Preise leisten kann. Es handelt sich um eine augenscheinlich kleine Maschine mit Getriebekasten für vier Geschwindigkeiten, welche den Wagen befähigen, voll beladen, jede Steigung zu überwinden und bei ebener Straße eine große Schnelligkeit zu entwickeln. Man empfindet direkt Freude beim Überwinden eines Hügels. Ich vergaß, wie teuer der Wagen vor dem Kriege gekauft wurde, aber es war nicht viel über £ 350, und er würde jetzt für den doppelten Preis immer noch sehr preiswert sein. Der kleine Veteran, mit dem ich zusammen ein sehr vergnügtes Wochenende auf der Straße verbrachte, ist von einer Ausführung, die unsere eigenen Fabrikanten sehr wohl annehmen könnten, und er beweist, daß ein kleiner Wagen in guter Ausführung durchaus nicht kurzlebig zu sein braucht". Es handelt sich um einen 6-steuerpferdigen Personenkraftwagen der Stoewer-Werke Aktiengesellschaft vormals Gebrüder Stoewer, Stettin, der vor ungefähr acht Jahren verkauft wurde.

Vibratoren, die sich erhitzen, sind wertlos. Das ist der leitende Grundsatz, den jeder Käufer eines elektrischen Hand-Vibrators beachten muß, weil 1. durch die Erhitzung die Isolierungen der Motordrähte zerstört werden und der Anker durchbrennt; 2. das Schmieröl aus den Lagern läuft, die Ankerachse sich heiß läuft, sich festfrißt und der Anker durchbrennt; 3. die heiß gewordenen Lager sich ausleiern und anfangen zu klappern; 4. der ganze Apparat bei der Arbeit so heiß wird, daß er nicht anzufassen ist. Seit vielen Jahren bemühen sich viele Fabriken, durch Beseitigung der Erhitzung im Betriebe die Hand-Vibratoren wirklich brauchbar und haltbar zu machen, was ihnen bisher nur sehr unvollkommen gelungen ist. Besonders war es auch die amerikanische Industrie, die in der Herstellung von Hand-Vibratoren sich große Mühe gegeben hat, mit dem Erfolg, daß im Laufe der Zeit 40 bis 50 verschiedene Systeme auf den Markt gebracht worden sind. Sie besitzen aber alle durchweg den obigen Kardinalfehler; alle amerikanischen Vibratoren laufen sich nach sehr kurzer Zeit heiß und sind daher von sehr geringer Haltbarkeit. Erst durch die Erfindung des „Sanax"-Vibrators mit der reibungslosen Lagerung (D. R.-P.) ist ein guter elektrischer Hand-Massage-Apparat geschaffen, der sich nicht erhitzt. Der „Sanax"-Vibrator (D. R.-P.) ist ein feinschlägiger, durchaus gleichmäßig arbeitender elektrischer Hand-Vib-

rator zur Körper- und Schönheitspflege von feinster Präzisionsarbeit, bei dem wegen der reibungslosen Lagerung Erhitzung und Verschleiß nicht eintreten, der anderseits dauernde Betriebssicherheit gewährt und mit 40 % Stromersparnis arbeitet. Technisch ist deshalb der „Sanax"-Vibrator als vollkommen zu bezeichnen. Wegen seiner ausgezeichneten Wirkung bei Körper- und Schönheitspflege ist er für jedermann unentbehrlich. Er wird hergestellt von der Elektrizitäts-Gesellschaft „Sanitas", Berlin N. 24.

Das Zahnen der Kinder. Eine der gefürchtetsten und schlimmsten Perioden, welche der Mensch im frühen Kindesalter durchzumachen hat, ist die Zahnungsperiode. Besonders schwächlichen Kindern kann das Zahnen durch seine üblen Begleiterscheinungen recht gefährlich werden. Das Durchbrechen der Zähne bereitet viele Schmerzen und Fieberanfälle, Krämpfe, Verdauungsstörungen, Durchfall usw. Alle alten Hausmittel helfen nicht. Mit dem Herausbringen des ärztlich empfohlenen neuen Zahnerleichterungsmittels Dentino gibt es eigentlich keine Zahnungsbeschwerden mehr. Die Anwendung des Präparates (Einreibung des Zahnfleisches) verschafft sofortige Linderung: sämtliche mit dem Zahnen verbundene Begleiterscheinungen verschwinden fast plötzlich. Irgend welche Nebenerscheinungen treten nicht auf, da Dentino vollkommen giftfrei und unschädlich ist. Auch beim zweiten Zahnen sowie gewöhnlichen Zahnschmerz Erwachsener wird Dentino mit gleichem Erfolge angewandt. Dentino ist in allen Apotheken erhältlich und wird von den bekannten Viszitin-Schöbel-Werken, Dresden 16 hergestellt.

Hautpflege. Bereits vor Eintritt der rauhen Jahreszeit ist es unbedingte Pflicht jeder eleganten Frau, ihren Teint gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, damit ihre Haut die Weichheit behält und Nässe und Kälte keinen ungünstigen Einfluß ausüben. Ein vorzügliches Präparat, das alle guten Eigenschaften zur Hautpflege in sich vereint, ist die bekannte „Lebona-Creme". Zu jeder Tageszeit ist die Anwendung möglich, da diese Creme nicht fettet, sondern sofort in die Haut einzieht und einen erfrischenden, nicht aufdringlichen Geruch hinterläßt.

Selbstrasierer bedürfen unzweifelhaft eines guten Abziehsteins. Ein solcher ist der Magnet-Elektrostein O. Ha! Dieser Stein macht die Klinge schon nach kurzem Abziehen so haarscharf, als man sie nur wünschen kann, so daß das Selbstrasieren, wie es in vielen der zahllosen Anerkennungs-

schreiben heißt, zu einem wahren Vergnügen wird. Der Magnet-Elektrostein O. Ha! gehört zu denjenigen Erfindungen, die keinen großen Namen haben und nicht durch glänzende Eigenschaften sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, dafür aber ihre Bestimmung um so vollkommener erfüllen. Der Magnet-Elektrostein O. Ha! ist von so hervorragender Bedeutung, daß sich seine Anschaffung mit einem Mal bezahlt macht, wenn man die alten Klingen darauf abzieht. Die Klingenersparnis ist ganz bedeutend; mit einer Klinge kommt man 5 bis 6 Monate aus. Was dies bedeutet, kann sich jedermann selbst ausrechnen. Der Stein ist erhältlich in allen einschlägigen Geschäften oder direkt vom Erfinder und Hersteller: Otto Hunger, Elsterberg/Sa. Tel. 35. Vgl. die Anzeige auf Seite 589 der vorliegenden Nummer.

Wir treten jetzt in die Zeit der nassen Füße, als deren Folge sich oft ein lästiger Schnupfen entwickelt. Jeder empfindet ihn zum wenigsten als etwas recht Unangenehmes und wer öfter daran leidet, sieht mit Grauen einem Witterungswechsel entgegen. Ein einfaches, erprobtes und billiges Mittel selbst gegen den hartnäckigsten Schnupfen ist das Sozojodol-Schnupfenpulver. Man schnupft es wie eine Prise, die Nase bekommt sofort Luft, der Kopf wird frei und ein Gefühl des Wohlbehagens durchströmt den Körper. Sozojodol-Schnupfenpulver ist in jeder Apotheke zu haben.

Eine wesentliche Ersparnis im Haushalt bietet der Hausfrau die Anwendung von „Sabol" zur Reinigung von Blusen und Kleidungsstücken jeder Art, auch Seide und Stickereien. „Sabol" ist ein auf neuer wissenschaftlicher Grundlage hergestelltes Präparat, welches bei richtiger Anwendung vollkommen zuverlässig, dabei sehr billig und äußerst bequem zu handhaben ist und sehr viel Zeit, Ärger und Verlust erspart. Man beachte die heutige Anzeige.

Beim Schließen der Briefe bedient man sich im Falle mangelhaften Klebstoffs auf den Rändern der Briefumschläge guter gummierter Verschlußmarken, wie solche auf postkartliches Verlangen z. B. von der Optischen Anstalt Oigee in Berlin-Schöneberg kostenlos erhältlich sind.

Besucher der Schweiz im Winter wird der Hinweis interessieren, daß Winteralbum, Hotelführer und Sportprogramm von der Amtlichen Auskunftsstelle der Schweizerischen Bundesbahnen in Berlin NW 7, Unter den Linden 57/58, und von der Schweizerischen Verkehrszentrale in Zürich, Löwenstraße 55 kostenlos erhältlich sind. Beide Stellen erteilen auf Verlangen jedwede bezügliche Auskunft.

Die bedeutendste, reichhaltigste und am glänzendsten ausgestattete

Chronik über den Weltkrieg

sind die in 9 gebundenen Folgen vorliegenden

Kriegsnummern der Illustrirten Zeitung.

Tausende von Bildern nach Originalen zahlreicher hervorragender Künstler, die ihre Eindrücke im Felde gesammelt haben, geben die vergangenen großen Ereignisse getreu und in anschaulicher Lebendigkeit wieder. Keine Chronik kann sich an der Fülle künstlerischer Beiträge, die nach eigenen Eindrücken gestaltet sind, mit der Leipziger Illustrirten Zeitung messen. Tausende von Abbildungen nach photographischen Aufnahmen ergänzen diese künstlerischen Darstellungen. In der Wiedergabe wechseln klare Autotypien mit vorzüglichen Tief- und Offsetdrucken und prächtigen vielfarbigen Abbildungen. Viele Hunderte von Aufsätzen aus der Feder bedeutender Schriftsteller, Gelehrter, Militärs usw. unterrichten über alle Fragen, die uns während des Krieges bewegt haben. Besonders wichtigen Gebieten sind zahlreiche umfangreiche Sondernummern gewidmet worden. Die Kriegsnummern der Leipziger Illustrirten Zeitung sind ein überaus wichtiges, wertvolles Quellenmaterial für die Geschichte des Weltkrieges. Ihr Studium ermöglicht es, das, was wir in den vergangenen Jahren erlebt und wie wir alles im Strudel der Ereignisse stehend aufgefaßt haben, in unmittelbarer Frische wieder aufleben zu lassen. Deshalb sind die Kriegsnummern der Leipziger Illustrirten Zeitung ein Werk von bleibendem geschichtlichen Wert. Aus allen Teilen der Welt täglich eingehende Anfragen und Bestellungen beweisen die Anerkennung, die der Bedeutung der Leipziger Illustrirten Zeitung überall als führender Chronik des Weltkrieges gezollt werden. Die Vorräte der noch verfügbaren Folgen sind dementsprechend nur noch gering.

Die Preise müssen infolge der weiterhin gestiegenen und der durch den Neudruck bedingten besonderen großen Unkosten abermals erhöht werden. Sie betragen jetzt für die

1. Folge	(Kriegs-Nr. 1 – 22	= August – Dezbr. 1914)	in Heften M. 70.–,	geb. M. 91.–
2. "	" 23 – 47	= Januar – Juni 1915)	" " " 55.50,	" " 72.50
3. "	" 48 – 74	= Juli – Dezbr. 1915)	" " " 53.50,	" " 69.50
4. "	" 75 – 100	= Januar – Juni 1916)	" " " 53.50,	" " 69.50
5. "	" 101 – 126	= Juli – Dezbr. 1916)	" " " 53.50,	" " 69.50
6. "	" 127 – 152	= Januar – Juni 1917)	" " " 53.50,	" " 69.50
7. "	" 153 – 178	= Juli – Dezbr. 1917)	" " " 53.50,	" " 69.50
8. "	" 179 – 204	= Januar – Juni 1918)	" " " 53.50,	" " 69.50
9. "	" 205 – 225	= Juli – Novbr. 1918)	" " " 53.50,	" " 69.50

Alle 9 Folgen zusammen kosten also 500 Mark in Heften, 650 Mark gebunden. Einzeln können die 1., die 4. und die 5. Folge gar nicht mehr, die übrigen Folgen nur noch in beschränkter Anzahl abgegeben werden. Interessenten, die sich ein Exemplar des vollständigen Werkes in 9 Folgen sichern wollen, wird empfohlen, ihre Bestellung bald aufzugeben. Ein Neudruck des ganzen Werkes erscheint kaum möglich, denn er würde eine Vervielfachung des jetzigen Preises bedingen.

„Die Kriegsnummern der altbewährten „Leipziger Illustrirten“ sind zweifellos die beste Kriegschronik.“ Grazer Tagblatt.

„Kein Volk besitzt ein ähnlich groß angelegtes und literarisch vertieftes Unternehmen.“ München-Augsburger Abendzeitung, München.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig 26.

Physikalisch-diätetische Heilweise * Luft- und Sonnenbäder * Psychotherapie * Inhalatorium

Dr. Lahmanns Sanatorium Weißer Hirsch bei Dresden

Frauen- und Geburtsh.-Klinik (Prof. Dr. Küster-Breslau)
Tagespreis von M. 85.- an. — Eigene Milchwirtschaft u. Obstplantagen.

Abteilung für Zuckerkranke (San.-Rat Dr. Beyer).
Chefarzt Prof. Dr. J. H. Schultz-Jena und 7 Ärzte.

St. Blasien Südlicher Schwarzwald. 800 m ü. d. M. **Sanatorium Luisenheim** Kurhaus (Klostergasthof und Schwarzwaldhaus)

Für Herz-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel- und Nervenkranke sowie Erholungsbedürftige (ausgenommen infektiös Erkrankte). Physikalische Heilmittel jeglicher Art. Wintersport.

Diätkuren. Vorzügliche Einrichtungen für Winterkuren.
Im Winter gemeinsame Küche im Luisenheim. Näheres durch den Prospekt.

Dr. Warda-Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Tannenhof
S.-R. Dr. Bieling
Heilanstalt
Friedrichroda
in Thüringen.

Bad Blankenburg, Thüringerwald.
Dr. Karl Schulze's
Das ganze Jahr geöffnet. **Sanatorium Am Goldberg** Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Thüringer Wald-Kurheim Dr. Lots
Friedrichroda
für Nervöse u. Erholungsbedürftige
Eig. bewährte Kur bei allen nervösen Erkrankungen.
Südlage, daher ganz besonders für Herbst- u. Winterkuren geeignet.

Waldsanatorium Schwarzeck in Bad Blankenburg, Thüringerwald. Prosp. für nervöse u. innere Kranke.

Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, **Chemnitz.**
Vollkommene Kureinrichtungen für physik.-diätet. Behandlung. Zeitgemäß beste individuelle diätetische Verpflegung. Alle bewährten Bäder, Sommer- u. Winter-Luftbäder, Höhensonnen- u. Lichtbehandlung, Emser Inhalatorium, Röntgenbehandlung, Zandergymnastik. Seelische Beeinflussung. Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Haut-, Herz-, Nierenleiden, Adernverkalkung, Frauenleiden, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Lähmungen u. Versteifungen, Kriegsschädigungen. Ausführl. Prospekt frei. Adresse: Chemnitz Nr. 8: Chefarzt: Dr. Loebell.

Stotterer bevorzugen die Anstalt von **Robert Ernst** Berlin, Großbeerenstr. 67. Prospekt gratis.

Bilz Sanatorium Dresden-Radebeul
Winterkur. Prospekt frei.

DRESDEN. *Hotel Westminster und Astoria-Hotel*
am Hauptbahnh. Vornehmstes Familienhaus. Alle Zimmer mit Ferntelephon, Warm- u. Kaltwasser-Zufluß. Privatbäder.

Gegen Gicht, Rheuma,
Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach (Main)
Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden.

Geh. San.-Rat. Dr. **Köhler's Sanatorium** G. m. b. H.
alle Kurmittel, auch die des Bades
Bad Elster
Blutarmut-, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfung, Fettsucht, Frauenleiden, Rheumatismus, Ischias, Lähmungen, Gelenkleiden.
Man verlange Prospekt.

Stuttgarter Neues Tagblatt
Die bedeutendste Zeitung Württembergs
Täglich zwei Ausgaben

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen
(Bayerisches Hochgebirge)
Sanatorium
für innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbedürftige.
Gute zeitgemäße Verpflegung.
5 Ärzte. Auskunftsbuch.

Schierke
Bedeutendster Winterkur- und Sportplatz des Harzes!
Prospekte durch die Kurverwaltung. Telephon Nr. 50

Sanatorium Schierke im Harz.
Das ganze Jahr geöffnet.
Ärztliche Leitung: San.-R. Dr. Kratzenstein.
Wirtschaftl. Leitung: Th. Johannsen. — Näheres durch Prospekt.

KURHAUS Tannenfeld für Nerven- u. Gemütskranke
bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Davos-Dorf (Schweiz). **Sanatorium Seehof.** Chefarzt Dr. Alexander. Preise täglich Fr. 17.50 bis 24.-.

GLOBUS-Putz-Extrakt
in Blechdosen
GLOBUS-PUTZ-EXTRAKT
Alleiniger Fabrikant
Neueste Erfindung
Nur echt mit Firma u Globus in rotem Streifen
Fritz Schulz
Goldene Medaille Weltausst. Paris 1900
Grand Prix Weltausst. St. Louis 1904
in altbewährter guter Friedensware wieder überall zu haben.
Allein. Fabr. Fritz Schulz jun. A.G., Leipzig

Unterrichtswesen.

Gesellschaft zur Förderung des realen Wissens m. b. H., Leipzig, Promenadenstrasse 10 III.
Vorbereitung auf die Reifeprüfung sowie Unter- u. Oberprimareife der neunstufigen Anstalten auf Grund neuartiger — hohe geistige Durchbildung erzielender — Methoden. Für berufstätige Damen und Herren Abendkurse bei fast gänzlicher Vermeidung von Hausarbeiten. Tageskurse. Abendkurse. Fernunterricht.

Hochschule für Frauen
Hochschule für Frauen Leipzig
Ausbildung für höhere Frauenberufe
Aufnahmebedingung: u. a. 10 klassige höhere Mädchenschule u. 2jähr. sachgem. Weiterbildg.
Staatliche Prüfungen
Ausk. u. sämtl. Drucks. geg. Einsendg. v. 2 M. in Briefm. d. Kanzlei **LEIPZIG, Königstr. 11.**

Halle/Saale
Dr. Harang's Lehranstalt
Vorbereitg. f. Abitur., Obersek.-Reife Reichsverbandsprüfg., sowie f. alle Schulkl., Umschulg. 56jähr. glänz. Erfolge. Schülerheim. Bericht frei.

Technikum Hainichen, Sa.
Höhere Lehranstalt.
Masch.-, Elek.-Ing., Techniker u. Werkmeister.
Programm frei.
Fabriklehrwerkstätten.
Beginn des Wintersemesters 6. Okt., des Vorunterrichts dazu 15. Sept.

Dr. Buslik's Röntgen-, Bakteriologie- u. Chemie-Schule für Damen, Leipzig I, Keilstr. 12. Schulauskunft u. Jahresber., 10 frei.

Töchterheim Anna Krause, Dresden,
Werderstraße 44, a. d. Lukaskirche. I. Ranges. Eigens erbaute Villa in freier Lage. Zentralheizung, fließendes Wasser in den Schlafzimmern, Bäder, Turn- und Tanzsaal, elektrisches Licht, Tennisplätze, großer Garten. Lehrfächer: Sprachen, Wissenschaften, Künste. Körperausbildung durch Gymnastik, Sport. Referenzen und Prospekt. Anna Krause, wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Technikum Hildburghausen Programm frei
Höh. Maschb. u. Elektrot.-Schule, Werkmeister-Schule.
Dir. Prof. Zizmann.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg. **Pädagogium, Landschulheim** auf deutscher u. christlicher Grundlage. — Gegründet 1873.
Kleine Klassen, real u. realgymnast. Ziel: Vorbereitung auf alle Klassen bis Obersekunda. Streng geregeltes Internat familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung. Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Propekt frei durch die Direktion.

Ingenieur-Schule Zwickau (Sachsen)
Ingenieur- und Techniker-Kurse für Masch.-, Elektr.- u. Betriebstechnik.
Semester-Beginn Anfang April u. Oktober.
Auskünfte kostenlos.

Pädagogium Neuenheim in Heidelberg-Neuenheim.
Kleine Gymnasial- u. Real-Klass. Sexta/Prima. Erfolgr. Überleitg. in alle Klass. der Staatsschulen. Abitur. Prima. (Einjähr. 7./8. Kl.). Wandern. Sport. Eigenes Spielfeld. Garten u. Landbau sichern die Verpflegung. Familienheim i. eigener Villa ohne Schlafsäle. Fluß- u. Hallenbad. Werkstätte. Förderung körperlich Schwacher u. Zurückgebliebener. Einzelbehandlung. Aufgaben in tägl. Arbeitsstunden. Seit 1895: 808 Primaner, (Einjähr. 7./8. Kl.) und Abitur.

Emser Pastillen EMS
gegen Heiserkeit, Husten u. s. w.
Warnung vor Nachahmungen

Ankauf von Büchern
aller Art zu höchsten Preisen
Bernh. Liebisch, Leipzig, Kurprinzstr. 6.

Farbige Kunstblätter der Illustrirten Zeitung.
Prächtiger Zimmerschmuck. — Als Geschenk geeignet.
Das Verzeichnis der etwa 250 Blätter umfassenden Sammlung wird auf Verlangen kostenlos versandt.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig 26.

Kotillon- u. Festbedarf in gr. Auswahl bei prompt. Lieferung. Jll. Preisl. frei. Johannes Seyffart, Buchholz i. Sa. 13.

Ohne Hammer Ohne Nagel u. Stemmeisen
F. H. SCHMIDT, TORGAU
Reform-Kisten
mit ges. gesch. Kistenverschluss
in einer Minute zu öffnen u. zu schliessen.
Bester Schutz gegen Beraubung
durch Schloss u. Plombe.
Kein Festnageln des Deckels mehr.
SPAREN ZEIT - GELD - ARBEIT
Festumspannt wie die Tonne von dem Reifen
Danke! das ist eine Reformkiste!

Probekistensätze zu M. 270.— (6 Stck. zus. 1,1 cbm Inhalt) oder M. 220.— (5 Stck. zus. 0,9 cbm). Wer Versandkisten zurückerhält, muß den ges. gesch. Sicherheitsverschluß verwenden. Bedeutende Ersparnisse garantiert. In 1 Minute zu öffnen u. zu schließen. — Niedrige Anschaffungskosten. — Unbegrenzte Gebrauchsfähigkeit. — In- und Auslandsvertreter gesucht. **F. H. Schmidt, Torgau.**

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3.
Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



SPANIEN-NUMMER

VERLAG VON J. J. WEBER, LEIPZIG

Nr. 4037 Einzelpreis 8 Mark (Vierteljährlich 30 Mark) 155. Band

Ein spanisches Reiseerlebnis. / Von A. del Castillo.

Keuchend schnaufte der Zug durch spanische Fluren, durch sonnenüberflutete Felder. Himmelwärts strebende Bergspitzen zeichneten scharfe Silhouetten in das satte Blau des fernen Horizonts. Wir fuhren durch die bezaubernden Landschaften des Südens.

Drei Personen reisten zusammen im selben Abteil des Zuges. Eine junge Spanierin von berückender Schönheit. Ihr Teint war gebräunt, ihre üppigen Haare und prachtvollen Augen prangten in glänzendem Schwarz wie ein Gagat (schwarzer Bernstein). Um ihre Lippen spielte beständig ein Lächeln als Abglanz eines Herzens voller Glückseligkeit. Ihr gegenüber saß ein junger Mann, blond und mit blauen Augen, schon seit einer Stunde unbeweglich auf seinem Platze, in die Lektüre einer Zeitung vertieft und kümmerte sich in keiner Weise um seine Umgebung.

Aus der andern Ecke des Abteils konnte ich mit Muße meine beiden Reisegenossen eingehend studieren. Dabei erschien mir das, was ich sah und hörte, so wertvoll, daß ich alles getreulich aufschrieb. Es schien mir, als sei es eine Lehre für alle, die nach Spanien gehen, besonders aber für die Deutschen.

Vielleicht lernen sie hierdurch, sich nur ein wenig anzupassen, sei es auch nur für die Zeit, während sie in Spanien weilen; es könnte ihnen und der gesamten Nation nur nützlich sein.

Es dauerte nicht lange, bis meine Reisegefährten eine Unterhaltung anknüpften.

„Sie sind Deutscher, nicht wahr?“ hörte ich die junge Dame den ihr gegenübersitzenden Herrn fragen.

„Caramba, mein Fräulein! Woran haben Sie das erkannt?“ versetzte der Angeredete mit ärgerlichem Erstaunen.

„Nun an allem“, entgegnete sie lächelnd. „Wir Spanier erkennen hier sofort die Fremden, besonders jedoch die Deutschen . . . ganz abgesehen davon, daß ich Sie natürlich sofort als Deutschen an ihrer großen Figur und an dem für die Deutschen so charakteristischen Merkmal erkannt habe: an der Haarfarbe und den blauen Augen.“

„Aber, mein Fräulein, Sie werden einsehen, daß ich mich, wenn ich nach Spanien gehe, zu diesem Zwecke nicht kleiner machen kann, als ich bin, und daß ich es natürlich für unter meiner Würde erachte, mir Teint, Haar und Augen zu färben.“

„Beim Einsteigen aber“, fuhr die Dame lächelnd fort, „haben Sie mir eine übertriebene, auf einen Spanier unangenehm und komisch wirkende Reverenz erwiesen. Bei uns genügt ein leises Nicken mit dem Kopfe; wird dies jedoch übertrieben, bewegen Sie dabei gar zu sehr den Körper, oder schwenken Sie etwa den Hut fast bis auf die Erde, so wirkt das in unseren Augen lächerlich. Außerdem war mir Ihre Mode ein untrügliches Zeichen, daß Sie Deutscher sind. Ich rate Ihnen aber gut,“ hierbei senkte die Spanierin ihre Stimme zum Flüsterton herab, „wenn Sie einmal in die Gefahr kommen sollten, sich in eine heißblütige Spanierin zu verlieben, so nähern Sie sich ihr um Gottes willen nicht in Ihrem langen Jackett und Ihren weiten Stiefeln. Dies alles mag wohl für Deutschland sehr schön und modern sein, die Liebe einer Spanierin aber werden Sie nur erringen, wenn Sie sich ihr in einem eng anliegenden, die Form des Körpers zur Geltung bringenden Jackett nähern. Außerdem müssen Sie darauf achten, daß Sie einen kleinen Stiefel tragen, wenngleich auch Ihre Füße darin schmerzen sollten. Ein Mann mit großen Stiefeln wird nie das Herz einer Spanierin für sich gewinnen.“

Der Deutsche sah sie mit komischer Verzweiflung an.

„Vorhin haben Sie eine Zigarre hervorgezogen und geraucht, ohne mich zu fragen, ob mich der Rauch belästige . . .“

„Gnädiges Fräulein, ich bitte tausendmal um Verzeihung“, unterbrach sie der Fremde.

„Nun gut, ich verzeihe Ihnen“, sagte die Spanierin mit einem liebreizenden Lächeln, das ihre schneeweißen Zähne zwischen den rosenroten Lippen hervorschimmern ließ.

„Hören Sie weiter“, fuhr sie fort. „Seit einer Stunde schon sitzen wir uns gegenüber, und während der ganzen Zeit haben Sie sich hartnäckig darauf beschränkt, die Zeitung zu lesen, ohne auch nur ein Sterbenswörtchen an mich zu richten. So etwas ist in Spanien ganz undenkbar. Unter irgendeinem Vorwande hätten Sie mit mir eine Unterhaltung anfangen müssen; Sie hätten mich fragen sollen, wohin ich reise, zu welchem Zwecke . . . Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ unterbrach sie sich, als sie in das verdutzte Gesicht ihres Gegenübers sah, „Sie wollen sagen, daß alles das in Deutschland als Aufdringlichkeit empfunden werden würde — nun, das mag wohl sein, hier aber ist es unerläßlich notwendig, wenn man höflich erscheinen will. Sie hätten mich z. B. nach meiner Familie fragen sollen, wie viele Brüder ich habe, welcher Art ihre Beschäftigung ist und . . . übrigens habe ich jetzt Trauer, vor kurzem ist ein Onkel von mir gestorben. . . Sehen Sie, das nehmen Sie schweigend und unbeweglich hin. Sie müßten nun, um höflich zu erscheinen, an meiner Trauer regen Anteil nehmen, mir Ihr tiefstes Beileid aussprechen und dem Verstorbenen sanfte Ruhe wünschen, obwohl Ihnen dies alles vielleicht gleichgültig und Ihr Mitleid nur erkünstelt ist; aber wir leben nun einmal hier in einer solchen Welt des Scheines und der Einbildungen. Wir Spanier sind vielleicht in dieser Beziehung das unpraktischste Volk Europas.“

„Dann erinnere ich Sie daran,“ fuhr die Spanierin fort, „wie Sie vorhin in aller Seelenruhe Ihre Schokolade verzehrten, ohne mir davon anzubieten.“

„Aber, gnädiges Fräulein, vorhin hatte ich noch nicht das Vergnügen, Sie zu kennen,“ sagte der Deutsche, peinlich berührt, „aber bitte, wenn ich Ihnen jetzt etwas anbieten dürfte. . .“

„Nein, ich danke, mein Herr, Sie kommen zu spät damit . . Übrigens ist es Sitte in Spanien — wenn nicht allzu viele Personen im Abteil sind — allen Reisegefährten, auch wenn Sie sie noch nicht kennen, von Ihren Süßigkeiten und Zigarren, die Sie unterwegs verbrauchen, anzubieten.“

„Sie sind überdies ein ganz außergewöhnlich ernster Mensch“, fuhr die Spanierin in ihrer Belehrung fort. „Die Leute in Spanien sind fröhlich und lächeln, lächeln immer, obwohl auch sie häufig das Herz voller Sorge haben. Mutig ersticken sie den Verdruß, den sie in der Brust tragen, mit einem Lächeln auf den Lippen. . . Vergessen Sie nicht, daß wir in Spanien sind, dem Lande der Sonne und der Freude.“

Draußen wechselten sich die Landschaften in bunter Folge ab; hier und dort sah man in der Ebene und in den Bergen reizende Gruppen von weißen Dorfhäuschen mit roten Ziegeldächern. Jedes Dorf mit seiner Kirche und seinem mittelalterlichen Schlosse, eine Erinnerung an die Bedeutung, die diese jetzt unscheinbaren Dörfchen einstens hatten, ein Zeugnis vergangener Größe.

Ich war am Ende meiner Reise angelangt und verließ den Zug, nicht ohne meinen beiden unbekannten Reisegefährten, die jetzt eifrig in ein Gespräch vertieft waren, der Sitte des Landes gemäß eine „feliz viaje“ (glückliche Reise) gewünscht zu haben.

Nachdem der Zug meinen Blicken entschwunden, blieb ich noch einige Augenblicke nachdenklich stehen. Dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, zog ich mein Taschenbuch hervor und schrieb die belehrende Unterhaltung meiner Reisegefährten nieder. Vielleicht wird dieser oder jener Deutsche, der nach Spanien geht, Nutzen daraus ziehen!



 Nummer 4037. 155. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Jllustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest

Nr. 4037. 155. Band. Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 8 Mark. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift 4 Mark 20 Pfg. 16. Dezember 1920.

H. ROSENTHAL

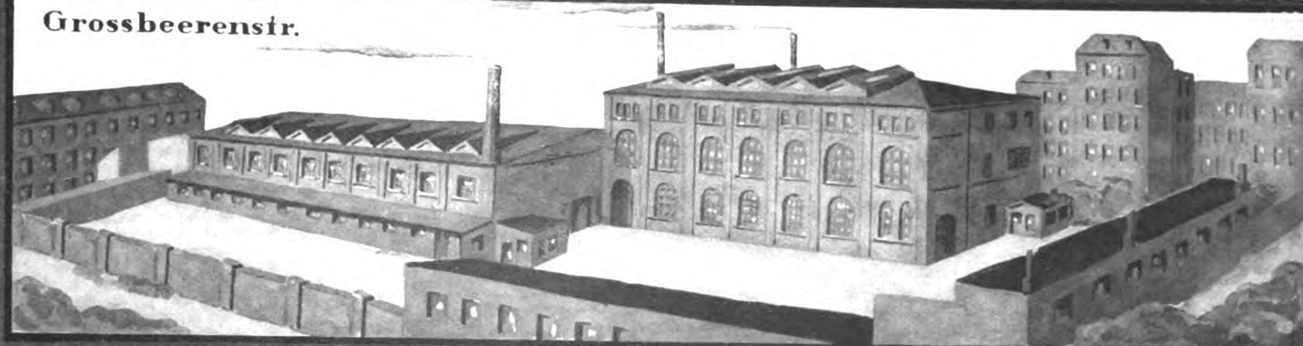
Inhaber: Geheimer Kommerzienrat Valentin u. Wilhelm Valentin

HR **BERLIN SW** HR

Grossbeerenstr. 71

Gegründet 1869

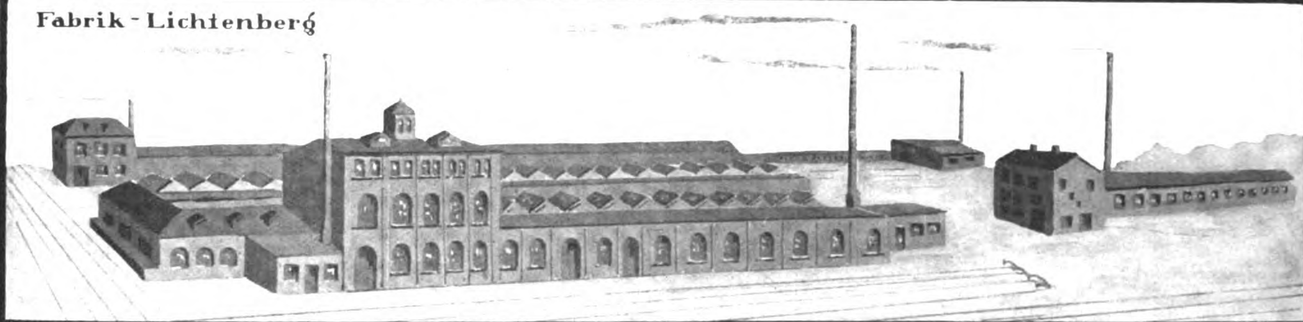
Telegramme: Walzröhren Berlin ★ A.B.C. Code Staudt & Hundius



RÖHREN

für Gas-, Wasser- u. Dampfanlagen

von den kleinsten bis zu den grössten Abmessungen ★

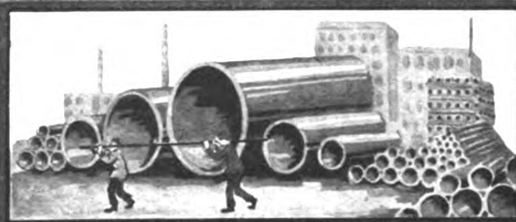


MATERIAL-LIEFERUNGEN

für den Bau von
Wasserwerken,
Gaswerken,
Elektrizitäts-werken,
Schiffswerften, ★
Maschinenfabriken,
Bewässerungs- u. Entwässerungs-Anlagen
ganzer Städte.

★ ★ ★







STABEISEN,
BAUEISEN,
BLECHE
BLEIROHR-FABRIKATION

★ ★ ★

ARMATUREN

aus
Eisen, ★
Messing,
Rotguss.

EXPORT NACH ALLEN LÄNDERN

GORN ★ ★ ★



ROB. M. SLOMAN JR.'S
MITTELMEER-LINIE.

Regelmässige achttägige Abfahrten von HAMBURG nach MALAGA, CARTAGENA, ALICANTE, VALENCIA, TARRAGONA, BARCELONA, GENUA, LIVORNO, NEAPEL, CATANIA, MESSINA und PALERMO.

Näheres wegen Fracht und Passage bei

ROB. M. SLOMAN JR., Hamburg, Baumwall 3, I.

„CONTINENTAL"
Internationale Speditions-Gesellschaft
G. m. b. H.

Centrale Frankfurt a. M., Gneisenaustraße 7
Tel.-Adr.: Trasco (Bahnhofsplatz)

R e i s e g e p ä c k - V e r s i c h e r u n g

E. Sachsse y Cía.
LEIPZIG
(Alemania)
y Viena-Liesing (Austria)

Aceites esenciales
Perfumes sintéticos
Esencias espirituosas para licores
Colores inofensivos

Máquinas
para ladrillos huecos y macizos
de genere y tamaño diferente
para la moderna construccion de hormigon
para mando á mano y á motor.

Máquinas para tejas de cemento
Máquinas pulimentadoras y alisadoras,
Moldes para peldaños, tubos, postes etc.
Molinos, Prensas, Quebradoras, Mezcladoras, Colores

Fábrica de máquinas
Dr. Gaspary & Co., Markranstädt (Alemania)
Catálogo número 120 franco.
Representante para España: **Magaka — Madrid** —
Covarrubias 5 · Dirigir la correspondencia al Apartado 1011.

Theodor Eismann, Leipzig 3.
Imprenta artística y casa editora de estampas.
Grandes existencias de tarjetas artísticas y de fantasía de toda clase.
Muestrarios á la disposición de los interesados.
Ejecución de tarjetas con vistas de ciudades y paisajes á los originales.
Gran depósito de estampas. — Entrega solamente á los comerciantes por mayor.

Pablo de Sarasate
Album para Violín y Piano. Nueva Edición en 2 volumenes de J. Barmas.

I	II
Romanza Andaluza / Zapateado / Airs Ecossais ‹Aires escoceses› / Danza Española No. 8 / El Canto del Ruiseñor	Melodía Rumena / Jota Navarra / Jota Aragonesa / Serenata Andaluza / Melodia Gitanesca

Precio 6 Marcos cada uno, con aumento de carestia de 250%.
N. Simrock, G. m. b. H., Berlin-Leipzig.



Für Deinen Jungen?
Nur
Voltana-Experimente
Prospekt E 27 gratis

¿Para su muchacho?
Sólo
Experimentos Voltana
Prospecto E 27 gratis

Alfred Wehrsen, Berlin SO. 33
Para España: Restituto Prado, Madrid, 12 Principe



Friedrich Probst	**Friedrich Probst**
Nürnberg, Kernstrasse 36.	**Nuremberg,** Kernstrasse 36.
Spezialfabrik für künstliche Christbäume	Fábrica especial de árboles de Nochebuena artificiales.
Gegründet 1899.	Casa fundada 1899.
Telegr.: Christbaumprobst. Telefon 11579.	Telégr.: Christbaumprobst. Teléfono 11579.

„Ideal-Giessformen"
D. R. G. M.
Zum Selbstherstellen von Zinn- und Bleifiguren

Moldes para colar „Ideal"
Con protección legal.
Cada uno puede colar figuras de estaño y plomo



Natürliche Grösse einer **Ideal-Giessform.**

Einheitliche Grössenverhältnisse der Figuren **in künstlerischer Ausführung.**

Tamaño natural de un molde para colar **„Ideal".**

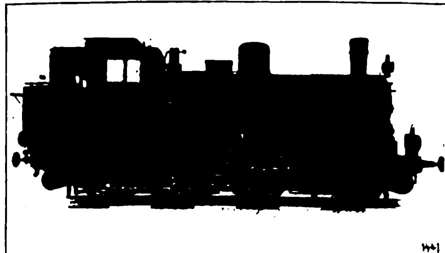
Proporciones de tamaños convenientes de las figuras en **ejecución artística.**

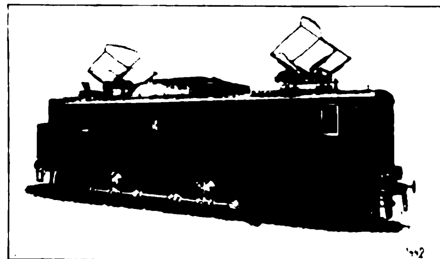
Keinerlei Nacharbeit an den gegossenen Figuren!
Prospekt oder reich illustrierten Katalog erhalten Sie kostenlos durch
Leutzscher Metallwarenfabrik
Leutzsch bei Leipzig.
Fernsprecher: Amt Leipzig 43997.
Telegramm-Adresse: Giessform Leutzsch.

¡Ningun retoque, ni arreglo de las figuras coladas!
Prospecto ó catálogo ilustrado, si se exigen, gratis
Fábrica de artículos de metal de Leutzsch
(Leutzscher Metallwarenfabrik)
Leutzsch cerca de Leipzig.
Teléfono: Leipzig 43997.
Dirección para telegramas: Giessform Leutzsch.

LINKE-HOFMANN WERKE

BRESLAU **CÖLN-EHRENFELD**





PRODUCTOS

Vagones de ferrocarril: Coches-salón, coches-camas, trenes de corte completos, coches para viajeros, vagones para el examen de túneles, vagones de caldera de calefacción, vagones de plataforma, vagones cubiertos y abiertos para mercancías, vagones de caldera, vagones de descarga automática.

Coches-motores: para acumuladores o servicio de cable para toda clase de corrientes, coches-motores Diesel y de benzol eléctricos.

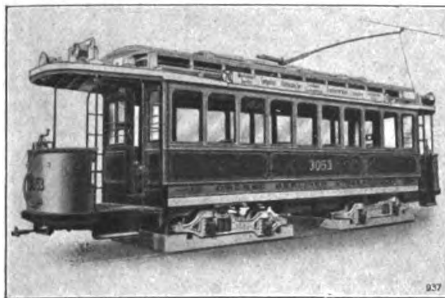
Tranvías: Coches de vía estrecha.

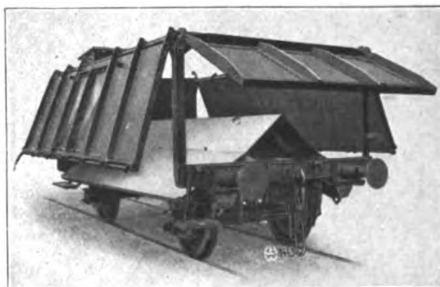
Locomotoras: Locomotoras para trenes de lujo de vapor recalentado, locomotoras para trenes de viajeros, y de mercancías locomotoras para vía estrecha y para ferrocarriles de campaña, locomotoras eléctricas y sin hogar.

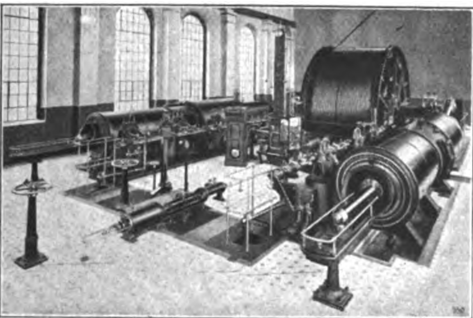
Máquinas: Motores Diesel, máquinas de vapor, máquinas y tornos de extracción, compresores y máquinas soplantes, bombas, máquinas para agotamientos de agua, calderas de tubos verticales, calderas marinas.

10 000 Obreros

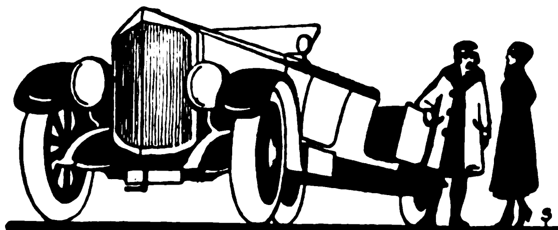
356











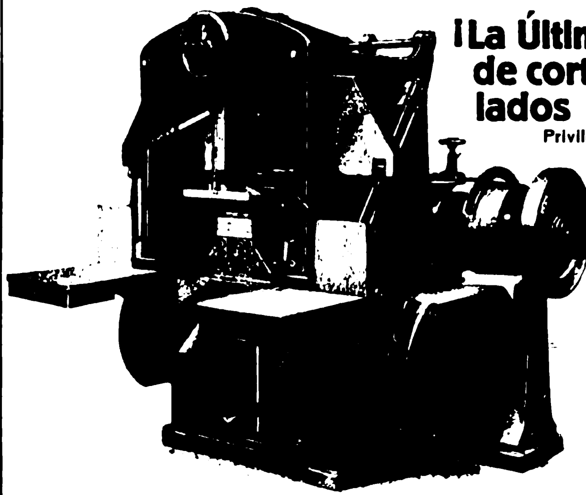
DÜRKOPP

AUTOMÓVILES

de deporte, para viajes, de turismo y de lujo,
Coches de repartir y camiones, Trenes de mercancías

DURKOPPWERKE A.G. DIELEFELD

¡Se piden representantes solventes en todas las plazas principales de España!



¡La Última Máquina de cortar de tres lados "FOMM"

Privilegio 193517

trabajando con 3 cuchillas con mesa de pirámide y otras novedades privilegiadas!

¡La más sencilla maniobra! ¡El más alto rendimiento!

Pídanse ofertas tambien de otras máquinas para los encuadernadores.

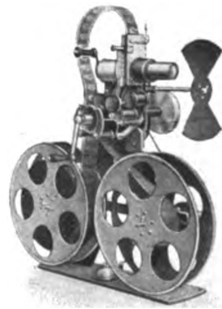
August Fomm, Leipzig-R.

"KININO"

El más nuevo **aparato cinema-de familia** no debe faltar en ninguna casa.

Puede conectarse con cada conducción de alumbrado.

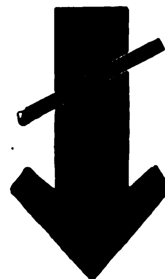
Equitativo y capaz.



Johannes Nitzsche Leipzig

Fábrica especial de aparejos cinematográficos.

Cajas de caudales
Camaras blindada para depósitos
Cajas de seguridad de alquiler para la custodia de valores



PANZER
Aktiengesellschaft
Berlin N 20

Tarjétas Postales.

Tirajes especiales de vistas y ediciones propias de tarjetas postales de fantasía. Se vende unicamente á editores y al por mayor.

Carl Garte / Leipzig.




LUDWIG
HOHLWEIN
MÜNCHEN
RIQUET
MAMMUT-KAKAO

JOAQUIN PAGES
INTERNATIONALE TRANSPORTE

GEGRÜNDET 1890

Kapital 3,000,000.— Pes. :: Jahresumsatz ca. 20,000,000.— Pes.

ZENTRALE: BARCELONA

Telegr.-Adr.: Transitpagés. — A. B. C.-Code, Scott's Code. **Rambla S. José (de las Floras) 4.** Postfach 234. — Telephon-Anschluß: 1691 A. und 2779 A.

Filialen:

Madrid, Hortaleza 61 (Postfach 467). Telephon 2523; Telegr.-Adr.: Transitpagés.
Valencia, Guillem de Castro 9 — Telephon 621.
Bilbao, Loteria 2 — Telephon 638.

Alicante, Bailen 3 — Telephon 7.
Sevilla, Aduana 28 — Telephon 306.
Zaragoza, Santiago 26 (Postfach 9).

Port-Bou, (Prov. Gerona)
Irun, (Prov. Guipuzcoa)
Cerbère, (östl. Pyrenäen)
Rendaye, (östl. Pyrenäen)
} Franz.-span. Grenze.

Erstklassig organisiertes Haus mit eigenen Korrespondenten an allen Handelsplätzen der Welt.

Übernahme von Transporten nach und von allen Ländern der Welt
Gross-Lagerhäuser in Barcelona — Eigenes rollendes Material — Spedition — Zoll-Abfertigung — Versicherung — Vertretungen — Kommission — Import — Export

Preisanstellungen kostenlos und postwendend durch die Zentrale oder die Filialen.
Korrespondenz: spanisch, deutsch, englisch, französisch, italienisch u. portugiesisch. — Referenzen: alle namhaften Bankinstitute in Spanien.



SCHOPPER
Prüfungs-Apparate
für papier- u. textiltechn. Untersuchung., für Eisen, Stahl, Kautschuk, Isolierstoff, Zement. Chem.-anal. u. Präzisionswagen u. Gewichte. Getreideprüfungsapparate.

Aparatos de ensayo
SCHOPPER
Aparatos de precisión para las investigaciones del papel y la técnica textil. Máquinas de ensayos para cables, alambres, hierro, acero, cemento, caucho y material aislante. Aparatos para el examen de granos de todas clases.

Louis Schopper,
Leipzig 30 (Alemania)
Fábrica: Bayersche Strasse 77.

Carl Wuest, Fellbach bei Stuttgart.
400 HP
Flanschen-, Schrauben- und Rohrschellenfabrik, Preß- und Stanzwerke.
Spezialität: Herstellung von schmiedeeisernen Flanschen für Hoch-, Mittel- u. Niederdruck in allen Größen u. Ausführungen. — Dampfheizungsrohrschellen, sowie alle sonstigen Arten von Rohrschellen, Haken, Radiatorkonsolen, Rohrhülsen, schwarze und blanke Schrauben u. Muttern, Möhrlin'sche Universal-Aufwalzapparate.
Angebote zu Diensten.

Carl Wuest, Fellbach cerca de Estugarda.
400 HP
Fábrica de collares para bridas, tornillos y tubos. Talleres para punzonar y prensar.
Especialidad: Fabricación de bridas de hierro forjado para alta, media y baja presión en todos tamaños y ejecuciones. Abrazaderas de tubos para calefacción por vapor, como tambien todas otras clases de abrazaderas, ganchos, consolas de cuerpos caloríficos, camisas de tubos, tornillos y tuercas negras y pulidas. Aparatos Möhrlin universales para mandrinar.
Pídanse ofertas.

Tintenmappe
zur Selbstherstellung von 10 Flac. bester schwarzer, roter u. Copier-Tinte für 5 Mark franko.
Langer, Frankfurt (Oder) Postfach.

Vergessen Sie nicht!
dass der Weg zum Erfolg **ohne** eine Schreibkasse ein sehr beschwerlicher ist!



Eine einfache, aber erprobte Schreib-Kontrollkasse kann heute selbst der kleinste Geschäftsmann verwenden. Sie bedeutet bessere Ordnung, Übersicht, Schutz gegen Irrtümer und vollkommene Buchführung. Lassen Sie sich unsere Lieferungsbedingungen noch heute mitteilen.
Kassenfabrik „Komet"
Schkeuditz 10 A (Bez. Halle a. S.)

Wundervolle Stücke antiker u. moderner
DRESDENER PORZELLANMALEREIEN
exportiert nach SPANIEN u. allen Ländern
die
Keramische Werkstätte Dresden Max Robra
DRESDEN-A. 24/5 / Drahtanschrift: Keramatelier.



JUGUETES DE STEIFF
Botón en oreja
son burlescos, blandos, ligeros é indestructibles.
Se venden en todas partes.
M. STEIFF G. M. B. H.
Giengen-Brenz (Virtenberga)
Fábrica de animales rehenchidos blandos de montar y jugar. Muñecas y figuras artísticas. Cometas Rolo-plan. Inventor del oso-Teddy.

Lyra-Zigaretten
nur Qualität!



Original Lambrechts Wetter-säulen sind eine Zierde und ein Schmuck für den Aufstellungsplatz.
Ausgerüstet mit den neuesten meteorologischen Instrumenten — Hygrometer, Barometer, Thermometer, Registrier-instrumente usw. — kommen sie für öffentliche Plätze von Städten, Gemeinden, Bade- und Luftkurorten, für Promenaden, Parks, Hotel- und Kurhausanlagen, Sanatorien, Schulhöfen, Privatgärten usw. in Frage.

Höchste Anerkennung und vollen Beifall des Publikums finden Original Lambrechts Wettersäulen überall da, wo sie aufgestellt werden.
Man verlange Gratisprospekt Nr. 484 von
Wilh. Lambrecht, Göttingen,
Kaiserl. u. Königl. Hoflieferant. Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft.
Ausgezeichnet mit höchsten Preisen auf allen beschickten Ausstellungen.
Nur mit dem Namen Lambrecht und dieser Schutzmarke



versehene Instrumente sind wirkliche Originale. Man hüte sich daher vor Nachahmungen.

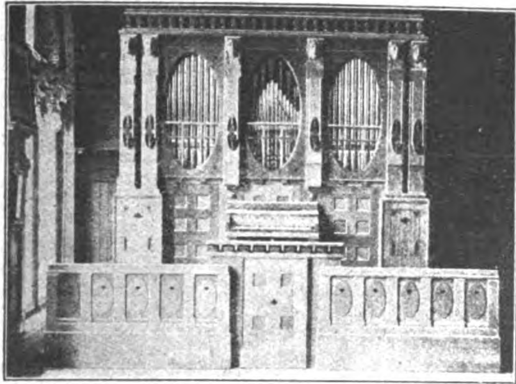
Gegründet 1859. Fernsprecher 190.

Erwünschte Weihnachts-Geschenke!
Reichert's Serail-Parfüm *in modernen Gerüchen*
Reichert's Artikel zur Nagelpflege
Reichert's kosmetische Spezialitäten
Ia Qualität.
Geschmackvolle Ausstattung.
In allen besseren Geschäften erhältlich. / Preisliste steht kostenlos zur Verfügung.
W. Reichert, G. m. b. H., Berlin-Pankow
Wien — Parfümerie-Fabriken — Bodenbach

WELTE-MIGNON

-REPRODUKTIONS-PIANO UND -FLÜGEL

Getreue Wiedergabe des Spiels berühmter Klavier-Virtuosen



Welte-Philharmonie-Orgel.

Wie erstaunlich und tief ergreifend ist es, sein vor Jahren aufgenommenes Spiel in größter Vollendung durch „Welte-Mignon" wiedergegeben zu hören.
Eugen d' Albert.

Die „Welte-Philharmonie-Orgel" hat mir ganz ausgezeichnet gefallen; ich wünsche diesem prachtvollen Instrument die weiteste Verbreitung.
Dr. Max Reger.



Prof. Eugen d'Albert für „Welte-Mignon" spielend.

WELTE-PHILHARMONIE-ORGEL

für das elegante Heim, das individuelle Spiel erster Orgel-Virtuosen wiedergebend

M. Welte & Söhne, Freiburg i. Baden

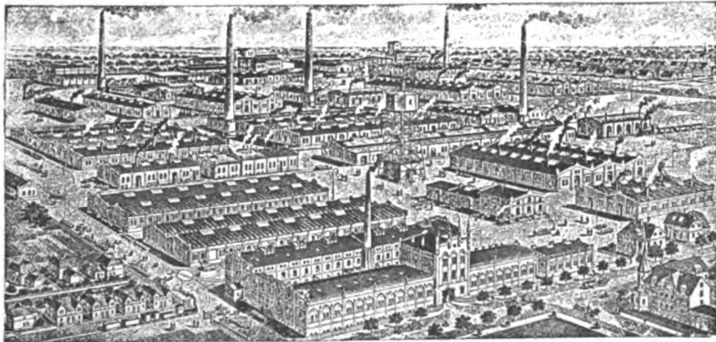
Gegründet 1832.

E. de Haën

Chemische Fabrik „List" G. m. b. H., **Seelze,** cerca de Hannover (Alemania)

Productus Químicos Industriales y Farmacéuticos

para Industrias Textiles, Tintorerias, Pirotécnica, Esmaltes, Fayences, Cerámica, Porcelana, Cristaleria, Impresiones, Caucho



Fósforos, Perfumerias sintéticas, Cervecerias, Electricidad, Alumbrado, Azucareras, Linoleum, Barnices, Cueros etc. etc.

Fundada en 1861 — Vista tomada en 1911

Reactivos, Líquidos garantizados, Productos Químicos Puros, para Universidades y Laboratorios industriales.

Catálogos Generales en seis lenguas. Listas espéciales para todas las industrias.

Deutsche Zeitung für Spanien

Revista alemana de España
die verbreitetste Exportzeitschrift und das bevorzugte Insertionsblatt Spaniens.
Billig, vorteilhaft, leistungsfähig!
Für Im- und Exporteure, Spediteure, Fabrikanten und alle am wirtschaftsstarken, kaufkräftigen spanischen Markt beteiligten Interessenten das
aussichtsreichste Vermittlungsorgan.
Bevollmächtigter Vertreter
Arnold Hellmann, Hamburg 23, Papenstr. 88.

Export nach Spanien! Import aus Spanien!

GOWE

Nr 248405 gesetzlich geschützt.

SILBER

CHR. GOTTLIEB WELLNER
Gesellschaft mit beschr. Haftung
AUERHAMMER bei AUE in SACHSEN.



TAG — TROCKNUNGS ANLAGEN GESELLSCHAFT M.B.H.

BERLIN.W.9. KÖTHENERSTR: 38

POHLIG

DRAHTSEIL-BAHNEN
VERLADE-ANLAGEN
J. POHLIG A-G CÖLN

Globin
beste Schuh-Krem
Ueberall zu haben!
Fritz Schulz jun. A.-G, Leipzig

Musik-Instrumente
für Orchester, Schule und Haus.
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig 17.

Station. Akkumulatoren
Formierte und fertiggelötete Plattensätze.
Akkumulatorenfabrik
Alfred Luscher,
Dresden-A., Grüne Str. 18/20.

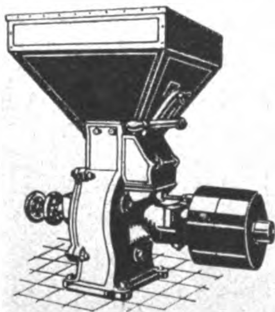
Aureol Haarfarbe
seit 23 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt u. natürlich blond, braun, schwarz etc. M. 24: Probe M. 8.-
J. F. Schwarzlose Söhne
Berlin.
Markgrafen Str. 26.
Überall erhältlich.

Carl Megerlin, Cöln
Casa fundada 1867.
Dir. cablegr. Megerlin Coeln. .. .. .. A. B. C. Code 4a y 5a, Codigo privado.
Mangueras y todas clases de artículos de goma para uso técnico.
Planchas y Anillos de goma, asbesto, asbesto con goma, fibre etc.
Empaquetaduras y Correas para fábricas.
Artículos de goma y goma dura etc. para hospitales. ⁄ Muñecas y pelotas de goma.

Detektiv Nabert
Kgl. Kriminalwachtmeister a. D.
Berlin W 9, Potsdamer Str. 141 (Potsdamer Platz). Tel.: Nolld. 875.
Erstkl. reelles Büro, sämtl. Beobacht., Ermittlungen, Spez.-Auskünfte.

Browning Kal. 7,65 M. 250,
Kaliber 6,35 M. 250,
Mauser M. 350, Jagdwaffen,
Benekendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.

„ECAS“
Schrot- und Backmehl-
Mühlen
von keiner Konkurrenz übertroffen.



¡ECAS!
Molinos
para moler trigo y harina de freir
no superados de alguna competencia.

EMIL CARIUS
TAUCHA-JII. bei Leipzig. | TAUCHA-JII. cerca de Leipzig (Sajonia).

Fabrikat Simplo Hamburg

MONTBLANC
DER FÜLLHALTER FÜR
INDIVIDUELLE HANDSCHRIFT

„Montblanc“ ist das Original des Füllhalters, der tausendfach nachgeahmt wird. Nachahmung ist ein Lob für den „Montblanc-Original-Füllhalter“, aber eine unangenehme Täuschung des Käufers. Wenn Sie sich 20 Jahre lang durch das beste Schreibinstrument Ihre Schreibarbeit zu einem Vergnügen machen wollen, so kaufen Sie „Montblanc“, den Originalfüllhalter. Für jede Hand eine passende Feder.
Das beste Weihnachtsgeschenk für Jedermann.
GRE

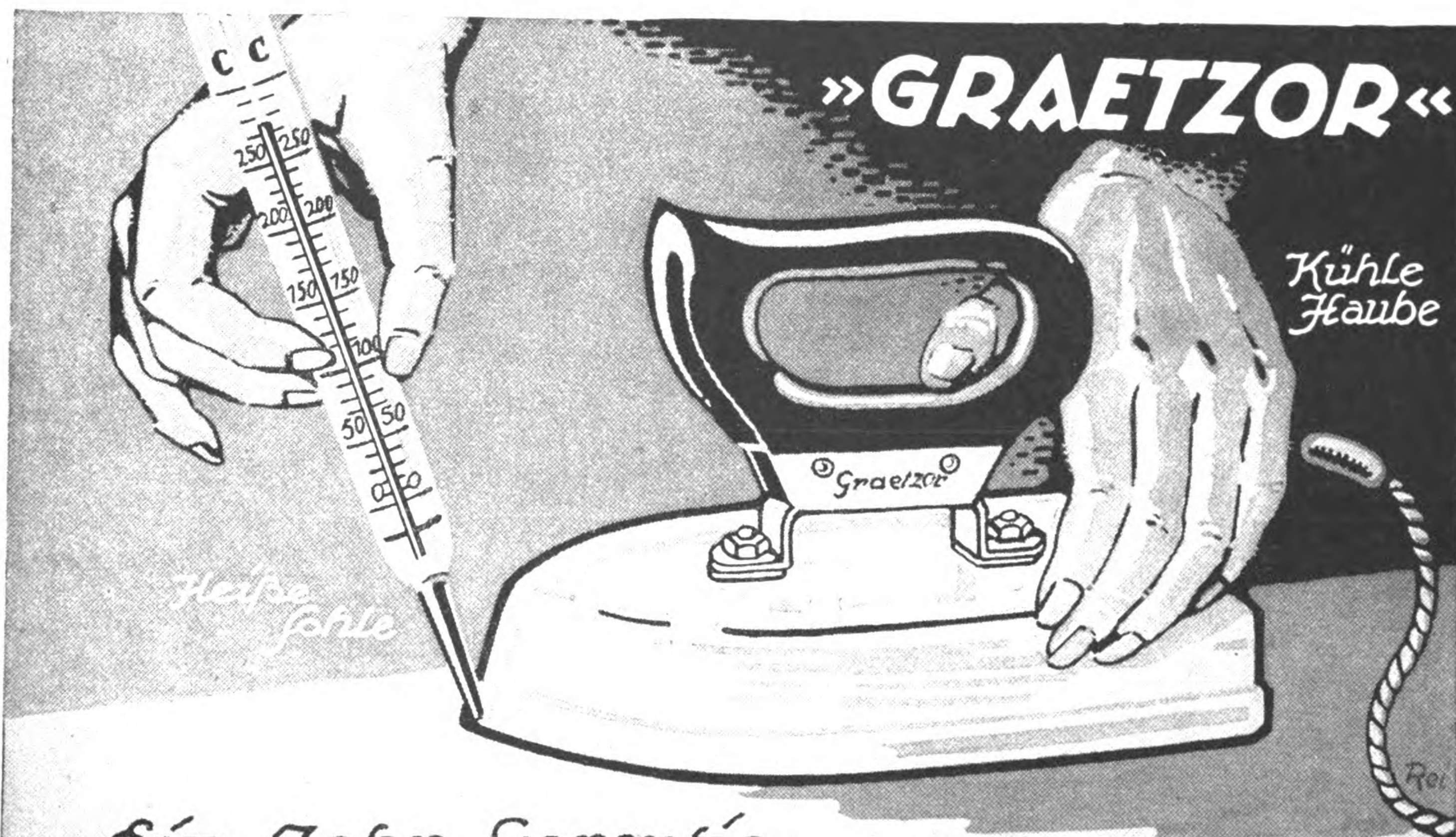
Wir retten Ihre Haare!
Senden Sie sofort zur mikroskopischen Untersuchung unter ärztlicher Leitung Ihre ausgekämmten Haare. Darauf erhalten Sie von uns genaue Vorschrift für Ihre Haarpflege. Untersuchung und Vorschrift kostenlos.
Kur- und Heilanstalt Schloß Falkenberg
b. i Grünau 201 (Mark)










»GRAETZOR«
Kühle Haube
Heiße Sohle
Graetzor
-Ein Jahr Garantie-
EHRICH & GRAETZ • BERLIN S.O.36

KLOSS u. FOERSTER

FREYBURG A/U.

DEUTSCHES ERZEUGNIS

PREISWERT, GUT BEKÖMMLICH!



BEKANNTE SEKTMARKEN:

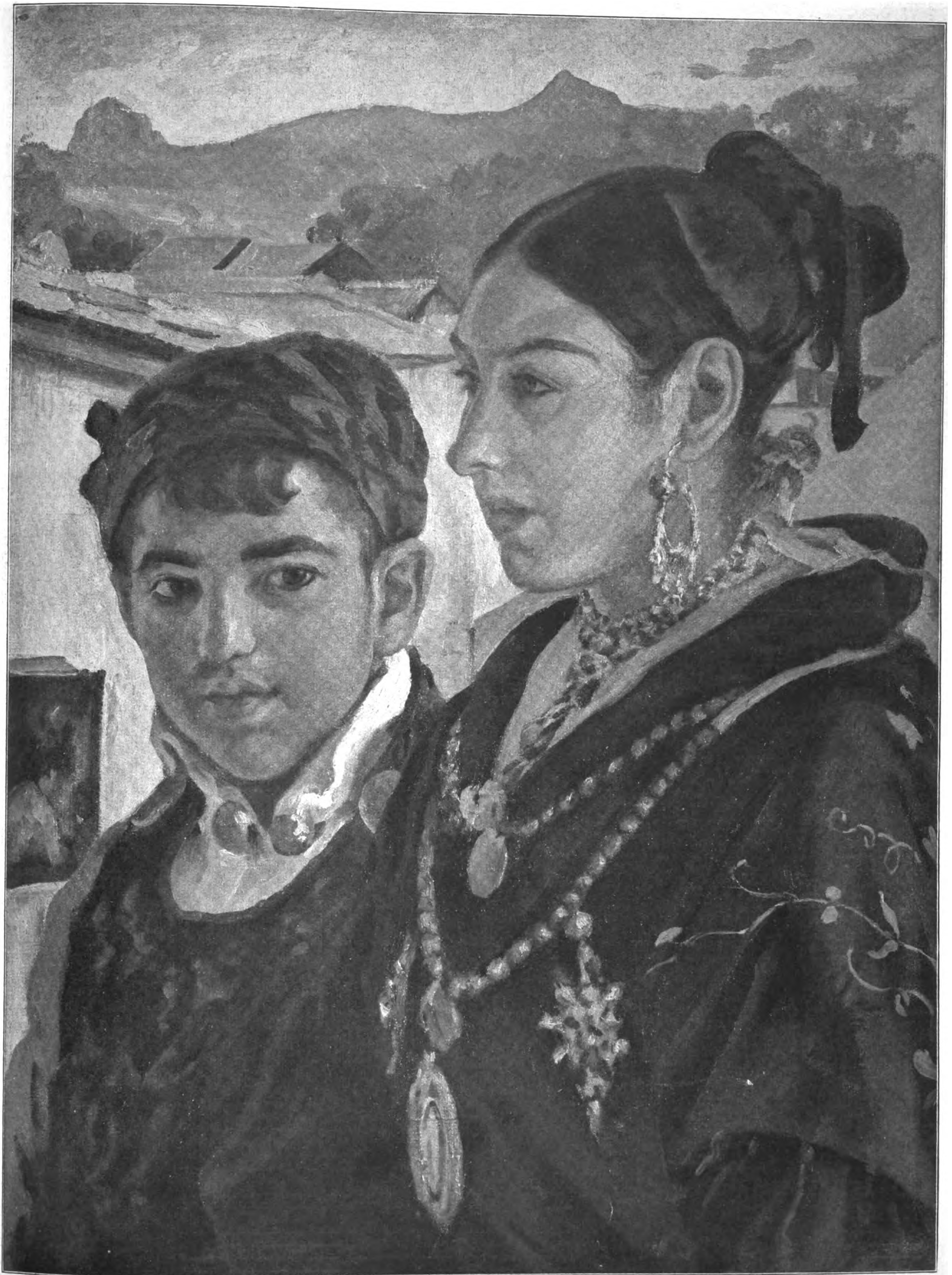
CABINET UND ROTKÄPPCHEN

Goldina Bitter

Goldina-Schokolade

Weser-Werke A.G. Bremen

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Knabe und Mädchen aus der Sierra de Gata. Nach einem Gemälde von Kurt Leyde.

Deutschlands Gruß an Spanien.

Von Börries, Freiherrn v. Münchhausen.

Zwei Meere singen deiner Schönheit Lieder,
Und beide Meere singen sie nicht aus,
Denn deiner Berge mächt'ge Säulenglieder
Umschirmen wahrlich ein ambrosisch Haus,
Und von Tarifas Feuern, die die Herren
Der Straße, die zwei Welten eint und trennt,
Bis hin zu deines Nordens wilden Sierren
Glänzt du, du Perlenschnur im Okzident!

Du warst im Völker-Krieg Europas Frieden,
Du warst in tiefer Nacht das Licht-Gestirn,
Die Goldnen Äpfel deiner Hesperiden
Leuchteten hell im Lorbeer deiner Stirn,
Das Kleinod bist du der Gebenedeiten,
Sie schirmte selbst ihr irdisch Paradies
Und hielt als Schild in sturmdurchtosten Zeiten
Hoch über dir zum Schutz das Goldne Vlies.

Vier Ernten tragen die glücksel'gen Fluren
An deiner Ströme weinumhangnem Strand,
Doch hundert Ernten trugen die Kulturen
Der Kunst, der Wissenschaft in deinem Land.
Dir ward ein Heiligtum, ein gottgesandtes,
Durch des Velasquez, durch Murillos Gunst,
Und Calderon und Lope und Cervantes
Beschenkten dich mit Früchten ew'ger Kunst.

Du Volk von Rittern, das einst ausgesendet
Die Fahne, die Kolumbus eingepflanzt,
Und das der Welt noch eine Welt gespendet,
– Verschwenderisch, wie du nur schenken kannst –
Laß reichen dir im Festes-Glanz der Lichter
In Freundschaft, in Bewunderung die Hand,
Vom alten Volk der Denker und der Dichter
Grüßt dich Beethoven, Dürer, Goethe, Kant!

Deutschland und Spanien. / Von Legationsrat Dr. Zechlin.

„Nächst dem Kaiser bin ich der mächtigste Mann in Deutschland", dieses Wort des verdienstvollen bisherigen spanischen Botschafters in Berlin, das bei seiner Wiederholung im spanischen Parlament mit Beifall aufgenommen wurde, zeigt nicht nur die Stellung, die während des Krieges der diplomatische Vertreter Spaniens verkörperte. Sie legt vielmehr Zeugnis davon ab, wie Spanien selbst von der deutschen Regierung ebenso wie vom deutschen Volke eingeschätzt wurde. Und das mit Recht. Spanien war die einzige Großmacht der Welt, die neutral geblieben war, obwohl es an Druckmitteln von außen und von innen nicht gefehlt hat. Nicht etwa in der Weise, daß man beabsichtigte, Spanien gewaltsam und plötzlich in das Weltringen hineinzuziehen. Das wäre nicht gelungen, das wäre am gesunden politischen Instinkt des spanischen Volkes gescheitert. Aber Spanien allmählich zu Schritten zu veranlassen, die es zum Aufgeben der strikten Neutralität und damit auf eine schiefe Ebene bringen und für Spanien zu unabsehbaren Folgen führen mußten, das war das Ziel unserer Gegner. Spanien ist diesen Lockungen nicht gefolgt, hat sich nicht aus seiner friedlichen, in steiler Aufwärtsbewegung gerichteten Kurve der Entwicklung herausreißen lassen, die es seit dem Pariser Frieden von 1898, der das Ende des spanischen Kolonialreichs bedeutete, in ernster, auf die Iberische Halbinsel sich beschränkender Arbeit beschritten hatte. Gerade vielleicht der Gedanke an diesen Ausgangspunkt der Wiedererstarkung hat Spanien verhindert, sich in den Kataklysmus des Weltkrieges zu stürzen zusammen mit Mächten, die es im Jahre 1898 im Kampfe mit der übermächtigen Gegnerschaft der Vereinigten Staaten von Amerika achselzuckend allein gelassen hatten. Oder war es doch vielleicht die Erinnerung daran, daß sich damals nur ein Staat, wenn auch nur moralisch, für Spanien rührte und bei den Vereinigten Staaten zu intervenieren suchte, obwohl seine Interessen zweifelsohne mehr auf der Seite Nordamerikas als auf der Spaniens lagen, und daß dieser Staat Deutschland war?

Es ist noch nicht die Zeit gekommen, und wir Mitarbeiter dieser Gabe für Spanien, das uns eine zweite Heimat geworden, sind vielleicht auch nicht die Männer dafür, um objektiv die Geschichte der spanischen Politik während der Kriegsjahre zu erörtern. Es genüge daher hier der Hinweis, daß Spanien neutral blieb trotz des von einflußreicher spanischer Seite kommenden Hinweises auf „die Tödlichkeit solcher Neutralität", daß es diese auch aufrechterhielt, als am 1. Februar 1917 die Erklärung des unbeschränkten U-Bootskrieges die spanisch-deutschen Beziehungen auf eine sehr schwere Belastungsprobe stellte, und in dieser seiner Stellung verharrte, als nach dem Niederbruch Deutschlands sich die Stimmen mehrten, nun das Versäumte schleunigst nachzuholen. Da war es der politische Patriarch Spaniens, Antonio Maura, der das Wort prägte: „Wir wollen uns nicht an die Trittbretter der Siegeswagen klammern." Und die zwanzigtausend Zuhörer, die in dem unvergleichlichsten Auditorium der Welt, der Madrider Stierkampfarena, dieses Wort mit tosendem Beifall aufnahmen, sie trugen es weiter von dem einen Ende Spaniens zum andern, ein Beweis, daß sich in ihm das verkörperte, was ganz Spanien an anständiger Gesinnung, an stolzer Unabhängigkeit und politischem Weitblick beseelte.

Und hierin, in dem Charakter des spanischen Volkes, der dem unsern in so vielen Zügen gleicht, liegt die Grundlage für die Beziehungen Spaniens zu Deutschland. Hierin finden sich beide Völker, und dieses Gemeinsame bildet das Band, das unabhängig von äußeren Geschehnissen sich von Volk zu Volk spannt und sie mit festen Fibern verbindet. Sie bilden das Fundament, um so mehr, je mehr die Völker selbst für die Gestaltung ihrer Zukunft die ausschlaggebende Instanz werden. Ohne dies Band der Zuneigung des spanisches Volkes zu dem unsrigen, auf das wir stolz sein können, nützt alles andere nichts. Nur mit ihm können die wirtschaftlichen Interessen sich wiederaufbauen.

Kommt Deutschland aus der Katastrophe heraus, die der verlorene Krieg über uns verhängt hat, läßt ihm die Entente, wofür sich verheißungsvolle Hoffnungszeichen regen, Luft und Leben zum Arbeiten, dann wird Deutschland in Spanien auch wieder die Vorkriegsrolle spielen, in der es unter Überflügelung geographisch und sonstwie bevorzugter Konkurrenten im spanischen Handel die zweite Stelle einnahm. Deutschland bedarf Spaniens Erze und seiner sonstigen Bodenschätze, seiner Früchte und Weine und wird dafür wie früher Spanien preiswert und gut mit seinen Erzeugnissen, vor allem mit denen der Maschinen-, der Elektrizitäts- und der chemischen Industrie, versehen, nach denen Spanien gleichsam hungert. Dazu ist allerdings nötig, daß der deutsche Kaufmann wieder seinen früheren Ruf, daß er, wie der Spanier sagt, „formal", d. h. verläßlich und ernsthaft, ist, aufs neue bekräftigt. Glücklicherweise sind gerade im deutschen Kaufmannsstande die Kreise noch recht zahlreich, die neben ihrem Verdienst, der ihnen als Kaufleuten zukommt, doch nicht vergessen, daß sie in erster Linie die Vertreter unseres Landes sind, nach denen unser Volk beurteilt wird.

Unter dieser Voraussetzung und unter der wichtigsten, daß Deutschland arbeitsfähig wird und bleibt, brauchen wir uns über die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern keine Sorge zu machen, denn sie entwickeln sich auf dem Boden gegenseitiger Zuneigung. Ohne Übertreibung und Selbstgefälligkeit können wir sagen, daß Spanien in keinem Lande der Welt mehr beachtet wurde, daß Spaniens Kultur nirgends so viel Interesse, so begeisterte Aufnahme gefunden hat wie gerade in Deutschland. Nirgends ist, um mit dem Werk anzufangen, das E. M. Arndt neben die Bibel und Shakespeare stellte, der „Don Quijote" wie in Deutschland ein Volksbuch geworden. Tieck erschloß ihn, der im tiefsten Grunde den einzigartigen Spiegel des spanischen Charakters darstellt, durch seine meisterhafte Übersetzung, und ihm folgten alle die führenden Geister unserer Romantik, die wie Schlegel, Brentano, v. Arnim dem deutschen Volke die Schätze der spanischen Literatur zugänglich machten. Die Brüder Humboldt legten durch ihre Reisen in Spanien den Grund zur wissenschaftlichen Erforschung der geographischen Probleme der Iberischen Halbinsel, und seit dieser Zeit haben deutsche Wissenschaft und Kunst nie aufgehört, sich liebevoll in alle Zweige spanischen Lebens zu versenken. Der älteren Romantik folgend, wandten sich Uhland, Chamisso und Platen spanischen Stoffen zu, Heine selbst begibt sich in „Atta Troll" auf spanischen Boden, Heyse und Geibel lassen ihr spanisches Liederbuch erscheinen, dieser dichtet das herrliche „Fern im Süd das schöne Spanien". Wissenschaftlich bietet sich das gleiche Bild. Die glanzvollste staatliche Epoche der spanischen Geschichte, die Zeit Karls V. und Philipps II., und die großartige kulturelle Nachblüte beschäftigten, neben anderen Historikern, einen Ranke, einen Justi, einen Hübner, der in seinen monumentalen Sammlungen der lateinischen und iberischen Inschriften die Anfänge spanischer Geschichte aufhellte. Groß ist die Anzahl deutscher Gelehrter, die auf diesen Grundlagen weiterbauten, und von denen nur die Namen Finke und [illegible] erwähnt werden mögen. Johannes Fastenrath, der hochsinnige [illegible] Freund Spaniens.



Ein Festtag in Salamanca. Nach einem Gemälde von Kurt Leyde.



Don Pablo Soler y Guardiola, spanischer Botschafter in Berlin.

(Sonderaufnahme für die „Illustrirte Zeitung“ von H. Noack, Berlin.)

setzte sein Lebenswerk daran, uns die spanische Geisteskultur, den Spaniern die unsrige zu übermitteln. Es ist nicht allein der Geist deutscher Forscherarbeit oder künstlerischen Interesses, der alle diese Männer auf Spanien hinwies, es war mehr: das Gefühl, das den Menschen zum andern zieht, von dem er weiß, daß etwas Gleiches in seiner Seele schwingt. Gewiß, der Deutsche und der Spanier sind sehr verschieden, aber in ihnen beiden leben die Regungen von dem, was „von Menschen nicht gewußt oder nicht gedacht“. Tapferkeit, Idealismus, Religiosität, sie sind das, was der Spanier mit dem Deutschen gemeinsam hat. Das hat uns einander nahe gebracht, daß wir im vieljährigen Ringen gegen eine Welt von Feinden kämpfen mußten. Jeder Spanier wird sich bei der Todesfahrt des Grafen Spee der seines eigenen Admirals erinnert haben, der die schützende Bucht von Havanna verließ, um, dem Befehl getreu, draußen in der See in den sicheren Tod zu gehen. Der Idealismus, der im Bekennen seiner Überzeugungen unbekümmert um Hohn oder Spott der Welt seinen Weg geht, und die Religiosität, die bei beiden Völkern, wenn auch in ganz anderen Formen, die Grundlage des gesamten Wesens bildet, der Gedanke, daß das Leben der Güter höchstes nicht ist, alles dies schafft bei dem Deutschen, der in Spanien weilt, je länger, je mehr das Gefühl, daß er nicht in einem fremden Lande ist. Mag er auf Edelsitzen oder in Herbergen auf dem Lande sein, er fühlt, daß er nicht ein Fremder ist. So vieles, was wir zusammenfassend deutsches Gemüt nennen, finden wir in Spanien wieder. Wie anheimelnd klingt z. B. ein gesungener Vierzeiler, eine Jota, die dem deutschen Volksliede entspricht:

„Dos besos tengo en el alma
Que no se apartan de mi:
El ultimo de mi madre
Y el primero de ti.“

„Zwei Küsse unvergeßlich,
Steh'n vor der Seele mir:
Der letzte von der Mutter,
Der erste, Lieb, von dir.“

Zu dieser Übereinstimmung im Gemüt kommt noch eins, was uns Deutsche zu Spanien drängt. Wir haben in den Spaniern ein Beispiel, wie man schwerste und traurigste Zeiten erträgt und überwindet. Schon einmal in unserer Geschichte war Spanien und uns das gleiche Geschick beschieden, als beide das Napoleonische Joch erduldeten. Das spanische Volk erhob sich — heute noch leben diese Taten im Herzen jedes Spaniers fort — und rettete seine Existenz. Die deutsche Freiheitsbewegung von 1813 ist von den Taten des spanischen Volkes in seinem Unabhängigkeitskrieg stark beeinflußt, und H. v. Kleist gab seinem „Katechismus der Deutschen“ mit Recht das Motto: „Nach dem Spanischen abgefaßt.“

Die Zeiten sind andere geworden. Deutschland wird keinen Freiheitskampf mehr führen. Es muß seinen Wiederaufbau mit Mitteln der Seele und des Charakters führen. Darin aber gibt es für uns kein besseres Vorbild als den Spanier mit seiner Treue zu Volk und Land. Jeder Spanier weiß, daß sein Staat nicht zu den ersten gehört, und mit erstaunlichem Freimut legt er die Blößen dar, an dem seiner Meinung nach der Organismus des spanischen Staates krankt. Aber gerade deswegen liebt er sein Land, wie man seine Eltern liebt, einerlei, ob sie dürftig sind. Nach unserer Niederlage sagte mir ein Spanier, ein Mann aus dem Volke: „Ihr Deutschen wart Patrioten, als euer Land stark, euer Name geachtet war und eure Einrichtungen die Bewunderung der Welt erregten. Jetzt, wo alles das in Staub gesunken ist, da habt ihr die Freude an eurem Deutschland verloren!“

Daß dem nicht so sein darf, dafür kann uns der Spanier mit seiner glühenden Liebe zu allem, was der Name Spanien umfängt, ein Beispiel sein. Er hat am Geschick seines Volkes nie verzweifelt. Auch wir kommen aus dem Grunde der Wellentiefe wieder ans Licht, wenn wir, wie der Spanier, festhaltend an dem Unvergänglichen des deutschen Wesens hoffnungsvoll an eine bessere Zukunft unseres Volkes glauben und daran mitarbeiten!

Die Deutschen in Spanien.

Von Dr. Erich Simon.

Spanien ist für viele von uns in Deutschland ein Land, das man zwar zu kennen glaubt, von dem aber die meisten sich doch nur dunkle Vorstellungen machen. Die jahrelange Unterbrechung des Postverkehrs zwischen Spanien und Deutschland ist wohl schuld daran, daß man in Deutschland von unseren Landsleuten in Spanien nur selten etwas zu hören bekommen hat, und doch lebten, wie amtliche Feststellungen ergeben, während der Kriegsjahre über zehntausend Deutsche in diesem gesegneten Lande.

Das Deutschtum hat in Spanien schon frühzeitig Wurzel geschlagen. Bereits im Mittelalter begegnen uns in Spanien deutsche Baumeister, die an den herrlichen Kathedralen des Landes in hervorragender Weise mitarbeiteten, deutsche Buchdrucker, die Gutenbergs Kunst einführten, deutsche Kaufleute, die einen regen Handelsverkehr zwischen Spanien und Süddeutschland unterhielten. Ja sogar deutsche Bauern siedelten sich in Spanien an, um die unwirtlichen Gefilde Südspaniens in blühende Kolonien zu verwandeln.



Dr. Ernst Frhr. Langwerth v. Simmern, deutscher Botschafter in Madrid.

Mit dem modernen Zeitalter zog auch der deutsche Ingenieur in Spanien ein. Am Ende des 19. Jahrhunderts gab es wohl kaum ein Elektrizitätswerk, kaum eine Fabrik in Spanien, in der nicht Deutsche sich betätigten. Deutsche Maschinen aller Arten surren in zahllosen spanischen Fabriken. Fast jede dritte Lokomotive der spanischen Eisenbahnen ist deutschen Ursprungs. Die Einfuhr deutscher Fabrikate nach Spanien hatte sich bei Kriegsausbruch so entwickelt, daß sie nahe daran war, den ersten Platz einzunehmen. Deutsche Waren konnte man im Jahre 1914 fast in allen Läden Spaniens sehen, und mit Stolz wiesen die spanischen Kaufleute darauf hin, daß die von ihnen feilgebotenen Waren deutschen Ursprungs seien.

Der deutsche Kaufmann erfreut sich bei den spanischen Abnehmern allgemeiner Beliebtheit, weil er auftragsgemäß und pünktlich liefert, auf die Wünsche des Landes eingeht und die Landessprache spricht, vor allem aber, weil er gute Waren billig liefert.



Alfons XIII., König von Spanien.

(Phot. Kávlak, Madrid.)

Nach und nach bildeten sich in den Hauptstädten des Landes große deutsche Kolonien, und heute gibt es wohl kaum eine Stadt in Spanien, in der nicht Deutsche ansässig sind. In Madrid und Barcelona bestehen deutsche Schulen mit mehreren hundert Schülern. Obwohl von vornherein in deutscher Sprache unterrichtet wird, sind sie von vielen spanischen Schülern besucht. Die spanische Regierung hat den deutschen Schulen das Recht verliehen, ihre Schüler mit dem Berechtigungszeugnis zum Besuche der spanischen Universitäten zu entlassen.

Sowohl in Madrid als auch in Barcelona gibt es deutsche protestantische Kirchen, an denen deutsche Geistliche tätig sind. Deutsche Ärzte finden nicht nur bei den Deutschen, sondern auch bei den Spaniern guten Zuspruch. Die deutsche Kolonie in Madrid unterhält ein vorbildliches, modern eingerichtetes Krankenhaus, und auch in Barcelona soll ein solches demnächst errichtet werden. In den größeren Städten des Landes existieren deutsche Vereine. Ihre behaglich eingerichteten Klubräume bilden die Treffpunkte unserer Landsleute. Natürlich fehlt es nicht an deutschen Turn-, Gesang- und Sportvereinen. Auf dem sehr schön angelegten deutschen Turnplatze in Madrid finden oft turnerische und sportliche Veranstaltungen statt, an denen sich auch Spanier gern beteiligen. Ja sogar zwei deutsche Zeitungen sind während des Krieges in Barcelona entstanden. Die deutschen Kaufleute Spaniens haben sich zu wirtschaftlichen Vereinigungen zusammengeschlossen, um die deutschen wirtschaftlichen Interessen zu pflegen.



Königin Viktoria Eugenia von Spanien im Kreise ihrer Kinder.

(Sonderaufnahme für die „Illustrirte Zeitung“.)

Aber auch die deutsche Wissenschaft ist in Spanien vertreten. Deutsche Gelehrte haben an den Universitäten und wissenschaftlichen Instituten des Landes freundliche Aufnahme gefunden. Ihre Leistungen haben unter den Spaniern Begeisterung für die deutsche Wissenschaft erweckt. Deutsche Künstler und Forscher finden in Spanien noch ein weites Arbeitsfeld.

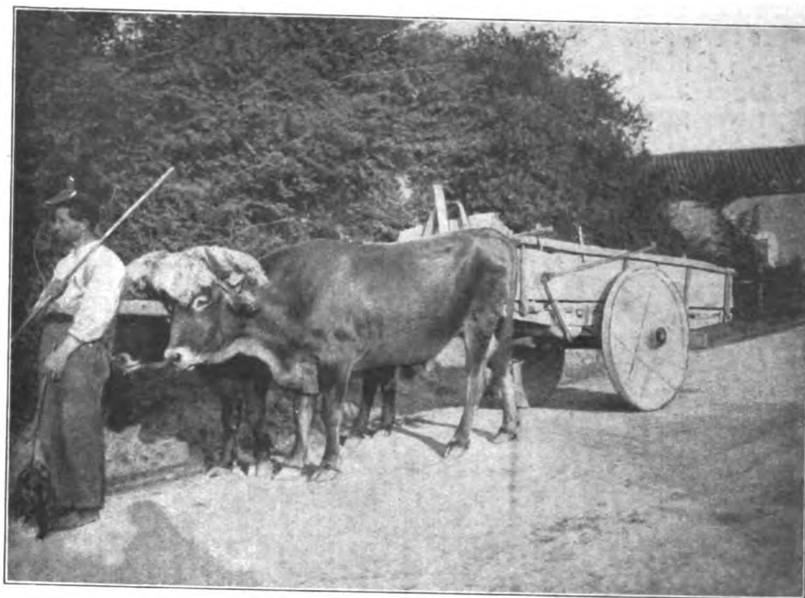
Die Deutschen leben mit den Spaniern im besten Einvernehmen. Innige Freundschaften und eheliche Verbindungen gehören nicht zu den Seltenheiten. Auch trotz unseres Unglücks im Weltkriege werden unsere Landsleute geachtet und geehrt.

Während der Kriegsjahre und auch jetzt noch betätigen sich die Deutschen in Spanien in rührigster Weise, um dem Vaterlande zu helfen. Mit großem Erfolge veranstalteten sie öffentliche Sammlungen zum Besten des deutschen Roten Kreuzes, zum Besten der Kriegswaisen und der hungernden Kinder, an denen sich auch die Spanier mit ganz erheblichen Beträgen beteiligten. In Barcelona wurde die „Gefangenenhilfe“ ins Leben gerufen, die aus zum größten Teil freiwilligen Spenden der Deutschen und Österreicher in Spanien Tausende und aber Tausende von Paketen an deutsche und österreichische Kriegsgefangene nach Frankreich und England, selbst nach Indien und Japan schickte.

Hoffen wir, daß das Deutschtum in Spanien sich weiter entwickle. Es kann in hervorragender Weise dazu beitragen, die Beziehungen beider Länder noch inniger zu gestalten.



Typische Häuser der Huerta von Valencia.



Typischer baskischer Karren.

Wie Anita und ich durch Spanien reisten. / Von Hans Krüger=Welf.

An der Wand meines Zimmers hängt eine Gitarre. Eine große, breite Gitarre mit hölzernen Wirbeln und einem runden, mit Perlmutter eingefaßten Schallloch. Durch das Gitterwerk der Saiten liest man den Namen des Meisters, der sie erbaut hat, und darunter: Sevilla, Plaza del Pan . . .

Das ist Anitas alte Gitarre. Ich erhielt sie damals zum Andenken, als man meine schöne, blasse Geliebte in offenem Sarge durch die Straßen Sevillas trug, um sie draußen vor den Toren der Macarena in die Gruft zu senken. — Seitdem hat niemand mehr auf der Gitarre gespielt. Stumm und schweigsam hängt sie in ihrem Winkel. Nur ich streiche manchmal liebkosend über die Saiten und greife ein paar Akkorde . . . Und dann singt es und summt es und flüstert mit Anitas weicher Stimme: „Weißt du noch . . .?“

Ja, ich weiß alles noch. Weiß noch das Häuschen mit dem marmorgepflasterten Innenhof, wo, versteckt zwischen Fächerpalmen, der Brunnen plätscherte. Dort haben wir beide so manchen schwülen Sommerabend beisammen gesessen. Das Sonnensegel, das die Glut des Tages auffing, war beiseitegezogen, und tausend Sterne glitzerten auf uns herab. Anita saß auf einem niedrigen Binsenstuhl, spielte und sang. Und die Saiten lachten und klagten, jauchzten und weinten . . . Und wenn Anita müde wurde des Spielens, baten ihre Augen und flehten ihre Lippen: „Erzähle mir . . .“

Und ich erzählte.

Ich erzählte Anita, der Spanierin, die niemals in ihrem Leben über die Grenzen ihrer Heimatstadt hinausgekommen war — ich erzählte Anita von Spanien. Von ihren Vorvätern, den alten Iberern, erzählte ich; von den Römern und den gewaltigen Bauwerken, die sie geschaffen, den Wasserleitungen und Brückenbogen, den Stadttoren und Mauern und großen Theatern . . . Von den wilden Germanen, den Sueven, Vandalen und Westgoten, die sich zu Herrschern des Landes gemacht und doch die Kultur der Besiegten angenommen, die Kultur eines fremden, verführerisch schönen Landes . . .



Volksleben in Tarifa.

Von all diesen Dingen wußte Anita nur wenig. Denn die frommen Schwestern, bei denen sie zur Schule gegangen war, hatten wohl selbst nicht viel davon gewußt. Anita aber war ein kluges Mädchen und hungerte nach Wissen. Ihr Fragen nahm kein Ende. Sie wollte erfahren, weshalb die Mauren nach Europa gekommen, wie lange sie geblieben und wohin sie wieder gegangen waren. Sie wollte wissen, wie sie gewohnt und wie sie gelebt hatten, und bis ins einzelne mußte ich ihr die herrlichen Bauten schildern, die sie in Spanien zurückgelassen — voran die Alhambra mit ihren verträumten Höfen und prächtig geschmückten Gemächern, das Generalife, in lauschigen Gärten versteckt, wo des Königs Favoritin den Sommer verbrachte, und den bunten Säulenwald der Moschee in Cordoba . . . Oder ich erzählte ihr von den Dörfern der Alpujarras und der Sierra de Ronda und de Bermeja, wo sich die Mauren am längsten gehalten und schließlich, vom Hunger getrieben, als Räuber ihr Leben fristeten.

So durchlebten wir alle Jahrhunderte der spanischen Geschichte. Wir trieben die Mauren nach Afrika und zogen mit Fernando und Isabella in Granada ein, wohnten voll Entsetzen einem Autodafé bei und rüsteten in Sanlúcar de Barrameda das Schiff aus, auf dem Columbus Amerika entdecken sollte. Und zwischen siegreichen Schlachten und blutigen Niederlagen, zwischen Judenverfolgung und Ketzerverbrennung spielte Anita feurige Malagueñas oder sehnsuchtsvolle Soleares und sang eine wehmütige Copla von ungestillter Liebe.

Der Sommer verging; es wurde kühl des Abends im Patio. Dann kam der Herbst und der Winter, und wir zogen hinauf in den ersten Stock hinter die Glasveranden. Und abends hockten wir neben dem Messingbecken und schürten die Olivenkernasche in Glut. Wenn es recht durchgewärmt war, schoben wir es unter die Camilla, den runden, mit warmen Decken verhangenen Tisch, und steckten unsere Beine darunter.

Ich holte eine Landkarte herbei, und wir machten Reisen durch Spanien. Einmal besuchten wir die verschiedenen Dome des Landes und verglichen sie miteinander in Größe und Wirkung, in Stil und Anlage; und wir kamen überein, daß die Kathedrale in Sevilla die schönste sei und selbst die in Toledo und in Leon an Erhabenheit überträfe . . . Oder wir kauften uns einen Esel und zogen mit Warenballen von Stadt zu Stadt. Anita thronte hoch oben auf des Esels Rücken und sang mit gellender Stimme tieftraurige Lieder. Es war wunderbar, wie die Töne in weiter Ferne verhallten, wenn die glühende Mittagssonne über uns stand und ringsumher die Natur in Schlaf versunken war! Ich hatte darauf zu achten, daß das Grautier nicht gar zu gemächlich dahintrottete, und mußte von Zeit zu Zeit „Arré, burro!“ rufen — aber schlagen durfte ich nicht, denn unser Platero war ein gutes, treues Tier mit samtweichem Fell und großen, klugen Augen.

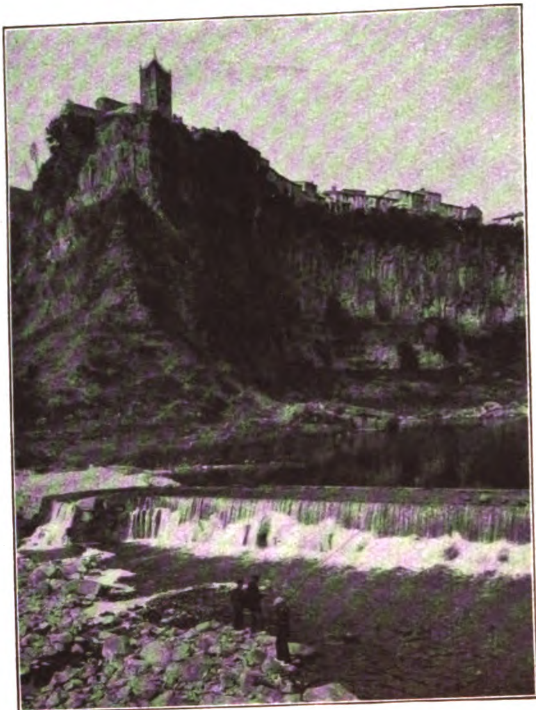
Auf Plateros Rücken hat Anita dann im Laufe des Winters unzählig viele Reisen unternommen und ist wohl nach und nach durch ganz Spanien gekommen. Dabei achteten wir nicht sonderlich auf die rechte geographische Reihenfolge: bald waren wir im Norden am Golf von Vizcaya, bald am Mittelmeer an Valencias Küsten, bald in der weiten La Mancha und bald irgendwo in Andalusien oder Estremadura.

An einem Januarabend, als der Vollmond die Dächer Sevillas silbern tünchte und verliebte Kater den ersten Sängerwettstreit des Jahres ausfochten, durchquerten wir die Sierra Nevada . . .

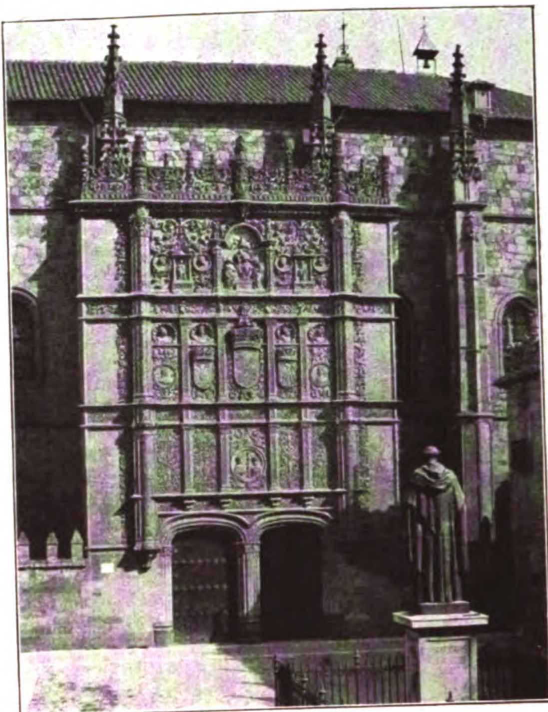
Es ist ein heißer Augusttag, und die Luft flimmert, als ob sie koche. Wie die Leute der Sierra zu tun pflegen, wenn sie in die Berge steigen, so haben auch wir uns Gesicht und Hände mit Ruß geschwärzt, zum Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen. Das Quellwasser saugen wir durch Strohhalme ein, damit unsere Lippen nicht aufspringen. Am Stutenteich, in dreitausend Meter Höhe, liegt ewiger Schnee, und das Wasser des Sees ist kalt wie Eis, obwohl die Mittagssonne brennt, daß wir glücklich sind, unter einem überhängenden Felsen Schatten zu finden. Von der höchsten Spitze der Veleta aus genießen wir die denkbar prächtigste Fernsicht und sehen die Straße von Gibraltar und die Küsten Marokkos wie zu unseren Füßen vor uns liegen. Bergab an der Südseite dehnen sich endlose Halden voll Steingeröll, und es gibt weder Weg noch Steg. Spätnachmittag wird es, bis wir ins malerische und fruchtbare Poqueiratal kommen und wieder einen Pfad vor uns sehen. Tief unter uns rauscht und braust der Rio Blanco; seine weißen Wasser haben es eilig, ins Tal und in die Ebene zu kommen, wo durstige Zuckerrohrfelder ihrer warten. Dann breitet die Dämmerung ihre Schleier aus, und Nebelgeister kriechen in langen, schleppenden Kleidern durch Klamm und Schluchten. Endlich taucht vor uns das erste, höchstgelegene Alpujarradorf, Capileira, auf — weiter unten zwei andere, Pampaneira und Bubión. Von oben gesehen, gleichen sie mausgrauen Treppen, aus deren Stufen rote Fliegenpilze aufgeschossen sind. Aus den gestampften Erddächern der Häuser nämlich ragen runde, schneeweiß gekalkte und oben bedeckte Schornsteine; auf ihnen werden im August und September die roten Pfefferschoten zum Trocknen ausgebreitet. Die kastenförmigen, aus Lehm und Mörtel aufgeführten Häuser sind so angelegt, daß das Dach des einen Hauses stets



Hof in Arcos de la Frontera.



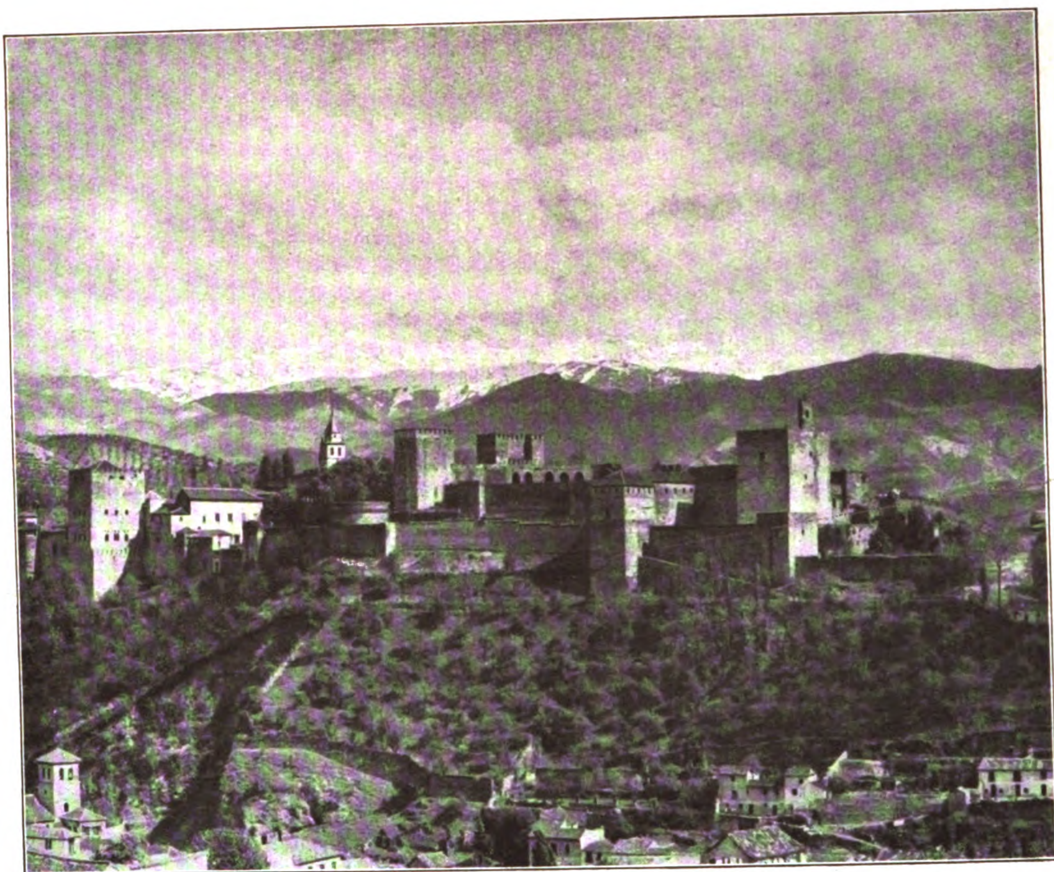
Castellfullit in den Pyrenäen.



Portal der Universität in Salamanca.



Westfassade der



Die Alhambra in Granada.



Blick auf Daroca.



Blick auf die Maladetta in den Pyrenäen.

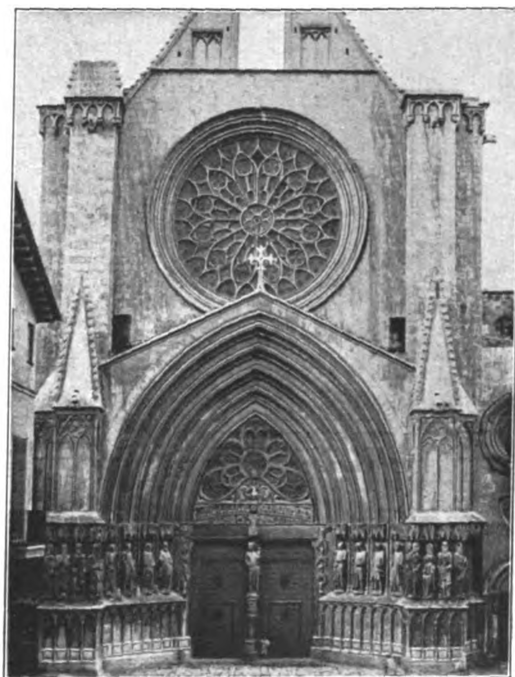


Rathaus in Ciudad Rodrigo.

Aus dem ma



in Cordoba.



Portal der Kathedrale in Tarragona.



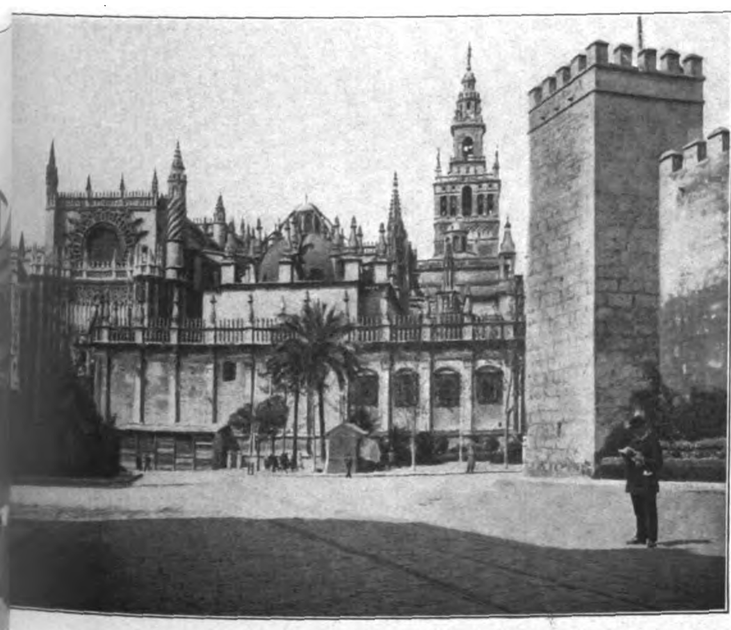
Blick auf Albarracin.



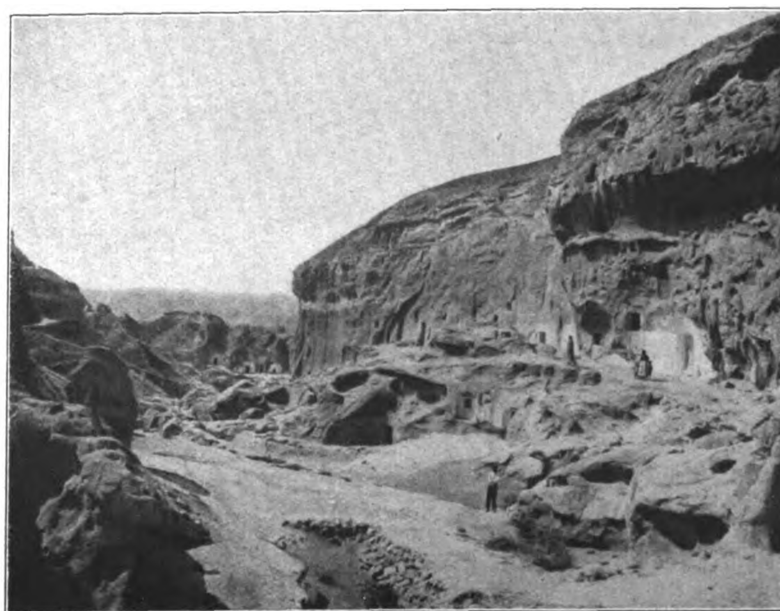
Blick zum Meer in Sagunt.



Blick auf Toledo.



Kathedrale und Alcazarturm in Sevilla.



Aus einem andalusischen Höhlennest.

hen Spanien.



Spanisches Zigeunerpaar. Nach einem Gemälde von Kurt Leyde.

als Terrasse des höher gelegenen dient. Wir beschließen augenblicks, einen Dachspaziergang durchs Dorf zu unternehmen, was auch ohne jede Schwierigkeit bewerkstelligt wird. Nur hin und wieder gilt es, eine der schmalen Gassen zu überspringen. Von Dach zu Dach — oder von Terrasse zu Terrasse führen Leitern, aus krummen Baumstämmen zusammengefügt. Die Häuser selbst haben ein Aussehen, als wären sie schon zur Zeit der Mauren erbaut. Rücksicht auf die starken Schneefälle des Winters und Mangel an anderem Material haben diese Bauweise notwendig gemacht. Sie hat sich seit vielen Jahrhunderten vermutlich in nichts geändert, und nur die aus Backstein erbaute Kirche, die unwahrscheinlich neu aus dem graubraunen Steinhaufen und der saftgrünen Landschaft herausragt, ist an Stelle der alten Moscheen getreten.

An einem anderen Abend durchwanderten wir den nordöstlichen Teil des Gebirges, das sogenannte Marquesado. Wir ließen es wieder prachtvolles Sommerwetter sein und kamen nach einer Tagesreise in die Nähe des Städtchens Guadix, wo ein phantastisch ausschauender Berg unsere Aufmerksamkeit erregte. Er hatte Löcher von oben bis unten, die wir beim Näherkommen als ummauerte Höhleneingänge erkannten. Über jeder Tür qualmte ein Schornstein, der die Form eines Sektpfropfens hatte. Viele tausend Menschen hausten hier beieinander. Blaue Agaven und ungestalte Feigenkaktusse bildeten das Hausgärtlein, worin splitternackte Zigeunerkinder von einer bräunlich-violetten Hautfarbe sich tummelten . . .

Bei dem Wort Zigeuner wurde Anita neugierig und verlangte mehr von diesem Volk zu wissen. Und da der Höhlenberg abgelegen genug war und nicht so überlaufen von Fremden wie der Sacro Monte bei Granada, nahm ich keinen Anstand, hier eine Zigeunerhochzeit zu veranstalten. Anita verwandelte sich in die Chaborilla eines angesehenen Cañi, und ich als Drom, als Bräutigam, mußte mit ihrem Vater verhandeln; gegen drei gute, brauchbare Maultiere gab er mir Anita zur Frau. Der Tag des Festes wurde angesetzt; Freunde und Nachbarn kamen zusammen. Als Anita mit einer alten, weisen Zigeunerin in einer Höhle verschwinden sollte, um die Jungfrauenprobe zu bestehen, von der allemal das Zustandekommen der Heirat abhängig gemacht wird, zeigte sie sich etwas ängstlich und hatte Bedenken . . . Ich aber beruhigte sie mit der heimlichen Versicherung, der Alten Geld zugesteckt zu haben — für alle Fälle . . . So verlief denn auch alles glücklich, und schon nach einigen Minuten erschien die Alte wieder, ein Tüchlein schwenkend. Damit war das Zeichen zum Beginn des Festes gegeben. Unter Jubelgeschrei und Vivatrufen der versammelten Schar wurde Anita in ein großes, buntes Tuch gewickelt und mir als Eigentum übergeben. Damit war die Ehe geschlossen, und das Fest begann. Zu essen gab es allerdings nicht viel, aber der Wein floß in Strömen. Der Schlauch ging von einem zum andern; ein jeder ließ sich einen Strahl des roten Valdepeñas in die Kehle laufen, ohne daß die Lippen das Mundstück berührten. Nur Anita und ich mußten mit klarem Wasser fürliebnehmen. Wir blieben nüchtern, als sich alle in Trunkenheit wälzten. Auch durfte ein jeder, der sich von Anitas Vater die Erlaubnis geholt, die schöne Braut küssen, ohne daß mir das Recht zustand, es ihm zu verwehren . . . Und die Nacht verging in Trinken und Tanzen. Ein Mädchen nach dem anderen trat vor und wand sich zu den Klängen der Gitarre. Das waren aufpeitschende, leidenschaftliche Tänze, mit Drehen in den Hüften und Schwenken der Arme und Beine — die Alegrias, der Zigeunertango, der Garrotin. Die Finger schnippten im Takt, den Klang der Kastagnetten nachahmend, und die umstehenden Burschen klatschten dazu rhythmisch in die Hände . . . Als der Morgen zu grauen begann und die übrigen in ihrer Trunkenheit nicht mehr acht auf uns gaben, nahm ich Anita beiseite und stahl mich mit ihr in die Höhle, die man uns als Behausung zugewiesen hatte.



Spanische Volkstypen: Zwerg und Zigeunerin. Nach einem Gemälde von Kurt Leyde.

Und es scharten sich Regenwolken über Sevilla und warfen wochenlang Tag für Tag wahre Sturzbäche herab. Anitas Gitarre klang immer wehmütiger, und ich mußte immer eifriger erzählen und auf immer neue Reisen sinnen, ihr die Langeweile zu nehmen.

Ich führte Anita durch die Sierra Morena und über die weithin sich dehnende La Mancha. Durch Toledos enge, winklige Gassen zogen wir, schritten durch die Gärten von Aranjuez und pilgerten über Madrid und den Escorial, über Segovia, Soria und Avila nach Saragossa und weiter ins Land der Katalanen. Anita versuchte sich in den dunklen Lauten der katalanischen Sprache, freute sich wie ein Kind über die roten phrygischen Mützen der Bauern und wunderte sich über all die bunten Trachten, die wir bei unserer Reise durch Kastilien und Aragonien, durch Navarra und die baskischen Provinzen kennenlernten. Hier vollends nahm ihr Staunen kein Ende. Die Sprache der Basken rief in ihr den Eindruck wach, im Ausland zu sein. Ernst und wortkarg erschienen ihr die hageren, spitzgesichtigen Bauern, die wir auf dem Felde bei der Arbeit trafen. Die kleine blaue, barettartige Boina auf dem Kopfe, in weißen Hemdblusen und ebenso weißen Hanfschuhen, in der Hand eine lange Eisengabel, die Laya, bestellten sie rastlos schaffend den Acker, jeder Neuerung abhold, ihren alten Sitten und frommen Gebräuchen Treue bewahrend — trotz der Städte Bilbao und San Sebastian, die, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet, uns anmuteten wie vorgeschobene Posten einer sich bahnbrechenden fremden Kultur.

An einem naßkalten Märzabend, als wir gerade durch Asturien zogen und die Picos de Europa besteigen wollten, klagte Anita über heftige Kopfschmerzen und legte sich zeitiger als gewöhnlich schlafen. Am anderen Tage lag sie in wilden Fieberphantasien. Bange Stunden folgten; ich schlich auf Zehen umher und sorgte für die kranke Anita wie eine Mutter. Eines Abends rief sie mich zu sich ans Bett und nahm Abschied von mir und der Welt. „Ich muß sterben," sagte sie, „hab' Dank für all die Schönheit, die du mir gezeigt hast. Da, nimm die Gitarre und bewahre sie gut." Darauf sank sie zurück und war tot.

Nun hängt die alte Gitarre, Anitas Gitarre, an der Wand meines Zimmers in einem kalten, sonnenarmen Lande, und niemand kommt, um auf ihr zu spielen. Nur ich streiche manchmal liebkosend über die Saiten und greife ein paar Akkorde . . . Und dann singt es und summt es und flüstert mit Anitas weicher Stimme: „Weißt du noch . . . weißt du noch . . .?"



Spanische Volkstypen: Alter Mann mit Mädchen. Nach einem Gemälde von Kurt Leyde.



Spanische Volkstypen aus Avila. Nach einem Gemälde von Kurt Leyde.

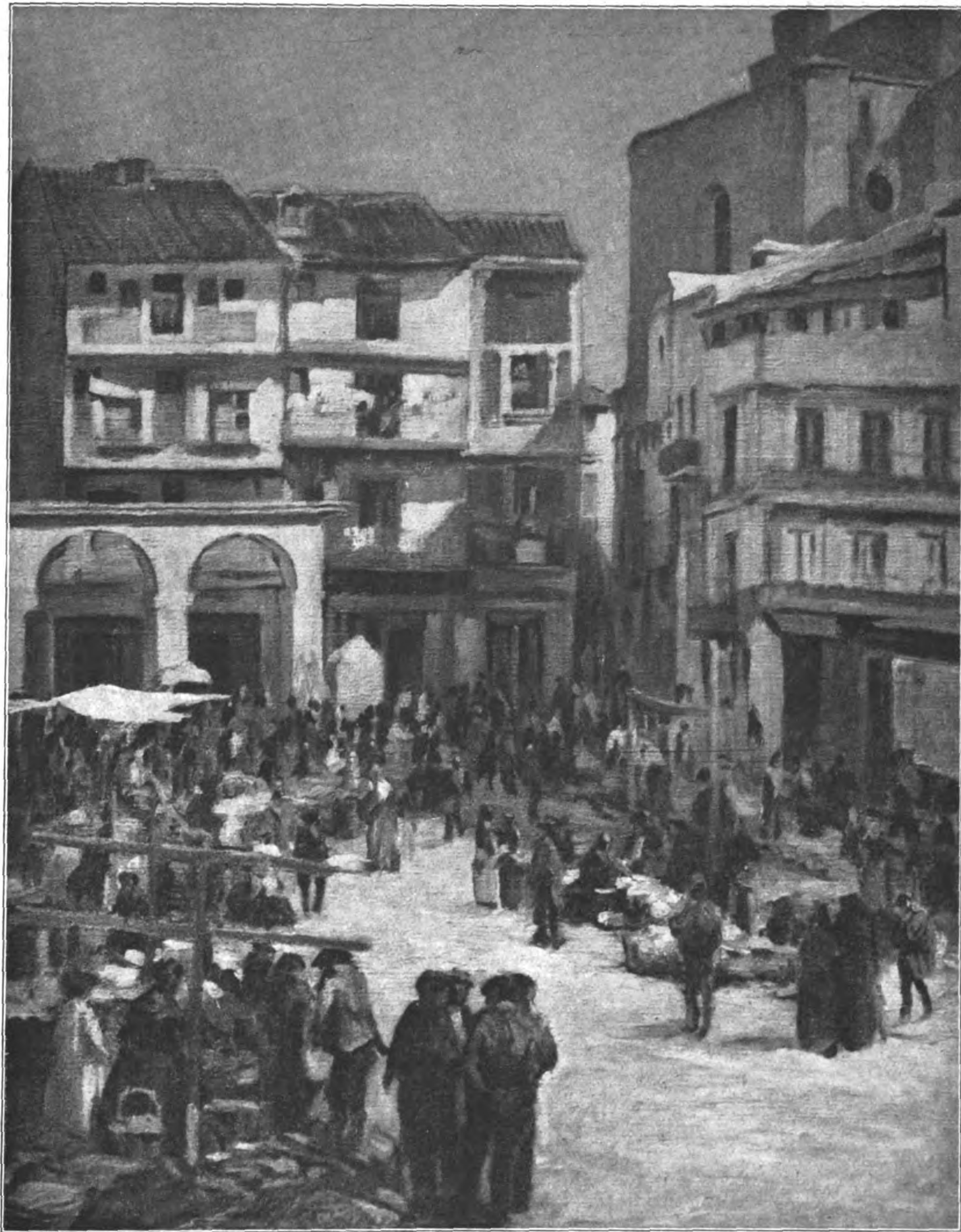
Deutsch-spanische Handelsbeziehungen. / Von Fulano.

Ein nennenswerter Handelsverkehr zwischen Spanien und Deutschland setzte erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein, als in Spanien nach dem unglücklich verlaufenen Kriege mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine neue Wirtschaftsperiode begann. Im Jahre 1913 betrug, nach der letzten vor Kriegsausbruch veröffentlichten Statistik, die Einfuhr deutscher Waren nach Spanien die stattliche Summe von 185 Mill. Pesetas, im Vergleich zu einer Ausfuhr spanischer Waren nach Deutschland im Werte von 74 Mill. Pesetas. Der Krieg unterbrach diese Handelsbeziehungen in empfindlichster Weise. Bis zum Eintritt Italiens in den Weltkrieg konnten zwar noch einige Handelsgeschäfte zwischen Spanien und Deutschland erledigt werden. Dann mußten auch sie unterbleiben. Fast alle Versuche, den Handelsverkehr zwischen Deutschland und Spanien über Schweden, Dänemark und Norwegen aufrechtzuerhalten, scheiterten an der Wachsamkeit der Engländer.

Die spanische Handelswelt empfand das in mancher Hinsicht sehr bitter. So gerieten namentlich die Webereien und Tuchfabriken Kataloniens in arge Verlegenheit, weil sie die Nadeln für ihre Maschinen nicht mehr aus Deutschland geliefert erhielten und ihre Stoffe infolge des Ausbleibens deutscher Farben nicht mehr färben konnten.

Wichtige Arzneimittel, die nur aus Deutschland bezogen werden konnten, fehlten vollkommen. Es war daher nicht verwunderlich, wenn die Spanier mit Sehnsucht den Tag erwarteten, an dem es wieder möglich war, mit Deutschland den Handelsverkehr aufzunehmen. Kaum war der Reise- und Postverkehr zwischen beiden Ländern wiedereröffnet, so begannen auch die Handelsbeziehungen sich neu zu beleben. Leider machten die Spanier hierbei aber zunächst keine guten Erfahrungen. Man nahm Bestellungen entgegen und vereinbarte Preise, ohne jedoch diese noch die Liefertermine einzuhalten. Das schadete der Wiederaufnahme der deutsch-spanischen Handelsbeziehungen sehr; war doch gerade der deutsche Kaufmann den Spaniern für pünktlich und reell bekannt. Andererseits begingen auch die spanischen Kaufleute Fehler. Sie reisten nach Deutschland, ohne die genügenden Sprach- und Fachkenntnisse zu besitzen, um selbst an Ort und Stelle ihre Einkäufe zu besorgen. Dabei gerieten sie oft in die Hände von unsauberen Elementen, die ihre mangelnden Sprach- und Fachkenntnisse ausbeuteten. Hoffentlich ist diese erste Sturmperiode der Wiederanknüpfung deutsch-spanischer Handelsbeziehungen nunmehr endgültig überwunden.

Trotz der ungünstigen Lage, in die Deutschland durch den Friedensvertrag gekommen, sind gute Aussichten dafür vorhanden, daß die deutsch-spanischen Handelsbeziehungen sich wieder zur alten Blüte entfalten.



Markt in Segovia. Nach einem Gemälde von Kurt Leyde.

Spanien ist ein mit allen Vorzügen der Natur reich ausgestattetes Land, das durch seine klug bewahrte Neutralität während des Weltkrieges nicht nur seine ausländischen Schulden abgestoßen, sondern es auch zu einem bedeutenden Reichtum gebracht hat. Ein sicherer Beweis hierfür ist die Gold-Rücklage der Bank von Spanien, die von 650 Mill. Pesetas vor dem Kriege auf 2228 Mill. Pesetas anwuchs.

Für die Ausfuhr spanischer Erzeugnisse nach Deutschland kommen besonders Erze, Kupfer, Messing, Blei, Wolle, Kork, rohe Felle, Mandeln, Apfelsinen, Wein, frische Trauben und Traubenrosinen in Betracht. Wenn es auch infolge politischer Verträge und wegen des mangelnden deutschen Schiffsraumes vorläufig nicht möglich sein wird, Erze nach Deutschland auszuführen, so könnte sich doch die deutsche Industrie ihren Platz bei der Verwendung spanischer Erze sichern, wenn sie zusammen mit spanischen Unternehmern in Spanien selbst unter Verwendung deutscher Maschinen Werke zur Verhüttung der Erze errichtete. Spanischer Wein, zu direktem Konsum wie zum Verschnitt mit Bordeaux und Burgunderwein, könnte in größerem Umfange, als es jetzt der Fall ist, nach Deutschland exportiert werden. Er kann die Konkurrenz mit vielen französischen und italienischen Weinen gut aushalten.

Ein Ausfuhrartikel allerersten Ranges könnte Olivenöl sein. Spanien ist das Land der Welt, das die größte Menge Öl produziert; war doch in den beiden letzten Jahren vor Kriegsausbruch die spanische Ölgewinnung doppelt so groß wie die französische und italienische zusammen. Trotzdem war das spanische Olivenöl bedeutend billiger im Preise als das der Qualität nach schlechtere französische und noch minderwertigere italienische. — Viel bedeutender als die Ausfuhr spanischer Erzeugnisse nach Deutschland ist die Einfuhr deutscher Waren nach Spanien. Das Land kann alles gebrauchen, was in Deutschland hergestellt wird. Der spanische Verbraucher kauft gern Waren deutschen Ursprungs. Maschinen aller Art, von der großen Schnellzugslokomotive bis zur Taschen-Weckeruhr, finden guten Absatz. Das gleiche gilt für alle zum Bergwerksbetriebe gehörigen Materialien. Feine Kurzwaren, feines Porzellan, geschliffene Glaswaren, vor allem aber deutsche Spielzeuge kauft der Spanier gern. Apothekerwaren, medizinische Apparate und Instrumente sowie alle optischen und photographischen Artikel werden bevorzugt, wenn sie deutschen Ursprungs sind. Für Offenbacher Lederwaren und kleine praktische Neuheiten des täglichen Gebrauches, wie sie gerade in Deutschland hergestellt werden, wird sich in Spanien stets ein guter Markt finden. Ein besonderes Feld für den deutschen Export nach Spanien bilden die zur Ausübung des katholischen Religionskultus benötigten Gegenstände.

Auch auf den Import von Kali wird Spanien fernerhin angewiesen sein. Schon vor dem Kriege hat die außerordentlich hoch entwickelte spanische Landwirtschaft Mengen von Kalisalzen benötigt (1911 nahezu 100 000 Doppelzentner Reinkali), die vorzugsweise in den konzentrierten Salzen Chlorkalium und Sulfaten zum Abruf gelangten. Diese sind für die feineren Obst- und Gartenkulturen besonders nützlich und eignen sich wegen der Trockenperioden Spaniens natürlich außerordentlich besser als Kalirohsalze. Durch die Entdeckung der Kalivorkommen in der Provinz Katalonien, nahe den seit Jahrtausenden berühmten Steinsalzsteinbrüchen, dem „achten Weltwunder“ von Cardona, hatten die Spanier geglaubt, sich von dem damaligen Welthandelsmonopol Deutschlands freimachen zu können und eine Industrie großzuziehen, wie sie in Deutschland zum Segen unserer Landwirtschaft bestanden hat. An dem Vorhandensein beträchtlicher Kalimengen ist nun allerdings nicht zu zweifeln. In Anbetracht der ungeheuren Preissteigerung, die, bedingt durch die Kriegsverhältnisse, nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande für alle Betriebsmittel und Baumaterialien zur Ausführung von Schächten, Fabriken und anderen Anlagen sowie auch für die Eisenbahnen eingetreten ist, wird es jedoch zweifelhaft sein, daß in Spanien das Kalisalz mit dem deutschen konkurrenzfähig bleiben kann.

Bei der Ausfuhr deutscher Waren nach Spanien ist zweierlei zu beachten: Die deutschen Exporteure dürfen nicht übersehen, daß die Preise, die man heute in Deutschland für den Verkauf im Inlande ansetzt, sich in der Regel bereits dem Welthandelspreise nähern. Belegt man die Waren noch für die Ausfuhr mit einem Valutaaufschlag, der oft das Vielfache des Kaufpreises beträgt, so wird es fast unmöglich sein, in Spanien dafür Abnehmer zu finden. Ferner ist nicht außer acht zu lassen, daß der spanische Kaufmann gern die Waren sich ansieht, die er kaufen soll. Es wird deshalb notwendig sein, in den größeren Städten des Landes, namentlich in Madrid und Barcelona, deutsche Musterlager zu errichten.

Vor dem Weltkriege schickten die großen deutschen Handels- und Exporthäuser ihre eigenen Reisenden nach Spanien. Das wird heute sehr oft unmöglich sein, weil die Unkosten zu hoch sind. Es gibt aber in Spanien eine ganze Reihe tüchtiger deutscher und spanischer Kaufleute, die gern zur Übernahme von Vertretungen bereit und auch dafür besonders geeignet sind, weil sie die Sprache des Landes und seine Bewohner genau kennen. Es ist bisweilen der Fehler gemacht worden, deutsche Vertretungen ungeeigneten Personen in Spanien zu übertragen. Nicht allein, daß die deutschen Kaufleute in Spanien, die durch den Krieg schwer gelitten haben, hierbei übergangen wurden, beauftragten deutsche Häuser mit ihrer Vertretung oft solche Leute, die während des Weltkrieges offen gegen Deutschland gearbeitet haben.

Eine andere Möglichkeit, die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Spanien aufs neue zu beleben, besteht in der Ausfuhr unserer Intelligenz.

Deutsche Techniker und Ingenieure, deutsche Landwirte und Kaufleute werden in Spanien überall mit einer gewissen Leichtigkeit gute Stellungen finden, wenn sie über genügende Sprachkenntnisse verfügen und sich den dortigen Gebräuchen und Sitten anpassen können. Man schätzt in Spanien den Deutschen im allgemeinen sehr und hält viel von seiner Arbeitskraft und seinem Organisationstalent. Man schicke also tüchtige Deutsche heraus. Sie werden die Handelsbeziehungen mit Spanien am ehesten und schnellsten fördern.

Palmen und Häuser bei Málaga. Nach einem Gemälde von Martin Bloch.

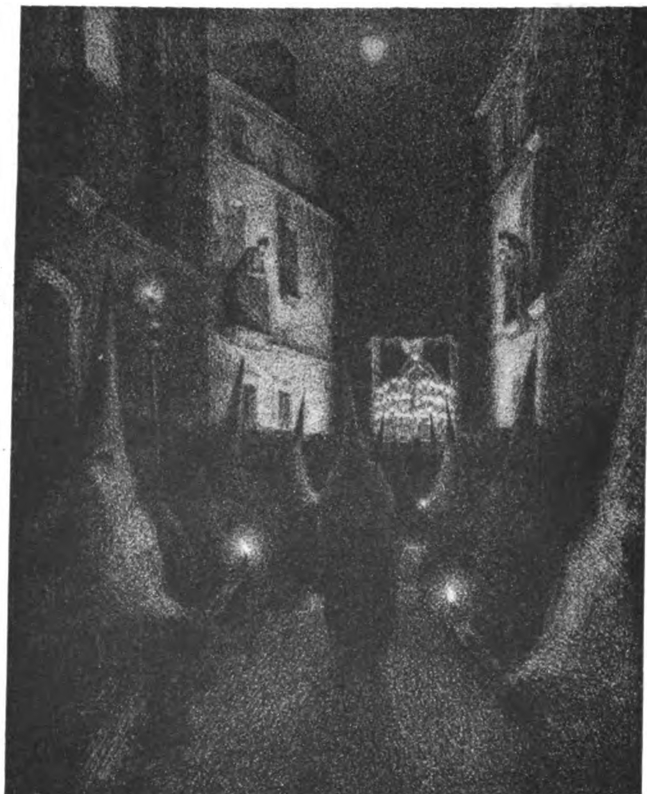
Rebenland bei Rota (Andalusien). Nach einem Gemälde von Martin Bloch.

Kunst in Spanien. / Von Dr. Ernst Kühnel.

Wenn man über Spanien redet, so ist man in der peinlichen Lage, immer erst einige aufklärende Worte über grundsätzliche Irrtümer und ungerechte Vorurteile sagen zu müssen, die sich eigentlich bei einem gebildeten Publikum erübrigen sollten. Aber vielen ist das Phantasiebild, das ihnen von diesem Land vorschwebt, gar zu lieb, als daß sie sich so ohne weiteres durch eine Wirklichkeitsschilderung bekehren ließen. Kein Wunder übrigens; denn unsereins bringt eine tendenziös gefärbte Meinung von den politischen, religiösen und kulturellen Zuständen jenseits der Pyrenäen schon aus der Schule mit und sieht und findet dann in Belletristik und Theater ganz sein Spanien, wie er es sich denkt und wünscht. Eine flüchtige Vergnügungs- oder Studienreise ist natürlich nicht ausreichend, das so gewonnene Zerrbild gebührend zu korrigieren: erst ein intimer Umgang mit dem Volke und eine eingehende Beschäftigung mit seiner Literatur und Kunst werden dem Fremden die Augen öffnen für die köstlichen Schätze, die in dieser großen Nation bewahrt sind, und werden ihm heiligen Respekt abzwingen vor einem in seinen würdevollen Formen und in seiner ritterlichen Gesinnung über alle Werktagssorgen unendlich erhabenen Europäertum.

Spanien war nie ein Kunstland in dem Sinne wie etwa Griechenland oder Italien. Es hat auch nicht die ruhige Entwicklung nationaler Stilelemente aufzuweisen wie Deutschland oder Frankreich. Es war vielmehr jahrhundertelang dem Zustrom von Architekten, Bildhauern und Malern aus aller Herren Ländern ausgesetzt, und dieser Umstand erklärt die Zerrissenheit und Sprunghaftigkeit in seiner künstlerischen Produktion. Bei Persönlichkeiten wie der des Greco, dieses seltsamen Griechen aus Venedig, der dann in Toledo seine Heimat fand und mit Recht von den Spaniern als einer der Ihren beansprucht wird, ist man ratlos, wie man sie in einen größeren Schulzusammenhang einordnen soll.

Erst im 19. Jahrhundert kam wenigstens in die Malerei ein streng nationaler Zug durch die gewaltige Persönlichkeit Goyas, der durch prägnante Charakteristik, durch starken Kolorismus und bravouröse Technik auf Generationen der spanischen Pinselkunst die Wege wies. Eugenio Lucas geht über ihn hinaus bis zur hemmungslosen Manier, und später feiert man in Paris und London als „größten Maler der Zeit" Mariano Fortuny, der, auf solcher Tradition handwerklicher Virtuosität fußend, durch seine Studien in Marokko Komposition und Palette erstaunlich bereichert hat und nun ein paar Jahre lang alle Welt fasziniert. Als letzter Vertreter der Goyaschen Richtung lebt noch der alte Pradilla (geb. 1847), der in seinen sicher gesehenen und flott hingesetzten Bildchen vor allem das Madrider Straßenleben äußerst reizvoll festgehalten hat, aber auch durch größere Kompositionen über seine Heimat hinaus bekannt geworden ist.



Nachtprozession in der Karwoche in Sevilla. Nach einer Lithographie von Helmut Ruhemann.

Großes Ansehen genießt in Spanien noch immer die Historienmalerei, die auf José de Madrazo, den „spanischen David", wie C. Justi ihn treffend nennt, zurückgeht und dann vor allem in Valencia würdige Vertreter fand. José Benlliures Riesenbild „Nächtlicher Umzug der Märtyrer im Kolosseum" gehört noch jetzt zu den großen Sehenswürdigkeiten der Stadt, und seinen Landsleuten Francisco Domingo und Emilio Sala verdankt man die gewissenhafte Schilderung wichtiger Ereignisse aus der spanischen Geschichte. Domingo lag besonders das historische kleine Genre in der Art Meissonniers, und seine Bilder erzielten zeitweilig Liebhaberpreise von schwindelnder Höhe; Sala hat sich auch an dekorativen Ausmalungen von makarthafter Festlichkeit versucht (z. B. im Casino de Madrid).

Die Wege des französischen Impressionismus hat vor allem der Katalane Anglada beschritten, dessen duftige, pastos hingetupfte Tanzmotive auch auf deutschen Ausstellungen wiederholt beachtet wurden, und ebenso ist ihm der Valencianer Joaquin Sorolla gefolgt, der heute dem spanischen Publikum wohl als der beste Maler des Landes gilt. Er arbeitet viel, schnell und sicher. Scharf beobachtete Bildnisse, Szenen und Typen aus dem Volke in Verbindung mit der Landschaft, sonnige Strandbilder und dergleichen haben ihn zuerst im Auslande und dann auch in der Heimat berühmt gemacht. Sein bester Schüler, Eduardo Chicharro (geb. 1873), beherrscht Genre, Porträt und Landschaft, schlägt im Kolorismus grellere Töne an und konturiert schärfer als der Lehrer. Er berührt sich in diesen Bestrebungen mit den Brüdern Ramón und Valentín de Zubiaurre (geb. 1882 bzw. 1879), Basken, die mit großer Ehrlichkeit und feierlichem Ernst Prozessionen und Feste, Straßen und Interieurs schildern; leibhaft fein durchgearbeitet die Porträts. Mit Vorliebe setzen sie ihre Figuren groß und hart vor eine Stadtansicht oder eine Landschaft, lassen die starken Farben geschickt kontrastieren und betonen durch derbe Umrisse den flächenhaften Charakter der Komposition.

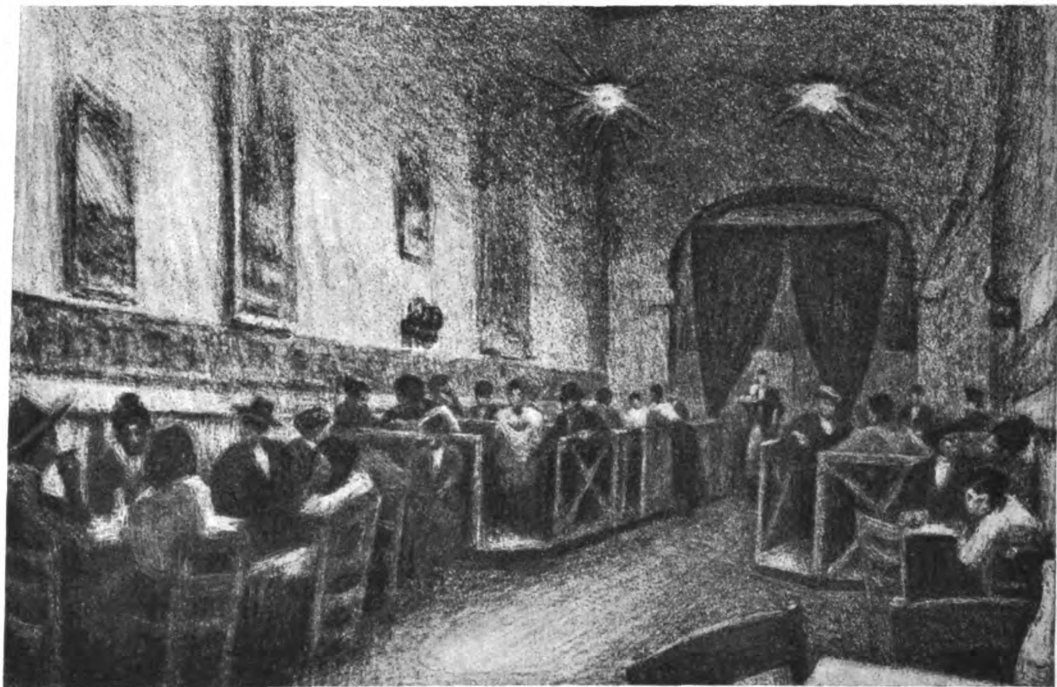
Eine andere Richtung hat der aller Welt vertraute, etwas ältere Ignacio Zuloaga eingeschlagen. Sein Spanien ist das der koketten Dämchen, der Tänzerinnen und Hexen, der Stierfechter und Zigeuner, der Bettler und Krüppel, mit seinen alten Ruinen und verfallenden Hütten, seinen steilen Felsen und melancholischen Ebenen — unser Spanien, wie wir es uns denken. Empfindliche Landsleute haben Zuloaga getadelt und tadeln ihn noch, daß er in diesen Dingen der mitteleuropäischen Phantasie allzusehr entgegengekommen ist, und daß er in seinen Bildern, um malerische Effekte zu erzielen, das Elend und die Blößen seiner Heimat zur Schau stellt — ein Vorwurf, bezeichnend für den hohen und schönen Begriff von nationaler Würde, der hier mitredet. In der Technik ist Zuloaga keineswegs Impressionist; er hat vielmehr die alten spanischen Meister, vor allem Velazquez und Goya, sehr genau studiert und aus solchen Vorbildern einen Malstil gewonnen von sehr persönlicher Prägung und ohne eigentlich akademischen Beigeschmack.

Eine empfindsame Note schlägt der Cordobeser Julio Romero de Torres in seinen stimmungsvollen Akten und Frauenbildnissen an. Er bevorzugt eine dunkle Palette und giorgioneske Motive. Als Porträtist mondäner Damen ist Moreno Carbonero dem Leser von vielen Ausstellungen her bekannt, während als Landschafter die Prado-Direktoren Villega und Aureliano de Beruetto in erster Linie stehen.

Sehr beachtenswert sind die Arbeiten einer ganzen Reihe von Graphikern, die wir nicht einzeln aufführen, und unter denen besonders einige politische Karikaturenzeichner durch sichere Linie und knappen Ausdruck auffallen.

Expressionistische und futuristische Tendenzen sind in der spanischen Malerei auch aufgetaucht, haben sich aber noch nirgends durchsetzen können; die alte Schule beherrscht nach wie vor das Feld. Ähnlich verhält es sich mit der Plastik, in der Mariano Benlliure, der gegenwärtige Generaldirektor der schönen Künste, mit Denkmälern, Büsten und Genregruppen in bewegtem, malerischem Stil als markante Persönlichkeit hervortritt. Rodin hat dort kaum Schule gemacht, aber neuerdings hat der „Primitivismus" Anhänger gefunden, wie Enrique Casanovas in Barcelona. Daneben ist es in der katalanischen Hauptstadt, die in dieser Hinsicht ganz vereinzelt dasteht, um die Jahrhundertwende zur Ausbildung eines ziemlich phantastischen „Jugendstils" gekommen, der auch in der Architektur höchst eigenartige Blüten trieb. So entstand der „Templo de la Sagrada Familia" (nach dem Entwurf von Gaudi begonnen, aber nicht zu Ende geführt) aus einem gotischen Baugedanken in Verbindung mit neuromantischen Ideen im Sinne einer Architektur-Symbolik, wie sie sonst wohl nirgends versucht worden ist. Derselben Richtung gehört die Villenkolonie im Parque Güell an, mit allerlei Grottenwerk und architektonischen Spielereien, sowie eine Anzahl von Wohnhäusern in der Stadt und Denkmälern auf dem Friedhof — Zeugen eines ebenso originellen wie kurzen Ansatzes zu einem katalanischen Sonderstil.

Im Kunstgewerbe steht die Keramik noch immer an erster Stelle, vor allem in Valencia und Sevilla; in Segovia leitet Daniel Zuloaga eine Majolikamanufaktur nach alten Mustern. In Barcelona versuchte Andreu in die Emailtechnik neuzeitliche Motive zu tragen.



Sevillaner Nachtkneipe. Nach einer Lithographie von Helmut Ruhemann.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich im ganzen spanischen Kunstbetrieb eine Wandlung insofern vollzogen, als nun nicht mehr wie früher fremde Meister herangezogen werden, sondern im Gegenteil die jungen Talente, nachdem sie sich die gute handwerkliche Tradition ihrer Altvordern angeeignet haben, im Ausland ihr Glück versuchen. Fast alle, die wir nannten, sind längere oder kürzere Zeit auf der Akademie in Rom gewesen und haben dann in Paris für einige Jahre oder auch für immer Fuß gefaßt. Sind sie erst einigermaßen zur Geltung gekommen, so beschicken sie auch Ausstellungen in Deutschland und Amerika und kehren gewöhnlich erst in reiferen Jahren in die Heimat zurück. So erklärt es sich, daß eigentliche Künstlermilieus, wie wir sie anderwärts kennen, mit oder ohne Boheme-Einschlag, selten sind — oft zur Enttäuschung des Fremden, der in dieser Hinsicht gewöhnlich nicht seine Rechnung findet. Dagegen besitzt Spanien neuerdings wieder eine starke Kolonie ausländischer Maler, die aber nicht mehr wie einst als gebendes, sondern als nehmendes Element mitzählen und in der großen Geschichte dieses Landes, in den ehrwürdigen Sitten seiner Bewohner und der herben Schönheit seiner Landschaft ebenso wie in dem gewaltigen Können seiner alten Meister fruchtbare Anregung finden.

Große Fortschritte hat in Spanien in den letzten Jahrzehnten die Kunstforschung aufzuweisen, die über alle vergangenen Perioden außerordentlich viel neues Material zutage förderte und in vorzüglichen Publikationen der Fachwelt zugänglich machte. Auf diesem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit, der wir u. a. die Wiederentdeckung so machtvoller Künstlerpersönlichkeiten wie der des Greco und des Valdés Leal verdanken, können wir uns für die nächste Zeit noch manche köstliche Überraschung versprechen.



Aus einem Stierkampf in Spanien: Aufzug der Kämpfer.

Der Größere. / Novelle von Hans Schlegel.

Wenn du den Kapitän Alonso Sánchez von weitem siehst, so kreuze nie seinen Weg. Glaub' mir's, Carlos, auch wenn du mehr als doppelt so alt bist wie ich . . . aber ich weiß, ich habe recht: Er hat den bösen Blick!"

Fernando machte das Zeichen der Abwehr, indem er sich die flache Linke senkrecht vor die Augen hielt. Und da ihn Carlos ungläubig ansah: „Tagsüber bleibt er verborgen, aber des Nachts schleicht er umher. Als Vollmond war, das letztemal, da stand er ganz vorn auf der höchsten Klippe unter dem Kap. Den rechten Arm ausgestreckt nach dem Meere. Und lachte ein schrilles Lachen. Wir waren unten in den Booten. Nicht ein Barato ging uns ins Netz die ganze Nacht! Und vorgestern, da sahen wir ihn an der nämlichen Stelle. Genau so stand er da. Aber diesmal — weinte er! Langusten wollten wir fischen in den Klippen. Caramba! Das einzige, was uns an den Köder ging, war ein fünf Schuh langer Polyp. Weißt du, so einer, den du drei Tage lang kochen kannst, ohne daß er am Ende anders schmeckt als Sohlenleder!"

Carlos schlug sich die Faust aufs Knie:

„Ist nie ein zünftiger Seebär gewesen, der Alonso. Immerhin, Fahrten haben wir miteinander gemacht —, Bursche, zeig' mir erst noch einmal so einen Kapitän! Für den letzten Matrosen ein warmes Herz und immer einen offenen Beutel!"

Fernando wiegte langsam den Kopf:

„Früher — schon — ja —, aber seitdem er das letztemal zurückkam — seitdem ist er anders geworden. War ja auch lange genug draußen. Wenn du nach Las Palmas segelst, so kannst du deinen Zucker und deine Salzfische laden und bist in sechs Wochen wieder in Palos. Bequem! — Und er . . .? Bleibt fast zwei Jahre draußen. Kann man's der Gabriela verübeln, wenn sie ihm Hörner aufsetzte in der langen Zeit? Hat sie's doch früher schon niemals anders . . ."

„Still . . . Er ahnt nichts. Wer sollte es ihm denn sagen?! Ja, wenn Doña Gabriela nicht seine Frau wäre, sondern seine Schwester etwa, dann wüßte er's lange. Aber so? Nie wird er etwas erfahren!" Carlos spie auf den Boden und kratzte sich den Hinterkopf. Dann stand er auf. Schwer. Blickte durchs Fenster:

„Nein! Das ist es nicht! Dem ist etwas zugestoßen. Draußen auf dem Meere. Irgendwas. Aber er schweigt. Von den fünfzehn Mann, die auf der Estrella fuhren, kamen nur drei zurück. Einer starb, als sie das Land betraten, Alonso selber war zwei Monate mehr tot als lebendig. Nur der Dritte ist wieder einmal gut davongekommen: Pedro Sandoval, der Scharfschütz. Mit dem Leibhaftigen muß der Bursch im Bunde sein! Bei jedem Abenteuer ist er dabei, und nie wird ihm die Haut geritzt. Acht Jahre hat er gegen die Mauren gekämpft, dreimal fingen sie ihn, einmal baumelte er schon fast am Dreibein! Aber wer kam jedesmal heil zurück? Pedro Sandoval, der Scharfschütz! Sie sagen, daß er jetzt in Sevilla lebt."

Am Nebentische sagte eine Stimme:

„Pedro Sandoval? Derselbe, der auf Alonso Sánchez' Bergantine nach den Kanarischen Inseln fuhr, kennt Ihr ihn? Ihr habt recht. Er ist in Sevilla."

Carlos und Fernando hatten sich umgewandt und blickten dem Fremden in das lächelnde Antlitz. Soeben erst mußte er in die Wirtsstube getreten sein, denn ganz vor kurzem hatte an jenem Tische niemand gesessen.

„Ich bin nach Palos geritten, um eine Botschaft des Scharfschützen an Alonso Sánchez zu überbringen. Könnt Ihr mir sagen, wo ich den Kapitän finde?"

Carlos winkte nach dem Schanktisch:

„Mariquita kann Euch begleiten. Mariquita — Maria, zeige dem Caballero, wo Don Alonso wohnt."

„Es eilt nicht, Señores. Bedenkt, daß ich gerade aus dem Sattel gestiegen bin. Die Reise war staubig und lang, die Herbergen schlecht. Erlaubt mir lieber, in Eurer angenehmen Kompagnie noch ein Stündchen bei diesem guten Rivaweine zu verplaudern."

Die beiden Fischer rückten ihre Stühle näher. Carlos, das Kinn auf der Faust, musterte den Fremden:

„Ein Andaluse seid Ihr nicht, Señor. Und aus Kastilien oder Arragón noch weniger. Denn Euer Spanisch klingt anders. Laßt sehen, ob ich's errate: Wenn Eure Wiege nicht in der Gegend von Genua gestanden hat, so könnt Ihr nur ein Katalane sein!"

Über das Gesicht des Fremden zuckte es kurz. Nach einem Räuspern fragte er:

„Ihr sprecht katalanisch?"

Und da die beiden kopfschüttelten:

„Ihr habt's erraten. Aus Tarragona bin ich. Lebe aber in Sevilla, wohin mich Ihre allerkatholischsten Majestäten — Gott erhalte sie uns noch viele Jahre lang — vor drei Jahren beriefen."

Die beiden Fischer betrachteten den Fremden mit ehrfürchtigem Staunen. Fernando machte Miene, sich zu erheben.

„Wenn Excelencia wünschen, begleite ich Excelencia selbst zum Hause des Kapitäns Sánchez . . ."

Carlos sprang auf:

„Schaut, dort . . . ist er . . .? Freilich, da geht er selbst und leibhaftig!"

Carlos riß das Fenster auf. Aber er winkte weder, noch rief er. Dann trat er scheu aus dem Licht:

„Seltsam — sonst sieht man ihn nicht über Tage!"

Der Fremde war aufgestanden:

„Laßt nur, Freunde, ich weiß nun, wer Don Alonso ist. Bemüht Euch nicht. Freuen sollte es mich indessen, Euch später wieder hier zu treffen. Fragt nur nach Don Cristóbal!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Don Cristóbal hatte den einsamen Wanderer erreicht:

„Verzeiht, Herr," sprach er. . . . „verzeiht, wenn ich Euch in einer seltsamen Angelegenheit belästige. Ich komme aus Sevilla. Ihr seid der Kapitän Alonso Sánchez aus Huelva?"

Der Gefragte zuckte zusammen. Dann erwiderte er gelassen:

„Was kümmert's Euch, wer ich bin. Will ich doch auch nicht wissen, wer Ihr seid!"

„Ihr habt recht. Mein Name tut nichts zur Sache. Vielleicht aber ist Euch eine Nachricht von Wert, die ich bringe: Pedro Sandoval, der Scharfschütz, ist vor fünf Tagen in Sevilla gestorben. . . .!"

Alonso Sánchez stand festgewurzelt. Seine Lippen kniffen sich zusammen, bis sie wie zwei dünne, fliederfarbene Striche erschienen:

„Starb . . .? Woran . . .?"

Don Cristóbal hob die Achseln:

„Fieber . . . Krämpfe . . . wilde Phantasien! Wie die Veilchen, die am Alcázar im Garten Maria de Padillas blühen, so sah seine Leiche aus."

„Starb im Hospital . . . oder . . .?"

In Don Alonsos Augen zuckte ein plötzlicher roter Schreck. Don Cristóbal fing ihn auf und hielt ihn fest. Dann sagte er lächelnd und sehr langsam:

„Pedro Sandoval starb in meinem Hause. Ich nahm ihn zu mir, pflegte ihn, als er fieberzermürbt heimkehrte nach Sevilla."

„Und Pedro erzählte Euch von unserer Fahrt — —?" stieß Alonso hervor, und seine Lippen begannen zu zittern. Der andere lächelte geheimnisvoll:

„Er erzählte. Mehr noch. Er war mir dankbar, als er starb. Hier im Wams berge ich Pläne, Karten, Aufzeichnungen . . .“

„Wer seid Ihr . . . Herr!?“

Der Kapitän trat einen Schritt zurück. Seine Knie schlotterten. Der andere erwiderte mit gespieltem Gleichmut:

„Was kümmert's Euch, zu wissen, wer ich bin. Ihr lehntet es ja vorhin ab, meinen Namen zu erfahren. Laßt's Euch drum genügen, wenn ich Euch verrate, daß ich einer bin, der Euer Geheimnis kennt . . . daß ich außer Euch nun der einzige bin, der alles weiß!“

Alonso Sánchez reckte sich empor. Seine Augen funkelten:

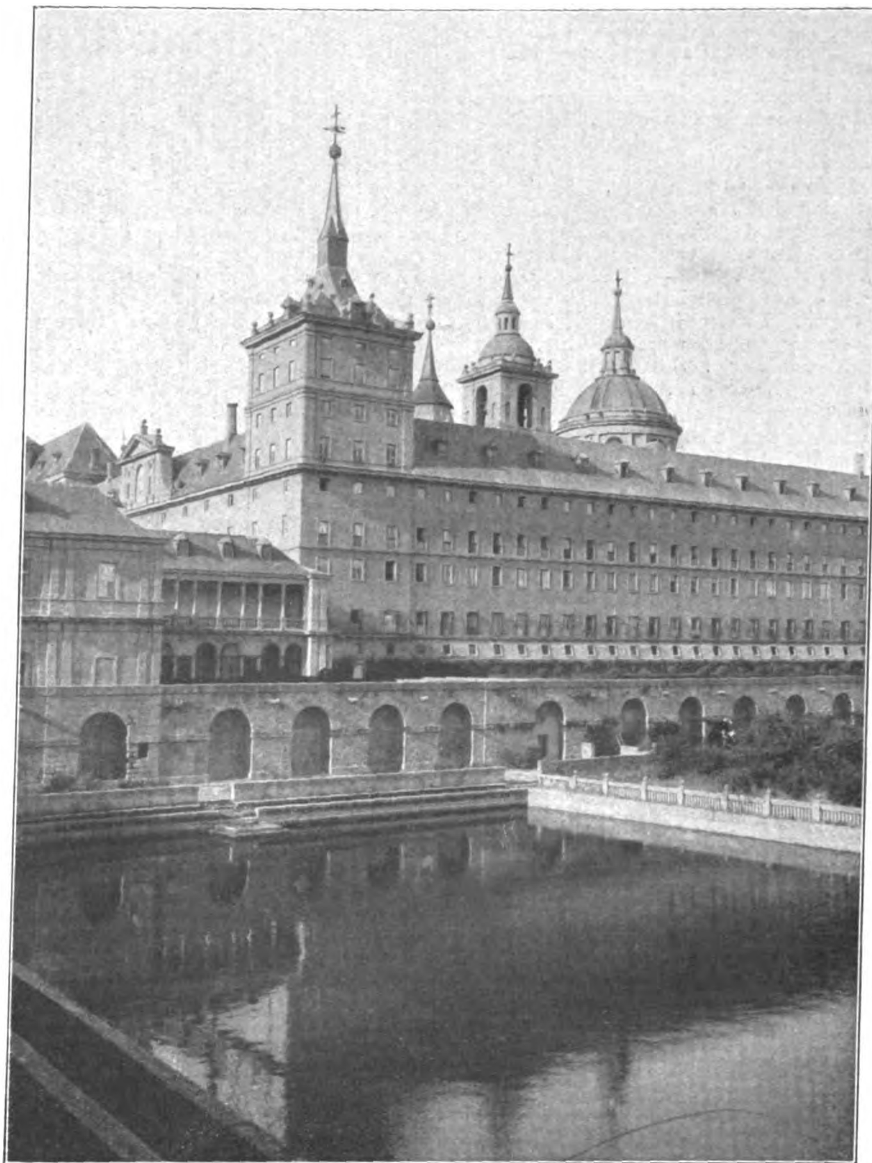
„Es möchte sein, Señor, daß Ihr Euch irrtet. Was nützen Andeutungen Euch und vage Berichte! Das letzte Geheimnis ist mein, und mit mir wird es wieder versinken in die Fluten, aus denen ich es geholt.“

Alonso wandte sich zum Gehen. Aber Don Cristóbal blieb an seiner Seite:

„Laßt uns gemeinsam handeln! Ihr danktet dem Zufall das erhabenste Geheimnis, und Ihr wollt es mit Euch in die Erde nehmen! Ihr dürft es nicht, denn seht, ein anderer wird es dann an Eurer Stelle tun, einer vielleicht, der nicht im Dienste der katholischen Könige steht. Und alles würde verloren sein für das Vaterland. Alonso Sánchez, ich biete Euch die Hand. Ergreift sie; es gilt Spanien!“

Der Kapitän schloß die Augen. Dann preßte er die Faust vor die Stirn und atmete schwer:

„Wenn ein Leben zerbrochen ist, so soll man die Scherben auf den Kehricht werfen. Mein Dasein aber war nichts als Bitternis und qualvolle Enttäuschung. Ich habe abgeschlossen. Nun suche ich nur noch eins: das Lächeln über die Dinge der Welt, das gleiche Lächeln, das wohl auf dem Antlitz Gottes spielen mag, wenn er sieht, wie der Menschengeist sich abquält, diese arme, lückenvolle Schöpfung vollkommener zu machen. Nein! Meine Hände kennen seit Jahren nicht mehr die Tat. Sie sehnen sich nur noch danach, das Fell eines Hundes zu streicheln, der mich liebt. Mein Herz lebt indessen der Erinnerung an die Stunden, da meine Hände noch über braunes Frauenhaar streichen durften!“



Escorial.

„Wenn Ihr so über allem Leben steht, Kapitän, wenn Eure Hand nur noch das Streicheln der Milde kennt — warum hat dann die gleiche Hand den Steuermann Ignacio Pelayo erdolcht und ins Meer geworfen — —?“

— — — — — — — — — — — — —

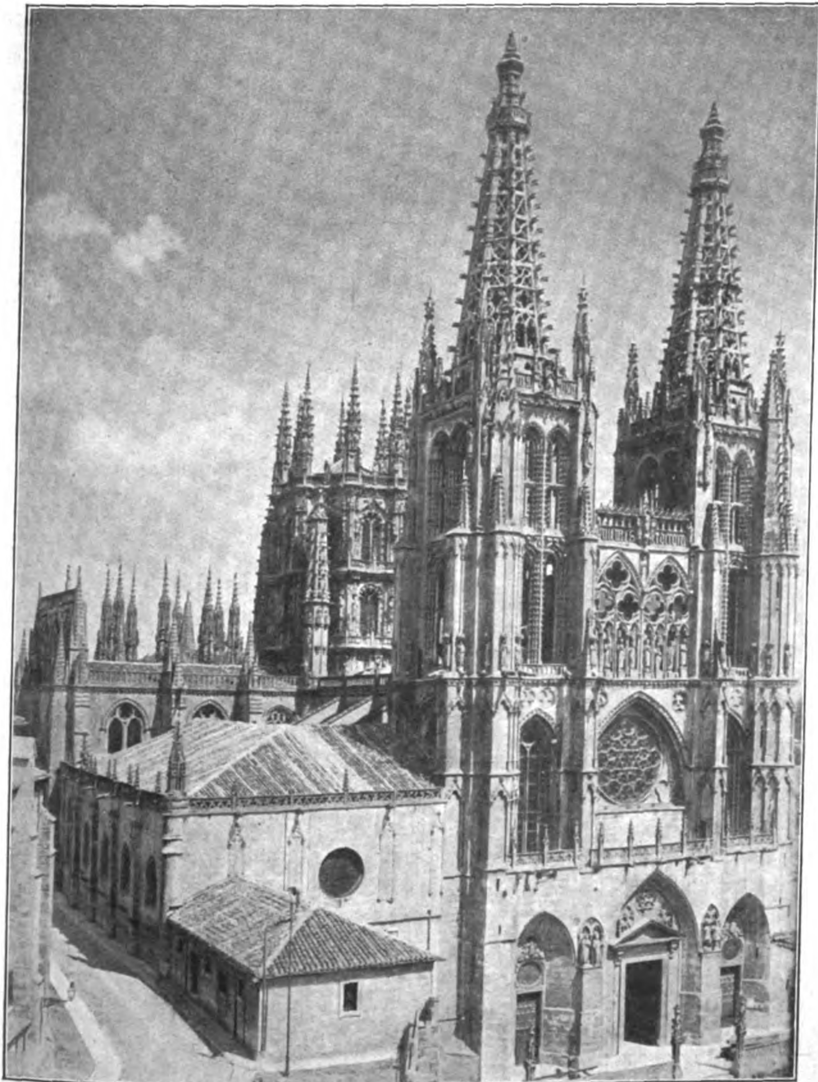
Der Golddunst der sterbenden Sonne lag über dem kupfrigen Blau der Wellen. Scharf und schwarz stand das Kap vor dem sinkenden Licht. Möwen taumelten durch das Goldgeflimmer, als habe ein blühender Kirschbaum seine Zweige über den Abgrund geschüttelt.

Alonsos Augen lächelten den Vögeln zu. Nach einer Weile blieb er stehen, und seine Stimme klang fremd und fern:

„Auch das hat Euch der Sterbende verraten? Nun gut, ich bin in Eurer Hand. Was verlangt Ihr von mir? Wollt Ihr mich den Gerichten überantworten? Tut es! Mein Leben ist zerbrochen; und dem, der es zerbrach, stieß ich den Dolch ins Genick und stürzte ihn ins Meer!“

Don Cristóbal faßte mit beiden Händen die Linke Alonsos:

„Nicht so. Wenn Ihr auch bitter denkt von aller Kreatur, so habt Ihr darum noch keinen Grund, Niedriges von mir zu glauben! Ihr möget mir mit Mißtrauen begegnen: es ist Euer gutes Recht. Ich aber will — die heilige Jungfrau sei mein Zeuge — nichts anderes als Eure Freundschaft! Nicht heute gleich. Ich will werben um sie, wie ein Jüngling um das Weib seiner Träume, ich will Euch nahekommen; nichts will ich von Euch erschleichen, nur aufrichten will ich Euch und versuchen, Euch zu heilen von den Zweifeln an der Welt. Seht, Don Alonso, Ihr und ich — so ungleich wir einander scheinen — wie ähnlich sind doch unsere Schicksale! Euch ist — durch einen blinden Zufall vielleicht — in die Hände gefallen, was meines Lebens Ziel und Sehnsucht war. Seit Jahren gab es keine Stunde meines Daseins, in der ich nicht alles darangesetzt hätte, meine Pläne zu verwirklichen. Und was erntete ich? Spott, Hohn, Verleumdung, und im besten Falle ein gleichgültiges Achselzucken. Da riß auch



Kathedrale in Burgos.



Kathedrale in Leon.

in mir etwas entzwei, da brach ich zusammen unter der tötenden Schmach, von aller Welt betrachtet zu werden als ein trunkener Abenteurer oder ein schmeichlerischer Fürstenknecht, als ein großsprecherischer Scharlatan oder ein armer Narr! Ich aber weiß, daß ich mir ein Ziel gesteckt, das ich erreichen muß und werde. Aus meiner Verzweiflung heraus bin ich zum gleichen Gedanken gelangt wie Ihr. Ich habe das lächelnde Verzeihen gefunden, genau wie Ihr. Denn die Menschheit, die heute mich verlacht oder verleumdet, sie soll dereinst von mir beschenkt werden, wie noch kein Sterblicher je die Welt beschenkte!"

Noch immer hielten des Fremden Hände Alonsos Linke umfaßt. Die Schuhspitze des Kapitäns beschrieb kleine Kreise im Sand, seine Kiefer verschoben sich lautlos, die Blicke gruben sich schräg an Don Cristóbals Armen vorbei in den Boden. Nun hob er langsam die traurigen Augen und schaute lange forschend und wortlos in das Antlitz des Fremden. Bevor er aber seine Linke löste, erwiderte er deutlich den Druck der Finger, die sie umfaßt hielten:

„Es war zuviel — und es kam zu plötzlich. Laßt mich nun allein! Doch heute nacht will ich mit Euch sein. Dunkelheit brauche ich um mich her, wenn ich reden soll. Dunkelheit — und das Branden des Meeres. Seht Ihr dort drüben das Kap? Zwei Stunden, nachdem die Sonne gesunken ist, will ich Euch auf der vordersten Spitze erwarten. Lebt wohl!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine kurze Dämmerung schob die blauen, sternenbestickten Vorhänge der Nacht über den dunklen Leib des atmenden Meeres. Als die Sporen des Fremden auf der Schwelle klirrten, saßen die beiden Fischer noch in der Taberne.

„Hat er Euch eine Ode deklamiert, Excelencia, da Ihr so lange mit ihm geredet habt?"

Carlos erhob sich aus dem Düster und schob dem Fremden den hohen Sessel aus cordobanischem Leder hin, den die Wirtin für den vornehmen Gast in die Schankstube gestellt hatte. Fernando lachte:

„So lange wie Ihr hat noch keiner aus Palos mit ihm geredet, seit er wieder daheim ist, Excelencia! Gewißlich seid auch Ihr ein Dichter wie Don Alonso?"

Die Wirtin brachte den bronzenen Ölleuchter mit den sieben Flammen und schob den schönen getriebenen Blender davor.

„Ein Dichter, sagt Ihr, sei Don Alonso . . ."

Die Fischer lachten. Auch die Wirtin — sie stand schon wieder in der Tür — wandte sich noch einmal um und kicherte in den Schürzenzipfel. Dann tippte sie an die Stirn und ging kopfschüttelnd hinaus.

„Freilich ist er ein Dichter! Nun, unsereiner ist ja arm und dumm — aber wenn Don Alonso so viel von der Poesie versteht wie vom Seefahren, dann kann 's nicht weit her sein!"

Carlos legte die Hand auf Fernandos Schulter:

„Still, das weißt du nicht. Ich aber kann dir sagen, daß mir der Kapitän immer leid getan hat. Hätte er nicht gemußt, n i e wäre er ein Seemann geworden! Sein Vater hat ihn dazu geprügelt. Wir sind im gleichen Jahre geboren. Wie oft hat er seinen Kopf in meinen Schoß gelegt und geschluchzt, damals, als wir unsere erste Fahrt auf der Alcántara machten, nach Madeira hinüber. Des Nachts, wenn alle schliefen, schlich er auf Deck und starrte nach den Sternen. Mußte er am Tage in den Mastkorb hinauf, so schaute er den Möwen nach. Und jede freie Minute, wenn er sich unbemerkt glaubte, hockte er über den Büchern. Immer gerade solange, bis ihm ein Tauende über den Rücken sauste, um ihn an die Pflicht zu gemahnen! Als sein Vater starb, da mußte er ibm auf dem Sterbebette versprechen, das Schiff nicht zu verkaufen und ein Seemann zu bleiben. Dann sollte er auch seine Bücher verbrennen. Aber das vermochte Alonso nicht. So daß der Kranke sich abkehrte nach der Wand und im Zorne gegen den Sohn verschied!"

Aus der Küche trat die Wirtin. Ein dampfender Reisberg türmte sich in langer, flacher Schüssel; rote Pfefferschoten und violette Auberginen flammten darüber wie der Stern auf einem Schild. Ein Kranz von Oliven umsäumte ihn, und vorn und hinten schwamm, in Speck und Weinblätter gewickelt, ein Rebhuhn in einer Brühe aus Jérezwein, Sahne und Pistazien.

„Noch zwei Teller für meine Freunde!" rief der Fremde. „Und einen hohen Krug mit Manzanilla! Kommt und erzählt mir mehr noch vom Kapitän Alonso Sánchez!"

Don Cristóbal lehnte sich zurück gegen die Goldmalerei des Ledersessels, breitete seine Arme mit einer schwingenden Bewegung über den blankgescheuerten Tisch und wies den beiden Fischern ihre Plätze zur Rechten und zur Linken an.

Als sie beim dritten Kruge waren, hatte er mancherlei erfahren:

Daß Don Alonso ein Träumer sei.

Daß er auf seinen Fahrten das Kommando den andern überlasse.

Daß er auf Deck nur ginge bei Nacht oder wenn schwere Stürme tobten, sonst aber über seinen Büchern sitze.

Daß er nach dem Landen in fremden Häfen sogleich verschwinde und immer erst am Tage der Weiterfahrt zurückkehre.

Daß er meisterhaft die Laute spiele.

Daß er einmal — mitten in der Nacht auf hoher See — seinen Matrosen die ganze Satire von den lastervollen Frauen aus dem Gedächtnis deklamiert hatte, jenes lustige Buch von Alfonso Martínez, der seines Zeichens Erzpriester war von Talavera.

Daß er zuweilen, wenn ihn die Laune ergriff, sich selbst ans Steuer stellte, Jagd auf maurische Seeräuber machte und die gesamte Beute seiner Mannschaft schenkte.

Daß seine Matrosen ihn vergötterten....

Fernando beugte sich zu dem Fremden hinüber. Er hielt die Rechte steil vor den Mund und flüsterte:

„Dabei hat jedesmal, während er draußen war, sein Weib . . ."

„Schweig . . .!" Carlos' Rechte sauste auf den Tisch, daß die Teller schrien und der Wein in den Gläsern erschrockene Ringe zitterte.

Don Cristóbal erhob sich. Draußen war Nacht. Die Fischer blieben beim Weine zurück.

Flüsternd.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Don Cristóbal hinaufstieg zum Kap, hing ein Sternenteppich über dem Meere. Unten auf den Wassern tanzte der blinkende Widerschein wie Silberpunkte in einem schwarzen Gewebe.

Der Kapitän wartete schon. Schweigend saßen sie eine Zeit und starrten hinaus über die rollende Finsternis.

Ein Stern nach dem andern löste sich mit kurzem Leuchten. Fiel ins Meer und ertrank, als sei er nie gewesen.

Endlich begann der Kapitän:

„Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid. Über alles habe ich nachgedacht. Nun ist eine Ruhe in mir, wie ich sie kaum noch je im Leben gekannt. Ein Abgeklärtes, ein Jenseits von allem Menschhaften. Und das danke ich Euch! Wer Ihr seid, weiß ich! Habe Euren Namen oft verspotten hören!" —

„So wollen wir gemeinsam handeln?" In Don Cristóbals Stimme klang ein warmer Ton: „Wie ich Euch danke! Wir beide bringen der Welt das erhabenste Geschenk. Euer Lebensmut wird neu erstehen, meine Pläne brauchen nicht mehr Phantastereien zu sein, die Spötter sollen mit den Zähnen knirschen — das Ziel rückt näher — Ihr — und ich — !"

„Nein! Nicht ich. Ihr allein. Denn Ihr tragt das Zeichen der Tat auf der Stirn. Mich aber laßt noch ein gutes Werk tun, ehe ich zur Seite trete. Was Euch das Höchste erscheint, Ihr werdet es erreichen. Ihr müßt es erreichen, denn Ihr habt ehrlich gekämpft darum. Ich will nichts sein als Euer geheimer, unbekannter Handlanger. Denn mir fiel das Ziel Eures Lebensinhaltes mühelos in den Schoß. Nicht nach jahrelanger Aufopferung oder durch rastlose Arbeit und eiserne Willenskraft, sondern nur als Frucht eines blinden Zufalls. Eines Zufalls, der auf einem Verbrechen ruhte . . .!"

„Daß Ihr den Steuermann Ignacio Pelayo erstachet? Gewißlich tatet Ihr 's nicht ohne Grund!"

Alonso Sánchez erhob sich, warf den Kopf in den Nacken und stieß die Fäuste in die Nacht. Bald aber krümmte sich sein Rücken, und die Arme sanken schlaff herunter. Langsam ließ er sich wieder auf die Felsenbank nieder und starrte zu Boden:

„Ignacio Pelayo mußte sterben! Aber die andern dreizehn meiner Matrosen! Ich bin ihr Mörder ebenso, und nicht einmal Reue empfinde ich über meine Tat!"

„Wie das . . .!?" stieß Don Cristóbal hervor, und, den Atem angehalten, biß er sich in die Unterlippe, während seine entsetzten Augen die Blicke Alonsos suchten.

„Ignacio Pelayo, der Steuermann, trug am Halse ein Amulett. Eines Nachts — er wußte nicht, daß ich hinter ihm stand — öffnete er es und drückte einen Kuß auf das Bild — meines Weibes! Da riß ein Vorhang vor mir entzwei, und mit einem Male wußte ich alles: Warum sie verändert gewesen gegen mich in den letzten Monden, warum sie sich mir verschloß, warum . . . ach, alles wußte ich nun! Pedro Sandoval, der Scharfschütz, hatte die Wache in der Mordnacht. »Kapitän,« sprach er, als er mich fassungslos sah, »gut tatet Ihr, daß Ihr den Schürzenjäger ins Meer warft. Nicht gut aber ist es, daß Ihr Euch nun in Reue krümmt, denn — auf diesem Schiffe waret Ihr — von jeher schon — der einzige, der nichts wußte!«

Da wuchs in meiner Brust eine weiße, schäumende Wut empor wie eine Wassersäule im Wirbelsturm: Rache . . .! Rache an allen, die um meine Schmach gewußt und die sie mir verschwiegen hatten, indes sie vielleicht im geheimen den blöden Hahnrei verlachten! In meinem Leben hatte ich bis zu jenem Tage nichts glühender gehaßt als meinen Seemannsberuf, der mir aufgezwungen ward von meinem Vater in Starrsinn und Wesensfremdheit. In der Mordnacht aber begann ich, meinen Beruf ebenso heiß zu lieben. Ich machte mich selber zum Steuermann, und noch ehe der Morgen bleichte, drehte ich scharf ab nach Westen. Hinaus ins Unbekannte! Fort in den sicheren Tod! Und in grausamer Selbstverhöhnung führte ich das genaueste Tagebuch, das nur je ein Seemann schreiben konnte, machte die gewissenhaftesten Messungen, trug alle Beobachtungen mit quälerischer Peinlichkeit ein. — Nach sechs Tagen kam ein orkanartiger Ost. Achtzehn Tage sauste die Estrella mit übervollen Segeln wie ein Pfeil. Keinen Zoll Leinwand nahm ich herein, weil alles in mir dem Tode entgegenjauchzte! Und seltsam: ein ähnliches Fieber hatte auch die Mannschaft gepackt. Es waren ein paar Phantasten darunter, die faselten von Indien, von Gold und von Diamanten. Oder von Jagd auf Seeräuber, die unermeßliche Schätze an Bord hätten...

Was dann geschah, das wißt Ihr durch den toten Scharfschützen Pedro Sandoval:

Daß wir kupferfarbene Menschen fanden in fremdem Land, daß wir länger als ein Jahr unter ihnen weilten, bis die Estrella wieder seetüchtig gemacht war. Daß während der Heimfahrt Seuche auf das Schiff fiel und uns ein Fieber schlug, und daß meine Rache, die schon wieder verdrängt und überflutet war durch eine grenzenlose Sehnsucht nach meinem Weibe — daß meine Rache nun am Ende sich gegen meinen Willen doch noch erfüllte . . .!"

Ein starres Schweigen reckte sich empor und stellte sich zwischen die beiden Männer.

Am Himmel über dem Meere jagte ein Meteor wie ein krummer Säbelhieb. Roter Goldstaub zeichnete seine Bahn gleich einem Strahl heißen Blutes. Es war, als ob für einen kurzen Augenblick ein flammender Riß geklafft hätte in den geheimnisvollen Gluten des Weltenbrandes jenseits der bestirnten Nacht.

„Seht," sprach Don Alonso, und seine Stimme hatte wieder jenen verlorenen Klang, „nun habt Ihr für einen kurzen Augenblick in mein zerrissenes Inneres geschaut. Habt den Brand gesehen, der mich verzehrt . . . Ob ähnliche blutende Geheimnisse auch jenseits der nächtlichen Sterne lodern?"

Don Cristóbal faßte die Hand des Kapitäns. Sehr feierlich sprach er: „Seid mein Freund! Laßt mir das Glück, Euch der Welt wiederschenken zu dürfen. Und dann: Seid Ihr der Führer. Ich folge!"

Alonso Sánchez lächelte:

„Nehmt diese Rollen und diese Pergamente. Sie enthalten alles. Und versprecht mir nur eines: Nie meinen Namen zu nennen!"

Die Hände der Männer lösten sich nach einem stummen Drucke. Don Cristóbals Stimme zitterte, als er fragte:

„Liebt Ihr Euer — Weib — noch immer?"

Da stürzte Alonso ihm an die Brust, und ein qualvoll wildes Schluchzen schüttelte ihn. Seine Arme umschlangen des Fremden Schultern, und sein Haupt brach nieder an Don Cristóbals Herzen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Strande unter dem Kap ward es lebendig. Die schwarzen Gestalten der Sardinenfischer schoben im lodernden Fackellichte hundert Boote über den knirschenden Sand ins Meer hinein. Dann sprangen sie in die Kähne und rissen die flatternden Segel empor, die schwarz und rot erglühten, wenn der Wind sie anblies mit dem schwelenden Lichte der Pechpfannen am Bug.

Noch einmal bat Don Cristóbal:

„Kommt mit mir! Vergrabt Euch nicht in Trübsal und Schmerz!"

Ein abgeklärtes Lächeln schwamm in Alonsos Augen:

„Laßt mich — denn ich bin ein Spiegel ohne Glanz, ein Leuchter ohne Öl, ein Krater ohne Lava! Ein törichtes Wesen bin ich, dessen Hirn in Herz sich wandelte! Doch eines weiß ich nun: Die Krone des Ruhmes ist der Verzicht. Der Gipfel der Wollust ist der Schmerz! — Ich gehe nach den Kanarien zurück, um niemals heimzukehren. Wenn aber einst Eure Schiffe Palma kreuzen werden, wenn der Pico de la Cruz aus den Fluten steigt, wenn Ihr hoch oben das Kloster der Trappisten erblickt — so denkt an den Namenlosen, der früher Alonso Sánchez hieß. Ein vertrauter Freund wird meinem Weibe schreiben, daß ich gestorben sei. Dann — ist sie frei —! Ich aber kann hinüberdämmern in die silbernen Fragezeichen . . . Dies soll meine Buße sein für den Mord an Ignacio Pelayo. Denn vielleicht tat ich bittres Unrecht. Vielleicht hat er — sie sehr — geliebt — und sie ihn . . .!"

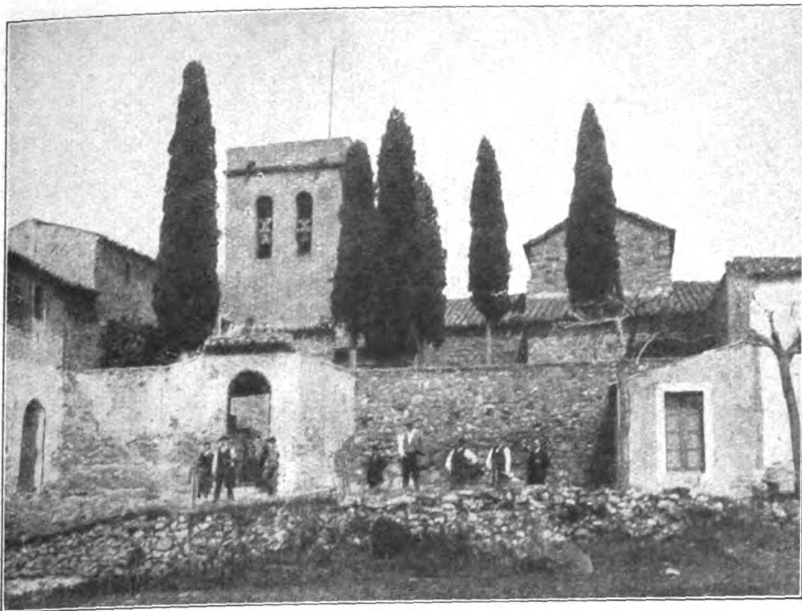
— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Stern nach dem andern fiel in die See. Aber keiner versank mehr in der Tiefe. Nun schwammen sie alle weit draußen zwischen den hundert Booten der Sardinenfischer . . .

Am 3. August 1492 aber hoben im Hafen von Palos die drei Karavellen Santa María, Pinta und Niña des Don Cristóbal Columbus ihre Segel.

Neuen Welten entgegen!

Den auf Seite 652, 655, 656, 657, 662 und 663 wiedergegebenen Abbildungen liegen photographische Aufnahmen von Kurt Hielscher zugrunde.



Santa Cruz in Barcelona.



Die Rambla (Hauptpromenade) in Barcelona.



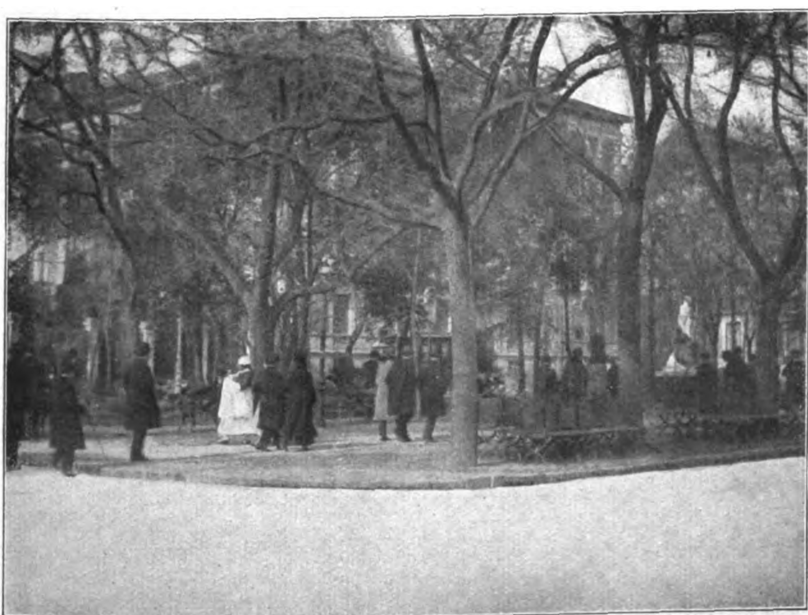
Postgebäude in Madrid.



Spanierin in der Karfreitagstracht in Barcelona.



Eingang zum Generalife bei Granada.



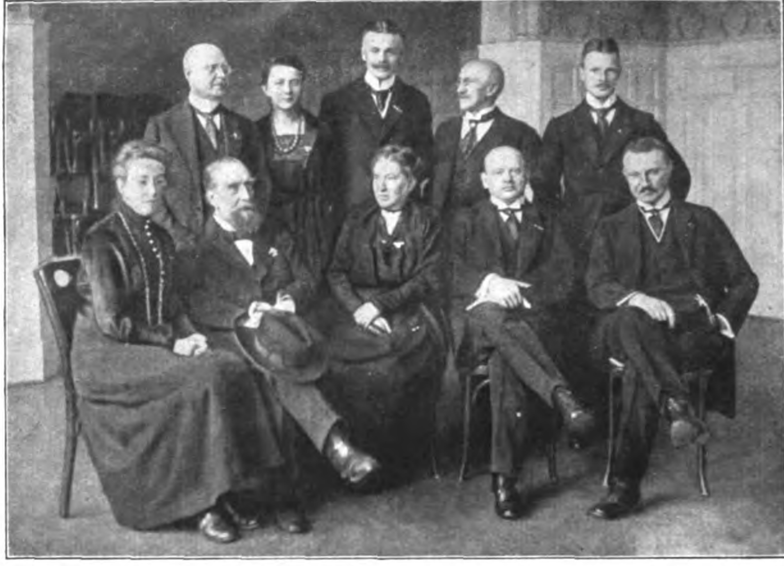
La Castellana in Madrid.



Das Arbeitsministerium in Madrid.



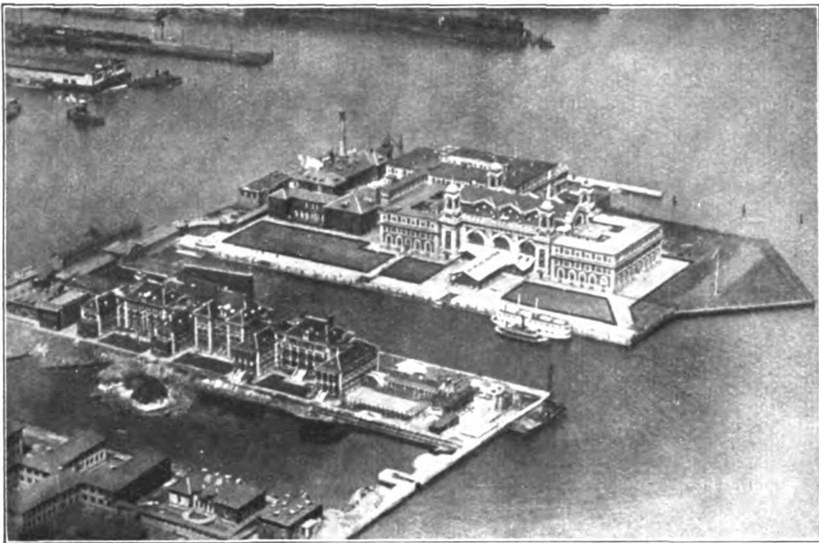
Englische Gewaltherrschaft in Irland: Untersuchung eines verdächtigen Sinnfeiners durch englische Soldaten.



Vom Parteitag der Deutschen Volkspartei in Nürnberg: Parteivorstand und Parteitagsvorsitzende.
Sitzend von links nach rechts: Frau Mende, M. d. R.; Geheimrat Professor Dr. Kahl, M. d. R.; Frau Julie Bassermann, M. d. R., Dr. Stresemann, M. d. R., Vorsitzender der Deutschen Volkspartei; Reichswirtschaftsminister Scholz. Stehend von links nach rechts: Rechtsanwalt Kempkes, M. d. R; Fräulein Hoffmann; Geheimrat Sachs, General v. Schoch, M. d. R.; Generalsekretär Schütz.



Grenzspendentag für Oberschlesien in Berlin: Spreewälderinnen geben einem jugendlichen Sammler ihre Spende.



Zur Massenflucht ins „Gelobte Land": Die amerikanische Einwandererstation Ellis Island in Neuyork, die jeder Einwanderer passieren muß.

Vogelschauansicht der gesamten Anlagen der Einwandererstation.

Deutsche Familie in einem provisorischen Quartier der ständig überfüllten Einwandererstation.



Geheimer Kommerzienrat Dr. phil. h. c. Oscar Beck,
der Seniorchef der bekannten C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung in München, eine führende Persönlichkeit auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Verlags, wurde anläßlich seines 70. Geburtstags von der theologischen Fakultät der Universität Greifswald mit der Würde eines Ehrendoktors ausgezeichnet.



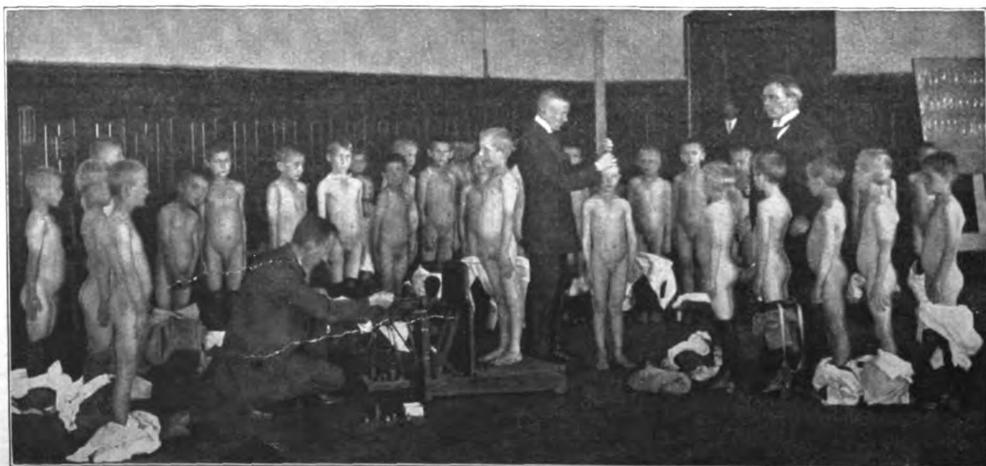
Eine schwere Explosionskatastrophe bei Mailand: Blick auf einen Teil des Geländes der durch Explosion zerstörten Geschoßentschärfungsanlage bei Mailand.



Oberreg.-Rat a. D. Ulrich v. Oertzen,
Vizepräsident des Unionklubs und Vorsitzender der obersten Rennbehörde, dessen Name mit der Entwicklung des Rennsports in Deutschland eng verbunden ist, bekannt auch als Vollblutzüchter, feierte am 6. Dezember seinen 80. Geburtstag.



Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Wilhelm Erb,
der Altmeister der deutschen Nervenheilkunde, langjähriger Vertreter seines Lehrfachs an der Universität Heidelberg, feierte am 30. November seinen 80. Geburtstag.



Die deutschen Kinder in Not: Aus der Arbeit der amerikanischen Kinderhilfsmission in Leipzig; ärztliche Untersuchung von Schulkindern zur Feststellung des Grades ihrer Unterernährung. (Phot. Lisa König, Leipzig.)



Geheimer Justizrat Hugo Seydel,
Landgerichtsrat a. D., der langjährige Vorsitzende des Riesengebirgsvereins in Hirschberg, erhielt anläßlich seines 80. Geburtstags von der Breslauer philosophischen Fakultät ehrenhalber den Doktortitel.



Sechser-Rasen-Radballspiel zwischen den beiden besten deutschen Mannschaften „Germania"-Charlottenburg und R.-V. Großlichterfelde auf dem Minerva-Sportplatz zu Berlin am 28. November.



Eishockey-Wettspiel zwischen dem Berliner Schlittschuhklub und dem Sportklub Charlottenburg auf der Sporteisbahn des B. S. C. am Reichskanzlerplatz zu Berlin am 28. November.



4. Bild. Silberner Turm. Links: Rohini (Margarethe Wolf); rechts: Königin Sudarschana (Fritta Brod).



9. Bild. Graues Gemach. Links: Surangama (Marie Andor); rechts: Königin Sudarschana (Fritta Brod).

Szenenbilder von der Uraufführung des Bühnenspiels in 19 Bildern „Der König der dunklen Kammer" (das ist der Gott in uns) von Rabindranath Tagore im Frankfurter Schauspielhaus (Spielleitung: Intendant Richard Weichert; szenische Ausstattung durch Ludwig Sievert) am 1. Dezember. (Phot. Wilhelm Schuster, Frankfurt a. M.)



Kitty Aschenbach als Frau Margit und Johannes Riemann als Vogt in der Aufführung von August Strindbergs Drama „Frau Margit" („Ritter Bengts Gattin") im Theater in der Königgrätzerstraße zu Berlin. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



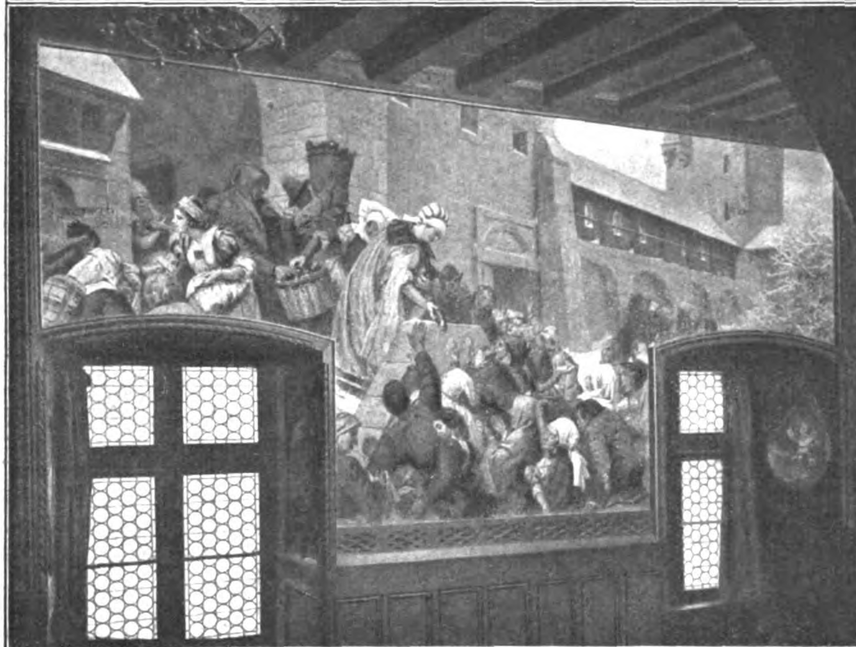
Von der Uraufführung von Ernst Tollers Stück aus der sozialen Revolution des 20. Jahrhunderts „Masse Mensch" im Stadttheater zu Nürnberg (Spielleitung: Friedrich Neubauer) am 15. November: 4. Bild. Hochummauerter Hof. Tanz der zum Tode Verurteilten. (Mit Genehmigung der Süddeutschen Illustrations- und Reklame-Verlagsgesellschaft Nürnberg.)

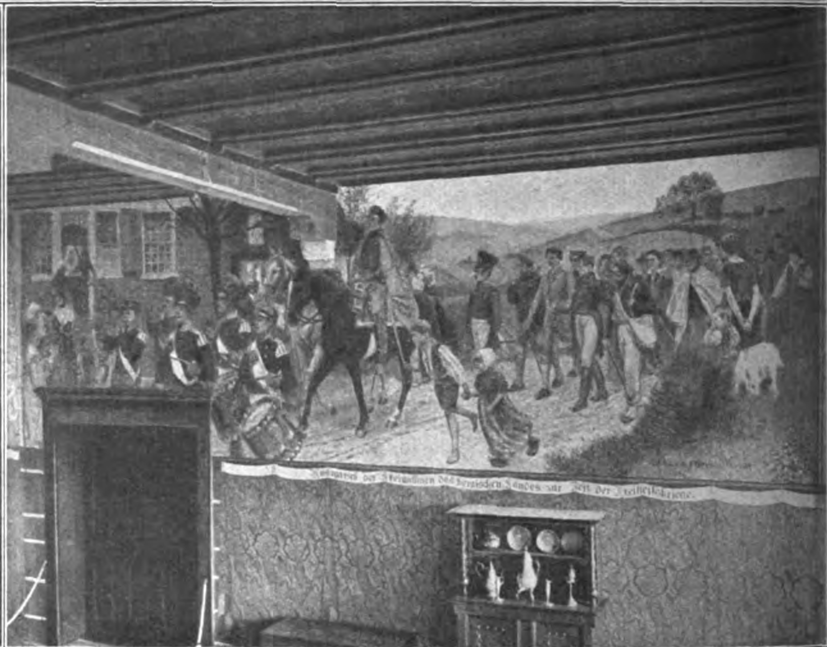
In der Mitte mit Ziehharmonika: Der Namenlose (Artur Fischer-Streitmann), im Vordergrund mit Totenschädel: Führer der Verurteilten (Willy Brandt).



Lothar Körner (links) als Domorganist und Ewald Schindler als Strolch in der Uraufführung von Carl Hauptmanns „Musik" im Alten Theater zu Leipzig (Inszenierung durch Schauspieldirektor Dr. Alwin Kronacher) am 30. November. (Phot. Selma Genthe, Leipzig.)





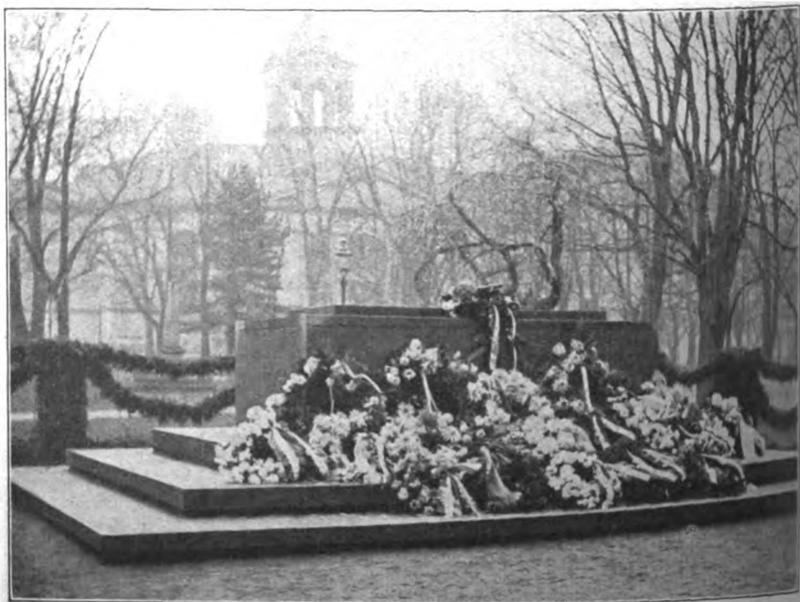


Der Brand von Schloß Burg an der Wupper.

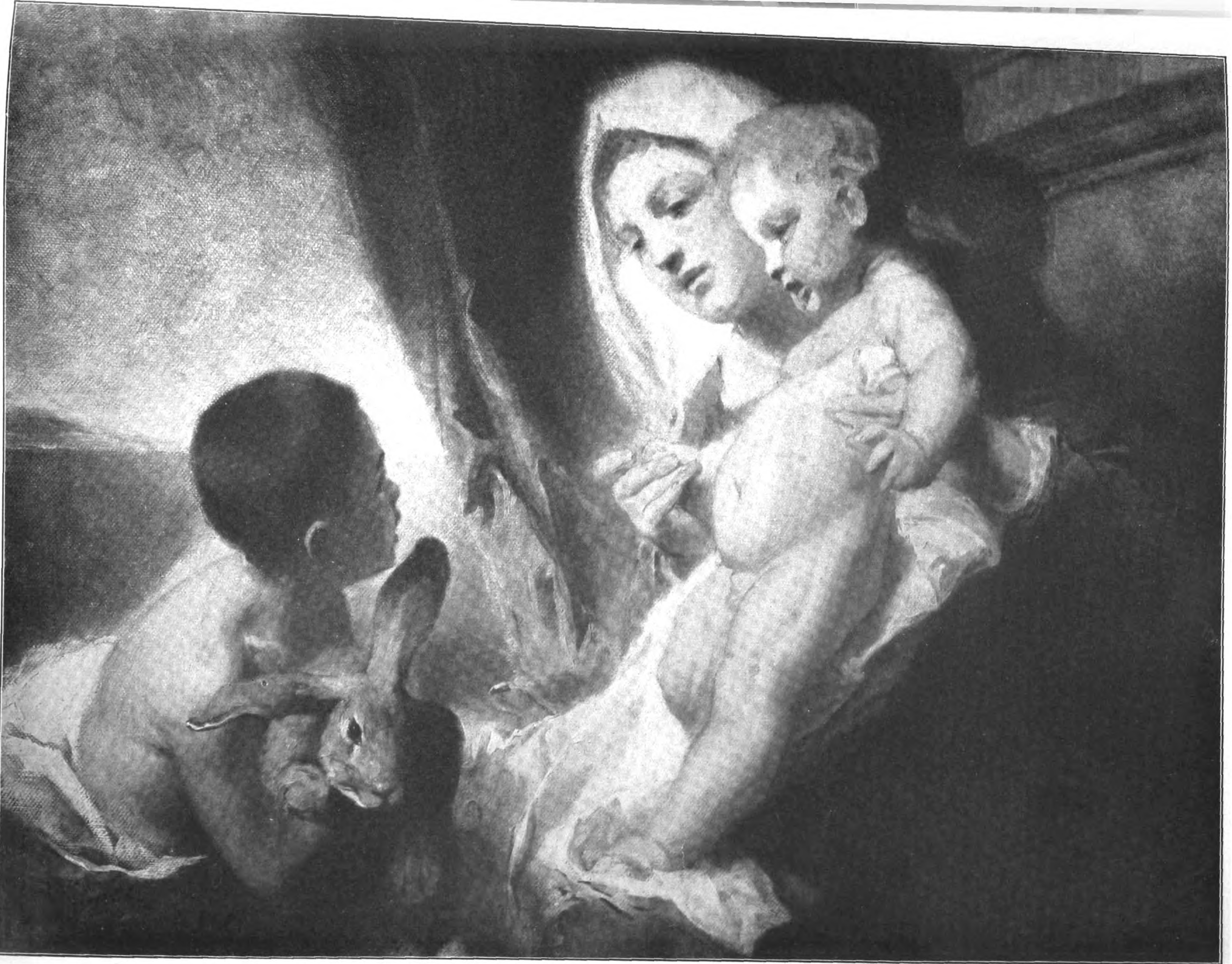
Oben: Gesamtansicht; in der Mitte des Bildes, links vom Turm, der ausgebrannte Teil der Burg. **Unten rechts:** Auszug der Freiwilligen des Bergischen Landes zur Zeit der Freiheitskriege, Wandgemälde von Professor Claus-Meyer. **Unten links:** Wandgemälde in der Kemenate von Professor Peter Janssen. (Beide Bilder sind durch den Brand ebenso wie die zahlreichen und unersetzlichen Kunstschätze des im Dachgeschoß des Hauptgebäudes untergebrachten Bergischen Landesmuseums leider zerstört worden. Der entstandene Schaden wird auf 40 bis 50 Mill. ℳ geschätzt.)



Das in Helsinki (Helsingfors), der Hauptstadt Finnlands, zum Andenken an die bei der Befreiung von Helsinki im Jahre 1918 gefallenen deutschen Soldaten errichtete Denkmal. Das Denkmal ist von dem Architekten J. S. Sirén entworfen worden; das daran befindliche Relief stammt vom Bildhauer Gunnar Finne.



Ehrung deutscher Opfer des Weltkrieges durch Deutsche in Frankreich: Das auf dem Kirchhof von Batignolles bei Paris auf Veranlassung der deutschen Botschaft für die in französischer Gefangenschaft gestorbenen deutschen Soldaten errichtete Denkmal, dessen Einweihung am 20. November in Gegenwart des deutschen Botschafters Dr. Mayer stattfand.



Madonna.

Nach einem Gemälde von Julius v. Benczúr. (Mit Genehmigung der Ungarischen Kunstverlags-A.-G. Könyves Kálmán in Budapest.)

Das Buch der Kindheit

Lebenserinnerungen von Gabriele Reuter.

(1. Fortsetzung.)

Von Prinzen, Dorfkindern und einem Frosch.

Eines Sonntagnachmittags, als wir friedlich bei der Großmama spielten, erschien plötzlich ein Lakai und brachte die Botschaft, Thom und ich möchten in unseren türkischen Kostümen zur Frau Erbprinzessin kommen. Die Bonne eilte mit uns nach Hause. Die Knöpfstiefel flogen von den Füßen und wurden mit roten Saffianpantöffelchen vertauscht, die lustig in die Luft gebogene Spitzen hatten, auch kam ein Ring mit Glöckchen um die Knöchel. Die endlos weiten geblümten Pluderhosen wurden mit vieler Mühe um den schlanken Kinderleib verschnürt, über das lose Hemdchen aus Seidenkrepp preßte sich das Westlein von Brokat, die blonden Locken verbargen sich unter dem Tüchlein aus altrosa Musselin, das turbanähnlich den Kopf umwand, mit allerlei drolligem Flitterzeug und funkelnden Goldmünzen geschmückt. Schmiegsame geflochtene Silberspangen an den dünnen Ärmchen — so konnte man gut für eine kleine Prinzeß des Orients gelten. Thomas aber glich in seiner dicken, etwas phlegmatischen Würde entschieden einem kleinen Paschasohn.

Der Besuch war im übrigen eine verlegene Angelegenheit. In der Zukunft wurden wir öfter zu den prinzlichen Kindern geholt. Da gab es sehr vergnügliche Nachmittage. Ich regte weitläufige Spiele an, die den kleinen Prinzen noch unbekannt waren. Sie hatten bisher gar nicht gewußt, wie sie ihr schönes Spielzeug benutzen sollten. Harmlos setzte ich das ganze Palais in Aufruhr, um die nötigen Gegenstände herbeizuschaffen. Die sonst recht scheuen Prinzen jauchzten und jubelten, wenn sie sich zur Puppentaufe als Pastor verkleiden oder als Kellner, Servietten unter den Arm geklemmt, Prinzeß Elisabeth und mich bei unseren selbstbereiteten Mahlzeiten bedienen durften. Manchmal gerieten sie ordentlich ins Tollen, denn ich erinnere mich noch der feinen tadelnden Stimme des Hofmeisters, die da sprach: „Prinz Friedrich, man wälzt sich nicht mit kleinen Mädchen auf der Erde herum", worauf ich mich, zerzaust und beschämt, von einer Balgerei auf dem Teppich erhob.

Den Herrschaften mochte dieser frische Verkehr ihrer Kinder mit den Fremden, die noch nicht in dem anbetenden Untertanenton erstarrt waren, gefallen. Die kleinen Prinzen und das Prinzeßchen durften bisweilen auch ohne Begleitung von Erziehern zu uns ins Haus kommen, saßen fröhlich in unserer einfachen Kinderstube auf dem Kattunsofa, betrachteten neugierig unser kleines Eigentum und fanden alles gemütlicher als bei sich. Ich hinwiederum empfand ein seltsam beklommenes Behagen an den feierlichen und dunklen Räumen des Palais, mit den gewaltigen chinesischen Vasen, den hohen geschnitzten Stühlen, den Ahnenbildern der Fürsten in großen Perücken und breiten Ordensbändern, der Fürstinnen mit den hohen Frisuren und den entblößten, spitzenumwallten Busen. Auch das lautlose Dahingleiten der silberbetreßten Lakaien über das spiegelnde Parkett gefiel mir wohl. Etwas Prinzessinnentum war immer schon in mir, das wurde durch diesen Umgang nicht wenig gefördert. Prinzen und Prinzessinnen gehören nun einmal in jedes Märchen, und meine Kindheit war ein Märchen, voll von guten Dingen.

Die Frau Erbprinzessin bat später Mama, meinen zweiten Bruder Atti an dem Unterricht ihrer beiden jüngsten Kinder teilnehmen zu lassen. So marschierte denn das niedliche Kerlchen jeden Morgen um zehn Uhr durch die leere Kavalierstraße zum Palais, nahm vor der Wache sein Käppchen ab und sagte höflich: „Liebe Schildwache, bitte, mache mir die Türe auf, ich muß in meine Schule!" Das schwere Portal wurde ihm geöffnet, und er brachte den größten Teil seines Tages im Palais zu.

Es war charakteristisch für unser Verhältnis zu den kleinen Prinzen, daß er den Erklärungen meiner Mutter, er müsse seine Schulkameraden „Sie" und deren Mama „Hoheit" nennen, ein ungläubiges Lächeln entgegenhielt. Am ersten Abend kam er vergnügt nach Hause und sagte: „Mamachen, das verstehst du gar nicht! Ich habe gleich gesagt, wenn Jungens sich »Sie« nennten, das wäre ganz dumm, und ihrer Mama habe ich gesagt, ich wollte sie »Tante Erbprinzessin« nennen, und sie sagte, das sollte ich nur tun."

Zuweilen gab es große Feste, zu denen die Dessauer Jugend geladen wurde, mit Eiersuchen in den weiten Gärten hinter dem Palais, oder eine Fahrt mit rotbefrackten Jockei-Vorreitern nach Wörlitz, dem phantastischen Rokoko-Lustschloß. Im Winter fand sogar ein feierlicher Ball statt, mit Musik, Tanz und bunten Kostümen. Ich besuchte ihn als Polin. Die kecke Tracht paßte wohl wenig zu meinem sanften, verträumten Gesichtchen, aber auf solche Stilfehler achtete man damals noch nicht. Die Hauptsache war, daß ich, berauscht von Glück, fortwährend mit demselben kleinen Jungen — heute ein bekannter General — unter dem Kronleuchter im Kreise herumhopste.

In dem finsteren Schlosse an der Mulde, mit den schwarzen Taxusbäumen im Garten, wohnte einsam der alte Herzog. Er trug noch eine weiße Perücke und ein breites Ordensband, wie seine Ahnen auf den Ölgemälden mit den schweren Goldrahmen. Ich habe ihn nur ein einziges Mal gesehen.

Jenes Schloß barg auch den sagenhaften Ring, den die Ahnfrau der Askanier einst von der Schlangenkönigin zum Geschenk erhalten haben sollte. Ach, wie sehnte ich mich danach, ihn einmal nur zu sehen und in die Hand zu nehmen. Wenn ein vorwitziges Herzogstöchterlein der gleichen Versuchung nicht hatte widerstehen können, befiel jedesmal ein großes Unglück das askanische Fürstenhaus. Deshalb wurde das unheimliche Kleinod in eiserner Truhe unter vielfachem Verschlusse aufbewahrt. — Die Tatsache, daß meine Spielgefährten in so nahen Beziehungen zu Schlangenköniginnen und märchenhaften Zauberringen standen, erhöhte den Reiz des Verkehrs mit ihnen beträchtlich. — Während des Verkehrs mit den schüchternen Prinzenkindern verlor ich, trotz der Hochachtung vor ihrem Range, nie das Gefühl einer gewissen Überlegenheit. Es war gegründet auf das Bewußtsein, ungeheuer viel mehr von der Welt zu wissen als diese allzu Behüteten.

Die Empfindung peinlicher Unzulänglichkeit sollte ich bald genug und von einer ganz anderen Seite kennenlernen.

Ich durfte meinen Vater auf einer Reise zu den mecklenburgischen Verwandten begleiten. Ich ganz allein — nicht Mama, nicht die Brüder! Ein unerhörtes Ereignis!

Es war wundervoll, mit Papa in einem dunklen Coupé zu sitzen, in dem der Schaffner die Lampen anzündete und ein Trinkgeld empfing, damit er keine anderen Reisenden hereinließ. Mein Vater erschien mir sehr kühn, dem uniformierten Beamten so einfach Geld in die Hand zu drücken, und ich erinnere mich, daß es mir durch den Kopf ging: Wenn der Mann edel wäre, würde er jetzt hingehen und eine Torte kaufen, sie mir überreichen und sprechen: „Das ist für das kleine Mädchen, ich habe nur meine Pflicht getan." Ja, ich vertiefte mich so lebhaft in diese Vorstellung, daß ich förmlich wartete und außerordentlich enttäuscht war, als der edle Schaffner sich nicht wieder blicken ließ.

Wir waren, soweit ich mich erinnere, diesmal nur in Giewitz, dem Gut der Gräfin Voß, auf dem der Schwager die Pfarrstelle innehatte. Die kleine, runde, lebhafte Tante Laura hatte genug zu tun mit Braten und Backen für den geliebten Bruder. Kusine Frieding, ihre hübsche Tochter mit dem weißen Teint und den friedevollen, braunen Augen, wickelte mit Sorgfalt des Abends meine Locken über Papierpapilloten. Ich hätte mir nichts Besseres gewünscht, als bei ihnen beiden in der Küche zu stehen und zusehen zu dürfen, wie die herrlichen Dinge entstanden, die mittags den Tisch schmückten, oder die netten alten Bilder, die perlgestickten Kissen und Klingelzüge zu betrachten. Unglücklicherweise wollte man mich unterhalten und lud mir ein Dorfkind als Spielgefährten ein. Es hieß Fieken, hatte frische, rote Backen und dralle, barfüßige Beine. Fieken sprach plattdeutsch. Wir verstanden uns gar nicht. Sie schrie immer lauter und wurde zornig, denn es schien ihr als Beweis äußerster Dummheit, wenn ein Mensch Kartoffeln statt Tüften sagte. Sie gähnte fürchterlich, sobald ich ihr von Alexandrien oder von den Prinzen erzählen wollte. Fieken konnte nur „Greifens" spielen oder „Versteckens". Dabei jagte sie mit ihren flinken nackten Beinen um die Gartenbeete, daß es nur so eine Art hatte. Nie konnte ich sie fangen, sie erhaschte mich gleich, und ich hatte zu der Demütigung auch noch den Spott zu tragen. Mit Mühe würgte ich meine Tränen zurück, um mich nicht noch verächtlicher zu machen. Laufen, Klettern, Springen waren nun einmal nicht meine Stärken, aber dies hatte bisher nie eine Rolle in meinem Leben gespielt. Zum ersten Male spürte ich meine Grenzen. Und wie oft sollten mich meines Körpers Schwäche und Ungelenkigkeit noch schmerzlich an die kleine flinkbeinige Fieken erinnern!

Dabei schlummerten doch Wildheit und Leidenschaft in mir. Beides konnte sich zuweilen, ebenso überraschend für mich selbst wie für meine Umgebung, mit Ungestüm ans Tageslicht drängen. Meine Spiele betrieb ich mit dem feurigsten Eifer, und was ich gerade darstellte, das war ich auch mit Leib und Seele! Ich haßte die Menschen, die mich darin störten oder belächelten.

Während eines Besuches bei anderen Verwandten wurde ich an einem Sonntagvormittag mit einem Kusinchen in den Garten geschickt. Wir fanden einen Platz, auf dem leere, tiefe Treibbeete, ihrer Glasfenster beraubt, in der Sonne austrocknen sollten. Hin und her über die Latten der Beete balancierend, entdeckten wir einen kleinen Frosch, der sich behaglich zwischen dem Unkraut sonnte. Wer von uns beiden zuerst auf den Gedanken kam, das bräunliche Herrchen mit einem Steinwurf zu töten, weiß ich nicht. Nach wenigen Minuten waren wir Mägdelein beide erhitzt und von Mordlust ergriffen. Immer wieder entrann das Fröschlein unseren Steinwürfen, es suchte sich unter Blätter zu ducken, sprang ängstlich von einem der Beete ins andere, wir ohne Erbarmen hinter ihm her. Des Kusinchens Zöpfe flogen, meine Locken lösten sich, die weißen Kleider blieben an rostigen Nägeln hängen, die Hände wurden schmutzig, der Schweiß rann uns über die glühenden Gesichter — irgendwo fernher erklang eine Glocke, auf die wir nicht achteten — bis wir endlich, endlich nach unsäglichen Mühen das arme Tier zerquetscht hatten. Wir sahen uns an und schämten uns und jagten eilig dem Hause zu. Das feierliche Sonntagmittagsmahl war schon in vollem Gange. Wir wurden mit sehr strafenden Blicken und einem kurzen scharfen Verweis hinausgeschickt, unser verwüstetes Äußeres zu ordnen, und zogen kleinlaut von dannen.

Es war die einzige Quälerei eines lebenden Geschöpfes, deren ich mich aus meiner Kindheit entsinnen kann, und sie ist mir noch heute peinlich. Aber sie hat mich den Rausch der Jagd und den Taumel des Mordens im Kriege verstehen gelehrt. Eine Gewalt aus der Tiefe erhebt sich wie eine Woge aus unbekannten Meeresgründen, schleudert uns schwache menschliche Geschöpfe in einen Wirbel von Wollen und wildem Verlangen, von dem unsere Seele nichts weiß, und dessen Beute wir sind, bis das Ziel erreicht ist und wir beschämt, beruhigt oder vernichtet zu unserem eigentlichen Selbst zurückkehren.

Schule und Theater.

Die ersten Grundbegriffe des Lesens und Schreibens brachte mir ein freundlicher Herr namens Johannes bei. Bald kam der Morgen, an dem ich zur weiteren Ausbildung in den Wissenschaften dem Brauneschen Institut, am Ende der Kavalierstraße, zugeführt wurde.

Die Welt weitete sich für das Kind, eine Menge Neuerscheinungen traten in seinen Gesichtskreis, und der kritische Geist, der sich schon in den Klassen der jüngsten Schulmädchen regt, sorgte dafür, daß man scharfe Augen für Wert oder Unwert dieser großen und kleinen Menschen bekam. Das korpulente Fräulein Anna Braune, immer in hellen Waschkleidern über der mäßigen Krinoline, war allgemein beliebt. Von einem Lehrer wurde gemunkelt, man müsse sich vor ihm in acht nehmen, er küsse gern. Von einem anderen flüsterte man sich gar die schaurige Mär in die Ohren, er habe einmal „gesessen". Die vornehme Privatschule, die sich des allerbesten Rufes erfreute, würde auf keinen Fall bedenkliche Elemente in ihre Lehrerschaft aufgenommen haben. Aber die Lust an der Verbreitung dunkler Gerüchte, die so unendlich viel Unheil und Jammer anstiftet, spukte eben schon in den Kinderköpfen und zog unbarmherzig ihre nichts ahnenden Opfer vor ihr verurteilendes Gericht.

Sonderbar erging es mir mit einer Lehrerin, für die ich unbändig schwärmte, und deren entschiedener Liebling ich denn auch wurde. Jahrelang hielt ich ihr Bild in der Erinnerung fest, als das eines anmutigen, schlanken Mädchens mit einem heiteren, schalkhaften Gesicht. Zwei flache Rosetten aus schwarzem Samtband, die sie am Hinterkopf befestigt trug, galten mir als Inbegriff einer geschmackvollen Haartracht. Als ich sie, selbst erwachsen, wiedersah, fand ich zu meinem höchsten Erstaunen ein untersetztes, grämlich-strenges Altjüngferchen wieder, das die Natur niemals mit besonderen Reizen ausgestattet haben konnte. Ich fragte mich verwundert, ob sie es gewesen sein könne, die mir einst, als ich mit meinem Federkasten spielte, das Rätsel aufgab: „Es hat 'ne Mähne wie ein Löwe, es piept wie ein Mäuschen und spielt wie ein Kätzchen?" Erst das Gelächter der Klasse machte mir klar, daß sie mich selbst meine. Ich war nicht gerade schnell im Begreifen. So konnte es geschehen, daß ich mir meine Aufgabe, wenn ich müde war, daheim von unserem Hausmädchen abschreiben ließ und dieses Opus seelenruhig der Lehrerin ablieferte. Es war mir lange nicht verständlich, warum die häuslichen Arbeiten von mir selber angefertigt werden mußten, während doch andere Kinder oft genug die Hilfe von älteren Geschwistern dazu in Anspruch nahmen und sie nur, wie mir schien, überflüssigerweise noch einmal abschrieben.

Auf eine Frage der Lehrerin, woran ich dächte, wenn ich so gar nichts von dem höre, was sie uns vortrug, antwortete ich wahrheitsgemäß: „Ich erzähle mir schöne Geschichten." Da wurde ich aber gleich auf die Probe gestellt. Die [illegible] klatschte in die Hände und rief: „Kinder, jetzt schreibt schnell eure [illegible] wir haben noch etwas Zeit, und da soll uns Ella Reuter eine [illegible] Ich fabelte auch munter drauflos und verflocht allerlei [illegible] zum [illegible] lein. Die Lehrerin erzählte mir bei unserem [illegible] Staunen gewesen, wie ich eine halbe Stunde lang [illegible] zu halten verstanden habe. — Das war wohl mein erste[illegible]

Mit den Mädchen lebte ich in guter Kameradschaft. Ich bewunderte die kluge Marischa, die ihre Hefte so tadellos sauber hielt; ich verachtete das Schwesternpaar, das sich, obgleich es einen altadeligen Namen führte, die Ohren niemals sauber wusch. Zur Busenfreundin wählte mich, mehr als daß ich sie wählte, eine kleine Jüdin mit zwei langen schwarzen Zöpfen, die uns gegenüberwohnte. Sie holte mich regelmäßig zum Schulgang ab. Bald beherrschte sie mich absolut und führte mich in die Reize des Ungehorsams und allerlei knabenhafter Dummheiten ein. Immer hatte ich ein erregtes Gefühl in der Herzgegend, wenn ich sie besuchte. Wir liefen dem Fräulein, mit dem ich spazierengehen sollte, davon, bummelten durch ärmliches Gassengewinkel, klingelten an fremden Haustüren. Kurz, ich versuchte nicht ohne Erfolg, mich zu einer „Range" auszubilden.

Das Theater spielte in Dessau eine große Rolle. Zweimal in der Woche sah ich meine Mutter, eine Coiffüre von buntem Samtband, Federn und Spitzen auf dem braunen Chignon, mit weißen Handschuhen und dem Elfenbeinfächer, sich in das große geheimnisvolle Haus und seinen Säulenvorbau begeben. Mein Erstaunen war groß, als ich hörte, zwei Kinder aus meiner Klasse und ein älteres Mädchen aus der verachteten „Töchterschule" hätten in einem Stück „Der Sommernachtstraum" als Elfen mitgewirkt. Motte, Senfsamen und Bohnenblüte hießen sie — nein, wie reizend!

Ich plagte meine Mutter, wo sie ging und stand, mich nur einmal mit ins Theater zu nehmen. Den „Sommernachtstraum" sah ich nicht, aber die „Zauberflöte".

O göttliches, berauschendes Entzücken!

Mein Herz klopfte, so daß ich kaum atmen konnte — ein Schleier legte sich auf meine Augen — ich meinte, sicher könne ich es nicht überleben, wenn der Vorhang aufgehen würde und ich die Wunderwelt schauen dürfte! Zugleich beunruhigte mich die Vorstellung, welche Aufregung entstehen müsse, wenn ich plötzlich vor Freude meinen Geist aufgäbe und als eine holde, kleine Leiche auf einer Tragbahre hinausgetragen würde.

Die Ouvertüre war verklungen. Mit glühend erregter Spannung verfolgte ich die romantischen Bilder, von Mozarts Musik in einem goldenen Netz gefangen. Dort sollten Löwen sein, eine sternenfunkelnde Königin der Nacht, die eine Schlange tötete — ein komischer Mann in einem Federkleide ... Doch ich sah nur ein buntes Gewoge, ein farbiges Geschimmer, nur die Umrisse von Gestalten, ohne ihre Gesichtszüge zu unterscheiden — seltsam unheimlich und doch beglückend. Wahrscheinlich mußte das so sein im Theater. Wahrscheinlich war es deshalb so himmlisch schön, weil nichts deutlich wurde und alles Geschehen vor sich ging wie in einem Traum, wo die Dinge ja auch so ineinanderrinnen, vergehen und wieder aus Nebeln auftauchen.

Leider entdeckte man infolge dieses Theaterbesuches, daß ich kurzsichtig war — sehr kurzsichtig, und ganz unmusikalisch.

Doch bekümmerten mich diese Mängel nicht sehr — besaß ich doch in meiner Phantasie alles, was mir fehlte, in höchster Vollendung. Schon als Onkel Hermann — Mamas Bruder, der früh die Schlosserfeile gegen den Stift des Zeichners vertauscht hatte — die hübschen Pastellbildchen von uns machte und ich bei ihm Bilderbogen antuschen durfte, war ich überzeugt, eine große Malerin zu werden. Nun entzückte ich in meinen Träumen meinen Papa durch eine zauberhaft liebliche Stimme. Ich trillerte wie Papageno und ließ die Töne silberklar zum Himmel steigen, wie ich es aus dem Munde der Nachtkönigin gehört. Meine Füße glitten elfenhaft über den Boden, und ich erspähte mit meinen Augen Dinge, die sonst niemand schaute. Das Schönste aber war die Vorstellung dieses Schwebens und Schwingens des leichten Körpers, dieses Jubilierens aller befreiten Gefühle, welche die kindliche Brust so brennend bedrängten.

Von den Ballettmeisterskindern mußte ich mehr aus dieser fabelhaften, zaubervollen Welt erfahren. Zwar tuschelten die kleinen ehrbaren Bürgerstöchter allerlei Schlimmes über die Theaterleute. Besonders gegen das Mädchen aus der Töchterschule waren sie entrüstet. Sie mache abscheuliche Sachen mit Jungen. In aller Eile gab man mir dazu die nötigen Aufklärungen, wie der Verkehr zwischen Mann und Frau beschaffen sei, und wo die kleinen Kinder herkämen.

Mir war dies alles höchst peinlich, auch schien es mir ganz unglaubwürdig. Wohl besaßen die heimlich geraunten Widerlichkeiten eine bange lockende Gewalt, doch wußte ich klar, es sei ein Unrecht, sich den Gedanken daran hinzugeben. Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, das Gehörte mit den Eltern oder anderen erwachsenen Menschen, die ich kannte, in Beziehung zu bringen. Das alles gehörte in eine tieferstehende unreine Welt, mit der wir im Grunde nichts zu tun hatten. Irgendwie verband es sich aber mit dem Theater, das nun einen schaurig unheimlichen Reiz bekam.

Die Ballettmeisterskinder luden mich zu sich ein, und ich folgte mit der größten Begeisterung. Die Sünderin aus der Töchterschule war leider nicht anwesend — eine Enttäuschung für mich, denn ich hätte doch zu gern gesehen, ob so ein Mädchen spricht und lacht und sich gebärdet wie andere Kinder auch. Schnell hatte ich sie vergessen. Wir spielten selbstverständlich Theater. Der Herr Hofballettmeister kümmerte sich ein wenig um das Arrangement, es gab dazu Schleier und Kränze und bunte Stoffe in Fülle. Jede Schüchternheit war von mir gewichen, ich spielte das Schneewittchen im Walde bei den Zwergen aus dem Stegreif und mit der größten Inbrunst. So wurde ich denn grenzenlos bewundert und mit Schmeicheleien überhäuft. Der Herr Hofballettmeister sagte, er würde mich sofort für Kinderrollen engagieren, ich hätte ja ein ungewöhnliches mimisches Talent.

Taumelnd in Wonne, kam ich nach Hause, schwatzte und papelte den ganzen Abend von allem Erlebten. Mit glühendem Gesicht, ganz aufgelöst in erregtes Entzücken, warf ich mich Papa um den Hals und flehte ihn an, mich zur Bühne gehen zu lassen. Mir schien, sie könnten dort gar nicht ohne mich fertig werden. Sein Gesicht wurde sehr ernst, er wandte sich zu Mama und machte ihr Vorwürfe, daß sie mich habe in das Haus gehen lassen. Mama bemerkte, die Familie sei höchst geachtet, es seien ordentliche, solide Leute. Doch Papa meinte unmutig, man habe mir dort völlig den Kopf verdreht.

Als ich kurze Zeit nachher wieder eingeladen wurde, lautete sein strenges Verbot: „Niemals wieder!" Dieser Umgang passe ihm nicht, er wolle keine Theaterprinzeß zur Tochter.

Ich bat — ich quälte — ich jammerte schluchzend und trampelte vor Zorn mit den Füßen — umsonst.

Da beschloß ich, eine furchtbare Rache zu nehmen. Ich wollte nicht mehr leben — ich wollte mich totweinen!

Und ich lag auf meinem Bett und schluchzte und heulte aus Leibeskräften, mit aller Wollust des Schmerzes, wie ihn nur Kinder aufbringen können. Jeden Augenblick erwartete ich, meine Mutter voll Angst hereintreten zu sehen und aus Sorgen um mein allzu frühes Abscheiden mir noch nachträglich die verweigerte Erlaubnis geben zu hören. Nichts dergleichen geschah. Niemand störte mich. Wahrscheinlich

waren die kleinen Brüder mit Fräulein bei der Großmutter; ich befand mich in der Stube, die ich sonst mit ihnen teilte, in völliger Einsamkeit. Und der ersehnte Tod wollte und wollte nicht kommen, obschon mein Taschentuch tropfte und sich auf meinem Kopfkissen große nasse Flecke zeigten. Der Nachmittag verging — ein Sommerbrummer sauste um die Fensterscheiben, es war so ängstlich still. Allmählich wurde ich des Weinens müde und begann mir auszudenken, wie ich blaß und steif im Sarge liegen würde, meine Locken — viel, viel länger, als sie in Wirklichkeit waren — umhüllten mich als ein goldener Mantel, ein weißes Kränzlein schmückte mein Haupt, mein Vater kniete an meinem Sarge und flüsterte: „Verzeihung, Verzeihung, mein totes Kind . . ." Aber solchen Phantasien bin ich vermutlich eingeschlafen, und als ich erwachte, verrann alles im Alltäglichen. Ich trug nur Sorge, daß die Brüder nichts von meinem Kummer merkten. Von da ab ist mir auch jede weitere Erinnerung an die Ballettmeisterskinder erloschen. Vermutlich zog ich mich scheu vor ihnen zurück, sie aber waren verletzt und hielten mich für hochmütig.

Neue und alte Freunde.

Von dem Kriege von 1866 drang nichts in meinen kindlichen Erlebniskreis. Es kam in seiner Folge preußisches Militär nach Dessau. Dem Bezirkskommandeur, Herrn von O., fiel vor allem die nicht ganz leichte Aufgabe zu, die kleinstaatlichen Empfindlichkeiten mit diesem bismarckischen Beginn einer großdeutschen Zentralisation auszusöhnen. Es gelang dem menschenfreundlichen, kenntnisreichen Manne aufs beste, die Geister zu versöhnen.

Sein gastfreies Haus bildete bald einen Mittelpunkt der Dessauer Geselligkeit. Frau von O. war von früher her mit meiner Mutter bekannt, und es entspann sich gleich ein lebhafter Verkehr, an dem ich vollauf teilnahm. Hedwig, ihr einziges Töchterchen, war in meinem Alter, und ich begeisterte mich für diese neue Freundin. Sie war ein reizendes Geschöpfchen, mit ihren herrlichen Farben, dem dunklen Haar und den vor Lebendigkeit sprühenden stahlblauen Augen. Das polnische Blut, das sie von ihren väterlichen Ahnen her überkommen hatte, gab ihr einen Charme, dem niemand widerstehen konnte. Nur wenn wir lange und vertraulich plauderten, zeigte sich eine gewisse Gegensätzlichkeit unseres Wesens, die mich immer ein wenig enttäuschte. Hedwig wurzelte mit ihrem ganzen Empfinden im Realen. Alles Träumen hatte sie von ihrem Vater als töricht und schädlich verurteilen gelernt, die Gesetze der Gesellschaft waren im großen und ganzen auch für die Familie das Maßgebende. Vielleicht kann man den Unterschied zwischen uns am besten in die Worte fassen: Sie wurde erzogen, während man mich wachsen ließ.

Zuweilen war ich plötzlich des allzu gesitteten Wesens satt, lief wieder zu der schwarzgezopften Rosa und bummelte mit ihr in den Straßen umher. In solchen Stunden nannte ich Hedwig in rebellischen Gedanken einen Zieraffen. Doch war ich mit ihr zusammen, so war ich gleich wieder im Banne ihres so liebenswürdig heiteren Wesens. Gemeinsam nahmen wir teil an dem Tanz- und Anstandsunterricht, den die Erzieherin von Prinzeß Elisabeth eingerichtet hatte. Das Prinzeßchen war, bei all seiner stillen Schönheit, ebenso ungeschickt mit seinen Gliedern wie ich. Dem sollten nun zwei alte Fräulein abhelfen, die uns in einem Turnsaal, mit verstaubten grünen und rosa Schleiern zu Reigentänzen und anderen Übungen der Anmut vereinten. Viel Wirkung zeigte sich nicht bei uns rank und schlank hochgewachsenen, zarten Mädchen. Wo wir Hedwigs Papa, dem Herrn Obersten, in den Weg kamen, hieß es: „Kopf hoch, Brust heraus — auswärts gehen!"

Frau von O. war auch nicht einverstanden mit meiner Ernährung, doch da stieß sie auf feste Überzeugungen. Die Familie meiner Mutter gehörte zu den Homöopathen. Homöopathie bedeutete damals beinahe eine Weltanschauung und ging immer mit Frömmigkeit Hand in Hand. Sie hatte ihre Vorteile und ihre Nachteile. Einerseits brauchten wir bei Krankheiten keine bitteren Arzeneien aus großen Flaschen mit langen Papierfahnen zu schlucken, sondern bekamen nette weiße Kügelchen von Mamas Fingerspitze zu lecken. Die winzigen Kügelchen befanden sich in einem allerliebsten Ledeгetui und hatten romantisch klingende Namen, wie: Belladonna, Ipecacuanha, Aconitum Napellus. Andererseits geboten die Lehren der Homöopathie die größte Einfachheit im Essen, besonders für Kinder. Der abendliche Milchbrei, der leider oft Klütern oder eine Haut hatte, konnte nur unter der Vorstellung, daß man Robinson war und auf der wüsten Insel nichts anderes hatte, mühsam hinuntergewürgt werden. Wenn Hedwig zur Schule kam, folgte ihr der Bursche mit einem Körbchen, das Semmelchen mit gewiegtem Schinken, ein weiches Ei und ein Gläschen Portwein enthielt. Diesen Imbiß pflegte sie in der Pause, abseits am Klavier stehend, aufs zierlichste zu verspeisen, begleitet von unsern neidischen Blicken.

Seitdem mißbilligte ich die Homöopathie ebenso entschieden wie Frau von O. . . . Ich war glücklich, wenn ich dem Milchbrei mit den Brüdern entrinnen und bei der Freundin köstliche pommersche Gerichte speisen durfte.

Als nun gar Weihnachten nahte, da hub in dem gastlichen Hause ein gewaltiges Backen von braunen und weißen Kuchen, Pfeffernüssen und Marzipan an. Es gab eine große Gesellschaft, darunter viele lustige, junge Offiziere. Unter dem Christbaum lernten wir die norddeutsche Sitte des Julklapps kennen, mit Versen und reizenden Überraschungen. Papa hatte uns oft von diesem Gebrauch seiner Heimat erzählt — und nun konnte er wieder nicht anwesend sein, um sich daran zu erfreuen.

Ebenso lieb, ja, eigentlich noch lieber als das große Fest, war mir die kleine traute Feier im Krankenzimmer der Großmama. In ihrem Sofaeckchen saß sie hinter dem Beschertisch; ihr gütig strahlender Ausdruck ist mir unvergeßlich. Es war das letztemal, daß ich sie, beglänzt vom Lichterschein des Christbaums, sehen durfte.

Der Frühling brachte andere Freuden — und wie konnte ich mich freuen in jenen Zeiten ersten zarten Blühens der Seele! Die Welt stand rings um mich her in Farben und Fröhlichkeit wie eine Wiese voller Maßliebchen und goldener Himmelschlüssel. Die Schule war eitel Spaß, ich hatte nun begriffen, um was es sich handelte. Der Ehrgeiz war erwacht; Martha St. von ihrem Platz als „Erste" zu verdrängen, schien aussichtsreich und einiger Anstrengung würdig.

In weißen Kleidern, bunte Kränze auf den Köpfen, zogen die sonst so streng getrennten Schülerinnen der Töchter- und der Volksschule wie die Brauneschen gemeinsam mit Musik zum Blumenfest. Oh — wie duftete es auf der Festwiese nach Kaffee, nach Bratwürstchen, nach Schmalzkuchen, die in „Hundefett" gebacken sein sollten. Das hinderte weder vornehm noch gering, sie heiß und knusperig aus fettiger Tüte zu verspeisen.

Geburtstagsgesellschaften gab es häufig. Bei ihnen geschah mir zuweilen etwas Wunderliches. Steigerte sich nach der Schokolade das Vergnügen zu einem allgemeinen Getobe, Gelache und Gequieke, dann überfiel mich eine Traurigkeit, für die ich keinen Grund hätte angeben können. Es war eine Beklemmung, in der ich den ahnungslosen Kindern hätte zurufen mögen: „Seid still, seid doch nur still — ihr wißt ja nicht . . ." Doch ich wußte ja selbst nicht . . . Nur das Gefühl des „Nicht-dazu-Gehörens" ergriff mich so stark, daß ich mich oft davonstahl und im dunklen Flur beängstigt stand oder auch ein paar erlösende Tränen vergoß.

Eine Quelle wechselnder Sensationen boten die Logierbesuche, die sich bei uns und Großmama in vielfältigem Wechsel ablösten. Der helle Blick des Kindes für menschliche Eigenschaften schärfte sich früh und übte sich reichlich.

Tante Luischen aus Althaldensleben brachte jedesmal ein paar andere Kinder mit, sie Großmama vorzustellen.

Die stattlichen Zwillingsonkel, der Maler und der Schafzüchter, gaben durch ihre außerordentliche Ähnlichkeit Stoff zu viel komischen Verwechslungen. Von weitem waren sie einander fast gleich — in der Nähe hatten sie doch ganz verschiedene Gesichter.

Onkel Alfred, der Gerber — ein eleganter Blondin — versetzte die Phantasie von Thom und Attie in wilde Gärung, weil er versprach, ihnen beim nächsten Besuch einen Ziegenbockwagen zu schenken — mit lebendigen Ziegenböcken. . . . Niemals wurde das Versprechen eingelöst. Der Glaube an die Menschheit erhielt bei den armen Jungen eine schmerzliche Erschütterung.

Das braune hagere Tante Mariechen — die Kinderlose unter den kinderreichen Schwestern — suchte ihren Gram um ein früh verstorbenes Söhnchen in einem so heftigen Fleiß zu ersticken, daß der Scherz über sie ging, „wenn sie zum Kaffee geladen sei, bringe sie eine Stube zum Scheuern mit". Zu uns kam sie mit einer Nähmaschine — der ersten Nähmaschine. Sie war ein so kleines zierliches Ding, daß sie sie wirklich im Arm zu befreundeten Kindermüttern mitnehmen konnte, um in Windeseile einen Berg zerrissener Wäsche mit dem Wunderinstrument zu flicken. Zog man an einem Fädchen — surrr — ging die ganze Naht auf — ein entzückendes Experiment, von uns eifrig geübt.

Das Leipz'ger Gustchen, Großmamas langjährige Jungfer, wußte von solchen Modernitäten noch nichts. Aber was brachte sie alles mit! Püppchen, als Schornsteinfeger behäkelt, Photographierähmchen, mit Tannenzäpfchen beklebt, mit vergoldetem Grieß bestreut — die feinsten gestrickten Deckchen — es gab nichts Spannenderes, als das Leipz'ger Gustchen die Erzeugnisse ihrer geschickten Finger auspacken zu sehen.

Großmamas Jüngste, die Pastorenfrau, brachte ein Stück Holz vom Fachwerk ihres Pfarrhauses mit, um uns zu zeigen, wie es vom Wurmfraß zernagt, vom Schwamm zermürbt sei. Um ihr Bett hingen im Winter die Eiszapfen, und ihrem Kindchen waren in der Wiege die Hände erfroren. Das klang wie eine grausige Geschichte aus einem Bilderbuch. Wohl ist die arme Tante Pauline später in ein hübscheres Pfarrhaus gekommen, doch ihr Los an der Seite ihres in einem starren Luthertum befangenen Gatten blieb schwer. Sie war eine sensitive, schönheitsdurstige Natur. Der Haß ihres Mannes, des Altmärker Bauernsohnes, gegen alle Kultur ging so weit, eine Zahnbürste für ein Instrument des Satans zu erklären. Da war mir der milde Gottesmann aus Giewitz doch lieber.

Stürmisch verlief der Besuch von Tante Lottchen und ihrem Sohn. Aus altem reichen Patriziergeschlecht, war Tante Lottchen ganz unscheinbar in ihrem Äußeren, dabei ein treuer edler Mensch von seltener Idealität der Gesinnung. Und wie bewährte sich ihre Liebe zu Mama in schwerer Zeit!

Während die Freundinnen Jugenderinnerungen austauschten, wurde ihr Sohn mit mir auf den Hof geschickt. Dort erzählte er mir von Amerika, das die andere Hälfte unserer Weltkugel bilde, also genau unter unseren Füßen zu finden sei. Könne man nur ein genügend tiefes Loch durch die Erde graben, käme man drüben heraus. Wir begannen sofort, uns ans Werk zu machen. Wie die Sache weiter verlief und wir, statt Amerika zu entdecken, von der schwarzen Jule vertrieben wurden — das möge man in den Kindheitserinnerungen der Agathe Heidling nachlesen. Später schaukelte der junge Gast mit Thom und brachte eine von ihm ausgedachte neue Theorie des Schwingens in Anwendung, wodurch Thom von der Schaukel fiel und sich ein mächtiges Loch in den Schädel schlug — so war der friedliche Hofplatz auf der einen Seite schrecklich aufgerissen, auf der andern mit Blutlachen bedeckt. Am Nachmittag fuhr man spazieren. Die unaufhörlichen Fragen des kleinen Buben, dem keine Erklärung seiner gepeinigten Mutter genügte, ließen wenig Behaglichkeit aufkommen. Besonders wurde seine Phantasie beunruhigt von einer steinernen Urne, die sich im Park von Wörlitz vorfand und die sonderbare Inschrift trug: „Hier ruht die Prinzessin, welche tot das Licht der Welt erblickte." Er fragte sofort, wer die große Sparbüchse ins Grüne gestellt habe, wie man sie öffnen könne, wem das Geld darin gehöre? Und als er die Inschrift gelesen, da fand natürlich des Fragens und Mutmaßens erst recht kein Ende.

Als Mutter und Sohn des Abends weiterfuhren, erklärte Mama ihre Zufriedenheit, daß keines von ihren Kindern mit einer so unbequemen geistigen Regsamkeit behaftet sei.

Meine Gedanken beschäftigten sich noch lange mit dem Problem Amerika, dem feurigen Erdkern, den mir Karl beschrieben, sowie mit anderen Fragen, die er im Laufe des Nachmittags angeregt hatte.

Und so ist es immer geblieben mit diesem guten Freunde, den nun auch schon die Erde deckt: Ermüdete er durch die Intensität seiner Forschbegierde, wurde man ungeduldig durch eine gewisse Schwerfälligkeit der Ausdrucksweise, so vermittelte er zugleich bei jedem Zusammensein eine Fülle geistigen Stoffes.

Entzückende Geschichten konnte Tante Gustchen Oberbeck von all den Gegenständen hinter den Glasscheiben des Nippesschrankes erzählen! In ihrem grauen zeitlosen Gewändchen, das Rüschenhäubchen um das runde Kindergesicht — mit den blauen Vergißmeinnichtaugen war sie etwas ganz Einziges. Ich möchte sagen: eine alt gewordene Elfe. Aber eine gute — keine böse. Sie gab mir Grimms Märchen — von ihrer Freundin Gustel Grimm mir geschenkt. Jakob und Wilhelm Grimm waren ja schon Freunde der Dichterurgroßmutter Philippine gewesen, verehrt und geliebt in der Familie. Aus den Händen der Tochter Wilhelms die Märchen zu empfangen, war mir eine wundersame Ehrung. Wie eine Waldfrau, die eine heilige Quelle hütet und nur Geweihten davon spendet, so erschien sie mir im Traum.

Von Reisen erinnere ich mich aus diesen Dessauer Jahren wenig. Meine Mutter ging nach Franzensbad oder Berlin zu allerlei Kuren, ohne daß sich ihre stets schwankende Gesundheit sichtbar gekräftigt hätte. Kinder aus den kleinen Städten in Sommerfrischen zu führen, hätte kein Mensch für nötig befunden. Kalte Bäder in der Mulde, vielleicht sogar in dem etwas beängstigenden Wellenbad an der Mühle, galten für völlig ausreichende Kräftigungsmittel und waren es auch.

Im Anschluß an das Bad durfte man kleine Silberfische angeln. Welch Glück, wenn es geschah, daß ein Fischlein anbiß und die Köchin uns die fingerlange Beute zum Abendessen in der Pfanne buk. Jeder mußte kosten. Thom und ich machten sogleich Pläne, wie wir auf diese Weise bei Hungersnöten die Familie gut ernähren könnten!

Zu einem Ausflug ins Bodetal wurde ich mitgenommen. Die grüne Waldeinsamkeit und das klare Bächlein, das um die glatt gewaschenen Steine sprudelte, gefielen mir sehr, die Sage von der Roßtrappe beschäftigte meine Gedanken heftig. Ein diebischer Kellner stahl im Hotel „Zehnpfund" meiner Mutter eine schöne Brosche. Das Ereignis vermischte sich in meiner Phantasie auf eine sonderbare Weise mit dem Restaurant „Waldkater", das mir dadurch als eine unheimliche Räuberhöhle und eine Art „Wirtshaus im Spessart" erschien, ja, später völlig mit dieser unheimlichen Herberge in eins verschmolz.

Eine angenehme Begleiterscheinung bevorzugter Gäste bildeten die Wagenfahrten, die dann unternommen wurden. — Die Umgegend von Dessau erstreckte sich meilenweit als eine gepflegte Parklandschaft — leuchtend grüne Wiesen, auf denen herrliche Eichengruppen sich erhoben, wie stille, mächtige Tempel der Vorzeit. Bei der Heimfahrt in der silbernen Dämmerung traten ganze Rudel Damwild zum Äsen auf die Wiesen. Die schönen Tiere kamen neugierig an den Wagen — man sah ihre sanften Augen auf sich gerichtet — man meinte sie streicheln zu können . . . aber bei der geringsten Bewegung stoben sie wie der Wind von dannen. Es sollte auch Wildschweine in den Wäldern geben. Die waren böse, griffen den einsamen Wanderer an! In schattigen Gründen sah man Moos und Erde tief aufgewühlt — dort hatten sie miteinander gekämpft. Es schien schon ein Zeichen tückischer Gesinnungsart, den friedlichen Waldboden mit seinen Blümchen zu zerstören. Aber in der Försterei Brambach lief ein kleiner Frischling zutraulich zwischen den Tischen

umher, an denen man Kaffee trank. Von der Magd bekam das Wildschweinchen seine Abendmilch aus der Flasche mit dem Gummipfropfen, und es schluckte mit seinem Rüsselchen so drollig wie ein mißratenes Menschenbaby. Das war doch sehr anziehend und begehrenswert! Leider fand Mama das Wildschweinchen als Hausgenossen in unserer Wohnung auf der Kavalierstraße ungeeignet.

* * *

Der Park von Wörlitz glich einer romantischen Landschaft aus der „Zauberflöte“, voller Geheimnisse, Überraschungen und Abenteuer. Unterirdische Gänge führten zum Tempel der Schönheit, wo die Göttin, vom blauen Licht bestrahlt, in weißer Nacktheit zwischen Marmorsäulen stand. Chinesische Porzellangötzen wackelten ängstlich mit dem Kopf und bewegten die lang heraushängenden Zungen. Trat man ahnungslos auf hochgeschwungene Brücklein, wurde man von einem kalten Sprühregen durchnäßt. Zwischen leuchtenden Blumenbeeten zogen schmale Wasserstraßen entlang, auf denen weiße Schwäne glitten, die alle Frank hießen. Warum hießen sie Frank? ... Durch den Zaubergarten fuhren wir auf einem Kahn in fröhlicher Gesellschaft, Hedwig von O. mit ihren Eltern und jungen Offizieren, die sangen und scherzten, auch meine Mutter und Thom, der von einem der sanften Schwäne in den Finger gebissen wurde. Unter dem lichten Gefieder einer Trauerweide legten die Nachen an, man aß kaltes Geflügel, Obst und Kuchen, man trank duftende Maibowle aus schimmernden grünen Gläsern. Die jungen Herren pflückten weiße Seerosen, schleimige Stiele voll Schlamm zogen sie dabei aus der Tiefe. Frau von O. hob entsetzt die Hände und befahl, die Dinger fortzuwerfen, denn sie brächten Unglück. Und so trieben die schönen Blumen, ihres stillen Reizes beraubt, in der Strömung der Kanäle einem unbekannten Ziel der Auflösung entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Wissenschaft und Technik.

Entstehung eines zweiten Rheinfalls? Im Zusammenhang mit dem scharf zugespitzten wirtschaftspolitischen Gegensatz zwischen Frankreich und der Schweiz hinsichtlich der Schiffahrt im Oberrhein zwischen Straßburg und Basel weist die französische Presse, im Bestreben, die Schiffbarkeit im natürlichen Fluß so minderwertig wie möglich erscheinen zu lassen, mit einem gewissen Behagen darauf hin, daß einige Kilometer unterhalb der schweizerischen Grenze, bei Istein, ein „neuer Rheinfall“ in der Entstehung begriffen sei, dessen Vorhandensein ganz von selbst dazu zwingen werde, die Schiffahrt oberhalb von Straßburg auf einen elsässischen, von Frankreich zu kontrollierenden Seitenkanal zu verweisen, den man in Paris und Straßburg so heiß ersehnt. Was es mit dieser Behauptung auf sich hat, verdient eine Erläuterung. Allerdings gibt es bei Istein, 9 km von der elsässisch-schweizerischen Grenze entfernt, eine Felsbank, die den Rhein auf 440 m Längserstreckung durchsetzt und von Geschieben überlagert ist. Bei schlechtem Wasserstand hatte die Rheinschiffahrt an dieser Stelle stets Schwierigkeiten. Um diese zu vermindern, hatte in der letzten Zeit des Krieges die deutsche Heeresverwaltung Sprengungen an der Felsbarre vornehmen lassen. Bevor aber die Trümmer des gesprengten Gesteins beseitigt werden konnten, erfolgte der deutsche Zusammenbruch, und das Hindernis ist heute größer als früher. Es handelt sich um eine 80 m lange Stromschnelle mit einem Gefälle von 1 : 200 und eine weitere von 160 m Länge mit einem Gefälle von 1 : 400. Da unterhalb der Isteiner Felsbarre die Vertiefung des Stromes zunimmt, liegt allerdings die Möglichkeit vor, daß allmählich, wenn regulierende Eingriffe ausbleiben, ein neuer Wasserfall von kleinen Dimensionen zur Ausbildung kommt, der für die Schiffahrt ein empfindliches Hindernis werden könnte. Auf diese Möglichkeit hat schon vor Jahrzehnten Oberst Tulla, der Vater der Oberrhein-Korrektion, hingewiesen. Die schließliche Höhe des neuen Wasserfalles läßt sich in keiner Weise vorausberechnen und würde von vielen Einflüssen abhängen. Es ist aber grundfalsch, wenn diejenigen französischen und elsässischen Kreise, die an der Abriegelung der Schiffahrt oberhalb Straßburgs interessiert sind, aus den genannten Tatsachen den Schluß ziehen, daß der Oberrhein für die Großschiffahrt überhaupt verloren sei, und daß nur ein elsässischer Seitenkanal Rettung bringen könne. Ein solcher Seitenkanal, der siebenmal so teuer werden würde wie eine gründliche Regulierung des Stromes und nur den zehnten Teil leisten könnte, überdies mehrere Jahrzehnte Bauzeit beanspruchen würde, ist durchaus nicht erforderlich, um das Hindernis des „Rheinfalls von Istein“ unwirksam zu machen. Nach den fachmännischen Angaben des Oberbaurats Kupferschmidt, Karlsruhe, des ersten Kenners des Oberrheins, würde eine systematische Verbauung des Flusses mit Schwellen, wie sie bei einer gründlichen Regulierung des Rheins ohnehin nötig sein würde, bestimmt ausreichen, um jede Bildung eines neuen Wasserfalls bei Istein auszuschließen. — Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß im „Binger Loch“ noch vor 300 Jahren ein 6—7 Fuß hoher Wasserfall bestand, und daß im „Wilden Gefährt“ bei Caub noch im Jahre 1722 ein 5 Fuß hoher Wasserfall zu finden war. Wenn diese ehemals vorhandenen Fälle beseitigt werden konnten, ist um so sicherer zu erwarten, daß unsere heutige Technik Mittel finden wird, die Entstehung eines neuen, unerwünschten Wasserfalls zu verhindern. Prof. Dr. R. Hennig.

Das Meßwesen der radioaktiven Quellen. Die große Bedeutung der radioaktiven Quellen für die Heilung von Gicht, Rheumatismus und anderen Krankheiten ist durch die langjährige ärztliche Erfahrung sichergestellt. Das hat die Badeorte, die über radioaktive Quellen verfügen, veranlaßt, den radioaktiven Gehalt ihrer Quellen in ihren Prospekten besonders hervorzuheben, und die Bäder schätzen sich besonders glücklich, die für den radioaktiven Gehalt ihrer Quellen eine möglichst große Zahl angeben können. Es hat sich nun aber gezeigt, daß eine eindeutige und einwandfreie Gehaltsbestimmung mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Das beruht auf der Art der radioaktiven Beimengung zum Wasser und deren physikalischen Eigenschaften. Die meisten der radioaktiven Quellen sind „radioaktiv“ infolge ihres Gehalts an Radium-Emanation. Die Radium-Emanation ist das erste Zerfallsprodukt des Radiums und besitzt die Eigenschaften eines Gases. Sie wird im Erdboden beim Durchdringen des Wassers durch radiumhaltige Schichten aufgenommen und ist in dem Wasser in ähnlicher Weise absorbiert wie die Kohlensäure in einem kohlensäurehaltigen Getränk. Nur sind die Mengen, in Gewichts- oder Volumeneinheiten ausgedrückt, außerordentlich gering. Trotzdem ist die radioaktive Wirkung beträchtlich. Durch das Trinken des radioaktiven Wassers gelangt sie in das Blut des Menschen und übt dort durch die Strahlung ihre heilende Wirkung aus. Zur Messung des Emanationsgehalts einer Quelle treibt man die Emanation durch Schütteln usw. aus dem Wasser aus und bringt sie in einen Raum, in dem die Stärke ihrer Strahlung gemessen wird. Diese Strahlung bleibt nicht konstant. Sie nimmt in den ersten drei Stunden zu, und zwar dadurch, daß sich beim Zerfall der Radium-Emanation deren Zerfallsprodukte bilden, die gleichfalls radioaktive Strahlung besitzen. Nach drei Stunden z. B. ist die Gesamtstrahlung in dem Raume so angestiegen, daß nur 46 Prozent davon von der Emanation allein herrühren. Man hat nun vielfach sehr verschiedene Werte für die Stärke der Quelle angegeben, und zwar sowohl die Strahlenstärke gleich nach dem Ausschütteln der Emanation als auch die nach drei Stunden oder gar dazwischenliegende Werte. Es ist schon dadurch eine sehr große Unbestimmtheit in die Angaben von Quellmessungen hineingetragen worden. Eine einwandfreie Vergleichung ist nur möglich, wenn man den Gehalt des Wassers an Emanation im Augenblick der Wasserentnahme als den Normalwert ansieht. Aber auch wenn das geschieht, so sind die Messungen an verschiedenen Orten noch nicht so geregelt, daß sie sich ohne weiteres vergleichen lassen. Es gibt eine große Anzahl von Meßeinrichtungen für radioaktive Quellen, von denen die bekannteste das Fontaktoskop ist. Aber sie stimmen zum Teil in ihren Angaben nicht überein, zum

Teil kann man auch mit derselben Meßanordnung noch nach sehr verschiedenen Methoden messen. Dadurch ist die Unbestimmtheit in den Angaben noch größer geworden. Es ist auch ferner von vielen Seiten die Mache-Einheit umstritten und angeregt worden, die Einheit „ein Curie“, die für wissenschaftliche Messungen auf dem Brüsseler Radiologischen Kongreß im Jahre 1913 vorgeschlagen und angenommen wurde, auch für die Quellenmessungen einzuführen. Ludwig Thor.

Das Männerkindbett. Aus früherer Zeit ist die Sitte des Männerkindbetts bekannt, bei dem sich nach Geburt des Kindes der Mann ins Bett legt, gepflegt wird, Wöchnerinnenkost bekommt und überhaupt allen Ernstes als schonungsbedürftig behandelt wird, mehr als die Mutter selbst. Der Grundgedanke dieses absonderlichen Vorganges ist wohl darin zu suchen, daß der Keim des neuen Wesens nur von dem Vater stammt, während die Mutter lediglich für die Ernährung des reifenden Kindes vor der Geburt zu sorgen hat. Daß auch heute noch solche Sitten bei primitiven Volksstämmen bestehen, z. B. bei gewissen Stämmen Südaustraliens, erwähnt Fehlinger in seinem interessanten neuen Buch „Das Geschlechtsleben der Naturvölker“ (Leipzig, 1921, Kabitzsch). Der Vater schneidet bei diesen Stämmen die Nabelschnur des Neugeborenen durch, legt sich zu Bett, pflegt das Kind und fastet bis zum Abfallen der Nabelschnur oder noch länger. Die Ursache für das Fasten ist darin gelegen, daß nach dem Glauben der Eingeborenen der Vater Fisch, Fleisch und Früchte nicht essen darf, weil es dasselbe sei, als wenn das Kind selbst diese Dinge äße, und weil diesem dadurch Schaden erwüchse. Der Vater ist Patient, insofern er sich mit dem Neugeborenen eins fühlt. Diese Auffassung wird durch sprachliche Eigenarten bekräftigt: es bestehen gleiche oder ähnliche Worte für Vater, Hoden, Ei, Kind. Das Kind gilt als Teil des Vaters; deshalb muß dieser, solange es am schwächsten ist, Diät einhalten und nichts essen, was der eine Teil nicht vertragen kann. Das Kind gilt als Vervielfachung des Vaters. und dieser muß sich für die unbehilfliche, unvernünftige Kreatur, die seine Miniaturausgabe darstellt, selbst wie ein Kind verhalten, das nicht Schaden nehmen darf. Gesetzt, das Kind stürbe in den ersten Tagen, so müßte der Vater, der von solcher Anschauung erfüllt ist und schwer verdauliche Sachen gegessen hat, annehmen, daß er selbst die Schuld daran hat, zumal wenn, wie bei vielen Naturvölkern, die Ansicht besteht, daß Krankheit stets auf die Schuld eines anderen zurückzuführen ist. Außer in Australien und Südamerika ist das Männerkindbett, die Couvade, auch in Asien und Afrika verbreitet. Früher fand es sich auch in Südwesteuropa. Es besteht auch die Ansicht, daß diese Sitte aus Verboten erwuchs, die dem Mann in der mutterrechtlichen Zeit auferlegt wurden. Die Verbote verurteilten den Mann für einige Zeit nach der Geburt zur Untätigkeit, weshalb er sich in die Hängematte legte. Dadurch entstand ein Zustand, der äußerlich zur Verwechslung mit dem Wochenbett führen konnte. Nach dieser Ansicht soll von einer Nachahmung des weiblichen Wochenbettes gar keine Rede sein, vor allem weil es bei den südamerikanischen Indianern und anderen Naturvölkern, bei denen die Couvade vorkommt, ein solches Wochenbett der Frau gar nicht gibt. Dr. W. Schweisheimer-München.

Mnemotechnik. Unter Mnemotechnik versteht man die Benutzung künstlicher Gedächtnishilfen. Wenn ein Schüler die Noten e, g, h, d, f durch den Spruch „Es geht hurtig durch Fleiß“ sich einprägt, so verwendet er einen mnemotechnischen Kunstgriff. Die Brauchbarkeit gelegentlicher Benutzung solcher Hilfen führte zum Ausbau von Systemen der Gedächtniskunst. Die älteste Methode wird zurückgeführt auf den altgriechischen Dichter Simonides von Keos. Dieses Verfahren benutzt scharf geprägte räumliche Vorstellungen, also lebhaft vorgestellte Straßen, Plätze, Häuser, Zimmer, um Gedächtnisstoffe an genau bestimmte Stellen niederzulegen. Beim geistigen Wiederaufsuchen der räumlichen Anordnung findet man dann an Ort und Stelle seine Gedächtnisdepositen wieder. Diese Hilfe wurde im Altertum sehr geschätzt. Für Menschen, die ein klares plastisches Vorstellungsvermögen haben, ist dieses Verfahren brauchbar, zumal zum Einordnen von Gedächtnisstoffen in eine festliegende Reihenfolge (Paragraphen, Tagesordnung einer Versammlung, Disposition einer Rede). Im Mittelalter kam dann die Methode der Gedankenbrücken auf. Stanislaus Winckelmann ersetzte die Ziffern der Zahlen durch bestimmte Buchstaben. Man braucht dann statt einer durch Gedankenverbindungen unanknüpfbaren Zahl ein passendes Wort sich zu merken. Bedeutet z. B. n = 2, s = 5, so würde man für das Jahr des Bauernkrieges „Sense“ einsetzen = 525, also hätte man, da das Jahrtausend als sicher angenommen werden kann, die Jahreszahl 1525. Sicherlich ist möglichste Ausbildung des natürlichen Zahlengedächtnisses zunächst wertvoller als ein derartiges Übertragungsverfahren, aber für solche Menschen, die ein unzuverlässiges Zahlengedächtnis haben bei gutem Wortgedächtnis, ist ein Versuch mit mnemotechnischem Zahlenmerken empfehlenswert. Solchen Menschen gewährt das Ersatzwort eine Erleichterung des Einprägens und gesteigerte Sicherheit des Behaltens. Das Verfahren der Gedankenbrücken ist auch zum Verknüpfen von Vokabeln einer Fremdsprache mit den Wörtern der Muttersprache empfohlen worden, z. B. „Kind“ lebt an des Lebens „Anfang“, l-enfant. Derartiges Vorgehen leitet leicht von dem natürlichen Sprachenlernen weit ab. Dieses soll auf die Sinnesempfindung sich stützen (Klangbild, Gesichtsbild, Bewegungsempfindung), unmittelbare Anschauung von Gegenständen und Handlungen soll mit der voll erfaßten Wortbedeutung sich verbinden usw. Nur dann sind Brücken nützlich beim erstmaligen Einprägen, wenn durch Benutzung der Brücke die Aufmerksamkeit auf das Klangbild oder das Schriftbild scharf eingestellt wird. Verwerflich ist das Hineinlegen künstlich konstruierter Merkstützen in einen zusammenhängenden Gedankengang, also z. B. in den Gedankenfluß eines Gedichtes; hierdurch wird eine Verzerrung der natürlichen Gedächtnisleistung bewirkt; nach wissenschaftlichen Feststellungen ist das Gedächtnis um so unzuverlässiger, je weiter bei gedanklich zusammenhängenden Stoffen die Aufmerksamkeit sich von dem reinen Gedankenfluß abwendet. Zusammenfassend ist zu sagen: Auf eng umgrenzten Gebiete kann eine Benutzung mnemotechnischer Merkhilfen empfohlen werden, aber vor einer überwiegenden mnemotechnischen Betätigung ist zu warnen. Chefarzt Dr. Engelen, Düsseldorf.

Die Beschießung des Mondes. Die Technik von heute hat manches Problem, das vor wenigen Jahrzehnten noch als Ausgeburt J. Vernes oder Phantasie gegolten, in greifbare Nähe gerückt oder wenigstens in die Sphäre der Möglichkeiten gezogen. Dahin gehören namentlich solche Gebiete, die auf Grund verbesserter Beobachtungsmittel, Verfeinerung optischer Methoden, Ausnutzung von Strahlenwirkungen, von erhöhten Geschwindigkeiten usw. ungeahnte Fortschritte erfuhren. Wenn heute, wenigstens theoretisch, die Beschießung des Mondes erwogen wird, so beruht diese Überlegung keineswegs auf rein spekulativen, der Wirklichkeit vollständig entrückten Gedankengängen. Die Zeitschrift „Natur“ stellt unter Hinweis einer im „Journal of the Royal Artillery“ angestellten Erwägung über die Leistungen der im Kriege aufgestellten deutschen Geschütze folgende sehr plausibel klingende Berechnung an. Die Anfangsgeschwindigkeit eines solchen Geschützes beträgt im Maximum ungefähr 1600 m in der Sekunde. Könnte man diese Geschwindigkeit auf das Fünffache erhöhen, dem Geschoß also eine Anfangshöchstgeschwindigkeit von 8 km geben, so würde das Geschoß, unter vorausgesetzt richtigem Steigungswinkel abgeschossen, die Erde für immer verlassen und diese täglich etwa 17 mal umkreisen. Gelänge es des weiteren, die Anfangsgeschwindigkeit auf das Siebenfache zu erhöhen, dann würde das Geschoß nicht nur der Erde und ihrer Atmosphäre, sondern auch der Anziehungskraft unseres Planeten dauernd entrückt werden, es flöge dann einem Irrstern gleich in den Weltraum hinaus, und nach den kosmischen Gesetzen wäre eine Landung des Geschosses auf dem Monde nicht undenkbar. Dr. Steinbach.

Literatur und Kunst.

Dichtungen ohne den Buchstaben r.

Wer noch nie etwas von diesem abwegigen Kapitel der Dichtkunst gehört hat, wird vielleicht kopfschüttelnd fragen, ob es sich lohne, ihm auch nur einen Augenblick Beachtung zu schenken. Er wird erstaunt sein, zu erfahren, daß der Trieb, Dichtungen unter Vermeidung gewisser Buchstaben zu verfassen, bis ins graue Altertum zurück verfolgbar ist. Schon im 6. Jahrhundert v. Chr. hat der Dithyrambendichter Lasos eine Hymne ohne den Buchstaben ſ gedichtet. Es mag eine Laune, eine Spielerei sein, und doch verdient die Beherrschung der Sprache, die nötig ist, um solche Kunststücke hervorzubringen, unsere Bewunderung nicht minder als die Geduld, die außerdem dazu gehört. Oder ist es etwa eine Kleinigkeit, abgesehen von der rein dichterischen Leistung, wie Nestor von Laranda im 3. Jahrhundert n. Chr. eine „Ilias" in griechischer Sprache zu schreiben, in deren 24 Gesängen jeweilig ein Buchstabe nach der Reihenfolge des Alphabets vermieden ist? Ein anderer Sprachkünstler dieser Art tritt uns im 17. Jahrhundert in dem Mönch Carbone entgegen, von dem eine Dichtung über die Macht der Liebe im Umfang von mehreren tausend Versen ohne Verwendung des Buchstabens r im Druck erschienen ist. Auch in Deutschland hatte die eigenartige Liebhaberei Anhänger und Nachahmer gefunden. Von dem Pastor Georg Miller, wahrscheinlich zu Augsburg, gibt es ein 1592 in Ingolstadt gedrucktes Buch: „Drey nutzliche und christliche Predigt: Die erste, auff das neue Jar ohne den Buchstaben L. II. Auff das hohe Fest von allen Heiligen ohne das R. III. Auff den 20. Sontag nach Trinitatis ohne das R." Auch im 17. Jahrhundert war diese Sprachspielerei an gleicher Stelle im Gebrauch, wie die Weihnachtspredigt ohne r des Magisters und Rektors Uhse beweist. Das erste Beispiel der Übertragung in die deutsche Dichtung bietet der Hamburger Dichter Barthold Heinrich Brockes, der in einem Gedichte seines „Irdischen Vergnügens in Gott" die auf ein starkes Ungewitter erfolgte Stille lautmalerisch durch r-lose Verse darstellt, ein Versuch, von dem Wieland schrieb, er beweise, „daß unsere Sprache so hart nicht ist, als man ihr vorwirft; oder daß sie wenigstens einen Überfluß an weichen Wörtern hat und milde genug ist, sich in sehr sanfte Formen gießen zu lassen". Der Dichter aber, mit dessen Namen die deutsche Dichtung ohne r vorwiegend verbunden wird, heißt Gottlob Wilhelm Burmann (1737—1805). Er ließ 1788 „Gedichte ohne den Buchstaben R" erscheinen, von denen im Jahre 1796 eine zweite Auflage nötig wurde. Seine Absicht war, die deutsche Sprache in einem ganz weichen Dialekt kennenlernen zu lassen, weil sie sich wirklich ganz anders ohne r als mit r mache. Daneben hat er seine Gewandtheit auch an kleinen Erzählungen erprobt, in denen noch anderen Buchstaben der Garaus gemacht wurde. Wenn er glaubte, keine Nachahmer befürchten zu müssen, so gab ihm die Zukunft in seinem eigentlichen Element, der Lyrik, recht; auf dem Gebiet der Prosa aber fand er einen Nachfolger, der mit ebensoviel Geschick als Erfolg den schwierigen Stoff meisterte. Im Jahre 1813 veröffentlichte der Privatgelehrte Dr. Franz Rittler gleich zwei Romane dieser Gattung auf einmal: 1. „Lisette und Wilhelm. Eine Erzählung oder Versuch, aus 44 aufgegebenen Worten eine zusammenhängende Geschichte mit Vermeidung des Buchstabens R zu schreiben." 2. „Die Zwillinge. Ein Versuch, aus 60 aufgegebenen Worten einen Roman ohne R zu schreiben." Der Beifall, den die zweite Erzählung fand, war so groß, das sie zwei Jahre später neu aufgelegt werden mußte und 1820 eine dritte Auflage erlebte, die um eine Fortsetzung „Emma und Gustav von Falkenau" vermehrt war. Wenig später sehen wir auch Rückert im dichterischen Spiele mit dem r. In seiner Übersetzung der „Makamen des Hariri" (1826) tritt ein Mann auf, der das r nicht aussprechen kann. Der Landpfleger will seine Bitte, ihn in die Heimat zu entlassen, nur erfüllen, wenn er ein Bittgesuch einreicht, in dem der seinem Munde versagte Buchstabe nicht vorkommt. Er verfaßt darauf ein Gedicht ohne r. Daß eine literarische Mode wie diese auch ihre Gegner gehabt hat, ist selbstverständlich. So läßt der schwäbische Epigrammatiker Haug 1805 dem Dichter auf seine Worte:

„Ich dichte nun, mein Herr,
seit zwanzig Wochen täglich
zwei Strophen ohne R.
Das ist unendlich schwer."

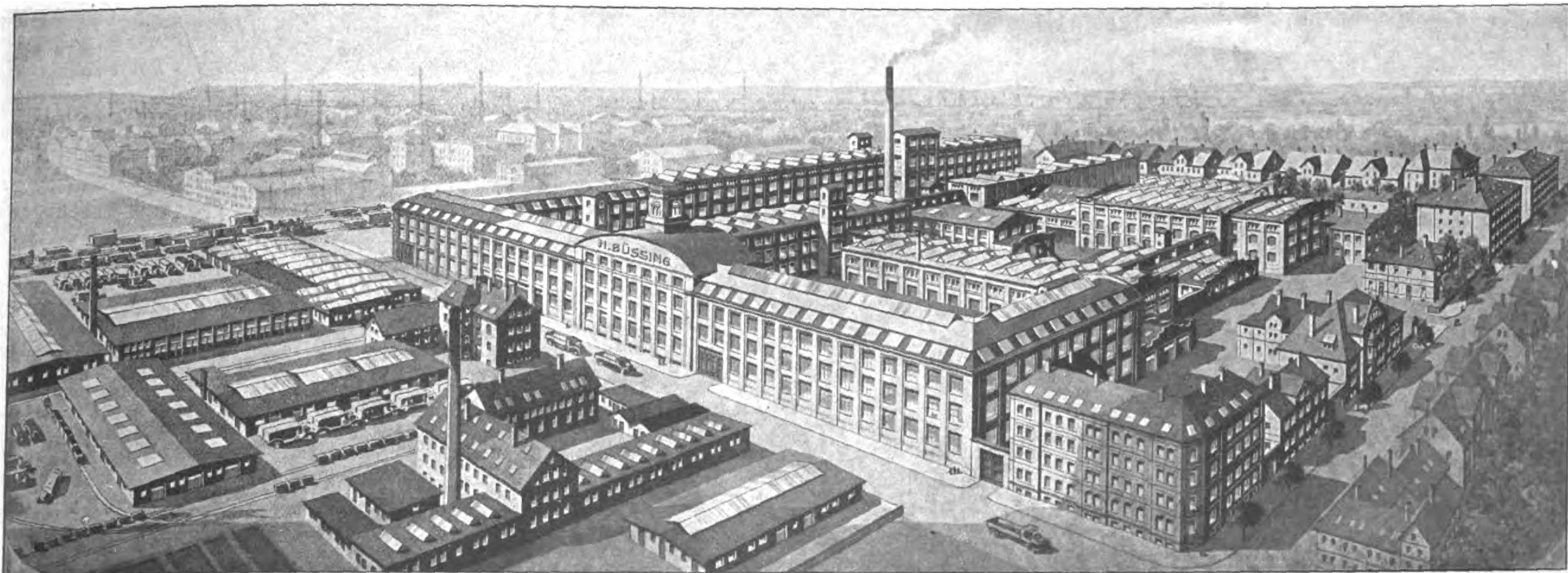
entgegnen:

„Ich wollt, es wär unmöglich."

Wenn in unseren Tagen Kunststücke wie die hier besprochenen gelegentlich, z. B. durch Paul v. Schönthan, wiederauflebten, so sind sie niemals mit dem Anspruch auf ernstliche Beachtung wie ihre Vorgängerinnen aufgetreten. Dr. Fritz Adolf Hünich.

Kulturgeschichtliches. Eine eingehende gemeinverständliche Schilderung der geistigen Bewegung in Deutschland, die man mit dem Namen Renaissance bezeichnet, fehlte bisher auf dem Büchermarkt. Von Dr. Karl Paul Hasse, dem wir ein nettes, populäres Büchlein über die italienische Renaissance verdanken, ist nunmehr der Versuch unternommen worden, diese Lücke auszufüllen, und man darf sagen, daß er seine Aufgabe mit viel Geschick gelöst hat. „Die deutsche Renaissance", wie sein Werk heißt (Verlag S. R. Herzog, Meerane i. S.; 20 Mark), soll zwei Bände umfassen, von denen der erste, der sich mit den Anfängen des deutschen Humanismus und seinen Vorbedingungen beschäftigt, zunächst vorliegt. Das Sympathische an der Schreibweise des Verfassers ist die leichte, flüssige Art, mit der er diese verwickelte, oft von pedantischer Gelehrsamkeit allzu überwucherte Zeit verlebendigt. — Dem Freunde der Kulturgeschichte sei eine Folge von „Bildern aus alter Zeit" empfohlen, die das Bibliographische Institut veröffentlicht, und die, nach einzelnen Gauen gruppiert (Altbayern und Schwaben, Franken und Oberpfalz, Württemberg, Baden, Sachsen, Thüringen, Harz, Schweiz), im Albumformat, das Bändchen zu 4,80 Mark, deutsche Städtepanoramen, meist nach Kupfern von Merian, enthalten. Alt-Wien lebt in zwei Bändchen vor uns auf. Das eine, „Altwiener Theaterlieder", herausgegeben von Richard Smekal (Wiener Literarische Anstalt; 22 Mark), zeigt uns Wiener Humor und Rührseligkeit auf der Bühne vom Hanswurst bis Nestroy an einer Reihe von Beispielen und gibt uns damit einen interessanten Beitrag zur Psychologie des Theaterpublikums in der Donaustadt; das andere, „Altwiener Musikstätten" von Karl Kobold (Amalthea-Verlag; 10 Mark), führt uns in das Wien Haydns, Mozarts, Beethovens und Schuberts und macht uns in Wort und Bild mit den Stätten bekannt, wo jene Meister lebten und wirkten. In ganz andere Sphären versetzt uns Carl Hagemanns Buch „Spiele der Völker" (Schuster & Loeffler, Berlin). Es sind Impressionen, die der bekannte frühere Mannheimer Intendant gelegentlich einer Weltreise in Afrika, Indien, Japan und China bei Beobachtung verschiedener Tänze, Spiele und Theateraufführungen gewonnen hat, und die er in anschaulichen Schilderungen dem Verständnis des Europäers nahezubringen sucht. Das Buch verrät in jeder Zeile den routinierten Fachmann, der sofort das Eigenartige aus jedem Erlebnis herauszuholen weiß. Dieses Werk ist nicht nur völkerpsychologisch, sondern auch theatergeschichtlich von großem Interesse. — Endlich möge noch, weil gleichfalls die Kulturgeschichte hier ein Wort mitredet, Erich Ebsteins Sammlung „Ärzte-Briefe aus vier Jahrhunderten" (Julius Springer, Berlin; 14 Mark) Erwähnung finden. Der Herausgeber hat hier von Paracelsus bis auf Paul Ehrlich besonders charakteristische Briefe berühmter Ärzte aneinandergereiht, die ihrem Inhalte nach für den Laien ebenso wie für den Mediziner anziehend sind. Dr. V. T.

Ende des redaktionellen Teils.

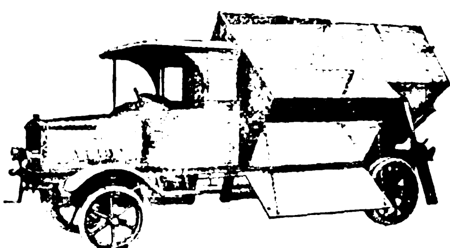


Ansicht der Büssingwerke.

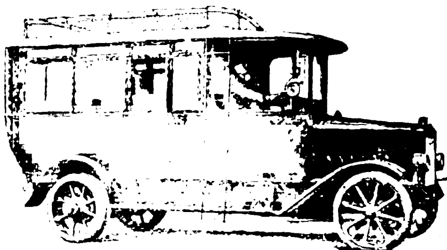
H. BÜSSING, Spezialfabrik für Motor-Lastwagen, Motor-Omnibusse u. landwirtschaftliche Zugmaschinen (Raupenschlepper), Braunschweig

Auf dem Gebiete des Automobilbaus stellt Deutschlands älteste und führende Spezialfabrik für Motor-Lastwagen und Motor-Omnibusse, die Firma H. Büssing in Braunschweig, ein Beispiel außergewöhnlich bemerkenswerter industrieller Entwicklung dar. Das Werk wurde im Jahre 1903 gegründet und wandte zunächst sein Hauptaugenmerk darauf, seinen Konstruktionen die denkbar gründlichste praktische Ausprobierung zuteil werden zu lassen. Als einzige aller Automobilfabriken richtete die Firma Büssing eigene Lastwagen-Versuchsbetriebe und Omnibus-Passagierlinien ein, die von ihr heute noch unterhalten werden.

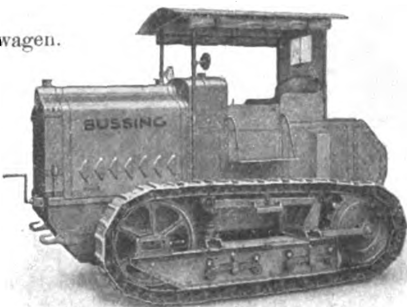
Schon im Jahre 1904, also ein Jahr nach ihrer Gründung, wurde die Firma Büssing auf Grund der guten Erfolge, mit denen ihre Fahrzeuge bei den englischen Konkurrenz-Prüfungen abschnitten, mit der Lieferung von Motor-Omnibussen für die Stadt London betraut, die bald einen sehr großen Umfang annahm und in wenigen Jahren auf mehrere Hundert Fahrzeuge anwuchs. Die Erfolge in England und die im Jahre 1905 errungenen Auszeichnungen (Goldene Medaille und Diplom für geringsten Brennstoffverbrauch) auf der Deutschen Lastwagen-Konkurrenz brachten den Ruf des jungen Fabrikats in weitere Kreise und ließen die Zahl der Aufträge von Behörden, Kommunen und Einzel-Unternehmungen im In- und Auslande in so erheblichem Maße zunehmen, daß die Werkanlagen fortgesetzt erweitert werden mußten. Mit glänzendem Erfolg beteiligten sich die Büssing-Wagen in den Jahren 1908 bis Kriegsausbruch an fast allen größeren internationalen Lastwagen-Konkurrenzen in Deutschland, Österreich, Schweden, Rußland, wo sie nicht nur die besten Gesamt- und Einzel-Resultate erzielten, sondern für besondere Vorzüge, wie geringsten Brennstoffverbrauch, Reparaturlosigkeit, Einhaltung der Durchschnittsgeschwindigkeit, beste Bremsresultate und außerordentlich hohe Nutzlast, weitere Auszeichnungen davontrugen. Die wissenschaftliche Untersuchung eines Büssing-Lastzuges in der Technischen Hochschule Charlottenburg, verbunden mit einer 2000 km langen Winterfahrt, hat nach dem Untersuchungsbericht ebenfalls ergeben, daß der Büssing-Wagen hochwertig durchgebildet ist. Sowohl während der Versuchsfahrt wie während der Laboratoriums-Prüfung ist trotz der harten Beanspruchung keinerlei Störung an dem Lastzug vorgekommen.



Lastwagen.



Omnibus.

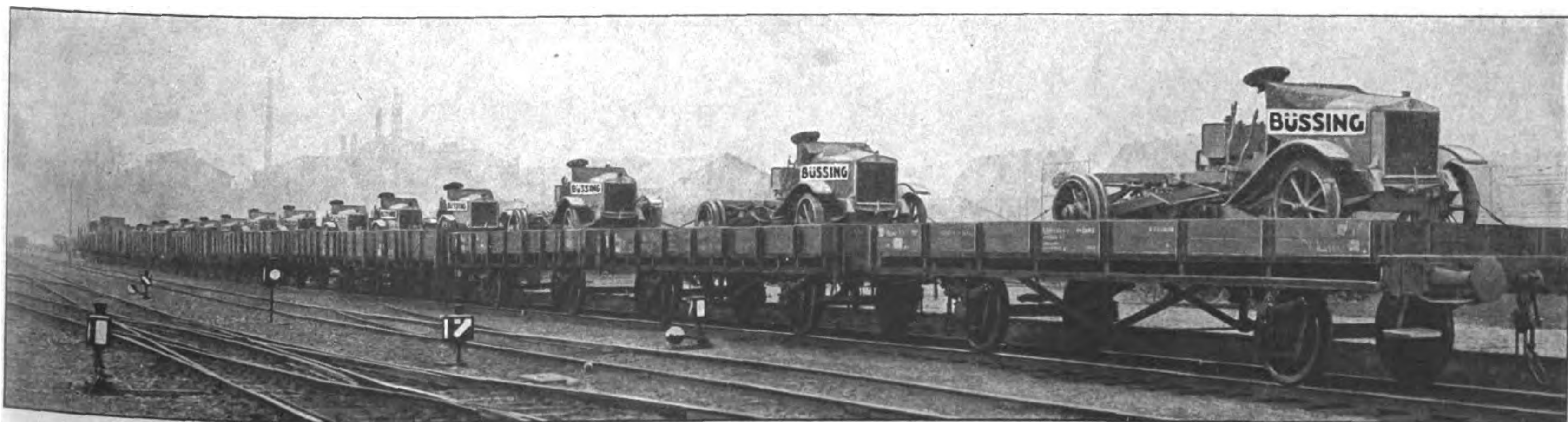


Landwirtschaftliche Zugmaschine.

In überaus erfolgreicher Weise beteiligten sich die Büssing-Wagen auch an den militärischen Prüfungsfahrten mehrerer europäischer Staaten, und es erklärt sich aus der dabei bewiesenen militärischen Verwendungsfähigkeit, daß die Büssing-Wagen als alleiniges Fabrikat in vier Staaten subventioniert und während des Weltkrieges in hervorragendem Maßstabe zur Bewältigung der Transporte herangezogen wurden. Die Büssing-Werke haben im Jahre 1919 die friedensmäßige Produktion wieder aufgenommen und mit der Lieferung von Motor-Lastwagen für Friedenszwecke, Motor-Omnibussen für Großstadt- und Überlandverkehr sowie aller Arten von Spezial-Fahrzeugen begonnen. Die Erfolge bei den jüngsten Konkurrenz-Prüfungen, insbesondere der dabei von neuem bewiesene überaus geringe Brennstoffverbrauch der Büssing-Wagen, haben dem Werke zahlreiche Bestellungen eingebracht. So ist die Firma Büssing an der Lieferung der Fahrzeuge für die neuen Kraftomnibuslinien der Deutschen Reichspost und der Allgemeinen Berliner Omnibus-Aktien-Gesellschaft sowie der Motor-Lastwagen für die gemeinnützigen Kraftverkehrsgesellschaften Deutschlands hervorragend beteiligt. Auch für den Export nach fast allen Ländern der Welt arbeiten die ausgedehnten Werkstätten der Firma Büssing in starkem Maße.

* * *

Neben dem Bau von Motor-Lastwagen und Motor-Omnibussen hat die Firma Büssing bereits seit mehreren Jahren der maschinellen Bodenbearbeitung ihre Aufmerksamkeit geschenkt und sich mit der Konstruktion einer landwirtschaftlichen Zugmaschine beschäftigt. Diese Studien führten zu einem Raupenschlepper, der während zweier Jahre auf mehreren Rittergütern unter den schwersten Beanspruchungen ausprobiert worden ist. Alle im Laufe der Zeit gemachten Erfahrungen wurden zuletzt in einer Neukonstruktion zusammengefaßt, mit welcher eine fast universal brauchbare landwirtschaftliche Zugmaschine geschaffen wurde. Die Maschine hat bei den im Anschluß an die letzte Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft veranstalteten Arbeitsprüfungen eine Reihe so hervorragender Vorzüge entwickelt, daß sie vom Preisgericht der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft mit dem Prädikat „Neu und beachtenswert" bedacht und mit der Großen Silbernen Medaille ausgezeichnet wurde.



Ein Transport Büssing-Fahrgestelle für die Deutsche Reichspost.

Ferdinand Schuchhardt, Berlin SO. 16

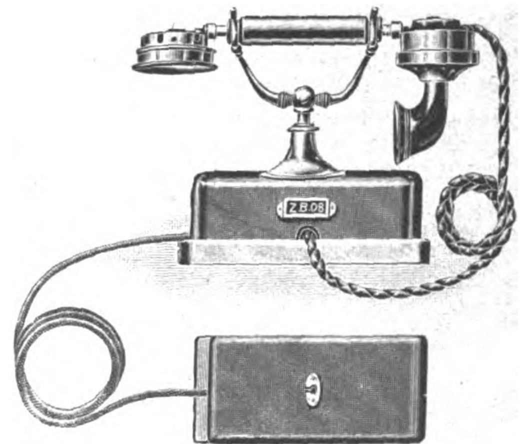
Runge Strasse Nr. 9.

Gegründet 1886 **Berliner Fernsprech- u. Telegraphenwerk** Über 1000 Arbeiter

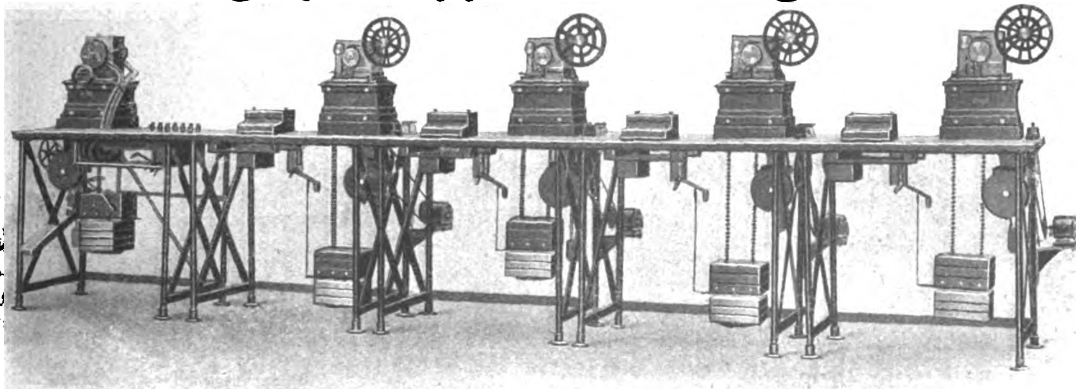
Lieferant der Deutschen Reichspost und anderer Behörden des In- und Auslandes.

Fernsprechapparate

Glühlampenzentralen
Klappenschränke
Fernsprechstationen
Streckenfernsprecher
Fernhörer, Kopffernhörer
Wechselstromwecker aller Art
Stangenblitzableiter
Regensichere Läutewerke
Reihenschaltapparate für O. B.- und Z. B.-Betrieb.



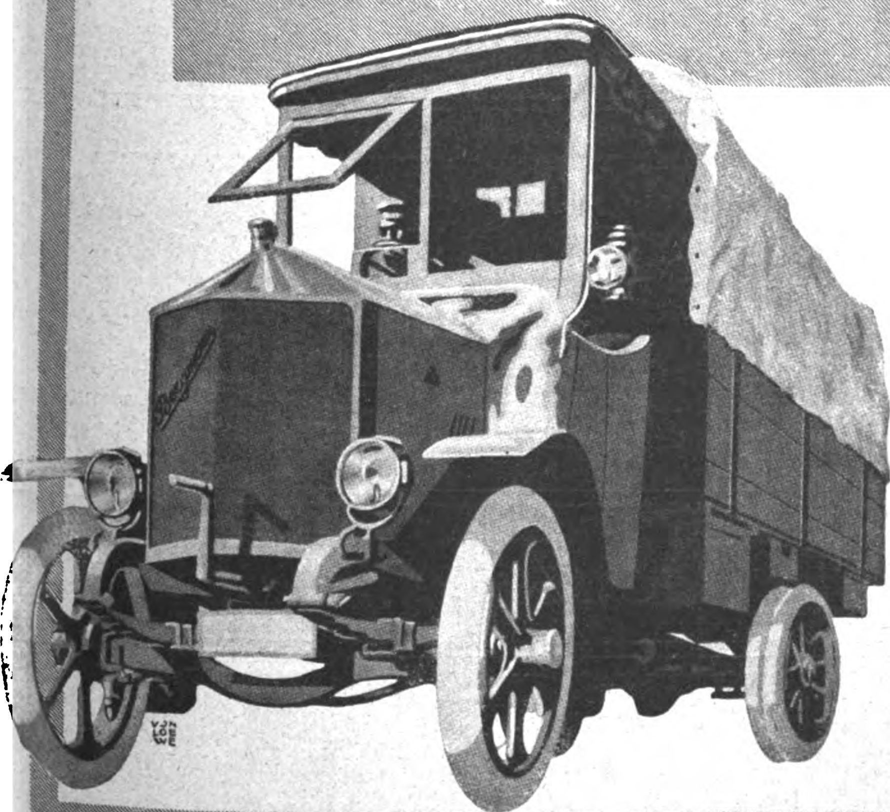
Telegraphenapparate / Messgerät



Schnelltelegraphie System Baudot
Schaltsysteme f. Schnelltelegraphie
Telegraphentasten
Klopfer
Morsefarbschreiber
Telegraphenrelais aller Art
Serienumschalter
Künstliche Kabel u. Leitungen
Summerstrommaschinen
Messapparate, Rheostaten
Messbrücken

Bandförderanlagen und Aufzüge für Telegraphen- und Scheckämter, Briefpostanstalten usw. usw.
Sämtliche Ersatzteile für Fernsprech- und Telegraphenapparate.

BERGMANN



LASTKRAFTWAGEN

Verkauf durch: Bergmann-Automobil-Verkaufs-Gesellschaft m. b. H. Berlin-Rosenthal I.

Allgemeine Notizen.

El Leipziger "Jllustrirte Zeitung" aparece desde 1843. Hace ya muchos años que ocupa el primer lugar entre las revistas alemanes y es conocida entre la gente ilustrada del mundo entero. Tiene la ventaja de ser al mismo tiempo un periodico de actualidad y llevar en sus páginas secciones literarias y artisticas. Se publican en el durante el año miles de fotografias con los procedimientos más modernos. Su precio en España es de 50 marcos por trimestre, gastos de correo y envio 10 marcos.

Offizielle deutsche Vertretungen in Spanien. (K. = Konsulat, V. K. = Vizekonsulat). Madrid: Botschaft; Barcelona: Gen.-Konsulat; Algeciras (V. K.), Alicante (K.), Almeria (K.), Bilbao (K.), Cadiz (K.), Cartagena (K.), Coruña (La) (K.), Gijon (K.), Huelva (K.), Mahon (K.), Malaga (K.), Palma de Mallorca (K.), San Feliu de Guixols (V. K.), San Sebastian (K.), Santa Cruz de Tenerife (K.), Las Palmas (V. K.), Santander (K.), Saragossa (K.), Sevilla (K.), Tarragona (K.), Valencia (K.), Vigo (K.). Spanische Besitzungen: Santa Isabel (K.). Spanisch Marokko: Tetuan.

Spanische Vorschriften für die Schiffspapiere. Jedes Schiff, das in einem spanischen Hafen anlegt und ausländische Waren an Bord hat, muß, gleichgültig, ob diese Frachtgüter für den Transitverkehr, die Aufbewahrung unter Zollverschluß, Umladung oder den unmittelbaren Absatz bestimmt sind, einen von dem spanischen Konsul des Ursprungshafens beglaubigten Ladeschein vorweisen, in dem alle Einzelheiten über die Ladung des Schiffes im ganzen wie sämtlicher Frachtstücke im besonderen genau und sorgfältig verzeichnet sein müssen.

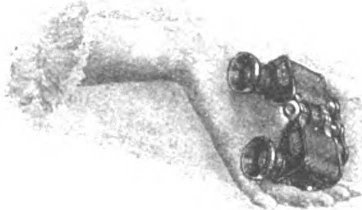
Deutschland-Spanien. Verband Deutsch-Spanischer Vereinigungen; Adr.: Hamburg, Rothenbaumchaussee 36. Der Verband Deutschland-Spanien, eine Arbeitsgemeinschaft deutsch-spanischer Vereinigungen, hat den Zweck, die Tätigkeit der ihm angehörigen Vereinigungen zur För-

derung der Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien sowie deren auf ganz Deutschland und ganz Spanien bezügliche Maßnahmen zusammenzufassen und zu vereinheitlichen. Der Verband dient, wie die ihm angehörigen Vereinigungen, der Pflege der wechselseitigen Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien auf dem Gebiet der geistigen und materiellen Kultur. Wie die ihm angehörigen Einzelvereinigungen, so enthält sich auch der Verband jeder Stellungnahme in innerpolitischen und konfessionellen Angelegenheiten. Organ des Verbandes, der sämtliche deutsch-spanischen Vereinigungen Deutschlands umfaßt, ist die vierteljährlich erscheinende Veröffentlichung „Spanien, Zeitschrift für Auslandskunde", herausgegeben vom Ibero-amerikanischen Institut, Hamburg, die über die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Vorgänge in Spanien sowie über die Entwicklung deutsch-spanischer Beziehungen fortlaufend berichtet. Beitrittserklärungen wolle man je nach der Lage des Wohnorts an die für den betreffenden Arbeitsbezirk zuständige Landesvereinigung richten. Zum Verband „Deutschland-Spanien" gehören in Deutschland: 1. Badische Landesvereinigung des Verbandes „Deutschland-Spanien", Pforzheim. Arbeitsbezirk: Baden. 2. Bayrische Landesvereinigung des Verbandes „Deutschland-Spanien", München, Weinstr. 7. Arbeitsbezirk: Bayern. 3. Deutsch-spanischer Verein, Sitz Berlin (im Verbande „Deutschland-Spanien"), Berlin C. 25, Dircksenstr. 20. Arbeitsbezirk: Mark Brandenburg, Provinz Sachsen, Braunschweig, Pommern, Ost- und Westpreußen, Schlesien. 4. Deutsch-spanische Gesellschaft, Sitz Frankfurt a. M. (im Verbande „Deutschland-Spanien"), Frankfurt a. M., Biebergasse 6. Arbeitsbezirk: Hessen-Nassau, Freistaat Hessen, Waldeck. 5. Deutsch-spanische Vereinigung Hamburg E. V. (im Verbande „Deutschland-Spanien"), Hamburg, Rothenbaumchaussee 36, Arbeitsbezirk: Hamburg, Lübeck, Bremen, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Hannover, Oldenburg. 6. Rheinisch-westfälische Landesvereinigung des Verbandes „Deutschland-Spanien", Sitz Köln a. Rh., Alte Wallgasse 14. Arbeitsbezirk: Rheinprovinz, Westfalen, Lippe. 7. Sächsisch-thüringische Landesvereinigung des Verbandes „Deutschland-Spanien", Dresden-A., Wallstr. 15, III. Arbeitsbezirk: Freistaat Sachsen, Thüringen, Anhalt. 8. Deutsch-spanische Vereinignng Württemberg (im Verbande „Deutschland-Spanien"), Stuttgart, Pfizerstr. 5. Arbeitsbezirk: Württemberg, Hohenzollern.

Die deutsche Sprache im italienischen Schulunterricht ist Gegenstand der Betrachtung der pädagogischen Zeitschrift „Educazione Nazionale", der zu entnehmen ist, daß auf den humanistischen Gymnasien Italiens Deutsch im allgemeinen nicht gelehrt wird, auf den Realanstalten und Handelsschulen es zur Wahl der Schüler mit dem Englischen steht. An diesen Anstalten war die Beteiligung an den deutschen Kursen während des Krieges sehr stark zurückgegangen; nämlich von 44 v. H. im Jahre 1913/14 auf nur 18 v. H. im Jahre 1918/19. Im letzten Jahre ist wieder eine leichte Vermehrung auf 20 v. H. eingetreten. Nicht weniger stark war die Einbuße, die das Studium der deutschen Sprache an den Hochschulen erlitten hat: Im letzten Friedensjahr legten fast 12 v. H. der Kandidaten für das Sprachlehramt das Examen auch für die deutsche Sprache ab, im letzten Jahre aber nur noch die Hälfte und auch bei dem Examen dieses Herbstes scheint keine Besserung eingetreten zu sein. Am stärksten wird die deutsche Sprache in den Mittelschulen Venetiens gepflegt, wo auch während des Kriegs immer noch die Hälfte der Schüler an den deutschen Sprachkursen teilnahm; dann folgen die Lombardei und Piemont, wo jedoch ein weit stärkerer Rückgang während des Krieges, nämlich auf 23 und 17 v. H. eingetreten war. Die tyrrhenische Küste zeigt wenig Interesse für die deutsche Sprache; in Kalabrien wurde sie erst seit 1918 in einer einzigen Anstalt eingeführt und ähnlich wurde sie auf Sardinien nur in einem Realgymnasium gelehrt. Der „Educazione Nazionale" fordert nun zur eifrigeren Pflege des Deutschen auf, da es ein unverzeihlicher Fehler sei, die italienische Jugend dazu zu verurteilen, ein Volk von über 60 Millionen nicht kennen lernen zu wollen, ein Volk, das, wie die Zeitschrift hervorhebt, besser als jedes andere die italienische Kultur und die italienischen Einrichtungen kenne, und das sich nach der Niederlage wieder aufraffen werde. Daher müsse das gebildete Italien die Quellen der deutschen Kultur und jede Form seiner unerschöpflichen Tätigkeit kennen lernen.

In der Deutschen Maschinentechnischen Gesellschaft (Geschäftsstelle: Berlin SW. 68, Lindenstraße 99) sprach Geheimer Regierungsrat Wernekke über „Französische Verkehrspläne in Afrika". Um diese verwirklichen zu können, müssen sich die Franzosen erst einen besseren Zugang zu Afrika schaffen, als er jetzt vorhanden ist.

Weihnachten steht vor der Tür mit seinen Geschenken für jung und alt. Der Theaterfreund, Jäger, Sportsmann oder Tourist wird gern einen guten Feldstecher besitzen wollen, um das, was in der Ferne lockt, mehrfach vergrößert in allen Einzelheiten zu betrachten. Die Wahl eines so wertvollen optischen Instrumentes ist nicht leicht; auch hier heißt es die Spreu vom Weizen zu unterscheiden. Der Vorzug, den ein neuzeitliches Prismenglas bietet, liegt darin, daß die Schärfe des Glases über den gesamten Bildkreis hin gleichmäßig tadellos sein und dadurch dem Auge die Möglichkeit geben muß, ohne Anstrengung mit größter Genauigkeit zu beobachten. „Oigelet", das kleinste OIGEE-Binocle, erfüllt diese strengste aller Anforderungen; bei kleinster Form bietet es optische Höchstleistung. Man stelle sich ein winzig kleines Prismen-Binocle vor, das nur 6 cm hoch ist, 210 g wiegt, die große Lichtstärke von 20,25 in das Auge leitet und mit dem schon auf nur 100 m Entfernung ein Bildkreis von 23 m Durchmesser überblickt wird. Auf 1000 m Entfernung würde dies einer zu überschauenden Horizontalausdehnung von 230 m entsprechen. Alles, was in diesem Bildkreis von 230 m Durchmesser liegt, zaubert ein solches Prismenglas mit einem Blick in gleichmäßig gestochener Schärfe vor das Auge. Auf Innenbeobachtung angewendet, übersieht der Gebraucher dieses auf Raum- und Gewichtsersparnis zugeschnittenen kleinen Wunderinstrumentes deutscher Präzisionsarbeit in 25 m Entfernung fast volle 6 m Bühnenbreite. Dieser Hinweis wird allen denen willkommen sein, die bei der Wahl eines Fernglases vor Enttäuschungen bewahrt bleiben wollen. Nur das Beste vom Guten ist stets das Billigste, und wenn auch die Zeitverhältnisse es mit sich gebracht haben, auf Sparsamkeit mehr als je zu achten, soll das angeborene Bedürfnis nach möglichst angenehmen Lebensbedingungen nicht ganz verkümmern. Jedem ist ja nur einmal im Jahr Weihnachten.



Zu diesem Zwecke soll von Dax an der Eisenbahn Bordeaux-Bayonne über die Pyrenäen quer durch ganz Spanien bis Algeciras eine Eisenbahn, die im Gegensatz zu den in Breitspur — 1,674 m — angelegten sonstigen Hauptbahnen Spaniens Regelspur erhalten soll, gebaut werden; an der Südwestspitze Spaniens soll sie den Anschluß an den längst geplanten Tunnel Gibraltar–Tanger finden. Damit wäre afrikanischer Boden erreicht, ohne daß das Schiff benutzt wird. Trotz der augenblicklichen Freundschaft zwischen Frankreich und England ist man nämlich nicht ganz ohne Sorge, daß England eines Tages die Verbindung zwischen Frankreich und seinen nordafrikanischen Besitzungen sperren könnte. Für die Erschließung Afrikas durch Eisenbahnen besteht eine Anzahl von französischen Plänen, zu deren Förderung Studiengesellschaften gegründet sind und die von namhaften Kennern der örtlichen Verhältnisse unterstützt werden. Die Pläne kommen alle darauf hinaus, die Sahara zu durchqueren und den Anschluß an Eisenbahnen zu suchen, die von französischen Siedelungen an der Westküste von Südafrika, von der Ostküste und vom Kongogebiet ausgehen. Nördlicher Ausgangspunkt ist Tanger, Biskra oder Colomb-Béchar, das Ziel ist Dakar oder Timbuktu. Um diese Bahnbauten zu ermöglichen, müßte vorher eine Sudan-Querbahn gebaut werden, mit deren Hilfe die Bewohner des Sudan, die für den Bau in Frage kommenden Arbeitskräfte, herangeholt werden könnten. Letztere würde gegen 6000 km lang werden, und für die Durchquerung der Sahara kommt z. B. für die Strecke Tanger-Dakar eine Länge von 3500 km in Frage. Die Verbindung Nordafrikas mit Dakar einerseits, mit den Eisenbahnen nach der Ostküste und dem Süden Afrikas anderseits würde wertvolle Möglichkeiten für den Weltverkehr schaffen. Von Dakar ist Südamerika in drei- bis viertägiger Seereise zu erreichen. Wenn anderseits die französische Eisenbahn nach Timbuktu, und weiter bis Fort Florence am Victoria-See fortgeführt würde, könnte mit der Uganda-Eisenbahn die Fahrt nach der Ostküste fortgesetzt werden, von wo dann Australien, vielleicht auch Indien bequemer und schneller als auf dem jetzt üblichen Wege zu erreichen sein könnte. Ob freilich der zu erwartende Verkehr die hohen Ausgaben für solche Eisenbahnen zu rechtfertigen vermöchte, ist zweifelhaft. An Gütern kommen für den Landweg nur ganz hochwertige in Frage, und für die Reisenden würde

eine Überlandverbindung gegenüber dem Seeweg zwar manche Annehmlichkeit haben, auch eine erhebliche Verkürzung bedeuten; die Zahl dieser Reisenden würde aber nicht so groß sein, daß sie das Eisenbahnunternehmen zu ernähren vermöchte. Zum Schluß wies der Vortragende darauf hin, daß durch die Verwirklichung der französischen Pläne eine durchgehende Eisenbahnverbindung von der Südspitze Afrikas durch diesen Erdteil nach seinem längsten Durchmesser, durch Spanien, Frankreich, Mittel- und Osteuropa und weiter durch Sibirien usw. bis an die Küste von Ostasien geschaffen werden würde, die an Länge nicht ihres Gleichen haben würde. Freilich wäre sie nicht durchgehend in dem Sinne, daß man mit demselben Zuge von einem Ende zum anderen durchfahren könnte, das würde der Wechsel der Spurweite verbieten. Ehe aber dieser die halbe Welt umfassende Eisenstrang geschaffen wird, dürfte, wie schon angedeutet, geraume Zeit vergehen. Der Vortrag, der allgemeines Interesse und großen Beifall fand, wird demnächst in den „Annalen für Gewerbe und Bauwesen“ veröffentlicht werden.

An die Techniker der Welt hat der Reichsbund deutscher Techniker folgenden Aufruf erlassen: „Deutschlands technische Wirtschaft droht durch die Kohlenablieferung völlig zusammenzubrechen, was Hunger und Elend für Abertausende von Menschen bedeutet. Ursache ist, daß hochwertige Mengen verlangt werden, welche für lebenswichtige technische Betriebe unentbehrlich sind, während die Ententeländer in diesen Sorten Überfluß haben. Jeder Techniker weiß, daß für derartige Spezialkohlensorten Ersatzbrennstoffe nicht verwendbar sind. Wenn die Techniker der Welt nicht durch sofortiges Eingreifen dafür sorgen, daß die Entziehung dieser wichtigen Rohstoffe auf ein verträgliches Maß zurückgeführt wird, muß Deutschlands Untergang die verhängnisvollsten Folgen für alle Kulturländer bringen.“

Wieviel Menschen bewohnen die Erde? Diese Frage läßt sich an Hand des Jahrgangs 1920 des im Verlag von Perthes-Gotha erscheinenden „Gothaischen Kalenders“ beantworten. Danach sind die Länder mit unsichersten Bevölkerungszahlen Persien, Abessinien und der Kongostaat. Für die Alte Welt ergibt sich als Bewohnerzahl nicht ganz 1,5 Milliarden, während Amerika und Australien es auf etwas mehr als 200 Millionen bringen. Demnach kann mit ziemlicher Zuverlässigkeit die augen-

blickliche Bewohnerzahl der Erde mit 1,7 Milliarden angenommen werden.

Zur Förderung der geistigen Persönlichkeit ist nichts geeigneter als die Seelenanalyse des Psychographologen P. P. Liebe in München, Amt 12 West. Sie bedeutet eine Lebenssteigerung, eine Lebenserhöhung, eine leichtere Anschlußfähigkeit an das Leben. Es sind ernste seelische Beratungen eines Schriftstellers von Namen und Ruf, dessen ganze Art eine Massensache von vornherein ausschließt. Nur wer an seelischer Analyse zur Förderung seiner geistigen Persönlichkeit Interesse hat, möge zunächst die Bedingung durch eine an Herrn Liebe gerichtete Anfrage in Erfahrung bringen.

Paßgebühren für Besucher der Leipziger Messe. Durch das Gesetz vom 1. April d. J. hat die Nationalversammlung die Paßgebühren neu festgesetzt, und zwar kostet danach die Ausstellung eines Reisepasses 50 Mk., eines gewöhnlichen Sichtvermerkes 30 Mk. und eines sog. Dauervisums 100 Mk. Die wichtigste Bestimmung dieses Gesetzes ist, daß die Konsulatsgebühren jetzt sämtlich in Gold bezahlt werden müssen, d. h. also in fremde Währung zum Friedenskurs umgerechnet werden. Nach Lage des Falls sind die angegebenen Sätze bis auf ein Fünftel zu ermäßigen oder bis auf das Fünffache zu erhöhen. Da es sich bei den Meßbesuchern aus dem Ausland regelmäßig um wohlhabende Kaufleute handelt, so würde bei diesen im allgemeinen ein Mehrfaches von den angegebenen Beträgen erhoben werden. Im Interesse der durch die Leipziger Mustermesse zu fördernden internationalen Handelsbeziehungen hat das Reichsministerium des Auswärtigen jedoch verfügt, daß bei Reisen zur Leipziger Messe durchgängig nur vier Fünftel der oben angegebenen Normalgebühren zu erheben seien. Hierauf wird entgegen den immer wieder auftauchenden unrichtigen Mitteilungen, als sei in der Paßgebührenfrage seitens des Meßamts und der zuständigen Reichsstellen nichts geschehen, nochmals besonders hingewiesen. Im übrigen scheint sich während der halbjährigen Geltung des neuen Konsulatsgebührengesetzes allgemein die Überzeugung durchgesetzt zu haben, daß die neu festgesetzten Gebühren im Interesse der Wiederanbahnung des internationalen Handels und Verkehrs nicht aufrecht erhalten werden können. Es darf daher gehofft werden, daß trotz der entgegenstehenden finanziellen Bedenken eine weitergehende Ermäßigung auf gesetzlichem Wege folgen wird.

Deutsche Hochschule für Leibesübungen. Aus dem Arbeits- und Forschungsplan für das kommende Wintersemester ist zu ersehen, daß bisher sechs Damen und dreiundzwanzig Herren neu eingeschrieben sind und daß außerdem etwa die Hälfte der Schüler des ersten Semesters die Hochschule weiter besucht, sodaß für das kommende Semester mit ungefähr siebzig Studenten zu rechnen ist. Der wissenschaftliche Unterricht soll in Zukunft in der Hauptsache vormittags, die praktischen Übungen nachmittags erledigt werden. Vom Senat ist die Herausgabe eines Handbuches, das etwa dreißig Bände umfassen soll, beschlossen worden. Diese Bibliothek soll eine erschöpfende Literatur des gesamten Gebietes der Leibesübungen ergeben. Die im Entwurf vorliegende ausführliche Prüfungsordnung wurde genehmigt.

Die Kongreßstadt Köln. Die in letzter Zeit öfters ausgesprochene Bitte, das besetzte Gebiet nicht weiter zu meiden, ist nicht ungehört verhallt. Nachdem kürzlich der Reichsverband der deutschen Presse seine diesjährige Tagung in Köln abgehalten hat, haben nun auch der preußische und der deutsche Städtetag vom 18. bis 20. Nov. d. J. ihre Hauptausschüsse dort tagen lassen. Die Teilnehmerzahl betrug etwa 200. Weitere hervorragende Tagungen dürften nun in kurzer Aufeinanderfolge zu erwarten sein.

In Friedrich Meyers Buchhandlung und Antiquariat, Leipzig, Teubnerstraße 16, erscheint in Kürze ein neuer Katalog, der in der Hauptsache die Bestände der Bibliothek des Berliner Literarhistorikers Daniel Jacoby verzeichnend, eine reiche Auswahl aus den Gebieten Literaturgeschichte, Kunst, Philosophie, Kulturgeschichte und anderen Wissenszweigen bei anerkannt mäßigen Preisen bieten wird.

Die Firma A. Lange & Söhne in Glashütte i. Sa., die weltberühmte Begründerin der sächsischen Taschenuhren-Industrie, beging am 7. Dezember d. J. ihr 75jähriges Geschäftsjubiläum.

Rat- und Hilfesuchende werden in ihrem eigenen Interesse gebeten, Aufträge nur den zuständigen Bezirksbüros des Deutschen Detektivbundes zu übertragen, der die Garantie für zuverlässige, prompte und gewissenhafte Erledigung übernimmt. Der Deutsche Detektivbund unterhält in ganz Deutschland streng reelle Bezirksbüros; andere schließt er aus. Der Begründer des Bundes, Herr Leutnant a. D. Willy Brandt, hat das Bezirksbüro für Berlin I in Berlin SW. 48, Friedrichstraße 15,

nimmt aber für ganz Deutschland Aufträge entgegen. Man wolle sich gegebenenfalls vertrauensvoll an diesen wenden.

Maschinen für Hohl- und Vollsteine verschiedenen, auch größeren Formates für moderne Beton-Bauweisen für Hand- und Kraftbetrieb, Zementdachziegelmaschinen, Schleif- und Poliermaschinen, Formen für Stufen, Rohre, Pfosten usw., Mühlen, Mischer, Brecher, Pressen, Farben liefert in langjährig erprobter, bestbewährter Güte die Firma Dr. Gaspary u. Co., Maschinenfabrik in Markranstädt bei Leipzig. Katalog Nr. 120 steht auf Verlangen kostenfrei von dieser Firma zu Diensten.

Wiesbaden als Kongreßstadt. Nachdem beschlossen worden ist, daß der nächste Kongreß für innere Medizin im kommenden Jahre — und zwar in der zweiten Woche des Aprils — wieder in seinem statutengemäß festgelegten Kongreßort Wiesbaden stattfinden wird, hat nun der Magistrat beschlossen, kurz vor der Tagung des Kongresses einen vierzehntägigen Kursus für auswärtige Ärzte abhalten zu lassen. Außer bewährten Wiesbadener Kräften haben auch hervorragende Professoren und Sachverständige der Balneologie von auswärts ihre Unterstützung mit Vorträgen zugesagt. Ferner besteht — wie wir hören — die Absicht, daß sich während dieser Zeit die Teilnehmer der von den Herren Sanitätsrat Dr. Oliven und Prof. Dr. Lenhoff veranstalteten ärztlichen Studienreise in die Bäder des besetzten Gebietes in Wiesbaden aufhalten werden.

Winter in der Schweiz. Wieder rüstet sich die Schweiz, das gastfreundliche Land, zum Empfang ihrer Nachbarn. Im Weltkriege bot sie ihnen ein Asyl als Internierte, bewirtete sie als Austauschgefangene, wenn sie in endlosen Zügen von Grenze zu Grenze rollten. Seit zwei Jahren schon empfängt die Schweiz ihre Nachbarn wieder als Gäste, als Gipfelstürmer, als Badegäste, als Wanderer durch Mittelgebirge pilgern sie jeden Sommer nach dem gelobten Lande, in dem noch immer, zu relativ mäßigen Preisen, „Milch und Honig fließen". Jetzt aber erwartet sie die Scharen der Wintersportler. Sie suchen und finden auf den sonnenüberglänzten Berghängen Erholung von dem dumpfen Treiben in der Ebene. Sie stählen im sportlichen Wettkampfe in Eis und Schnee den Leib und finden in den Herrlichkeiten der Natur Erhebung der Seele. Körperlich und geistig gesund, ja wie neugeboren, kehren sie von einem Winteraufenthalt in der Schweiz zurück. Die Hindernisse, die sich in den ersten beiden Jahren nach Kriegsende einem Besuche der

Schweiz entgegenstellten, sind zum Teil beseitigt. Im Paß- und Zollwesen sind erhebliche Erleichterungen eingetreten; die Schweiz selbst hat das ihrige getan, um Gästen den Aufenthalt zu erleichtern, indem sie dies Frühjahr die Fremdenpolizei abgebaut hat. Selbst den Meldegang zur Ortspolizei kann überall der Hotelier dem Wintergaste abnehmen. Aber die Valuta! so hört man vielfach seufzen. Doch entsprechen dem hohen Schweizer Geldstande noch immer die billigen Hotel- und Pensionspreise, so daß selbst bei einer Umrechnung in seine Währung der Deutsche, Italiener, Franzose nicht schlecht fährt. Was schließlich die Valuta noch verteuert, wird durch die Qualität ausgeglichen, sodaß die Mehraufwendung trotzdem gerechtfertigt erscheint. Auch in der Schweiz ist der Winter dieses Jahr früher eingezogen. Die Hochtäler Graubündens, voran das Engadin mit seinen Perlen St. Moritz und Pontresina, das Berner Oberland, die Wintersportzentren in der Zentralschweiz haben den Winterbetrieb bereits aufgenommen. Überall ist man eifrig dabei, die Schlittelbahnen instand zu setzen, die Eisflächen gebrauchsfertig zu erhalten und die Kunstbahnen in Angriff zu nehmen, auf denen die klassischen Wintersport-Entscheidungen fallen. So ist alles wohl vorbereitet, um den Wintergästen den Aufenthalt im Winter 1920/21 so angenehm wie möglich zu machen. Winteralbum, Hotelführer und Sportprogramm sind von der amtlichen Auskunftsstelle der Schweizerischen Bundesbahnen in Berlin NW. 7, Unter den Linden 57/58, und von der Schweizerischen Verkehrszentrale in Zürich, Löwenstraße 55 kostenlos erhältlich.

Schweizer Wintersportnachrichten. Samaden im Oberengadin teilt mit, daß bereits Mitte November mit der Erstellung von Eis- und Rodelbahnen begonnen wurde. Anfang Dezember wurden auch die Skifelder fahrbereit. — Im Leukerbad in Oberwallis sind die Schneeverhältnisse den ganzen Winter über vorzüglich. Die Durchschnittshöhe beträgt $1^1/_2$ m. Neben dem Skisport findet der Eissport rege Pflege. Den Wintergästen stehen nachmittags die heißen Bäder zur Verfügung, deren wohltuende Wirkung nach sportlichen Anstrengungen von den Wintergästen aufs angenehmste empfunden wird. — Auf Rigi-Kaltbad und den übrigen Winterstationen auf dem Rigi wurde der Betrieb Mitte Dezember aufgenommen. Die Durchführung des Wintersportprogramms liegt wie in den Vorjahren in den bewährten Händen des Ski-Klubs Rigi.



WINTER IN ST. MORITZ
ENGADIN

IM

WINTERSPORTZENTRUM DER WELT

Infolge seiner Höhenlage von 1850 m ü. d. M. beständige Schnee- und Eisverhältnisse verbunden mit längster Sonnenscheindauer.

Wintersaison: 1. Dezember bis 31. März.

Die St. Moritzer Wintersports für jedermann

Ski (Julier Sprungschanze, Corviglia Skihütte, zahlreiche Skifelder) .. ..
Schlittschuh (12 Eisplätze, meist mit Konzerten) .. ..
Bobsleigh (Grosser St. Moritzer Bobsleighrun und Westendrun) ..
Boblets und Schlitten (6 Bahnen für Erwachsene u. Kinder)
Skeleton (Cresta Run und Dorfrun für Anfänger) .. ..
Curling (5 Felder) .. ..
Hockey und Bandy (Bandy Rink) .. ..
Pferderennen (Piste auf dem See) .. ..
Skikjöring (auf dem See und den Strassen) .. ..
Tailing parties .. Eisgymkhana .. Tontaubenschießen

Diplomierte Lehrkräfte zur Verfügung. — Pferdevermietung. — Grosse Schlittenlager.

Vorzügliche Unterkunft und Verpflegung in allen Hotels

von 12 Frs. (ca. 100 Mark) an bis zu höchsten Preisen.

Wegen Vermietung von Einzelzimmern oder ganzen Wohnungen wende man sich an die Kurdirektion St. Moritz.

Einreiseerlaubnis zu „Kurzwecken" ohne weiteres durch alle schweiz. Konsulate in Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Mannheim, Stuttgart, München, Leipzig, Breslau, Königsberg i. Pr., Bremen, Köln, Düsseldorf.

Jedwelche Auskunft und Prospekte kostenlos durch die **Kurdirektion St. Moritz (Engadin), Schweiz.**

VEREINIGTE
BORNKESSELWERKE m. b. H.
BERLIN-N-4
FABRIKEN: BERLIN / RUDOLSTADT / MELLENBACH
GLAS- UND HOLZEMBALLAGEN JEDER ART

VEREINIGTE
BORNKESSELWERKE m. b. H.
BERLIN-N-4
FABRIKEN: BERLIN / RUDOLSTADT / MELLENBACH
LABORATORIUMSBEDARF
BESONDERS BORNKESSEL
BLAUBRENNER

DRUCKLUFT- u. GASERZEUGER
VEREINIGTE
BORNKESSELWERKE m. b. H.
BERLIN-N-4
FABRIKEN: BERLIN. RUDOLSTADT. MELLENBACH



Glaswaren für Apotheken, Drogerien, Laboratorien, Heilstätten, Krankenhäuser, Likör- und kosmetische Fabriken, Photographische Anstalten, Ärzte und Zahnärzte usw. usw.

von Poncet Glashüttenwerke Aktiengesellschaft, Berlin SO. 16 K. 48 Engelufer 8.

Vertreter für Spanien: A. Kröger, Barcelona, Mauricio Serrahima 22.

Töchterheim Anna Krause, Dresden,
Werderstraße 44, a. d. Lukaskirche. I. Ranges. Eigens erbaute Villa in freier Lage. Zentralheizung, fließendes Wasser in den Schlafzimmern, Bäder, Turn- und Tanzsaal, elektrisches Licht, Tennisplätze, großer Garten. **Lehrfächer:** Sprachen, Wissenschaften, Künste. Körperausbildung durch Gymnastik, Sport. Referenzen und Prospekt. **Anna Krause,** wissenschaftl. gepr. Lehrerin

Marie Voigts Bildungsanstalt, Erfurt in Thür.
Hauswirtschaftliche Frauenschule.
Haushaltungsschule. Schülerinnenheim.
Seminar: Hauswirtschafts-, Handarbeits-, Turnlehrerinnen. Gute Verpflegung. — Auskunftsheft.

Dr. Buslik's Röntgen-, Bakteriologie- u. Chemie-Schule für Damen, Leipzig I, Keilstr. 12. Schulauskunft u. Jahresber., 10 frei.

Jngenieur-Schule Zwickau (Sachsen)
Jngenieur- und Techniker-Kurse für Masch.-, Elektr.- u. Betriebstechnik.
Semester-Beginn
Anfang April u. Oktober.
Auskünfte kostenlos.

Halle/Saale
Dr. Harang's Lehranstalt
Vorbereitg. f. Abitur., Obersek.-Reife Reichsverbandsprüfg., sowie f. alle Schulkl., Umschulg. 56jähr. glänz. Erfolge. Schülerheim. Bericht frei.

Dr. ing. h. c. V. Graf, Gotha,
Sachverständiger für
Wasserkraftanlagen.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.
Seit 1895: 808 Primaner, (Einjähr.) u. Abitur. Überleitg. i. alle Gymnas- u. Real Klass. Familienheim. Sport.

Harmoniums mit edl. Orgelton. Katalog umsonst.
Alois Maier, Hofl., Fulda 172.

Webers
Jllustrierte
Handbücher.
Prospekte kostenlos.
Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Technikum Hainichen, Sa.
Höhere Lehranstalt.
Masch.-, Elek.-Ing.,
Techniker u. Werkmeister.
Programm frei.
Fabriklehrwerkstätten.
Anfang des Sommersemesters 1921: 1. April, des Vorunterrichts dazu 15. März.

Patent
Ausarbtg., Verwertg.
Propaganda.
Heinr. Tams, Berlin S 42

Briefmarken
Sammler, verlangt meinen groß. illustrierten Katalog. Versand **nur** an ernsthafte Interessenten gegen Einsendung von Mark 2.—, worüber Gutschein beiliegt.
W. Franke, Berlin W 8,
Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.

BiOX
ZAHNPASTA
reinigt den Mund biologisch durch
Sauerstoff,
löst Zahnstein, schmeckt köstlich erfrischend.
Max Elb, G. m. b. H. Dresden

Luis San José Cano

INTERNATIONALE TRANSPORTE UND ZOLLABFERTIGUNG

Firma gegründet 1910.

Import – Export – Anrollen von Gütern.

Hauptgeschäft: BARCELONA, Calle de la Merced, 8, 1.° Telephon 1769 A — Postfach 464 —

Filialen: Cerbere – Port Bou – Irun – Madrid – Bilbao — Hendaye.

Geschäfts-Verbindungen: Paul Capit y Luis San José Cano, ESTRASBURGO – SAN LUIS (Alsacia) – BASILEA (Suiza).

Agenten: Paris, Marsella, Burdeos, Londres, Liverpool, Genova, New-York, Hamburgo, Berlin, Leipzig, Chemnitz, Nürnberg, Gothemburgo, Rotterdam, Amsterdam, Amberes.

Spezialität: Maschinentransport.

Kriegs-Briefmarken

7 Sarre I. Ausg.	13.50	20 Liechtenstein . .	10.75	36 Deutsch. Kolonien	30.—
15 alte Monteneg.	7.50	8 Russ. Südw. Armee	12.50	10 Plebiscit Ober-Schlesien	7.50
3 Kowno	4.75	7 Lettland Befreiung u. Jubile	22.50	11 Plebiscit Schleswig .	9.50
3 Riga Befreiung	3.75				
9 Thurn und Taxis	15.—	100 verschied. Kriegsmarken	22.50	300 verschied. Kriegsmarken	225.—
6 Polen Reichstag .	7.50	200 verschied. Kriegsmarken	90.—	500 verschied. Kriegsmarken	480.—

Max Herbst, Markenh., Hamburg Z.
Jllustrierte Preisliste auch über **Kriegsnotgeld** kostenlos.

KIOS
CIGARETTEN
Welt-Macht 50 Auto-Klub 40 Kleine Kios 30

Keine Kohlennot!
Nur echt mit dieser Schutzmarke
SCHWARZKOPF
bei ständiger Benutzung der
Heinzelmännchen-Kochkiste
Kocht ✶ bratet ✶ backt
Bis 70% Gasersparnis
Ersetzt Eisschrank u. sterilisiert
Heinzelmännchen-Kochkisten komplett mit Kochtöpfen sind in allen Haushaltungsgeschäften und Warenhäusern erhältlich
Heinzelmännchen A.-G. ✶ Berlin N.W. ✶ Heidestr. 52
Preise bedeutend ermässigt.

Mingol-Tabletten
schützen vor Husten, Heiserkeit und Erkältung.
Erhältlich in den Apotheken und Drogerien.
Fabrik H. von Gimborn-Akt.-Ges., Pharm. Abtlg., Emmerich a. Rhein.

GRAPHISCHE KUNSTANSTALTEN
I. I. WEBER LEIPZIG
Künstlerisch ausgeführte Broschüren, Prospekte u. Kataloge in Buchdruck, Offsetdruck u. Tiefdruck, Festschriften, Prachtwerke, Postkarten, Klischees, für ein- sowie mehrfarbigen Druck. Insonderheit: Fremdsprachl. Drucksachen u. wirkungsvolle Werbedrucksachen.



GRAH LEIPZIG

BERLIN-W. Am Karlsbad 10, H. Fielitz.
HAMBURG 11, Bismarckstr 15, Jul. Rühe.
BUGRA-MESSE-LEIPZIG LEDIG-PASSAGE, Peters-Straße 38, IV. Koje 92-93.

Mauls Harzer Milch-Schokolade

überall beliebt

Franz Maul & Co

KAKAO- u. SCHOKOLADENFABRIK WERNIGERODE/Harz

Stets auf Namenszug achten.

LEIPZIGER MUSTERMESSE 1921



mit Techn. Messe und Baumesse

6. BIS 12. MÄRZ

Grösste internationale Verkaufsveranstaltung

bietet Ausstellern und Einkäufern gleich grosse Vorteile

Ausländerbesuch

von Messe zu Messe gestiegen.

Über 100 000 Teilnehmer

Auskunft erteilen die ehrenamtlichen Vertreter Herr Friedrich O. Rissmann, Barcelona, Lauria 114 (für die Provinzen Catalonien, Argonien u. Valencia) und Herr Oskar Stein, Madrid, Puerta del Sol 3.

Messamt für die Mustermessen in Leipzig

FRIEDRICH ENGELMANN

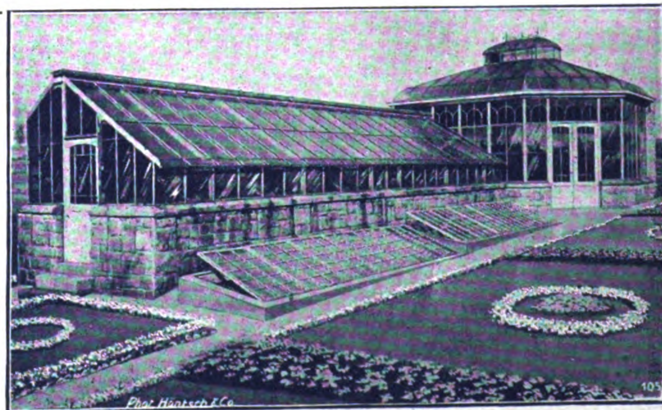
Großlandschaftsgärtnerei :: Gartenarchitekt

BRAUNSCHWEIG

Fernsprech-Anschluß Nr. 1160 und 4338
Telegramm-Adresse: Großlandschaft

Entwurf, Ausführung und Unterhaltung von Park-, Garten-, Friedhofs-, Siedlungs-, Obst-Anlagen, Heldenhainen, Ehrenhainen, Fabrikgärten, Gutsgärten, Sport- und Spielplätzen usw.

Katalog über Anlagen auf Wunsch.
Die Arbeiten werden im In- und Ausland ausgeführt.



Gewächshäuser, Palmenhäuser u. Wintergärten

liefern als langjährige Spezialität

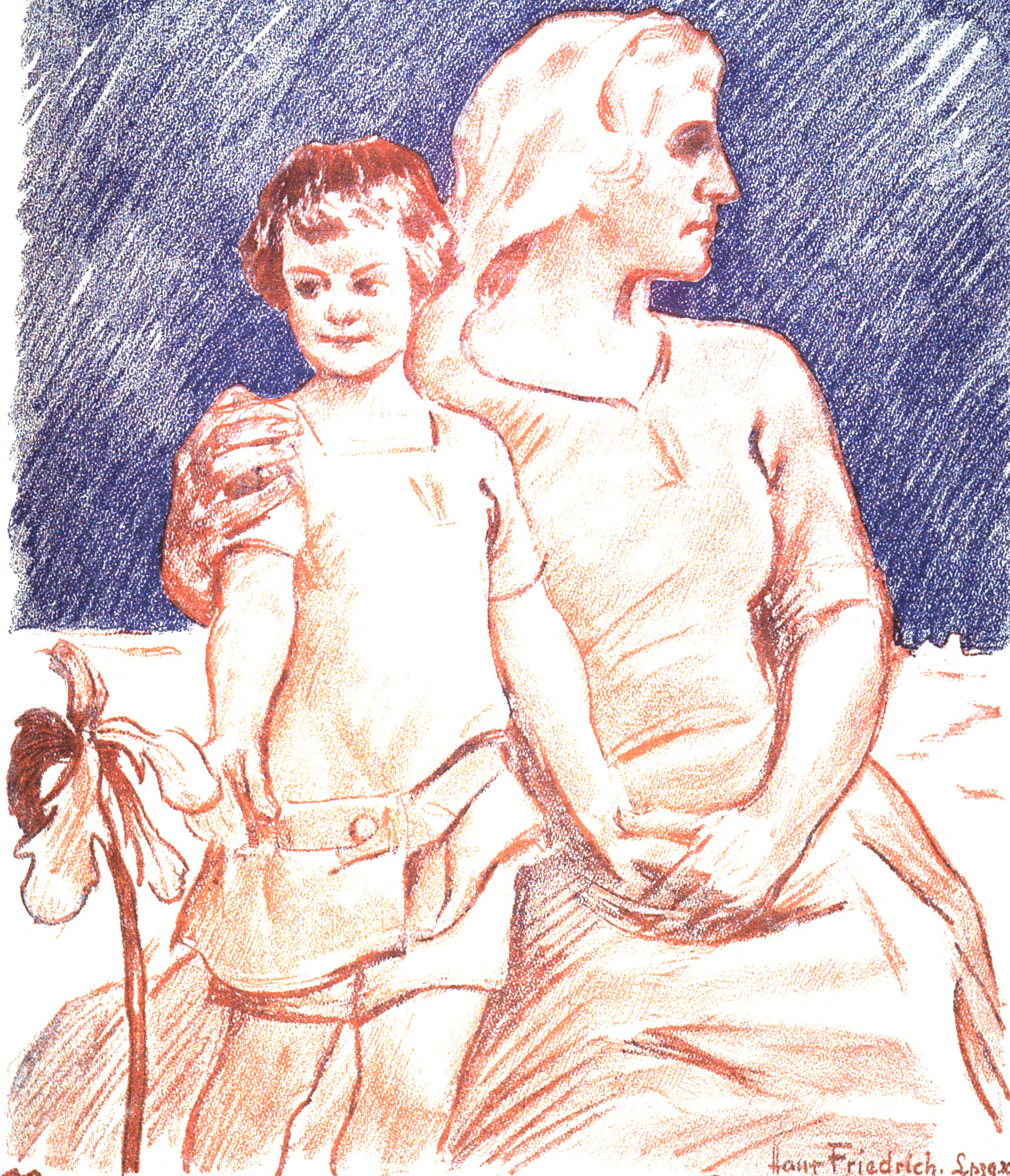
Höntsch & Co., Dresden-Niedersedlitz 44

Größte Spezialfabrik für Gewächshausbau und Heizungsanlagen

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 8.
Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung

50 Jahre Deutsches Reich.



Verlag J. J. Weber Leipzig

Nr. 4038 Einzelpreis 6 Mark (Vierteljährlich 30 Mark) 155. Band

AUS WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Über das Niesen. Schon mancher, der geniest hat, und dem „Prosit" gewünscht wurde, hat sich sicherlich damit beschäftigt, was für eine Bewandtnis es damit hat. Die Physiologen verstehen unter dem Niesen einen plötzlichen Exspirationsstoß durch die Nase unter Sprengung des durch den weichen Gaumen bewirkten Nasenrachenverschlusses zur Entfernung von Schleim oder Fremdkörpern nach voraufgegangener einfacher oder wiederholter krampfhafter Einatmung. Dabei ist die Stimmritze stets weit geöffnet. Willkürlich kann das Niesen nicht erfolgen, es kann aber durch den Willen gemäßigt werden. Der Reflex kann durch Reizung der sensiblen Nasennerven erregt werden. Es genügt aber manchmal schon der plötzliche Blick ins Helle. Das wußte schon Cassius Felix im Jahre 97 n. Chr. Auf derselben Grundlage beruht wohl der Ausspruch Lichtenbergs: „Er konnte nach keinem Stern sehen, der über 45° hoch stund, ohne zu niesen." Derselbe Gelehrte legte sich die Frage vor, ob der Mensch nicht eher niest, als er weint. Bekanntlich erfolgt bei Reizung der Nasenschleimhaut gleichzeitig mit dem Niesen Tränen der Augen; der Nasenkitzel führt zu einer Verziehung des Mundes und der Nase, die dem Gesicht ein charakteristisches Aussehen verleiht. Der Gebrauch von Schnupftabak soll die Nasenschleimhaut nach wenigen Tagen unempfindlich machen und vermag so das Niesen zu unterdrücken. Da es für unschicklich galt, z. B. bei großen Hoffestlichkeiten zu niesen, hat man auf Mittel und Wege gesonnen, den Reflex zu unterdrücken. Das gelingt durch starke Erregung sensibler Nerven, z. B. durch Reiben der Nase, durch starken Druck aufwärts vor dem Zungenbein oder durch Kitzeln des harten Gaumens mit der Zungenspitze. Die Zeiten sind wohl vorüber, da man das Niesen als eine Operation ansah, wodurch große Übel entstehen können, z. B. Taubheit, Blindheit, Aderkröpfe, ja selbst der Tod, wie es der Hypochonder Lichtenberg sich notiert. Dies mag aber die Ursache gewesen sein, daß man wünschte: Prosit (Es nütze!) oder Gott helfe, daß dir nichts schaden möge. Die Geschichte der Gesundheitswünsche beim Niesen hat H. M. G. Grellmann in seinen „Historischen Kleinigkeiten" (Göttingen, 1794; S. 53–84) zusammengestellt. Die Griechen sagten schon: „Zeus helfe", wenn einer nieste, und zu sich selbst: „Wohl bekomm' mir 's." Sie hatten gute und schlechte Niestage in der Woche. Auch auf den Ort, da das Niesen erfolgte, kam es an, und wie oft das Niesen erfolgte. Versagte endlich das Niesen, so hoffte der Grieche Gutes, der Römer ahnte Böses. Der Kaiser Tiberius erließ sogar ausdrücklich eine Verordnung, daß, falls er auf der Straße niese, jedermann ihm die gewöhnliche Formel des Glückwunsches zurufen solle. Bekannt ist bei uns der Ausdruck „etwas beniesen", und keine Bemerkung, keine Wahrheit soll kräftiger sein als eine beniesste. Als Xenophon seine berühmte Rede an seine Armee hielt, nieste ein Soldat; es wurde als ein Zeichen von den Göttern angesehen, und man brachte ihnen für dies günstige Zeichen ein Dankopfer dar. In früheren Zeiten — z. B. schreibt Paulos von Aigina im 7. Jahrhundert n. Chr. darüber — glaubte man, den bei Fiebern auftretenden Niesanfällen entgegentreten zu müssen, und es sind dort auch viele Handgriffe angegeben, wie es zu unterdrücken ist. Andererseits verordnete man die Nieswurz — die davon ihren Namen erhalten hat — um heftiges Niesen zu erregen, z. B. wenn ein Fremdkörper in die falsche Kehle gekommen war, oder gegen lästiges Schlucken. Heute werden diese Mittel wohl nur noch in der Volksmedizin angewandt, die wissenschaftliche Medizin macht keinen Gebrauch mehr von ihnen. Es kommt nur eventuell der Nieskrampf in Betracht. Das Niesen selbst, das häufig das erste Zeichen eines einsetzenden Schnupfens ist, gilt sonst im allgemeinen als eine günstige Erscheinung und wird nicht weiter gefürchtet.

Dr. Erich Ebstein.

An unsere Leser!

Mit dieser Nummer schließt das vierte Quartal 1920 der „Illustrirten Zeitung", das erste in der neuen Erscheinungsform, die – wie zahlreiche Äußerungen aus den verschiedensten Kreisen unserer Leser beweisen – allgemein günstige Aufnahme gefunden hat. Wir sind bestrebt gewesen, den Qualitätscharakter der „Illustrirten Zeitung" zu wahren, der sie gegenüber anderen Familienblättern vorteilhaft auszeichnet, und sind entschlossen, daran auch in Zukunft festzuhalten. Ebenso werden wir auch am inneren Ausbau unseres Blattes weiterarbeiten. Den bisherigen ständigen Rubriken „Wissenschaft und Technik", „Literatur und Kunst", „Kulturrundschau", die den Zusammenhang mit dem fortschreitenden Wissen und den Strömungen unserer Zeit vermitteln, tritt von vorliegender Nummer ab eine weitere, für die **Frauenwelt** bestimmte Übersicht zur Seite. Sie wird den Führer der Dame bilden durch das weitverzweigte Gebiet der Mode, des praktischen Kunstgewerbes, der Körper- und Wohnungskultur, des Frauenrechts mit seinen beständig wechselnden Erscheinungen und in kurzen kulturgeschichtlichen Betrachtungen auch das Verständnis für die Vergangenheit zu vertiefen suchen.

Neben den im belletristischen Teil gegenwärtig erscheinenden reizvollen Kindheitserinnerungen von Gabriele Reuter wird von den nächsten Nummern ab ein neuer, humordurchleuchteter **Roman „Kantor Kalmus" von Felix Janoske**, einem jungen, rasch bekannt gewordenen schlesischen Schriftsteller, veröffentlicht werden. Ferner gelangen Novellen und Skizzen von Franz Adam Beyerlein, Elisabeth Dauthendey, Marie Eugenie delle Grazie, Max Hayek, Marie Holzer, Johannes V. Jensen, Fritz Müller, Charlotte Niese, Richard Rieß, Hugo Salus, Arthur Silbergleit, Ewald Silvester, Fritz Stüber-Gunther, Hasse Zetterström u. a. zum Abdruck.

Wir bitten unsere Leser, das Abonnement (Bezugspreis vierteljährlich 30 Mark) sofort zu erneuern, damit in der Zustellung keine Unterbrechung eintritt, und auch im Kreise ihrer Freunde für die „Illustrirte Zeitung" zu werben. **Wer dazu beiträgt, die „Illustrirte Zeitung" namentlich auch im Auslande zu verbreiten, treibt ein Stück praktischer Kulturpropaganda.**

Wir sind gern bereit, an uns anzugebende Adressen im In- und Auslande Probehefte kostenlos zu versenden.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung".

Übermüdung und Ruhe. Übermüdung kann beim Menschen die verschiedenartigsten Leiden hervorrufen, und zwar Zustände, die nicht selten sogar als Krankheiten für sich betrachtet und behandelt werden. Es muß jedoch, nach den jüngsten Darlegungen Goldscheiders, zwischen den Übermüdungszuständen, die entstehen, wenn körperliche oder geistige Ermüdung — besonders bei zu wenig Schlaf — nicht durch Ruhe genügend ausgeglichen werden kann, und den rein organischen, wenn auch jenen oft ähnlichen Leiden streng unterschieden werden. Kennzeichen andauernder Übermüdung, die bei Nichtbeachtung auch chronisch werden kann, sind zunächst Neuralgien, Herzklopfen, Neigung zu Migräne, Schlaflosigkeit, Schweißabsonderung und vor allem rasche Ermüdung bei körperlicher wie geistiger Tätigkeit. Ebenso Brust- und Rückenschmerzen, die infolge der andauernden Funktion der Brust- bzw. Rückenmuskulatur ausgelöst werden. Im allgemeinen stimmen nun diese Symptome allerdings mit denen der Neurasthenie überein, weshalb an Übermüdung leidende Personen denn auch oft genug als Neurastheniker, ja sogar oft als Hysteriker behandelt werden; gleichwohl entspringt die „reizbare Schwäche" des wirklich chronisch Übermüdeten in der Regel weder der Neurasthenie noch der Hysterie und ist auch von Organerkrankungen, wie z. B. Herz- und Magenleiden, Nervenentzündungen u. dgl., möglichst scharf zu trennen. Allerdings, und das muß hervorgehoben werden, äußern sich die Übermüdungszustände oft in einer Art, die eine solche Unterscheidung nicht eben leicht macht. Sind Herz und Nervensystem übermüdet, so tritt alsbald eine beschleunigte Herztätigkeit auf, die beim Treppensteigen und Laufen sehr lästig empfunden wird und gewöhnlich sehr beängstigt; namentlich nach anstrengenden Bergsteigungen leidet der Übermüdete oft noch längere Zeit andauernd an Herzklopfen. Im Blutkreislauf können durch die Übermüdung Blutdrucksteigerungen zustande kommen, worauf vermutlich manche Ohnmachten zurückzuführen sind, während das übermüdete Nervensystem hauptsächlich durch Neuralgien, Krämpfe, Schwindel, Angst, häufiges Zusammenfahren, sehr gereizte, vom Wutausbruch bis zur tränenreichen Rührung wechselnde Stimmungen reagiert. Für die Heilung der Übermüdungszustände muß nun eine ganz spezielle Therapie in Anwendung kommen, und zwar keine Therapie, die dem Leidenden neue Reize zuführt, wie beispielsweise elektrische Kuren, Reisen u. dgl., sondern eine Behandlungsweise, die in erster Linie Ruhe für den Patienten fordert. Bei den sehr verschieden auftretenden Übermüdungszuständen muß die Behandlung natürlich zunächst auch jeweils ganz individuell sein, unter strenger Unterscheidung des körperlichen bzw. geistigen Ruhebedürfnisses, denn in manchen leichten Fällen dürfte schon ein mehrstündiges tägliches Ausruhen, ja selbst oft nur eine Veränderung der Tageseinteilung genügen, allenfalls auch eine allwöchentliche, etwa vom Sonnabend bis Montag dauernde Ruhepause. In ernsteren Fällen, namentlich bei körperlicher Ermüdung, sollten indes besser Liegekuren verordnet werden, indem mehrere Tagesstunden liegend und die übrigen mit Spazierengehen, Spielen usw. verbracht werden. Ausschließlich geistig Übermüdete werden besonders mit Wanderungen im Freien guten Erfolg erzielen.

M. A. v. Lütgendorff.

Wetterfolge. Wenn einmal ein strenger Winter oder heißer Sommer war, so hört man oft die Meinung, daß jenem ein heißer Sommer, diesem ein strenger Winter folgen werde. Daß sie irrig ist, ist schon wiederholt wissenschaftlich nachgewiesen worden. Man braucht ja nur zu bedenken, daß nach einem strengen Winter sehr viel Wärme nötig ist, um den Schnee zu schmelzen sowie den Erdboden zu trocknen und zu erwärmen, und man wird sofort einsehen, daß dann eher ein kühler Sommer zu erwarten ist. Neben solchen Untersuchungen über die Folge der Jahreszeiten hat man andere über die der Monate angestellt. Während bei den Jahreszeiten es im allgemeinen seltener vorkommt, daß eine der vorangehenden insofern ähnelt, als sie ebenfalls zu warm oder zu kalt wird, ist die Wahrscheinlichkeit bei den Monaten schon größer, denn sie wächst mit zunehmender Kürze des Zeitraumes. Auch über diese Erhaltungstendenz des Wetters liegen viele Arbeiten vor, zu denen sich jetzt eine neue von einem der Altmeister der Meteorologie, W. Köppen, gesellt. Er benutzte die monatlichen Wärmemittel von Berlin für die 152 Jahre 1756–1907, und von Zwanenburg bei Amsterdam für die 121 Jahre 1755–1875, denen er die von Hamburg für 1876–1918 anfügte, so daß insgesamt 164 Jahre zur Verfügung standen. Danach ist die Aussicht, daß ein Monat wie sein Vorgänger ebenfalls zu warm oder zu kalt sein wird, im Winter und Sommer größer als im Frühling und Herbst — in jenen Jahreszeiten verläuft ja auch die Temperaturkurve weit mehr wagerecht als in den Übergangsjahreszeiten, wo sie stark ansteigt und abfällt. Bedeutet 100 völlig gleiches Verhalten zweier aufeinanderfolgender Monate, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß ein Monat seinem Vorgänger ähneln wird, im Sommer und Winter etwa 60–70, im Frühling und Herbst aber nur 50–60. Jedoch gilt das nicht für ganz Europa, sondern mehr für den Norden und Westen, während das Gebiet von den Alpen bis zu dem Erzgebirge und den Karpathen hin gerade im Hochsommer eine beträchtliche Veränderlichkeit von Monat zu Monat zeigt. Köppen prüfte auch noch das Verhalten jedes Monats zu seinem zweiten, dritten usw. Vorgänger und Nachfolger und fand dabei, daß, wenn auch der zweite Monat vom ersten abwich, der dritte oft wieder dem ersten glich. Waren mehr als drei Monate hintereinander zu kalt oder zu warm, so kann man in drei Vierteln aller derartigen Fälle annehmen, daß auch der nächste Monat zu kalt oder zu warm sein wird. Auffälligerweise ergab sich noch, daß im Frühling und Spätherbst die Neigung zum Weiterbestehen zu warmer oder zu kalter Witterung größer ist, wenn in Schottland entgegengesetzte Witterung herrschte, als wenn sie gleichsinnig war. So bemerkenswert diese Ergebnisse aber auch erscheinen, so hat schon Köppen selbst bekannt, daß sie für das Vorauserkennen des Wetters keineswegs genügen, da die Wahrscheinlichkeitszahlen nicht groß genug sind, um Bestimmtes vorauszusagen. Immerhin sind derartige Arbeiten verdienstlich, da sie die Erkenntnis der Zusammenhänge der Witterung fördern.

Prof. Dr. Kaßner.

Vom Farbensinn der Insekten. Daß die mannigfaltigen Blütenfarben der insektenblütigen Pflanzen als Anpassung an die Blumengäste aufzufassen seien, daß also ein Farbensinn der Insekten, vor allem bei Bienen, vorhanden sein müsse, ist eine alte Annahme, für die von Frisch der experimentelle Nachweis erbracht wurde. Es zeigte sich im Laufe der Versuche, daß die Bienen wohl einen verhältnismäßig ausgeprägten Farbensinn besitzen, daß dieser aber im Vergleiche zu einem die Farben normal empfindenden Menschen beschränkt ist. Auch können die Tiere wohl Rot und Gelb voneinander unterscheiden, Rot und Grün hingegen nicht; die Bienen sind demnach rotgrünblind, eine Erscheinung, die übrigens auch bei manchen Menschen anzutreffen ist. Es ließ sich ferner der experimentelle Nachweis erbringen, daß die Biene sogar imstande ist, die Form der Blüten zu unterscheiden, was sicherlich eine relativ hohe Leistung darstellt.

Ewald Schild, Wien.

 Nummer 4038. 155. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4038. 155. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 6 Mark. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 3 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift 4 Mark 20 Pfg., mit 10% Teuerungsaufschlag. 30. Dezember 1920.

Vom Deutschtum in aller Welt.

Der Deutsche Schutzbund und die Liga für Völkerbund hatten bedeutende deutsche Völkerrechtslehrer und die Vertreter der deutschen Minderheiten des Grenz- und Auslandsdeutschtums zu einer dreitägigen Tagung nach Berlin eingeladen, um die brennendsten Fragen des Schutzes unserer Minderheiten zu besprechen. In ernster Arbeit wurde das große Material zusammengetragen, das nötig ist, die Forderungen zu formulieren und rechtlich unanfechtbare Leitgedanken aufzustellen. Als Völkerrechtslehrer seien vor allem der Hamburger Professor Dr. Laun und der Jenaer Universitätsprofessor Dr. Wolzendorff genannt. Die von Professor Rühlmann und Pfarrer Schleuning aufgestellten Forderungen betreffs der Schulfragen sind besonders bedeutsam. Der Anspruch auf Erziehung im eigenen Volkstum ist ein unveräußerliches Grundrecht. Um aber das bildungsrechtliche Minimum der Minderheiten zu gewährleisten, müssen die Rechtsträger des Minderheitsschulwesens Rechtspersönlichkeiten sein. Der Staat muß verpflichtet werden, zur Schulerhaltung der Minderheiten proportionale Zuweisungen aus staatlichen Mitteln zu machen. Die Sprache der Minderheitsschule ist die eigene Sprache. Pädagogische Autonomie muß gewährleistet werden, doch hat der Staat das Recht, zur Wahrung gesundheitspolizeilicher Maßnahmen eine Schulaufsicht einzurichten. Das Recht auf freien Kulturaustausch mit dem Mutterlande darf nicht geschmälert werden. — Der Vertreter der Deutschen in der Tschechoslowakei machte überaus wertvolle Vorschläge für den Zusammenschluß der wirtschaftlichen Belange der Auslandsdeutschen. Der wirtschaftliche Ausbau der Minderheiten ist die Voraussetzung ihrer völkischen Selbsterhaltung. Jede Minderheit muß eine soziale Einheit werden, die sich in wirtschaftliche Gruppen gliedert, kraft deren sich die Minderheit eine national organisierte Wirtschaft aufbauen kann. Es muß eine wirtschaftlich-völkische Abwehrfront geschaffen werden. Als Grundlage aller Wirtschaftsorganisationen des Auslandsdeutschtums muß aber die Selbsthilfe angesehen werden, denn der wirtschaftliche Schutz der Minderheiten durch das Mutterland darf die moralische und ethische Widerstandskraft der Minderheiten nicht schwächen.

Deutscher Schulunterricht in New-York. Mit Beginn des neuen Schuljahres wird in den höheren Lehr-













anstalten der Stadt New-York der deutsche Schulunterricht auch in den Anfängerklassen wieder aufgenommen werden, nachdem der städtische Schulrat eine dahingehende Empfehlung des Schulsuperintendenten gutgeheißen hat. Seinerzeit war der deutsche Schulunterricht während des Krieges in den Anfängerklassen verboten worden, während Schüler der vorgeschrittenen Klassen das Studium der deutschen Sprache nach Einholung einer besonderen Genehmigung fortsetzen durften. Es werden also an allen Hochschulen der Stadt, sofern genügendes Interesse für den deutschen Unterricht vorhanden ist, wieder Anfängerklassen eingerichtet werden. Die Volks- und Elementarschulen sind in diese neue Verordnung nicht einbezogen, weil infolge von Überlastung des Stundenplans der Elementarschüler jeder fremdsprachige Unterricht als Lehrgegenstand in den Elementarklassen unterschiedslos ausgemerzt wurde. Trotz diesem Bann gegen jede fremde Sprache in den Volksschulen ist es nicht ausgeschlossen, daß der Schulrat über kurz oder lang sich entschließen wird, fakultative deutsche Klassen einzurichten, angesichts der Tatsache, daß dem Schulrat zahllose diesbezügliche Gesuche und Briefe, insbesondere aus dem Stadtteil Bronx mit seiner großen deutschen Bevölkerung, zugehen. Der Unterricht im Deutschen bietet allerdings insofern Schwierigkeiten, weil viele der Lehrer infolge des Kriegszeits-Edikts sich anderen Berufen zugewandt haben.

Liebestätigkeit in Chile. Die Sammelaktion der Deutschen in Valparaiso zur Beschaffung von Lebensmitteln für Deutschland hat großen Erfolg gehabt. Bis zum 15. August d. J. waren etwa 30000 Pesos eingegangen, für die 7000 englische Pfund Mehl, 2500 Pfund Bohnen, 500 Pfund Speck, 750 Pfund Schmalz, 600 Dosen Büchsenfleisch, 2400 Dosen kondensierte Milch gekauft wurden. Sämtliche Sendungen wurden an den Zentralausschuß für Amerikahilfe des Roten Kreuzes geleitet. Bis Ende dieses Jahres sind weitere bereits gezeichnete Beiträge in Höhe von 30- bis 40000 Pesos zu erwarten. Die Hilfstätigkeit für Deutschland ist in Chile äußerst rege, besonders in Conception sind große Summen aufgebracht worden, aber auch kleinere deutsche Kolonien wie Frutillar, Quillem, Gorbea, San Felipe, Taltal sowie Osorno und Punta-Arenas haben nennenswerte Beiträge beigesteuert. In Puerto Mont wurde bei einem einzigen Wohltätigkeitsfest eine Reineinnahme von über 7000 Pesos für deutsche Kriegswaisen erzielt.

Allgemeine Notizen.

Oberst Max Fr. Hübner, ein langjähriger Mitarbeiter unserer „Illustririen Zeitung“, verstarb jüngst in Bühlau bei Dresden, wo er seinen Ruhesitz aufgeschlagen hatte. Als Lehrer der Mathematik am Kadettenkorps Dresden und der Waffentechnik an der Kriegsschule Metz schon in weiteren Offizierskreisen bekannt, hat er dann durch seine umfangreichen militärischen und geographischen Studien in Frankreich, Nordafrika und Kleinasien und durch die sich darauf gründenden vielfachen Veröffentlichungen in Büchern, Zeitschriften und Vorträgen sich Ansehen und Namen in der Fachliteratur erworben. Besonders geschätzt wurden seine Schriften: Eine Pforte zum Schwarzen Erdteil, die französische Sahara (vergl. Literatur über Marokko in Meyers Konversations-Lexikon), Frankreichs Schlachtschwert, Militärpolitik (in der Sammlung Grotewold) sowie seine Artikel in der Kolonialzeitung und in dem von General v. Alten herausgegebenen Handbuch für Heer und Flotte. Auch hat er die Geschichte des 32. Feldartillerie-Regiments verfaßt. Als Kenner von Marokko und Algerien wurde er zur Sondergesandtschaft Rosen nach Tanger und Fez hinzugezogen und Mitglied der Société de Géographie d'Alger & de l'Afrique du Nord. Am Kriege hat er trotz vorgerückten Alters zwei Jahre lang im Felde teilgenommen.

Über die Dresdner Städtischen Sammlungen hat deren Direktor Dr. Paul F. Schmidt außer kleinen gedruckten Führern den die Zeit vom 1. September 1919 bis zum 31. August 1920 umfassenden Jahresbericht veröffentlicht. Sowohl dieser als auch die „Führer“ nehmen das Interesse des kunstliebenden Publikums in hohem Maße in Anspruch.

Handelshochschule zu Leipzig. Für das Wintersemester 1920/21 sind 215 Studierende (133 Reichsdeutsche, 60 Auslandsdeutsche und 22 Ausländer) neu immatrikuliert worden. Der Gesamtbestand an Studierenden beträgt 844. Hierzu kommen 85 Hörer und 10 Teilnehmer am Bücherrevisorenkurs. Die staatlichen Diplom- und Handelslehrerprüfungen wurden im Oktober und November d. J. abgehalten. Von den Lehrern erhielten 3 die Note sehr gut, 4 die Note gut, von den Kaufleuten 4 die Note ausgezeichnet, 42 die Note sehr gut, 50 die Note gut, 7 die Note genügend. Die Prüfungen fanden unter Vorsitz des Staatsvertreters der Handelhochschule Geh. Regierungsrat Meusel, bezw. dessen Vertreters Oberregierungsrat Dr. Fischer statt.

Mehr praktischen Nationalsinn! Nach dem Niedergang unsres Wirtschaftslebens bemüht sich das feindliche Ausland, Fertigfabrikate aller Art in Deutschland einzuführen. Die Einfuhr wird begünstigt durch gewisse Verpflichtungen, die Deutschland im Friedensvertrag übernehmen mußte. Die deutschen Verbraucher kaufen die ausländischen Erzeugnisse in einer naiven Selbstverständlichkeit ohne darüber nachzudenken, wie außerordentlich schwer sie das deutsche Wirtschaftsleben schädigen und wie sie unseren Feinden dienen. Rohstoffe müssen wir aus dem Auslande kaufen, da hier nicht genügend vorhanden sind. Wir haben aber die Aufgabe, Fertigfabrikate selbst herzustellen; alle ausländischen Waren, sofern sie in Deutschland zu schaffen sind, müßte der deutsche Kaufmann und Verbraucher unbedingt ablehnen. Selbst wenn der Friedensvertrag den Absatz fremder Waren erleichtert, so sollte die praktische Durchführung an dem Nationalsinn der Deutschen scheitern! Der Deutsche vergißt, daß er beim Einkauf fremder Erzeugnisse den französischen Arbeiter bezahlt und außerdem dafür sorgt, daß ein großes Heer von deutschen Erwerbslosen immer noch weiter und länger auf behördliche Fürsorge und Unterstützung angewiesen ist. Die Lebensmittel-Industrie, besonders die Keks-Branche, wird jetzt ernst durch die Einfuhr französischer, sogenannter elsässischer Keksorten bedroht. Die Regierung gibt der Keks-Industrie kein Weizenmehl und erlaubt auch nicht die unmittelbare Einfuhr. Dagegen wird eine ungeheure Menge französischer Keks, sogar mit französischer Etikettierung und französischen Nationalfarben eingeführt und vom deutschen Verbraucher gekauft! Sogar auf Staatsbahnhöfen werden in Mengen französische Keks abgesetzt. Wie würde es dem französischen Geschäftsmann ergehen, der heute wagte, ein deutsches Kekspaket zum Verkauf zu bringen?! Wir glauben, er käme nicht mit heiler Haut davon; eine allgemeine tätliche Demonstration wäre die Folge. Deshalb öffne man den Deutschen die Augen über die große Überschwemmung feindlicher Erzeugnisse und bringe sie zu einem praktischen Nationalsinn.

In Friedrich Meyers Buchhandlung und Antiquariat, Leipzig, Teubnerstraße 16, erscheint in Kürze ein neuer Katalog, der, in der Hauptsache die Bestände der Bibliothek des Berliner Literarhistorikers Daniel Jacoby verzeichnend, eine reiche Auswahl aus den Gebieten Literaturgeschichte, Kunst, Philosophie, Kulturgeschichte und anderen Wissenszweigen bei anerkannt mäßigen Preisen bieten wird.

Der Allgemeine Deutsche Automobil-Club hatte jüngst in Berlin die Vertreter der deutschen Motorrad- und Bereifungs-Industrie zu einer Besprechung eingeladen, welche die Frage der Motorradkonstruktion und der Bereifung in ihren Beziehungen zu Motorradbahnrennen zum Gegenstand hatte. In dieser Besprechung, zu welcher die Chef-Konstrukteure der maßgebenden deutschen Motorrad-Fabriken sowie die Konstrukteure der führenden Bereifungs-Industrie erschienen waren, kam einmütig der Wille zum Ausdruck, in Zukunft den Wettbewerb mit der Propaganda-Tätigkeit der ausländischen Motorrad-Industrie in Deutschland energisch aufzunehmen. Die deutschen Motorradfabriken, deren Zahl in letzter Zeit sich erheblich gemehrt hat, sind gewillt, der Erprobung der Motorräder auf der Rennbahn fortan eine größere Beachtung zu schenken, um die so gewonnenen Erfahrungen alsdann auf den Bau der Tourenmaschinen zu übertragen. Auf Anregung des Allgemeinen Deutschen Automobil-Clubs wurde beschlossen, künftig bei Ausschreibungen die Klassen-Einteilung nicht mehr wie bisher nach der Pferdestärke, sondern nach dem Liter-Inhalt vorzunehmen, wie dies im Ausland schon längst üblich ist.

Neue Schnellzüge Berlin-München und -Wien. Die bisher zwischen Berlin und Reichenbach bezw. Plauen i. Vogtl. verkehrenden D-Züge 164/25 werden jetzt über Hof-Regensburg nach und von München sowie über Regensburg-Passau nach und von Wien durchgeführt.

Eine Weltreise nach den Haupthandelsplätzen plant durch ihre Direktoren die Import- und Export-Gesellschaft m. b. H. Imex in Dresden, Hauptmeßpalast, Münchner-Straße 4. Die „Imex“ verfügt über weit über tausend eigene Auslandsvertreter und ist nur auf den Warenaustausch mit dem Auslande eingestellt. In Holland ist sie durch das Syndikat für schwimmende Messen in Haag in Ausstellungsräumen im Messeschiff vertreten. Es empfiehlt sich daher eine Arbeitsgemeinschaft deutscher Industrieller mit dem Imex-Unternehmen. Prospekte stehen zu Diensten.

Triberg, der bekannte Höhenluftkurort und Wintersportplatz am Glanzpunkte der badischen Schwarzwaldbahn, hat soeben das Winterprogramm 1920/21 herausgegeben. Es steht jenem der Vorkriegszeit nicht nach. Bis zum 6. Januar finden zwei Skikurse statt. Mitte Januar veranstalten die vereinigten Ortsgruppen des SCS. den großen „Skiwettlauf auf dem hohen Schwarzwald“ auf den herrlichen Schneefeldern in nächster Umgebung Tribergs. Für die Jugend ist ein Skiwettlauf und

Sprunglauf, ferner ein Schülerwettrodeln und vieles andere mehr vorgesehen. Kommt der Schneeschuh- und Schlittensport auf diese Weise in weitem Maße zu seinem Recht, so finden Erholungsbedürftige Genuß in der prachtvollen Gebirgslandschaft. Durch die windgeschützte, nebelfreie Lage, die köstliche Höhenluft hat Triberg längst den Ruf eines hervorragenden klimatischen Winterkurorts. Die Gewerbehalle, die eine sehr sehenswerte Ausstellung Schwarzwälder Heimatkunst birgt, bleibt über den Winter geöffnet.

Die Fraureuther Porzellankunst hat getreu den Überlieferungen und doch neuartig wieder eine Reihe von köstlichen Plastiken und handgemalten Kunst- und Ziergegenständen herausgebracht, die der Phantasie der schaffenden Fraureuther Künstler alle Ehre machen. Wir bringen einige dieser prächtigen neuzeitlichen Fraureuther Erzeugnisse auf Seite 731 der vorliegenden Nummer. Unter zielbewußter Leitung beweist die Fraureuther Künstlerschar mit diesen Neuheiten hinwiederum, daß sie selbst vor den kritischsten Augen vortrefflich bestehen kann. Die Schutzmarke der Porzellanfabrik Fraureuth A.-G. in Fraureuth (Reuß) ist die hier beigegebene.



Abstehende Ohren sind ein übler Schönheitsfehler, der eine besonders entstellende Wirkung bei jedem ausübt, der damit behaftet ist. Zum Trost sei darauf aufmerksam gemacht, daß es bereits seit zehn Jahren ein Mittel gibt, mit dem jedes abstehende Ohr sofort anliegend gestaltet werden kann. Das Mittel heißt Egoton und wird nur von der Firma J. Rager & Beyer, Chemnitz i. Sa., Langestraße 52 hergestellt. Durch den Egoton ist jedermann selbst in der Lage, in wenigen Sekunden das größte abstehende Ohr auf unsichtbare Weise anliegend zu gestalten. Die Verbesserung ist vollkommen gefühllos und natürlich, auch ohne jede nachteilige Folgen. Für sofortigen Erfolg wird volle Garantie geleistet. Die Firma J. Rager & Beyer versendet an Interessenten auf Verlangen Prospekt gratis und franko.

Toto, der kleine Totalisator in der Westentasche ist ein patentamtlich geschütztes neuartiges Spiel, das auf jung und alt ungewöhnlichen Reiz ausübt, ganz besonders auf Sportsleute. Das Spiel ist in Kaufhäusern, Spiel-, Galanterie- und Papierwarengeschäften zum billigen, freibleibenden Preise von nur 3 Mark zu haben. Vgl. die bezügliche Anzeige auf Seite 683 unserer vorigen Nummer (4037 vom 16. Dezember 1920).

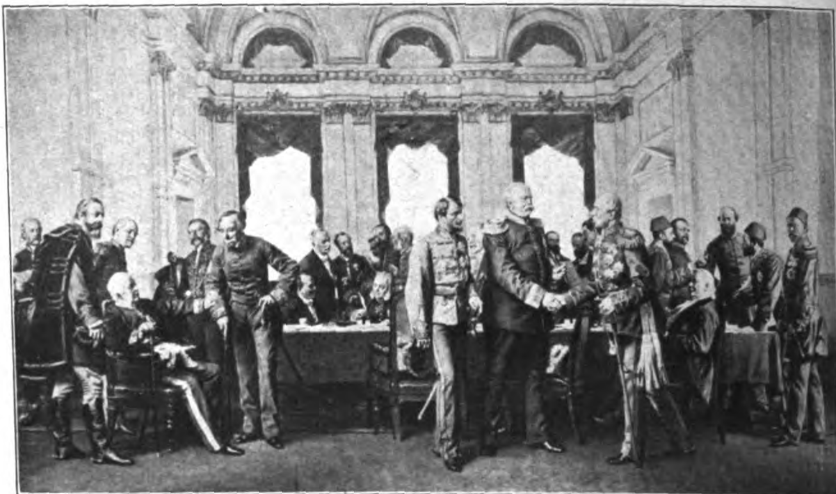
Illustrirte Zeitung



Stube mit Stickerin. Nach einem Gemälde von Georg Friedrich Kersting. (Im Besitz des Staatlichen Museums in Weimar.)



Die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs: Kaiserproklamation im Schlosse zu Versailles am 18. Januar 1871. Nach einem Gemälde von Anton v. Werner. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg.)



Deutschland auf dem Höhepunkt seiner politischen Weltgeltung: Der Berliner Kongreß im Jahre 1878. Nach einem Gemälde von Anton v. Werner. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg.)



Die Deutschen als Retter in der Not: „Germans to the front!“ (Deutsche nach vorn!) — Befehl des kommandierenden englischen Admirals Seymour bei den ersten Kämpfen im Boxeraufstand in China am 22. Juni 1900. Nach einem Gemälde von Carl Röchling. (Copyright 1902 by Richard Bong, Berlin.)



Der Ring um Deutschland beginnt sich zu schließen: Eine Sitzung der Marokkokonferenz in Algeciras im Jahre 1906; im Vordergrund am Tisch stehend der erste deutsche Delegierte, v. Radowitz. Nach einer Zeichnung von J. Simont.



Eine Bekräftigung des Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn: Huldigung der deutschen Bundesfürsten zum 60jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs I. im Schloß Schönbrunn am 5. Mai 1908. Nach einer Zeichnung von W. Gause.



Das Bekenntnis deutscher Einmütigkeit: Eröffnung der ersten Kriegstagung des Deutschen Reichstags durch Kaiser Wilhelm II. im Schloß zu Berlin am 4. August 1914. Gemälde von Prof. Otto Seeck. (Mit Genehmigung von Franz Schneiders Verlag in Berlin-Schöneberg.)



Der erste Schritt zum Wiederaufbau nach dem Zusammenbruch: Eröffnungssitzung der verfassunggebenden Deutschen Nationalversammlung im Deutschen Nationaltheater zu Weimar am 6. Februar 1919. Nach einer Zeichnung von Prof. Hans W. Schmidt.

Fünfzig Jahre deutscher Geschichte im Bilde.

Fünfzig Jahre Deutsches Reich

Von Professor Dr. Platzhoff, Bonn.

In furchtbar ernster Zeit begeht das Deutsche Reich am 18. Januar 1921 sein 50jähriges Bestehen. Die Hochstimmung, mit der wir vor 25 Jahren den Tag feierten, ist heute nicht am Platze. Sie ist auch in unserem Volke selbst verflogen. Nach den Erfahrungen des Weltkrieges und der Revolution sehen wir vieles anders an als 1896. Das glänzende Bild, das damals Deutschlands Aufstieg bot, ist verblaßt und getrübt. Die tiefen Schatten, die stets darüber lagerten, aber früher nicht genügend beachtet wurden, sind in den Vordergrund getreten und drohen jetzt ihrerseits die Betrachtung zu beherrschen und zu entstellen. Von beiden Extremen heißt es sich freizuhalten, wenn man die Geschichte des Reiches von 1871 bis 1921 objektiv erkennen und bewerten will.

Der alte Traum der deutschen Patrioten, des Reiches Einheit und Kaisertum zu erneuern, war durch Bismarcks unvergleichliche Staatskunst und durch die Siege der preußisch-deutschen Waffen erfüllt worden. Nicht auf dem Wege friedlicher Verständigung, wie ihn das Frankfurter Parlament eingeschlagen hatte, sondern mit Blut und Eisen wurde die deutsche Frage gelöst. Die deutschen Einzelstaaten, an deren Widerstand der Versuch von 1848 gescheitert war, erwiesen sich auch bei der großen Abrechnung der Jahre 1866 und 1870 als ein unantastbarer Faktor. Fest in der historischen Entwicklung verankert, ließen sie sich nicht mehr beseitigen. Auf föderalistischer Grundlage erhob sich das neue Deutsche Reich, es ward kein Einheits-, sondern ein Bundesstaat. Im innerstaatlichen und vor allem im kulturellen Leben blieben ihm die Vielheit und Mannigfaltigkeit erhalten, nach außen stand es, angetan mit der Rüstung der allgemeinen Wehrpflicht, in einheitlich machtvoller Geschlossenheit da. Sichtlich wuchs es zusammen. Das Staatsleben des Reiches wurde ohne Verfassungsänderung immer unitarischer. Ein Gebiet der Verwaltung nach dem anderen wurde für das Reich gewonnen. Die wirksamste Klammer bildete das Wirtschaftsleben, das nach der Reichsgründung und zumal seit dem Übergang zu dem Schutzzollsystem einen ungeahnten, beispiellosen Aufschwung nahm. Deutschland wurde aus einem Agrarstaat zu einem Industriestaat. Wir werden heute diese Entwicklung nicht mehr so hoch einschätzen, wie es früher geschehen ist, die unerfreulichen Folgeerscheinungen haben sich zu deutlich geoffenbart. Aber man darf nicht vergessen, daß die Industrialisierung unvermeidlich war, wenn wir unsere unaufhörlich anwachsende Bevölkerung im Lande halten und ernähren wollten. Stieg sie doch von 41 Millionen bis 1914 auf nahezu 70 Millionen! Schon bald überholte das Deutsche Reich in Handel und Industrie alle übrigen Staaten mit einziger Ausnahme Englands, aber auch der Abstand von ihm wurde von Jahr zu Jahr geringer. Der deutsche Außenhandel schnellte in dem letzten Menschenalter vor dem Kriege von etwa 6 Milliarden Mark Wert auf 22,5 Milliarden empor. Entsprechend vermehrte sich die Handelsflotte. Zum Schutz der überseeischen Interessen wurde der Bau einer Marine unerläßlich. Die steigenden Einnahmen des Reiches gestatteten immer größere Aufwendungen für kulturelle Zwecke, besonders für unser musterhaft organisiertes Schulwesen, und für die bei uns zuerst eingeführte soziale Versicherung. Wir wurden fast über Nacht aus einem armen zu einem reichen Volk.

Indes, diese nach außen so bestechende Entwicklung hatte auch ihre dunklen Kehrseiten. Mit dem Reichtum zogen ein materialistischer Geist und ein vielfach abstoßendes Protzentum in Deutschland ein. Wir konnten den Parvenü unter den Großmächten nicht immer verleugnen. Und vor allem die inneren Gegensätze, die die Nation von vornherein zerteilten, wurden nicht ausgeglichen oder gemildert, sondern noch verschärft. Der Partikularismus war zwar zurückgedrängt, aber keineswegs überwunden. Er verflocht sich stellenweise mit dem wirtschaftlichen Gegensatz zwischen Landwirtschaft und Industrie. Eine Kluft tat sich auf zwischen dem agrarischen Osten und den gleich Pilzen aus der Erde schießenden Großstädten und Industriezentren im Westen. Unsere unselige historische Erbschaft, die Glaubensspaltung, hatte an Schroffheit nichts verloren, durch den Kulturkampf wurde der konfessionelle Hader förmlich aufgepeitscht. Die schwerste Belastung bildete aber der soziale Gegensatz. Es war ja das Schicksal Deutschlands im 19. Jahrhundert, daß es gleichzeitig vor die nationale und die soziale Frage gestellt und daß eine Synthese beider Aufgaben nicht erreicht wurde. Es gelang nicht, den aufwärts strebenden vierten Stand, die Arbeitermassen, dem neuen Nationalstaat organisch einzufügen, sie standen ihm ablehnend, ja feindlich gegenüber und gaben sich einer internationalistischen Orientierung hin. Das Sozialistengesetz entfremdete sie dem Staate vollends und feuerte das Klassenbewußtsein und den Klassenhaß noch stärker an. Zwar wurde die Ausnahmegesetzgebung durch eine positive, umfassende Sozialpolitik ergänzt, aber die Hoffnung, dadurch die Ursachen der sozialen Unzufriedenheit zu beseitigen und die Arbeiterschaft auf den Boden des Reiches herüberzuziehen, schlug fehl. Es sah fast so aus, als ob das deutsche Volk in „zwei Nationen" zerfiel.

Diese Gegensätze beherrschten die Parteibildung und das Parteileben im Reiche. Sie bewirkten, daß nach dem Wort eines sozialdemokratischen Führers „der Deutsche in jedem politisch Andersdenkenden einen persönlichen Feind" erblickte. Der Parteigeist überwucherte, sogar die nationalen Lebensfragen traten davor zurück. Wiederholt konnte die Regierung Wehrvorlagen nur durch eine Auflösung des Reichstages durchsetzen. Auf eine feste Majorität konnte sie sich nach dem Zusammenbruch des Bismarckschen Kartells und später des Bülowschen Blockes nicht stützen, sie mußte sie sich von Fall zu Fall suchen. Noch mehr erschwert wurde ihre Lage durch den Dualismus zwischen Preußen und dem Reich, zwischen dem demokratisch gewählten unitarischen Reichstag und dem Dreiklassenparlament des preußischen Abgeordnetenhauses mit seiner konservativen Mehrheit.

All das wirkte naturgemäß auf die auswärtige Politik und die internationale Stellung Deutschlands zurück. Sie war von Anfang an eine unendlich schwierige und von Gefahren umdroht. Wohlwollend hatte keine der europäischen Mächte unsere Einigung betrachtet, und der unerwartete Aufstieg der neuen Großmacht verstärkte Mißtrauen und Mißgunst. Unsere geographische Mittellage, das Fehlen natürlicher Grenzen in West und Ost luden geradezu zur Einkreisung ein. Seit 1871 war die Politik des Reiches mit der Hypothek der französischen Feindschaft belastet, und das elementare Auflodern des panslawistischen Hasses eröffnete schon damals die Aussicht auf einen frankorussischen Zusammenschluß gegen das Reich. Bismarcks „cauchemar des coalitions" war nur allzu berechtigt.

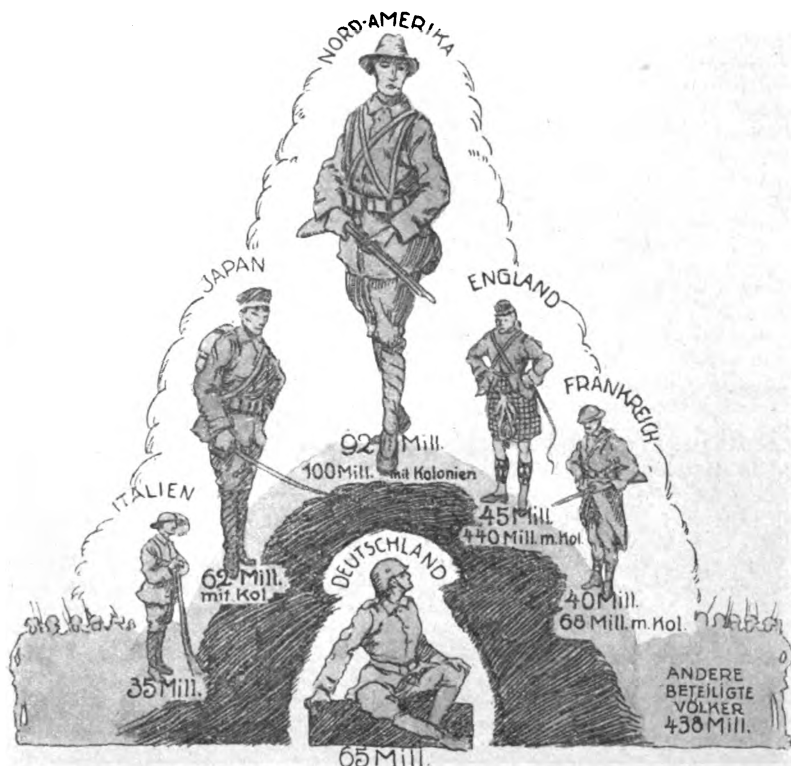
Seiner diplomatischen Meisterschaft ist es gelungen, die Gefahr zunächst zu beschwören. Sein unverrückt festgehaltenes Ziel war die Wahrung des europäischen Friedens und der Machtstellung Deutschlands. Er sicherte sie durch das Bündnis mit Österreich-Ungarn, das sich schon bald durch die Verträge mit Italien und Rumänien zu einem mitteleuropäischen Friedensblock auswuchs, durch Abmachungen mit Rußland und die Anlehnung Englands an den Dreibund. Dabei erwarb er dem Reiche die ersten Kolonien. Aber auch er konnte den Ausbruch der großen europäischen Gegensätze, des deutsch-französischen und des russisch-österreichischen, nur aufhalten, sie selbst nicht aufheben. Er vermochte es nicht zu verhindern, daß die Annäherung zwischen Rußland und Frankreich — die doch wohl unabwendbare Folge der deutsch-österreichischen Allianz — immer enger wurde. Nach seinem Sturz und der Kündigung der Rückversicherung verdichtete sie sich zum förmlichen Bündnis. Die Eifersucht auf unser wirtschaftliches Aufblühen, die Furcht vor einer Überflügelung machten dann auch England seit der Mitte der neunziger Jahre zu unserem ausgesprochenen Gegner. Der Eintritt Deutschlands in die Weltpolitik, den unsere Weltwirtschaft mit innerer Konsequenz nach sich zog, erhöhte die internationale Spannung und drohte, unsere Neider und Feinde zusammenzuführen. Ob dieser Zusammenschluß überhaupt ohne Appell an die Waffen zu verhüten war, ist eine schwer zu beantwortende Frage. An günstigen Gelegenheiten, ihm so zuvorzukommen, hat es Deutschland nicht gefehlt. Aber wie Bismarck, lehnten auch seine Nachfolger einen Präventivkrieg ab, die deutsche Politik blieb von 1871 bis 1914 eine Friedenspolitik. Auch in der Zeit des verstärkten Wettrüstens standen unsere Ausgaben für militärische Zwecke hinter denen Frankreichs, Rußlands und Englands weit zurück.

Der neue Kurs suchte durch eine Politik der freien Hand dem Reiche Selbständigkeit und Bewegungsmöglichkeit zu wahren und durch vorsichtiges Lavieren einer Option zwischen England und Rußland aus dem Wege zu gehen. Die Gefahr, daß die gemeinsame Feindschaft gegen uns den für unvereinbar gehaltenen Gegensatz zwischen ihnen überbrücken könnte, wurde nicht rechtzeitig erkannt oder lange unterschätzt. Freilich wissen wir über die diplomatischen Verhandlungen dieser Jahre noch zu wenig, um ein endgültiges Urteil fällen zu können. Das ist jedoch sicher: nachdem die deutsche Regierung die britischen Bündnisanträge um die Jahrhundertwende abgelehnt hatte, übernahm England die Führung der gegen uns gerichteten Koalition. Mit der Entente cordiale und der russischen Niederlage in Ostasien, die das Zarenreich für England bündnisfähig machte, ward die Einkreisung Deutschlands zur Wirklichkeit.

Hier, und nicht erst mit der „schwarzen Woche" des Juli 1914, hebt die eigentliche Vorgeschichte des Weltkrieges an. Die erste Machtprobe der Entente in der bosnischen Annexionskrisis (1908/09) scheiterte an dem Zusammenhalten und der Entschlossenheit Deutschlands und Österreich-Ungarns, aber die Marokkokrise von 1911 und zumal die Balkankriege bewiesen unwiderleglich die wachsende Kriegsstimmung und Kriegsbereitschaft auf Seiten der Entente und ihrer Klienten. Darum mußten alle Entspannungsversuche, an denen die deutsche Regierung aufrichtig arbeitete, vergeblich bleiben, das gegenseitige Mißtrauen war nicht mehr zu tilgen. Der Schuß von Serajewo schleuderte den Funken in das Pulverfaß und setzte in wenigen Wochen die ganze Welt in Flammen.

In ganz Deutschland galt der Krieg als ein uns aufgezwungener Verteidigungskrieg um Sein oder Nichtsein, in unvergeßlich einmütiger Erhebung stand das Siebzigmillionenvolk im August 1914 wie ein Mann auf. Es sah wirklich so aus, als ob es keine Parteien mehr gebe. Vier Jahre lang haben wir mit nur drei schwachen Verbündeten einer Welt in Waffen widerstanden. Unerhörte Heldentaten hat unser Heer auf den europäischen, asiatischen und afrikanischen Kriegsschauplätzen, in der Luft, auf und unter dem Wasser vollbracht, die erst die Nachwelt voll wird würdigen können. Aber der Kampf ging, weil er so lange währte, schließlich über unsere Kraft. Der innere Hader entbrannte schon bald wieder, und der Zwiespalt zwischen der politischen und der militärischen Leitung verschärfte ihn noch. Die Hungerblockade und die feindliche Propaganda entnervten zuerst die Heimat und dann die Front. Die Übermacht der Gegner an Menschen und Material wuchs von Jahr zu Jahr, die Bundesgenossen fielen von uns ab. So brachen wir nach einem Heldenringen sondergleichen zusammen. Der Friede von Versailles verurteilte das deutsche Volk, das sich selbst entmannt hatte, zur Verstümmelung, zur Ohnmacht und zur Knechtschaft.

Wir stehen jetzt auf einem ungeheuren Trümmerfeld. Schwer und dunkel lagert die Zukunft vor uns. Jedoch ein Volk, das in Krieg und Frieden so Kolossales geleistet hat, kann nicht untergehen. Haben wir auch fast alles verloren, was unsere Stellung in der Welt und unseren Stolz ausmachte, eins haben wir behauptet: das Deutsche Reich, das unsere Väter mit ihrem Blute erstritten haben, und das bis jetzt die Minierarbeit seiner Gegner nicht hat sprengen können. Und das erfüllt uns an seinem Gedenktage trotz all des Furchtbaren, das auf uns lastet, mit der Zuversicht: „Das Reich muß uns doch bleiben."



Deutschlands Gegner beim Friedensschluß von Versailles. (65 Millionen Deutschen standen insgesamt 1140 Millionen Feinde gegenüber.)

Die Bauern in Sowjetrußland. / Von Professor Dr. Wygodzinski.

Das ungeheuerliche Drama, das sich jetzt in Rußland abspielt, ist uns in seinen Einzelzügen noch verborgen. Durch die große Wolke von Feuer und Blut, in die das unglückliche Land gehüllt ist, tauchen nur Umrisse der Gestaltung auf, um bald wieder nebelhaft zu verschwimmen. Dabei ist das Interesse auf die Städte und die Industriearbeiterschaft gerichtet. Moskau ist Sowjetrußland; was dort von den Machthabern, den Nutznießern der „Diktatur des Proletariats", versucht und getan wird, ist das mehr oder minder getreu kopierte Vorbild für das ganze Riesenreich. So glauben wir wenigstens gewöhnlich. Bei dieser Vorstellung aber wird eines in der Regel vergessen, daß nämlich Rußland im wesentlichen durchaus ein agrarisches, jetzt sogar ein bäuerliches Land ist. Nur ein verhältnismäßig kleiner Bruchteil der Gesamtbevölkerung wohnt in den Städten, vor dem Kriege rund 14 Proz.; auch davon ist, namentlich unter der Fabrikarbeiterschaft, ein nicht unbeträchtlicher Teil landgeboren und bereit, das Stadtleben wiederum mit dem auf dem Lande zu vertauschen. Da die Diktatur einer kleinen Gruppe zwar eine Zeitlang, sogar eine Reihe von Jahren sich behaupten kann, aber nicht auf die Dauer, wenn die Mehrzahl der Bevölkerung ihr widerstrebt, so ist es für den Bolschewismus eine Lebensfrage, die Bauernschaft für sich zu gewinnen. Ist ihm das gelungen? So unsicher die Nachrichten im einzelnen sind, so läßt sich doch im ganzen mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß die Bauernschaft Rußlands nicht nur durchaus unbolschewistisch ist, sondern daß sich auch zwischen ihr und der städtischen Diktatur ein immer weiterer Abgrund auftut.

Dies ist im ersten Augenblick um so erstaunlicher, als gerade die Bauernschaft als der feste Fels der kommunistischen Weltanschauung hätte gelten können. Lebte doch bis vor wenigen Jahren der überwiegende Teil der bäuerlichen Bevölkerung in einer — nach panslawistischer Meinung uralten, in Wirklichkeit aus dem 16. Jahrhundert stammenden — kommunistischen Organisation, dem „Mir". Das russische Wort „Mir" bedeutet sowohl Welt als auch Gemeinde, und in der Tat war in der Mirverfassung die Gemeinde die Welt des Bauern. Der ganze Grundbesitz war Gemeindeeigentum, der einzelne hatte nur ein Nutzungsrecht, das in der Weise in die Erscheinung trat, daß von Zeit zu Zeit eine Neuumteilung nach dem Maßstabe der zu einem Hausstand gehörigen „Seelen", d. h. der männlichen Familienmitglieder, erfolgte. Diese kommunistische Landnutzung sollte nach Ansicht ihrer Vorkämpfer den Pauperismus des faulen Westens unmöglich machen. In Wirklichkeit blieb es bestenfalls bei gleichem Elend aller Dorfgenossen, in der Regel aber ergab sich eine soziale Schichtung, der Übergang des Nutzungsrechtes in die Hand einiger reicher Bauern (der Kulaken, Dorffresser). Der Dorfkommunismus hemmte jeden landwirtschaftlichen Fortschritt, weil niemand Lust hatte, seinen Fleiß einem Boden zuzuwenden, der ihm bald wieder genommen wurde. Hier setzte die Politik des von russischen Nihilisten ermordeten Ministerpräsidenten Stolypin ein, der, unterstützt von dem Landwirtschaftsminister Kriwoschein, durch zwei Ukase von 1906 die Auflösung des Dorfverbandes und den Übergang des Landes in Einzelbesitz erst ermöglichte, dann erzwang. Die Ergebnisse dieser durch den Krieg unterbrochenen Agrarreform waren nach der Mitteilung aller Sachkenner glänzend; die russische Landwirtschaft nahm einen nie vorher dagewesenen Aufschwung. Jetzt erst war die Bauernbefreiung vollendet. Nur eines fehlte noch: mehr Land. Stolypin und Kriwoschein führten neben einer umfangreichen inneren Kolonisation (meist auf Krongütern) den großen Plan der Besiedelung Sibiriens der Vollendung näher. Da brach der Krieg aus. Dem Landhunger des Muschiks wurde deutscher Boden in lockende Aussicht gestellt; das war sein Kampfziel. Rußland unterlag: die Revolution brach aus. Wieder war der Landhunger des Bauern das Mittel, dessen sich die nacheinander folgenden Revolutionsstadien bedienten, um ihn für sich zu gewinnen. Sie versprachen ihm das Kronland und das Land der Großgrundbesitzer. Die Bauern aber führten die Dekrete auf ihre Weise aus; sie teilten ohne weiteres, wobei die Gutshöfe zumeist der Zerstörung anheimfielen. Das war freilich nicht die Absicht der Bolschewisten, die vielmehr auch hier ihr kommunistisches Programm in Ausführung bringen wollten.

Die Agrargesetzgebung der Sowjetrepublik versuchte dieses Ziel schrittweise zu erreichen. Auf dem 2. Allrussischen Kongreß der Sowjets am 8. November 1917, also unmittelbar nach dem Siege des Bolschewismus, wurde das Eigentumsrecht der Gutsbesitzer am Lande ohne jede Entschädigung aufgehoben und diese Güter ebenso wie die der Domänenverwaltung, der Klöster und Kirchen mit allen Baulichkeiten und dem gesamten (ebenfalls entschädigungslos enteigneten) Inventar den Gemeindelandkomitees und Kreissowjets der Bauerndeputierten zur Verwaltung übergeben. Das Nutzungsrecht am Lande sollte „allen Bürgern des russischen Staates" zustehen, soweit sie es selbst mit Hilfe ihrer Familienmitglieder oder in Genossenschaften bearbeiteten. Anfang Januar 1918 erging nun das „Grundgesetz über die Sozialisierung des Bodens", das jedes Eigentumsrecht an Grund und Boden (also auch das bäuerliche) für immer entschädigungslos aufhob. Die Nutzung steht den Bodenbearbeitern zu; die Zuteilung erfolgt durch die Sowjets nach einer recht komplizierten „Verbrauchs- und Arbeitsnorm". Bei der Zuteilung erhalten landwirtschaftliche Arbeitsgenossenschaften den Vorzug vor den Einzelwirtschaften. Aber auch dies stellt keineswegs eine Verwirklichung des Ideals der „Vergesellschaftung der Produktionsmittel" dar. So ging man noch einen Schritt weiter und erließ am 6. Oktober 1918 eine Instruktion zur Bildung landwirtschaftlicher Kommunen, deren Aufgabe der unversöhnliche Kampf gegen das Kapital und die Durchführung des kommunalen landwirtschaftlichen Großbetriebes sein sollten. Der Erfolg war minimal; die Zahl der wirklich ins Leben tretenden Arbeitskommunen war sehr gering, ihre Leistung noch geringer. Auch dieser Versuch, die Bauern zum Kommunismus zu bekehren, war fehlgeschlagen. Die Spannung zwischen dem Lande und der bolschewistischen Stadt wuchs immer mehr, die Verpflegungsnöte der Städte wurden immer größer. Da nahm die bolschewistische Agrarpolitik eine neue Wendung, indem sie durch das Dekret über die Organisation und Versorgung der Dorfarmut vom 24. Juni 1918 den Klassenkampf auf dem Dorfe organisierte; zugleich sollten diese Komitees die stockende Getreidelieferung in Gang bringen.

Soweit die Nachrichten reichen, war diese gesamte Politik ein Fehlschlag. Der russische Bauer hat sich als ein Individualist reinsten Wassers erwiesen. Abgesehen von der Arbeit der Genossenschaften ist nicht eine Spur kollektivistischen Geistes bei ihm zutage getreten. Er hat allerdings das ganze Land in Besitz genommen, aber in Einzelbesitz. Da ihm die Mittel zu einer vollständigen Bestellung fehlen, da er zudem nicht die geringste Neigung hat, den Sowjetrubel als Zahlungsmittel anzuerkennen, schränkt er seine Produktion aufs äußerste ein, deckt nur den eigenen Bedarf. Die Ansätze rationeller und intensiver Wirtschaft, die die früheren Gutswirtschaften darstellten, sind vernichtet; neben der städtischen Sowjetrepublik ist eine zu ihr im feindlichsten Gegensatz stehende kümmerliche Bauernrepublik entstanden. So lebt der Bauer in Sowjetrußland.

Kulturrundschau.

Die Schule der Weisheit zu Darmstadt. Ungefähr vor einem Jahre widmeten diese Blätter dem vom Nietzsche-Archiv zu Weimar preisgekrönten „Reisetagebuche eines Philosophen" (jetzt 5. Auflage, Otto Reichls Verlag) eine eingehende Betrachtung. Nicht viel später erschien eine kleine Schrift Graf Keyserlings „Was uns not tut — Was ich will", die jetzt in der „Philosophie als Kunst" enthalten ist; darin regte der Philosoph die Schule der Weisheit an, die nun Ende November zu Darmstadt eröffnet worden ist. Was bezweckt und erstrebt diese? — Auf allen Gebieten des Wissens und Könnens hat Europa ungeahnte Fortschritte gemacht. Aber diese großen Errungenschaften des Intellekts sind durchweg teuer erkauft: sie haben das Seelenleben geschädigt und verkümmern lassen. Heute stellt sich daher die Aufgabe, ein gleiches Maximum, wie auf intellektuellem, auf seelischem Gebiete zu erstreben, eine neue Seelenform zu finden, die unserer tieferen Geisteseinsicht vollkommen entspricht, die sich nicht auf alte Formen gründet oder bezieht, sondern eine durchaus neue Form darstellt, die eben nicht einzelne, zurückgebliebene Teile des Menschenlebens, sondern das Leben als Ganzes in einen neuen Einklang brächte; wir stehen also vor der Aufgabe, eine neue Synthese von Geist und Seele zu schaffen. Dies ist es, was Graf Keyserling unter der Erziehung zum Weisentum versteht. In seiner nunmehr eröffneten Schule, einer richtigen Wiedergeburt der antiken Akademie, steht er den Schülern täglich zur Verfügung, um durch den Einfluß seiner Persönlichkeit „Niveau zu schaffen", wie er es nennt; er lehrt dort keine bestimmte Philosophie, sondern weist jedem auf seine Art den Weg dazu, tiefer und wesentlicher zu werden, sich vom bloßen „Könner" zum höheren Menschen zu entwickeln. Jeder kann Schüler werden, unabhängig von seiner Lebensstellung, sofern er nur, innerlich, bereit ist, die höchsten Anforderungen an sich selbst zu stellen, und, äußerlich, durch Beitritt zur Gesellschaft für Freie Philosophie, deren Aufgabe es ist, die Schule materiell zu unterstützen, zu deren Bestand sein Scherflein beiträgt. Während die Unterweisung der eigentlichen Schüler das ganze Jahr hindurch, soweit Graf Keyserling in Darmstadt weilt, erfolgt, gibt es zum Besten der sonstigen Mitglieder und Förderer der Gesellschaft zweimal jährlich größere Tagungen, während welcher Vorträge gehalten werden, Aussprachen stattfinden und eine verfeinerte, dem höchsten europäischen Kulturniveau entsprechende Geselligkeit gepflegt wird. Die erste dieser Tagungen (vom 23. bis zum 25. November), zu der Gäste aus allen Teilen Deutschlands und auch des Auslandes hinzugereist waren, hat bei allen Teilnehmern einen tiefen Eindruck hinterlassen. Die drei Keyserlingschen Vorträge (Seins- und Könnenskultur, indische und chinesische Weisheit, antikes und modernes Weisentum) führten in gedrängter Form in das Wollen der Schule ein, und die sich an diese anschließende persönliche Fühlungnahme ergab die Keimzelle einer auf reinen Aufbau gerichteten Gesinnungsgemeinschaft, die auf die Dauer ohne Zweifel einen wichtigen Faktor in der Geschichte des menschlichen Fortschritts bedeuten wird. In Deutschland gibt es nunmehr ein geistig-seelisches Zentrum, das unmittelbar auf Seinsgestaltung von tiefster Erkenntnis her abzielt. Wer Näheres erfahren will, bestelle sich das demnächst bei Otto Reichl in Darmstadt erscheinende erste Heft der Mitteilungen der Schule der Weisheit „Der Weg zur Vollendung", in dem Graf Keyserling sein Ziel gemeinverständlich auseinandersetzt. Die nächste Mitgliederversammlung ist für das Frühjahr vorgesehen. Die Schule der Weisheit umfaßt drei Gemeinschaften: erstens die Förderer, zweitens die Schüler und drittens die geistig Verbundenen. Die Geschäftsstelle befindet sich im Darmstädter Schloß. Dort hat auch in einem schlicht-vornehmen und anheimelnden Saale die Eröffnung stattgefunden. Werner Kilian, Bertkow.

Das unleidliche Wort. Aus Hamburg soll es gekommen sein, nicht? Keineswegs möchte ich dieses verbürgen, nicht? Keineswegs möchte ich diese Stadt kränken, nicht? Seit etwa sechs Jahren wird, schrankenlos vergeudend, mit diesem Wort Mißbrauch getrieben, nicht? Bei jeder Bemerkung, bei jeder Erzählung, geradezu bei jeglichem Anlaß, immer und allzeit wird sinnlos diese fragende oder bekräftigende Verneinung angehängt. Sowie man den Schutz seiner vier Wände verläßt, stört es das Ohr, meistens mit fortgelassenem Endbuchstaben, nich? So die Obsthändlerin, so der junge Mann beim Kaufmann, so die Zeitungsfrau, so der Sekundaner, nich? Keines von all diesen vermag sich ohne das Wort auszudrücken, jener eifrig Verschiedentliches erörtenden Kontoristinnengruppe in der Elektrischen sitzt es wie angeboren, ohne diese Beigabe entgleitet niemals ein Satz den rasch sich bewegenden Lippen. Wie die Wasserpest erschien das Unleidliche, aber Unvermeidliche plötzlich, über Nacht; die Flut dieser sprachlichen Verlotterung und Verwilderung ist anscheinend noch im Steigen, sie erstreckt sich nicht in die Gesellschaft, aber bereits bis in die „besseren Kreise". Wie man die Wasserpest auszurotten vermag, so müßte es auch bei dieser Unsitte gelingen. Etwa durch einen Strafnickel zugunsten der Kinder-Not? Und indem man in diesem unbefugten Anhängsel das Merkmal der Dümmlichen und Hirnlosen ersieht — hieran ihr Aushängeschild erkennt? Marie v. Bunsen.

Ein Wiederzugewinnender. Der Ruf des edlen Bischofs von Rottenburg nach mehr Freude entringt sich in den Nöten der Gegenwart wie ein Aufschrei der gepreßten Volksseele ungezählten Tausenden. Diejenigen, die den Ruf geistig-seelisch zu fassen vermögen, dürfen seiner Erfüllung sicher sein. Keine Quelle der Seelenfreuden aber dürfte dem nach Ruhe lechzenden Geschlecht der nächsten Jahrzehnte reichlicher sprudeln als die der Musik, deren schon unübersehbare Gebiete der Deutsche gewohnt ist, sich noch immerfort erweitern zu sehen. Nicht immer freilich sind es neue Meister, die hinzutreten: gerade in letzter Zeit sind auch ältere, vernachlässigte oder vergessene, des öfteren wieder zum Leben erweckt worden. Einem solchen soll heute ein kurzes Wort gelten: Luigi Cherubini. Cherubini — wer kennt ihn heute? Wer weiß, daß er außer den paar wie alte Reliquien aus der Rumpelkammer immer wieder vorgeführten Ouvertüren eine Fülle von Meisterwerken aller Art, weltlicher wie geistlicher, geschaffen, daß die Zeitgenossen und nächsten Nachfahren ihn als nicht Unebenbürtigen neben Beethoven gestellt, daß ziemlich ausnahmslos alle unsere Meister, von Haydn bis auf Brahms und Wagner, ihn aufs höchste bewundert, vielfach auch sich seinem Einflusse hingegeben haben? Wer ahnt, daß sein gesamter künstlerischer Nachlaß, ein mehr als sechzigjähriges Schaffen umspannend, eine in ihrer Art einzige Sammlung, sich auf der Staatlichen Bibliothek zu Berlin befindet? Diese Tatsache allein hätte die Aufmerksamkeit schon lange in weit stärkerem Grade auf den hohen Meister, den Schöpfer der „Medea", des „Wasserträgers" und der „Abencerragen" wie der ewig schönen Messen und Requiems, lenken sollen. Kurz vor dem Kriege ist ein Buch erschienen — das erste über Cherubini in Deutschland —: „Luigi Cherubini. Sein Leben und seine Werke. Von R. Hohenemser", das in die Musik dieses unerschöpfliche Reichen und Vielseitigen aufs trefflichste einführt. Die gediegene, gründliche und dabei liebevolle Art, die so manches in Deutschland geschaffene Musikerlebensbild auszeichnet, verleugnet sich auch in diesem nicht. Ludwig Schemann.

Deutschland und der Nobelpreis. Das Ausland gefällt sich zum Teil immer noch in dem Boykott der deutschen Wissenschaft und der deutschen Geisteserzeugnisse. Die Statistik der Nobelpreise sollte die Kulturträger jenseits der deutschen Grenzpfähle eines Besseren belehren. Es sind nun 20 Jahre her, seit das Nobelinstitut gegründet wurde, und in diesem Zeitraume sind Preise an 101 Berühmtheiten in Literatur und Wissenschaft zur Verteilung gelangt. Nach der Zahl der gewonnenen Preise stehen die Deutschen an der Spitze. Von den 101 Preisträgern waren 23 Deutsche, 20 Franzosen, 9 Engländer, 1 Schotte, 1 Inder, 8 Schweizer, 6 Amerikaner, 6 Schweden, 4 Dänen und 4 Holländer. Weitere Preise entfielen auf Belgien, Norwegen, Rußland, Spanien, Italien und Polen. Der Geldwert der Preise schwankte zwischen 131000 und 150000 Kronen.



Zur Heimkehr des von der Entente während des Weltkriegs zum Rücktritt gezwungenen Königs Konstantin nach Griechenland: Blick auf Athen, wo der König der Hellenen, von der Bevölkerung mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt, am 19. Dezember eingetroffen ist. Im Hintergrund: Die Akropolis. (Phot. Otto Köhler.)

Wer sind „die Hunnen"? — Kein Bild aus der Kampfzone in Belgien oder Nordfrankreich, sondern aus der Stadt Cork in Irland, dem Hauptsitze der Sinnfeiner (sprich: Schin-Feener, auf deutsch: „Wir selbst"), in der ganze Häuserviertel von den englischen Truppen in Asche gelegt wurden: Die Ruinen der St.-Patrick-Straße in Cork, der Stadt des Bürgermeisters Mac Swiney.



Dr. Edmund Schultheß,
der schweizerische Bundespräsident für 1921.



Wilhelm Bölsche,
der bekannte Naturphilosoph und Meister poetischer Naturschilderung, begeht am 2. Januar seinen 60. Geburtstag. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)



Senator Dr. Neumann,
präsidierender Bürgermeister der Freien und Hansestadt Lübeck für 1921/22.



Von der Vierhundertjahrfeier der Verbrennung der päpstlichen Bannbulle durch Martin Luther am 10. Dezember in Wittenberg: Der Festzug beim Überschreiten des Marktplatzes. Im Hintergrund die Stadtkirche, links das Rathaus davor die geschmückten Denkmäler Luthers und Melanchthons. An dem Festzug, der sich vom Lutherhaus nach der Luthereiche bewegte, nahmen alle Bevölkerungsschichten der Stadt teil, ferner Geistliche und Lehrerschaft, Rektoren und Dekane der Universität Halle, Abordnungen der Studentenschaft aus Halle, Leipzig, Berlin, Jena u. a.



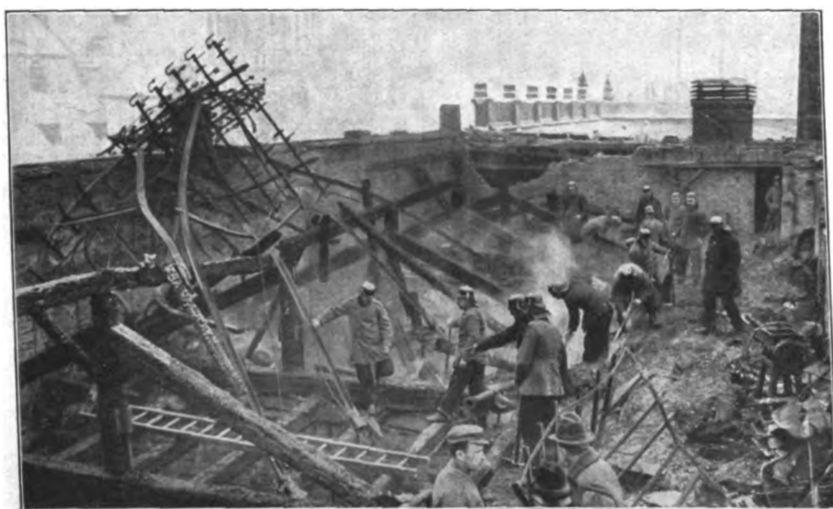
Dr. Michael Hainisch,
der erste Präsident des Bundesstaats Österreich.



Hermann Remané,
Direktor der Osram G. m. b. H., erhielt von der Techn. Hochschule in Berlin wegen seiner Verdienste um die Entwicklung der Glühlampentechnik die Würde eines Dr.-Ing. h. c.



Oberbürgermeister Sahm,
der auf zwölf Jahre gewählte Senatspräsident des Freistaats Danzig.



Zur Brandkatastrophe im Berliner Polizeipräsidium am 16. Dezember: Die Feuerwehr bei den Löscharbeiten.



Das erste deutsche Kauffahrteischiff „Sophie Rickmers", das seit Ausbruch des Krieges mit Amerika im Hafen von Brooklyn angekommen ist.



Prinz Ernst Heinrich von Sachsen, der dritte Sohn des früheren Königs Friedrich August von Sachsen, mit seiner Braut, Prinzessin Sophie von Luxemburg. (Phot. Elvira, München.)



König Konstantin von Griechenland mit seiner Familie; rechts Prinz Paul, der jüngste Sohn des Königs, den die Entente trotz des Ergebnisses der Volksabstimmung auf dem griechischen Throne sehen möchte.



Prinz Franz Joseph von Hohenzollern-Sigmaringen mit seiner Braut, Prinzessin Maria Aliz von Sachsen, der zweiten Tochter des früheren Königs Friedrich August von Sachsen. (Phot. A. Dous, Dresden.)



Von der Uraufführung des Schauspiels „Kreuzweg“ von Carl Zuckmayer im Staatlichen Schauspielhaus zu Berlin: Dagny Servaes und Otto Laubinger. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Kußszene aus Erich Wolfgang Korngolds Oper „Die tote Stadt“ nach Georg Rodenbachs Roman „Das tote Brügge“ bei der Uraufführung im Hamburger Stadttheater. (Phot. A. Mocsigay, Hamburg.)



Molières Komödie „Amphitryo“, übersetzt von E. Neresheimer, im Lessingtheater zu Berlin: Erna Reigbert als Alkmene und Theodor Loos als Amphitryo. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



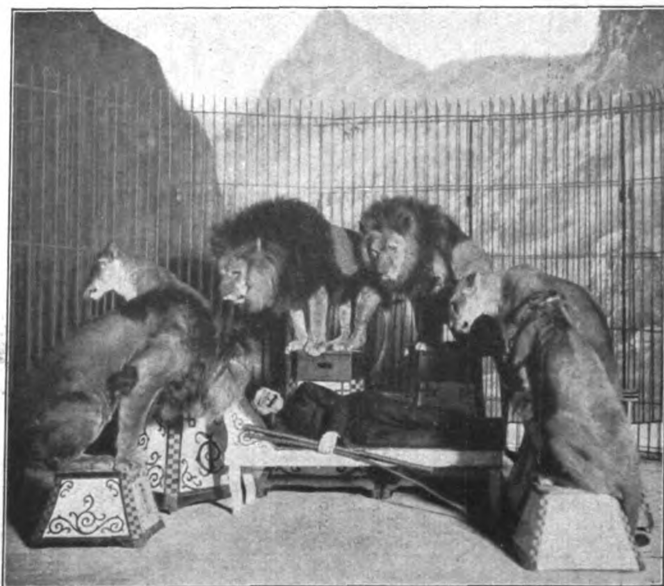
Szene aus dem Schauspiel „Der Wettlauf mit dem Schatten“ von Wilhelm v. Scholz bei der Uraufführung im Württembergischen Landestheater zu Stuttgart. (Phot. Aug. Böcker, Stuttgart.)
Von links nach rechts: Ein Fremder (Max Bing), Berta Martins (Elsa Pfeiffer), Dr. Martins, Romandichter (Kurt Junker).



Szene aus Hermann Bahrs neuem Lustspiel „Ehelei“, das im Kleinen Schauspielhaus zu Berlin mit Erfolg zur Uraufführung gelangte: Johanna Terwin als Maja und Viktor Schwanneke als Musiker Erl. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



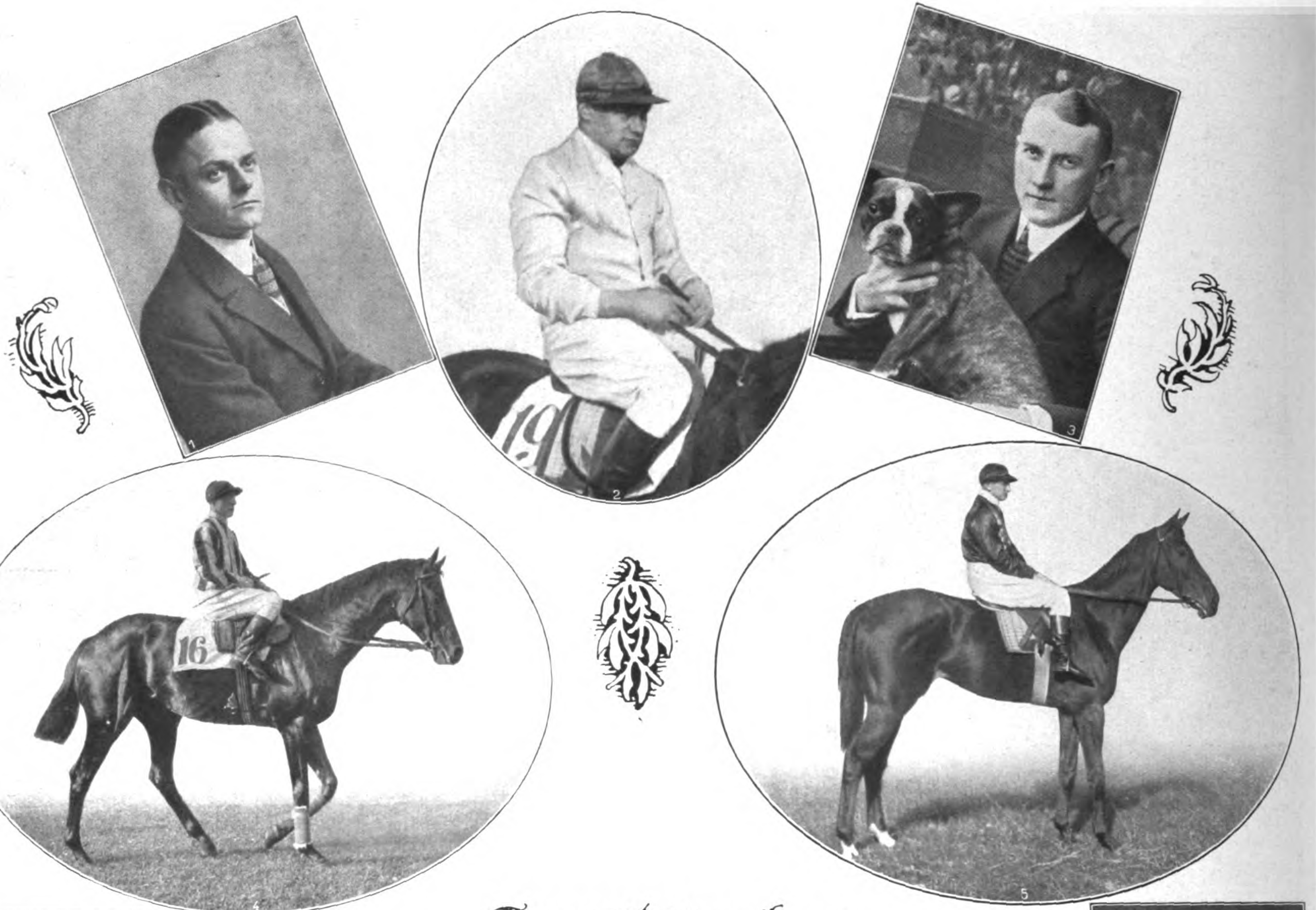
Die Tänzerin Hilde Aberhold in „Pittoreske“. Kostümentwurf von Otto Haas-Heye. (Phot. Lili Baruch, Berlin.)



Löwendressuren: Charles Illenebs Gruppe von sechs Berberlöwen bei einer Vorführung im Variété Drei Linden in Leipzig. (Phot. Windsch, Leipzig-Lindenau.)



Die Tänzerin Hilde Aberhold in „Burleske“. Kostümentwurf von Otto Haas-Heye. (Phot. Lili Baruch, Berlin.)



Deutsche Sportergebnisse 1920

















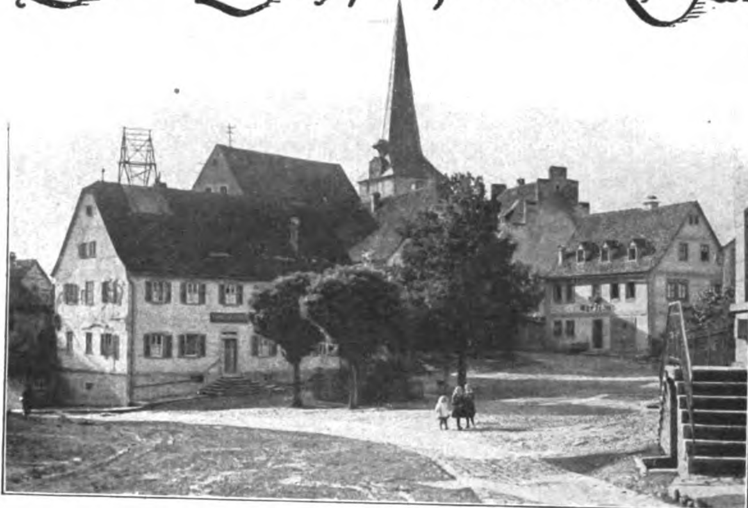
1. Otto Schmidt, der bekannte Weinbergsche Stalljockey, mit 76 Siegen der erfolgreichste Berufsreiter auf der Flachrennbahn. 2. P. Lewicki, der sich in diesem Jahre mit Jockey H. Teichmann in das Championat auf der Hindernisbahn teilt. 3. Herr v. Herder, mit 30 Siegesritten der erfolgreichste Herrenreiter des Jahres 1920. 4. Der 3j. dbr. Hengst Herold, von Dark Ronald a. d. Hornisse, das erfolgreichste deutsche Flachrennpferd der Saison 1920, das dem Hauptgestüt Graditz die Gewinnsumme von 487750 ℳ einbrachte. 5. Die 6j. dbr. Stute Artilleriefeuer, von Mountain Apple a. d. Amrum, die erfolgreichste Steeplerin der Saison 1920, die mit einer Gewinnsumme von 221710 ℳ abschloß. Im Sattel Jockey H. Teichmann, der sich mit P. Lewicki in das Championat auf der Hindernisbahn teilt. 6. Meister des Tennissports: Gräfin Clara v. d. Schulenburg. 7. Herr Metzner und Fräulein Kleber, die deutschen Meister im Paarlaufen beim Training. 8. Meister des Tennissports: Regierungsrat Froitzheim. 9. Rau, der deutsche Meister im 100- und 200-m-Laufen. 10. Fritzmann, deutscher Meister im Hochsprung (1 m 81,5 cm). 11. Weltmeister Walter Rütt, Deutschlands erfolgreichster Flieger-Rennfahrer. 12. Fräulein Kießling-München, die deutsche Meisterin im 100-m-Laufen und Kugelstoßen. 13. Kämmerer, deutscher Meister im Hürdenlaufen.

Der Ochsenfurter Gau





Oben: Sonntagstracht. Unten: Frau mit Haube.



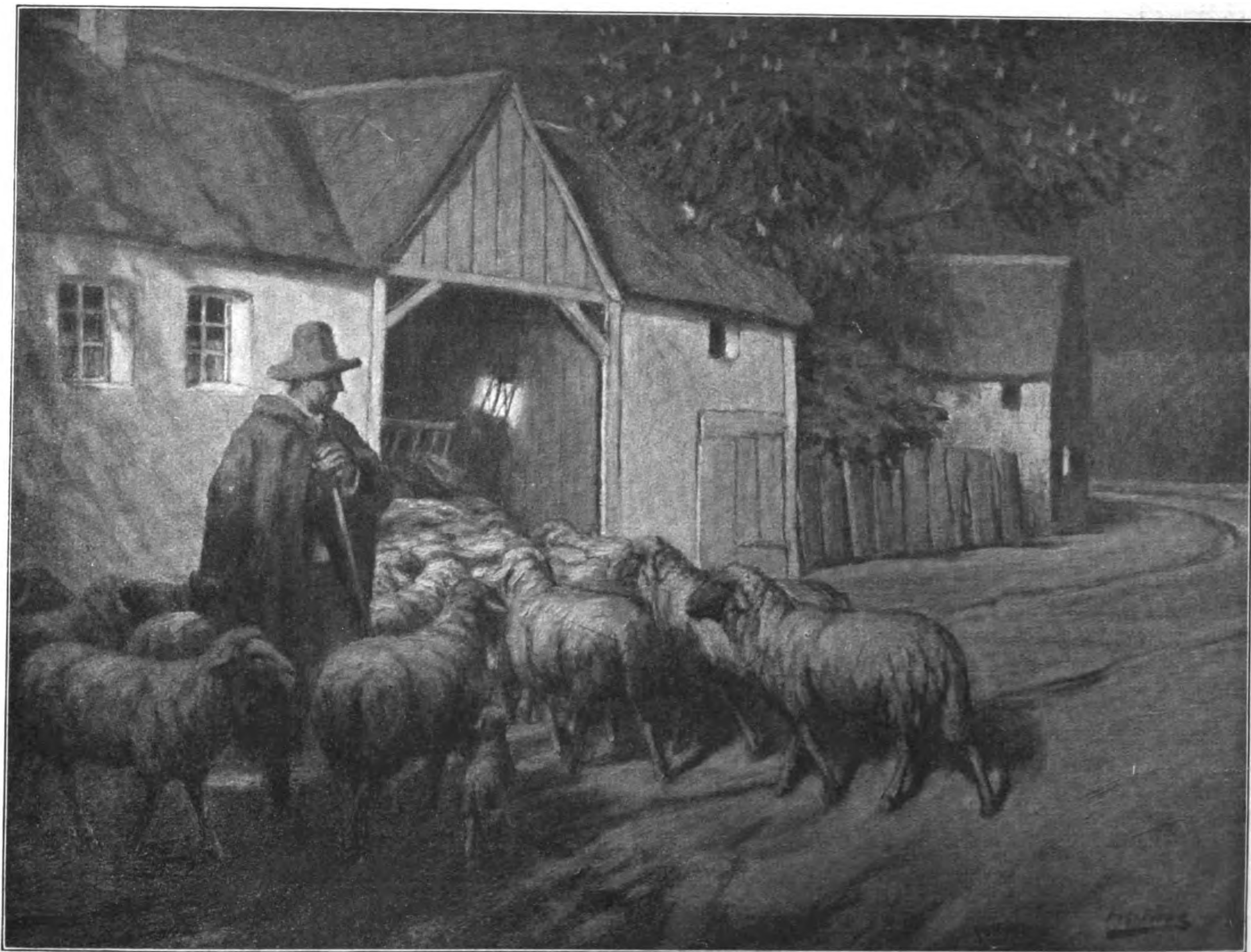
Dorfplatz in Bütthart bei Ochsenfurt.

Der Ochsenfurter Gau oder kurzweg „der Gau“ ist wegen seiner Fruchtbarkeit in ganz Süddeutschland bekannt. Er verdankt diese Fruchtbarkeit dem Lehmlöß, der sich während der Diluvialzeit über die ganze Talsohle ausbreitete. Der Reichtum des Bodens bewirkte den Reichtum seiner Bewohner, ganz besonders des Bauernstandes. So bildete sich hier ein Bauernstand heraus voll Selbstbewußtsein und Kraft und beseelt von echten Bauernstolz. Solch ein Stand strebte nach einem äußeren Kennzeichen, das ihn hervorhob aus der übrigen Bevölkerung des Landes. So entstand die Volkstracht, wie sie sich bis jetzt erhalten hat. Zwar die Neuzeit mit ihrem regen Verkehr hat auch hier zerstörend gewirkt. Die schöne alte Männertracht gehört der Vergangenheit an. Sie bestand aus der gelbweißen hirschledernen Kniehose, der mit großen silbernen Knöpfen und breitem Silberband reich besetzten Weste aus rotem Tuch, dem langschößigen Tuchrock, weißen Strümpfen und Stulpenstiefeln. Die Kopfbedeckung bildete bei feierlichen Gelegenheiten der Dreimaster, sonst eine Pelzmütze mit großem Schilde oder der aus weißer Wolle gestrickte Strumpfbetzel. Im Gegensatz zu der Männerkleidung hat sich die Frauentracht noch ziemlich gut erhalten, obgleich auch hier ein allmähliches Abbröckeln bemerkbar wird. Bezeichnend für die alte Tracht ist die reiche Ausstattung mit wertvollen Stoffen und Besatzstücken. Die Feiertagskleidung überrascht uns geradezu durch ihren Farbenreichtum. Da ist zunächst die breite, mit bunten Blumen bedruckte Seidenschürze; breite Brokatbänder umsäumen die Kanten. Vorn unten in der Mitte befindet sich ein Besatz aus dem gleichen Bande in Form eines M. Der Rock ist rot und in enge Falten gelegt; ein breites, hellblaues Seidenband umsäumt ihn. Die Jacke oder Motze besteht aus geblümtem Samt; Brustausschnitt und Ärmel sind fast überreich mit Silberborte besetzt. Höchst merkwürdig ist die Haartracht. Das Haar wird in 30 und mehr ganz kleine Strängchen abgeteilt und dann zu flachen, bandartigen Zöpfen dicht zusammengeflochten. Die heute nur noch bei älteren Frauen gebräuchliche Haube ist die hohe Spitzhaube in Form des mittelalterlichen „Hennin“. Breite, schwarze Seidenbänder mit silbernen Fransen hängen von dem Haubenboden lang über den Rücken herab. — Die Abbildungen sind nach Aufnahmen des Verfassers hergestellt. G. S. Urff, Hanau.





Oben: Ausgehanzug. Unten: Alter Kirchenanzug.



Schafherde. Nach einem Gemälde von Hugo Krings. (Photographieverlag der Photographischen Union in München.)



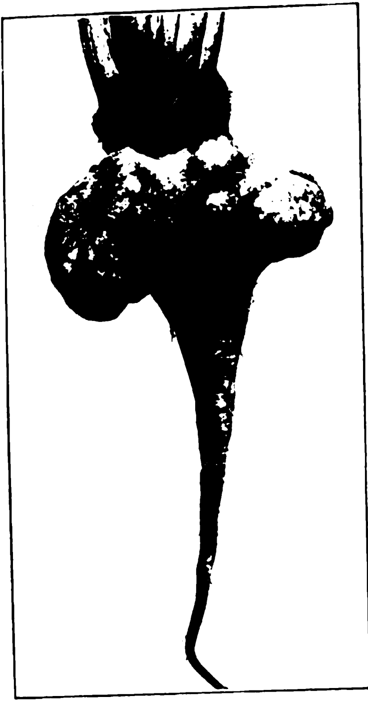
Winterfreuden auf dem Lande. Nach einer Zeichnung fü



ie Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Felix Schwormstädt.

Eigenartige Geschwulstbildungen an Pflanzen. Von Dr. Otto Brosch.

Mit 3 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Dr. K. Miestinger.



1. Zuckerrübe mit drei Kropfbildungen.

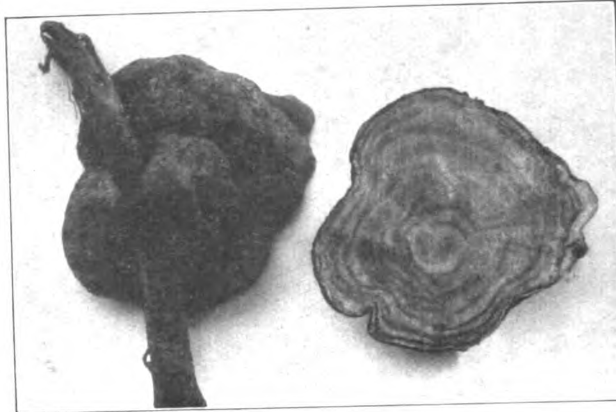


2. Pelargonienstengel mit zwei künstlich hervorgerufenen Kröpfen.

Die durch die Reizeinwirkung von Schmarotzern an Pflanzen entstandenen Geschwulstbildungen zählt die Lehre von den Pflanzenkrankheiten zu den Gallen und unterscheidet, entsprechend dem Aussehen derselben, Kropfgallen, Krebsgallen u. dgl.

Zu den merkwürdigsten und lange Zeit als rätselhaft befundenen Gallenbildungen dieser Art gehört der Wurzelkropf (Wurzeltumor) der Zuckerrübe (Abbild. 1), gekennzeichnet durch beulenartige Auswüchse und Anschwellungen verschiedenster Form und Größe, die bald in der Nähe des Rübenkopfes, bald weiter abwärts am Rübenkörper auftreten. Diese Rübenkrankheit ist ziemlich allgemein in allen Rübenbau treibenden Ländern beobachtet und zum erstenmal schon im Jahre 1839 beschrieben worden. In neuerer Zeit wurde sie zum Gegenstand zahlreicher Forschungen und Abhandlungen, in deren Gefolge die verschiedensten Ursachen, wie Stickstoffüberfluß, Reizeinwirkungen mechanischer Natur, Milben u. a. m., als Erreger der Kropfwucherungen angesehen wurden. Um so größeres Aufsehen erregten in den letzten Jahren die Arbeiten amerikanischer Forscher: E. F. Smith und Townsend hatten in den Wurzel- und Stengelkröpfen von Gänseblümchen und Margueriten einen Spaltpilz entdeckt und diesen durch Impfversuche als Erreger der Wucherungen befunden. Sie nannten ihn „das Geschwulst erregende Bakterium", Bacterium tumefaciens. Es handelt sich hierbei um einen im Boden lebenden Mikroorganismus, der durch Wundrisse in die Wurzeln der Pflanzen eindringt. Unter dem Einfluß der von ihm infolge seiner Lebenstätigkeit abgesonderten Säuren und anderer Giftstoffe werden die Zellkerne und damit die Zellen der befallenen Pflanzenteile zu raschen, wiederholten Teilungen gereizt, die schließlich zu den kennzeichnenden Gewebeschwellungen führen. Weiter gelang es, durch Impfversuche mit dem Bakterium auch bei anderen Pflanzen willkürlich derartige Geschwulstbildungen hervorzurufen. Damit war der Beweis erbracht, daß dieses Bakterium in der Natur ziemlich verbreitet ist und als Erreger vieler geschwulstartiger Pflanzenwucherungen, deren Entstehung man sich bis dahin nicht zu erklären vermochte, angesehen werden muß. So wurden die durch Bacterium tumefaciens verursachten Tumorbildungen bisher auf 24 verschiedenen Pflanzenarten, die zu 14 verschiedenen Pflanzenfamilien gehören, nachgewiesen, unter anderm bei Tabak, Tomaten, Kartoffeln, Zuckerrüben, Hopfen, Klee, Himbeeren, Rosen, Pfirsich, Aprikose, Kirsche, Mandelbaum. Abbildung 3 zeigt einen solchen natürlichen Wurzeltumor an einer Zwetschenwurzel von der Außenseite und im Durchschnitt. In kalifornischen Baumschulen sind oft bis zu 70 Proz. Verluste durch derartige Mißbildungen hervorgerufen worden.

Verfasser hatte selbst Gelegenheit, bei den mit Regierungsrat Stift an der Pflanzenschutzstation in Wien über die Entstehung des Rübenkropfes durchgeführten Versuchen durch Infektionen mit Bacterium tumefaciens an verschiedenen Pflanzen und Pflanzenteilen gleichfalls die schönsten Formen solcher Geschwulstbildungen entstehen zu sehen. Abbildung 1 zeigt eine mit dem Bakterium geimpfte Zuckerrübe mit drei Kropfbildungen und Abbildung 2 einen Pelargonienstengel mit zwei künstlich hervorgerufenen Kröpfen.

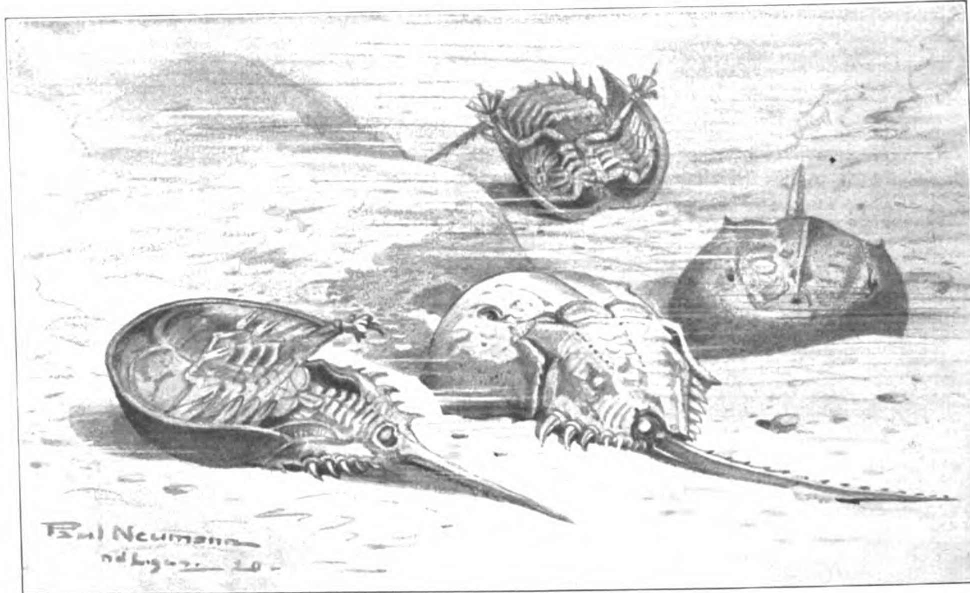


3. Eigenartiger Wurzeltumor an einer Zwetschenwurzel von außen und im Durchschnitt.

Das Merkwürdigste an den durch Bacterium tumefaciens verursachten Wucherungserscheinungen ist aber das biologische Verhalten derselben. Schon Jensen erblickte in der Erscheinung des Wurzelkropfes etwas mehr als die einer gewöhnlichen Gallenbildung und spricht in seiner darauf bezüglichen Abhandlung von „echten Geschwülsten". Smith geht einen Schritt weiter und weist auf Grund seiner eingehenden Studien unverhalten auf gewisse Beziehungen, die zwischen Pflanzentumoren und dem Krebs des Menschen und des Tieres obwalten. Diese Ansichten scheinen durch die Arbeiten von Berliner Forschern erhärtet zu werden. H. Friedemann und W. Magnus machten nämlich die Entdeckung, daß ein im kranken Menschen (bei eitriger Darmerkrankung) auftretendes Bakterium auf gewisse Pflanzen, wie Pelargonium, übertragbar ist und an diesen Tumorbildungen hervorrufen kann. Umgekehrt hat sich ein aus Pflanzentumoren gezüchteter Stamm tierpathogen erwiesen. Welch tiefere Bedeutung diese Übereinstimmung besitzt, darüber kann man kaum Vermutungen äußern. Der Krebsforschung jedoch weist sie neue Bahnen.

Pfeilschwanzkrebse. Von Dr. O. Heinroth. Mit 3 Abbildungen nach Zeichnungen von P. Neumann.

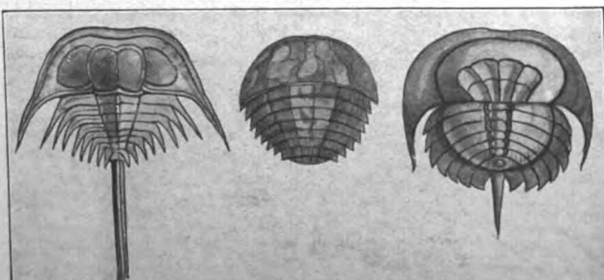
Die kürzlich im Berliner Aquarium angekommenen Pfeilschwanzkrebse, ein Geschenk des Neuyorker Aquariums, bilden für die Besucher den Gegenstand staunender Bewunderung. Außer durch die abenteuerliche Gestalt fallen diese Geschöpfe durch ihre Größe auf. Die stattlichen Weibchen sind ohne den Schwanzstachel etwa 40 cm lang und haben eine Breite von 30 cm, ihr Gewicht beträgt etwa $2^1/_2$ kg. Die Männchen sind viel kleiner, an dem Bau des ersten Scherenbeinpaares, das mit einer Art Haken zum Festhalten ausgestattet ist, leicht kenntlich und nur knapp $^3/_4$ kg schwer. Oberseits sind die Tiere graubraun, unterseits glänzend tief kastanienschwarzbraun. Der Panzer und die Beine sind fest, hart und glatt. Fällt ein solch Gepanzerter einmal auf den Rücken, so können wir auch die merkwürdigen Kiemenblätter bewundern, die wie die Seiten eines Buches aufeinanderliegen und gewissermaßen die Fortsetzung der Scherenbeine nach hinten bilden. Die Tiere sind imstande, durch eine von vorn nach hinten verlaufende klappende Bewegung dieser Kiemenblätter durch das freie Wasser zu schwimmen, tun dies aber nur sehr selten. Durch Rückwärtsstemmen des Schwanzstachels gelingt es dem Pfeilschwanzkrebs meist in kurzer Zeit, sich aus der hilflosen Rückenlage zu befreien.



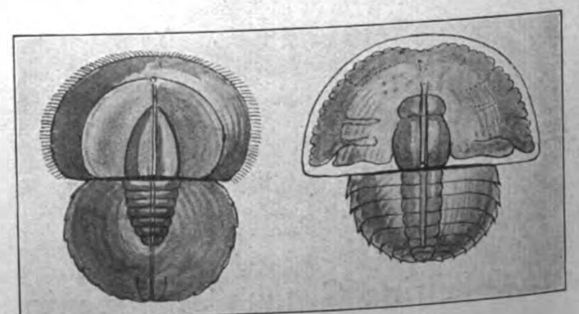
Molukkenkrebse (Pfeilschwanzkrebse).

Für gewöhnlich schieben sich die „Pferdehufkrebse", wie sie im Englischen treffenderweise heißen, langsam nach Art eines Gefechtstanks über den Sand hin und verzehren dabei Würmer, Schnecken und ähnliches, was ihnen auf ihrem Wege aufstößt, und das sie in ihre zwischen den Beinen auf der Brust liegende Mundöffnung hineinstopfen. Sie selbst aber vertrauen auf ihren Panzerschutz, ihre für das Verzehrtwerden recht unhandliche Form und auf die Tatsache, daß an ihnen außer der fettreichen Leber so gut wie nichts Genießbares ist; sie kommen daher auch für menschliche Nahrungszwecke nicht in Betracht.

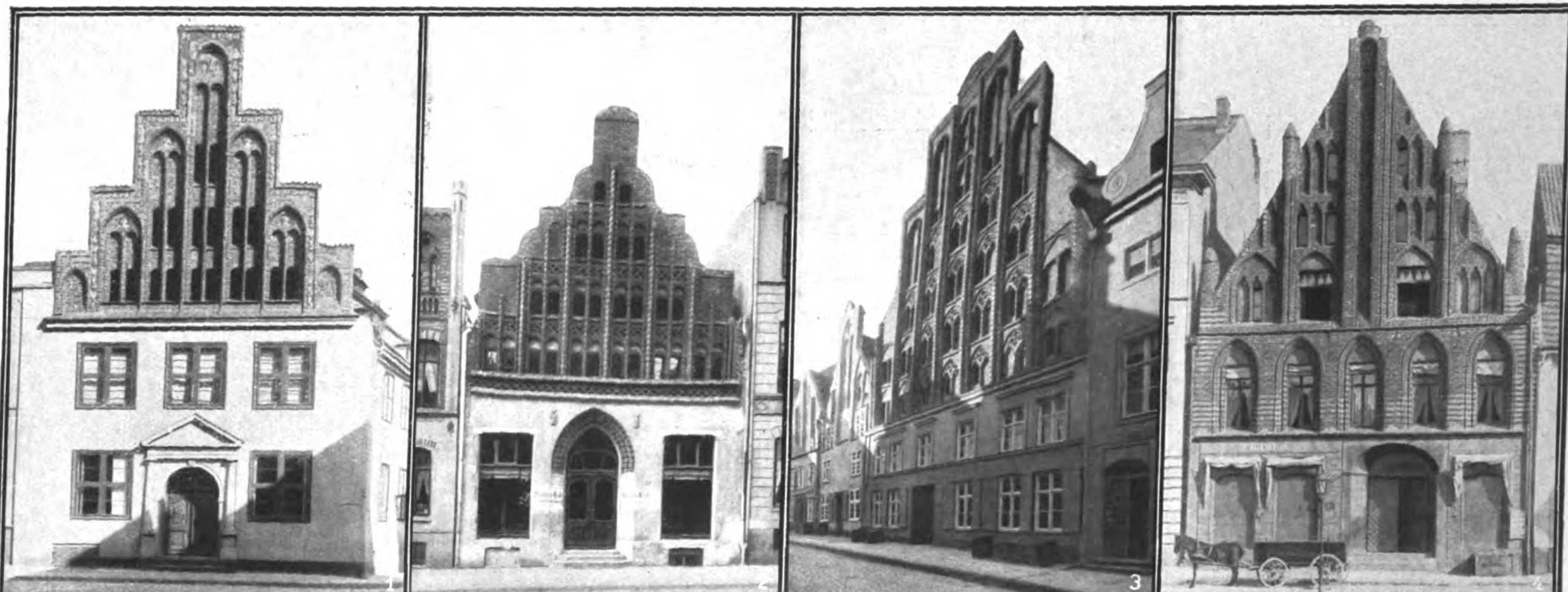
Wenn wir die Tiere hier immer Pfeilschwanzkrebse genannt haben, so folgen wir einem alten Sprachgebrauch, ohne aber damit sagen zu wollen, daß sie wirklich Krebse sind. Ihrem inneren Bau nach stimmen sie nämlich sehr mit gewissen Spinnentieren überein und haben wohl verwandtschaftlich nicht viel mit den heute lebenden Krebsen zu tun. Wir treffen die ersten Verwandten der beiden heute lebenden Formen — die eine, Limulus polyphemus, lebt an der Ostküste Nordamerikas, die andere, Limulus moluccensis, an den Küsten der Molukken — bereits in den frühesten Erdschichten, aus denen man Lebewesen kennt, d. h. im Silur, und solche, die den heutigen schon recht ähneln, im Perm; d. h. also, die ganze Gruppe entwickelte sich bereits vor den eigentlichen Krebsen und ist nicht etwa eine Gattung der letzteren. Die Jugendform der Pfeilschwanzkrebse (s. Abbild.) hat noch nicht den langen Schwanzstachel und entspricht recht gut den ausgestorbenen Formen.



Vorgeschichtliche Formen des Molukkenkrebses.



Junge Molukkenkrebse (Pfeilschwanzkrebse).



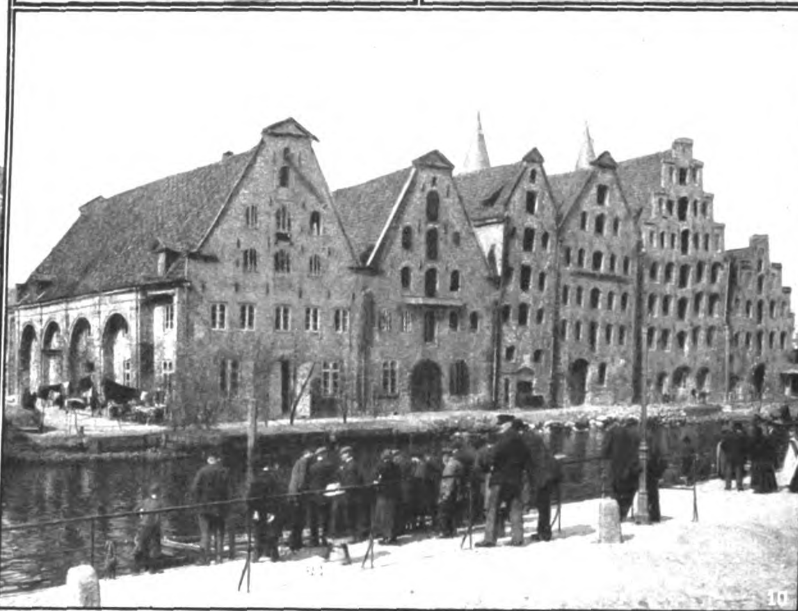
















1. Bürgerhaus am Markt in Rostock. 2. Aus Wismar. 3. Aus Stralsund. 4. Am Markt in Greifswald. 5. Aus Brandenburg a. d. Havel. 6. Giebelhaus mit Holzschnitzereien in Osnabrück. 7. Der Gasthof zur Walhalla in Osnabrück. 8. Am Andreasplatz in Hildesheim. 9 Barockgiebel in Wismar. 10. Alte Salzspeicher in Lübeck. 11. Die Waage in Münster (Westfalen). 12. Aus Herford in Westfalen. 13. Altes Pastorat in Lübeck am Jacobikirchhof.

Nach photographischen Aufnahmen des Techno-Photographischen Archivs in Berlin-Friedenau.

Zeugen aus deutscher Vergangenheit: Schöne Giebel in alten Städten Norddeutschlands





Aller Anfang ist schwer. Nach einer Lithographie von Rudolf Jordan.

Der Heiratsantrag.

Von Hans Ostwald.

Aller Anfang ist schwer. Und vielleicht ist nichts so schwer wie der Anfang der Heiratsanträge, wie der Heiratsantrag selbst — dieser Auftakt der Ehe. Eine Unzahl von Beispielen aus Kunst und Literatur ließe sich herbeischaffen, in denen das Schwierige der Anfrage um Liebe und Ehegemeinschaft dargestellt wird. Und es ist meist der Antragsteller, der den Schwierigkeiten unterliegt, der die Situation nicht beherrscht, der ins Lächerliche hineingerät. Wer bei solchen heiklen und wichtigen Fragen kein beglücktes und beglückendes „Ja" zu hören bekommt, wem es nicht selig und gläubig entgegengehaucht wird, der gleitet unwiderstehlich ins Komische hinein. Er hat einen Korb bekommen. Er ist der Verschmähte. Er bestand nicht vor den Augen der von ihm Umworbenen. Er erscheint so als Minderwertiger, und das macht ihn lächerlich.



Antoine Watteau: Der Heiratskontrakt.

Aber nicht nur der abgewiesene Freier ist von einem Hauch des Komischen umgeben. Auch der ungeschickte Freier, der ängstliche, zage und schüchterne Mann auf Freiersfüßen erregt überall ein halb mitleidiges, halb spöttisches Lächeln. Ein gesunder, kräftiger und zukunftsfroher Bursche, ein Mann, der seinen Weg klar vor sich sieht, der sich seines Wertes und seiner Kraft bewußt ist, braucht nicht mit niedergeschlagenen Augen vor die Geliebte und Ersehnte hinzutreten, braucht nicht furchtsam nach Worten zu suchen, braucht nicht zu zittern und zu zagen vor der Zukunft und um sein Glück. Er wird schon an einem zärtlichen Blick, an einem vielversprechenden, schmeichelnden Lächeln, an einem heißen oder scheuen Händedruck, an dem ganzen, bald ängstlich fliehenden, bald sich vertraulich nahenden Wesen, an all den verheißungsvollen und unbeschreiblichen Kleinigkeiten gemerkt haben, ob er willkommen ist, oder ob er davongeschickt werden wird.

Und doch gibt es auch unter den besten Jünglingen und Heiratskandidaten solche Ahnungslose, die mit niedergeschlagenen Augen vor das Mädchen ihrer Wahl hintreten, die unsicher und in Zweifeln den Hut in ihren Händen hin und her drehen und schwerfällig nach Worten suchen. Oh — wollten sie doch die Augen aufmachen! Sie würden rasch den Hut, all ihre Zweifel und Ängste hinwerfen in irgendeinen Winkel und würden sich das Jawort mit freudigem Munde von erwartungsvollen Lippen küssen.

Denn wahrlich, nicht eine strenge, harte und unbestechliche Richterin steht vor ihnen.

Nein, eine Richterin in eigener Sache, die vielleicht sogar heimlich lächelt über die Ungeschicklichkeit und Schüchternheit des armen Jungen, der so hilflos nach Worten sucht — sie ist längst bestochen von seiner Tüchtigkeit, von seiner Kraft, von seinem Wesen, von seiner Werbung.

Allerdings — wer mit solcher täppischen Unmännlichkeit in der männlichsten Stunde seines Lebens auftritt wie der berühmte Junker Schmächtig, in dem Shakespeare den eingebildeten und untüchtigen Tölpel unsterblich gemacht hat, der wird nichts weiter hören als schnippische Fragen und noch schnippischere Antworten von der Begehrten. Sie wird sich ihm nur halb zuwenden. Und ein guter Psychologe wird schon daraus, daß ein Mädchen ihm stets die Seite zukehrt, merken, daß sie ihn nicht mag, daß sie von ihm fortstrebt oder ihn gar von sich stößt.

Romantische und weltfremde Gemüter hoffen, daß ihnen die entscheidende Frage in recht romantischen und stimmungsvollen Situationen gestellt werden möge. Die Laube — der Mondschein — der grüne Wald — glücklich, wem es beschieden,



Adriaen van Ostade: Heiratsantrag des Schüchternen.

von Blütenduft und mildem Glanz der nächtlichen Gestirne umgeben, das selige Bekenntnis der Liebe zu empfangen und zu geben!

Aber diese sentimentale Zeit ist für die meisten Menschen vorbei. Und auch die Zeit, in der die Männer anbetend vor den Frauen niedersanken, in der sie einen Strauß hinhielten und seine Annahme die Zusage, die Ablehnung aber den gefürchteten Korb bedeutete — auch diese Zeit ist vorbei. Wer heute auf die Knie sinkt, vielleicht auf den Teppich in einem Salon — wird sich leicht lächerlich machen, wie der Schüchterne. Es sei denn, er sinkt in heißem Werben nieder vor der Begehrten und Einzigen, nach der er sich verzehrt, die wachend und träumend vor seinem Auge schwebt, zu der ihn die Stimme seines Herzens laut und unaufhörlich ruft, und deren zärtliches „Ja" oder bedauerndes „Nein" wirklich Sein oder Nichtsein für ihn bedeutet.

Vielleicht aber soll man es so machen wie die lebenstüchtigen Leute aus dem Volke. Sie treten zusammen, besprechen, wieviel ein jedes von ihnen hat, wieviel jedes in die Ehe mitbringt, welche Aussichten ihr Geschäft oder ihr Beruf bietet ... „sie schmeißen ihren Kram zusammen." Sie geben einander die Hände ... Gefühlsausbrüche sind selten, und allzu schwierige Fragen sind ja auch nicht zu lösen. Die Verhältnisse sind einfach — und die Menschen ja auch.

Nicht immer ist der Heiratsantrag so einfach mit Ja oder mit Nein zu erledigen. Nicht immer sind nur der Freier und die Umworbene die allein Beteiligten.

Zuerst sind doch auch fast immer die Eltern beider Teile da. Und es ist immer noch ein Glück für die junge Ehe, wenn Väter und Mütter ihren Segen geben. Und manch ein Heiratsantrag besteht sogar in den Worten: „Gib uns deinen Segen!" Die Umworbene weiß, was der eintretende Freier will. Und sie begegnet allen Einwendungen, Anträgen und Erläuterungen mit ihrer gefühlvoll überströmenden Bitte.

Nicht immer hat es die Begehrte leicht, sich zu entscheiden. Dem schönen, gesunden und lebensstarken Geschöpf nahen sich ja die verschiedensten Freier. Der Alte naht, der Gold für Liebe geben will. Der reiche Jüngling naht, der weltliche Freuden, Tanz und Spiel, Prunk und Glanz bietet. Und fast zögert das junge Weib, ob es dem jungen Manne, der ihr sein Herz und sein Leben bietet, folgen soll. Und wie oft kommt es vor, daß ein Mädchen auch zwischen zwei jungen Männern zu wählen hat! Da steht der ernste, milde, sanftere, abwartendere Jüngling neben dem keck, lachend und derb Werbenden. Die Frage, die dem Mädchen gestellt wird, und die es sich selbst stellt, lautet: „Wen magst ...?"

Da darf auch ein Weib zag werden und ängstlich und schüchtern — und fast ein wenig lächerlich. Doch sonderbar: das Mädchen wirkt auch in solchem Zwiespalt nicht lächerlich, sondern eher bemitleidenswert, anziehend.

Und doch ist auch die Frau nicht ohne Begehren. Sie, die Umworbene, sie, der die Anträge gestellt werden, sie, die Begehrte — auch sie begehrt. Sie stellt zwar nur selten, ganz, ganz selten den Antrag. Aber sie weiß ihn, wenn sie nicht ganz von der Schlangenklugheit ihrer Altermutter Eva verlassen ist, hervorzuzaubern, weiß das kleine Samenkörnchen der Zuneigung zu pflegen und zu hegen, bis es zu einer blühenden Pracht gediehen ist.



William Hogarth: Der Heiratskontrakt.



J. W. Krafft: Gib uns deinen Segen!



Aus der guten alten Zeit: Vor dem Stadttor. Nach einem Gemälde von Hans Hanke. (Aus dem Besitz von Brakls Kunsthaus in München.)

Mode und Kunstgewerbe


1




2



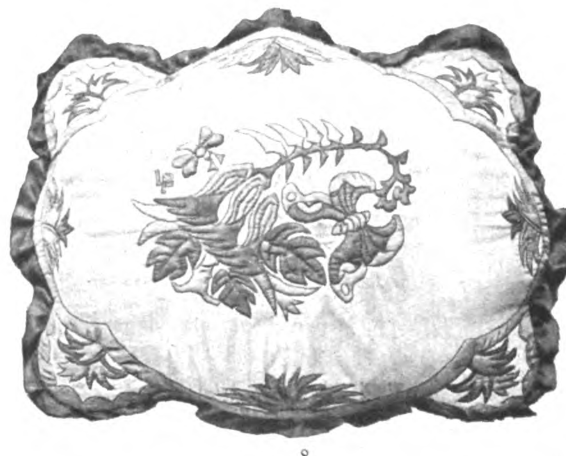

3


4


5


6


7


8


9

1. Wiener Bühnenkleider: Handgemalter, mit rosaroter Gaze gefütterter orangefarbener Bademantel. Strandmütze in Rot, Grün, Schwarz. (Modell: Wiener Werkstätte; Phot.: Atelier d'Ora, Wien. 2. Künstlerische Kinderkleider: Niebliches Kleid in Biedermeierart mit blauweiß gestreiftem Rock, dunkler Taille, weißem Batistkragen und großen weißen Knöpfen (links). Miederkleid mit Pelzbesatz; Mieder und Ärmel sind dicht mit Rankenornamenten bestickt (rechts). (Entwurf und Ausführung: Mariane Fahrenholz, Magdeburg.) 3. Wiener Bühnenkleider: Deshabillé aus weißer Gaze mit Hosen. Schleppe aus drei weißen Füchsen. (Modell: Wiener Werkstätte; Phot.: Atelier d'Ora, Wien.) 4. Weste in handgefärbtem Steppmuster. Den schwarzgrünen Grund umsäumen Weiß, Altrosa, mehrere Grün und Orange; das Futter ist altrosa. (Entwurf und Ausführung: Luise Pollitzer, München.) 5. Tanzkleid im Biedermeierstil aus weißen Spitzen mit seegrünem Tüllüberwurf, grüner Moiréschärpe und Rosentuff. (Modell: Leiser, Berlin.) 6. Teewärmer in handgefärbtem Steppmuster; Hellgrün und Weiß oder Altrosa und Weiß. (Entwurf und Ausführung: Luise Pollitzer, München.) 7. Einfaches, vorn durchgeknöpftes Kittelkleid aus dunkelblauer Gabardine mit hohem Stehkragen. (Modell: Marie Latz, Berlin; Phot.: Atelier Eberth, Berlin.) 8. Kissen, weiße Seide mit handgefärbtem Steppmuster in mehreren zarten Farben. (Entwurf und Ausführung: Luise Pollitzer, München.) 9. Nachmittagskleid aus braunem Liberty mit glattem, gesticktem Leibchen und flach plissiertem, zipfelig geformtem Doppelrock. (Modell: Marie Latz, Berlin; Phot.: Atelier Eberth, Berlin.)

Das Buch der Kindheit

Lebenserinnerungen von Gabriele Reuter.

(2. Fortsetzung.)

Der ungetreue W.

Mein guter Vater fand seine Befriedigung in dem Glück und dem Behagen, das er seinen Lieben schuf. Ein wenig Eitelkeit mochte mitspielen, wenn er der Familie seiner Frau zeigen konnte, wie freundlich ihr Los an der Seite des mit soviel Mißtrauen empfangenen Fremdlings sich gestaltete.

Es war ihm gewiß nicht immer leicht, die Summen für die Bestreitung des doppelten Haushaltes bereitzuhalten. Mangel an dem nötigen Betriebskapital legt auch dem rührigen Kaufmann Schranken auf. Manche vorteilhafte Gelegenheit mußte er aus einem inneren Bedürfnis seiner Natur zur Sauberkeit und Solidität ablehnen. Nun schienen sich ihm doch aussichtsreiche Geschäfte zu eröffnen. Er bekam von der ägyptischen Regierung die Lieferung der Uniformen für die neuorganisierte Armee zugewiesen. Bei dieser Gelegenheit vermißte er wieder einen Kompagnon, ja nur einen vertrauenswürdigen Geschäftsführer. Nach schlechten Erfahrungen und vielleicht auch aus Sparsamkeit arbeitete er nur mit unselbständigen Hilfskräften. Aber da war ein junger Verwandter meiner Mutter, der seit Jahren unter seiner Leitung stand. Er war denn doch mit allen Unternehmungen der Firma wohlvertraut. Es blieb nichts übrig, als ihm die weitere Führung der Angelegenheit mit der Regierung anzuvertrauen. Der Vater selbst eilte nach England, um die Stoffe zu kaufen und die Ausführung zu überwachen. Die Teilnehmerschaft an der Firma, die eine gesicherte Zukunft bedeutete, war dem jungen Manne als Lohn in Aussicht gestellt. Daß ein Mensch gegen seinen eigenen Nutzen arbeiten sollte, war nicht anzunehmen.

Mein Vater kam aus den heißen ägyptischen Frühlingstagen in Londons kalten, nassen Nebel. Die vorausgegangenen Verhandlungen mochten ihn stark erregt haben, in England überfiel ihn der erste Anfall jenes Herzleidens, das ihm von da ab keine Ruhe mehr ließ. Schon die Berichte, die der junge Verwandte ihm sandte, bewiesen, daß er der Verantwortung keineswegs gewachsen war. Zu seinem Erstaunen hörte mein Vater, daß die Regierung die bedeutenden Summen für die Lieferung der Uniformen, die noch nicht einmal eingetroffen waren, gegen alle Voraussicht der Firma bereits zugewiesen hatte. Von bösen Ahnungen gequält, reiste der Vater ohne Verzug nach Alexandrien zurück.

Das Unglück war bereits geschehen.

W., der junge Verwandte, trat ihm mit der Nachricht entgegen, er habe das Geld, für damalige Zeit ein hübsches Vermögen, einem Levantiner geborgt, der damit nach Oberägypten verschwunden sei. Schnell genug stellte es sich heraus, daß dieser Levantiner gar nicht existierte.

Der hübsche W., toll verliebt in eine französische Halbweltdame und beherrscht von ihrer raffgierigen Mutter, war in jenen Rauschzustand geraten, der so viele junge Leute schon zum Verbrechen getrieben hat. Das Geld war von ihm in wenigen Tagen an der Börse verspielt, auch die Geliebte wurde reichlich bedacht. Was aus der Wohnung seines Chefs der Dame irgend erwünscht schien, wanderte in die Behausung, die W. ihr eingerichtet hatte. Ob die frühzeitige Zahlung der Regierung nicht infolge Bestechung an geeigneter Stelle durch den Einfluß der Damen bewirkt worden war, blieb dunkel. Bei den damals im Orient waltenden Gebräuchen ist es als sicher anzunehmen.

Alle diese Dinge konnten dem Vater nach seiner Rückkehr nicht verborgen bleiben. Doch das ist ja das Charakteristische solcher Liebes- und Verbrecherräusche: die Befallenen handeln wie in einem Taumel, der sie nicht über die nächste Stunde hinaussehen und -denken läßt. Die Außenwelt ist ihnen versunken, sie sind gebannt in ihren Zauberkreis, in dem Tat nach Tat, die zweite unheilvoller als die erste, sich ihnen aufdrängt. Und so ist wohl dem jungen W. Glauben zu schenken, wenn er später erklärt hat: er wisse nicht, wie er zu seinen Handlungen gekommen sei.

Für meinen Vater war die Wirkung verheerend. Nicht nur der pekuniäre Schaden war schwer zu ersetzen — denn die ganze Lieferung in England mußte doch von ihm bezahlt werden. Andere Geschäfte, die, auf dem Gewinn fußend, von ihm eingeleitet waren, mußten weitergeführt werden, ohne daß die nötige Deckung vorhanden war. Sollte sein Kredit nicht empfindlich Schaden leiden, durfte die Öffentlichkeit so wenig wie möglich von dem Schlag erfahren.

Das Geld war unwiederbringlich verloren. Er entließ W. und verzichtete darauf, ihn den Gerichten zu übergeben.

In den Briefen an meine Mutter aus jenen Tagen zeigte er sich mannhaft gefaßt. Dringend legt er ihr ans Herz, gegen Verwandte und Freunde, besonders gegen die kranke Großmama, über die schmerzlichen Vorgänge zu schweigen. Der leidenschaftlichen Frau mag es schwergefallen sein, Zorn und Empörung in sich zu verschließen. Die Familie erfuhr später die Darstellung der Vorgänge nur durch den einschmeichelnd liebenswürdigen W. So neigte man denn in der Zukunft entschieden dazu, meinen Vater zu verurteilen, der durch törichte Vertrauensseligkeit den jungen Mann geradezu in sein Unglück hineingezwungen habe.

In ihm selbst war seitdem etwas zerbrochen — seine Spannkraft hatte nachgelassen, die Freudigkeit zur einsamen Arbeit war zermürbt. Er mußte Frau und Kinder in der Nähe haben, um in jeder Stunde zu fühlen, für wen er sich mühte. Gewichtige Gründe der Sparsamkeit mochten ebenfalls für eine Übersiedelung nach Alexandrien sprechen. Doch auch hier fordert er nicht. Mit ritterlicher Güte bittet er die geliebte Frau, ihm das Opfer zu bringen. Er weiß, wie schwer sie sich aus dem Dessauer Freundeskreise, am schwersten von der Mutter lösen wird. Und er fügt hinzu: „Es tut mir ja so wehe, die arme kleine Ella in ihren Kindheitsfreuden stören zu müssen."

Mama war keine Arbeitsnatur — sie ließ die Dinge sachte zu sich kommen. Stand sie jedoch vor einem Muß, so brach plötzlich aus der zarten, verwöhnten Frau eine harte Energie hervor. Eifrig trieb sie die notwendigen Vorbereitungen.

Die Großmama sah dem Abschied mit der Gelassenheit entgegen, die aus ihrer tiefen Frömmigkeit entsprang. Die Leidgeprüfte nahm die wechselnden Schicksale des Lebens als gleich wertvolle Geschenke aus ihres Gottes Hand. „Wir wollen dankbar sein für so viele gute Stunden, mein Hannchen!" — Mit diesen sanften Worten, begleitet von ihrem guten Lächeln, nicht von Tränen, suchte sie Mama die letzten Stunden des Beisammenseins zu erleichtern.

Der Dessauer Haushalt wurde aufgelöst. In ungeheure Kisten versanken die rotseidenen Damastsofas und Stühle, versanken Bilder, Teppiche und Porzellan. Bergehoch lag Stroh und Papier in allen Räumen. Wir Kinder rannten in dem Chaos umher und waren nur bestrebt, unser Spielzeug überall dort hineinzustopfen, wohin es am wenigsten paßte. Ich schwamm selig in der Wichtigkeit des jähen Aufbruches, zwischen Abschiedstränen und Abschiedsküssen. Dazu sammelte ich Stammbuchverse, von denen die meisten im Hinblick auf die Seereise in der freundlichen Aufforderung gipfelten:

„Schiffe ruhig weiter,
Wenn der Mast auch bricht . . ."

Daß Gott in dieser unangenehmen Situation mein Begleiter sein werde, hatte immerhin etwas Tröstliches gegenüber der in der Braunesschen Schule allgemeinverbreiteten Sicherheit des mir bevorstehenden Schiffbruches.

Eine Enttäuschung nahm ich mit übers Meer. Ich hatte die Anwartschaft gehabt, nach den Michaelisferien die „Erste" in der neuen Klasse zu werden. Ein heimlicher Blick ins Klassenbuch bewies es klar. Und meine Ahnung hat mich nicht betrogen: Niemals im Leben bin ich nun irgendwo „die Erste" geworden.

Die Reisen wurden damals durch häufiges Umsteigen gewürzt. In Bitterfeld war der erste Aufenthalt. Thom und ich liefen sofort ins Wartezimmer, um zu sehen, ob das Aquarium noch dort stehe: ein verstaubter Glaskasten, in dem zwischen künstlichen Korallenbäumen und grünen Gewächsen einige Goldfische schwammen. Es hatte uns begrüßt, als wir das erste und als wir das zweite Mal von Ägypten nach Deutschland kamen. Es hing uns eng mit Wiedersehensfreude nach langer Reise zusammen. Und richtig: neben dem menschenvollen Restaurationsraum, in dem leeren Wartezimmer mit seinen Plüschsofas stand noch immer, gleich einem Symbol der Beharrung im Wechsel der Zeiten, der verstaubte Glaskasten mit seinen Goldfischen.

Von fünf Kindern war Mama umgeben, das Älteste acht, das Jüngste wenig über ein Jahr alt. Zu ihrer Hilfe hatte sie nur die junge Erzieherin, die soeben aus dem Examen gestiegen und erst auf dem Bahnhof zu uns gestoßen war.

Da wir für einige Stunden nicht umzusteigen brauchten, machten wir es uns im Coupé, obschon der Zug noch hielt, gemütlich. Lola, das Baby, weinte über einen Schmerz im Füßchen, und Mama zog ihm Schuh und Strümpfchen aus. Der Schaffner kam, um die Billette zu durchlochen, und erklärte: wir säßen im falschen Zuge, auf dem falschen Perron. Es sei die höchste Zeit, wenn wir den Dresdener Schnellzug noch erreichen wollten! — Und so sehe ich uns denn über den menschenvollen Bahnsteig jagen — meine schöne, elegante Mutter voraus, das schreiende, bloßbeinige Kindchen im Arm. Der vorsorgliche Thom sprang mit Schuhchen und Strümpfchen hinterher. Ich im emporgerafften Kleid die Tiere der Arche Noah nebst Butterbroten und Äpfeln, Atti und Martin Körbe, Schirme, Paletots schleppend und verlierend. Fräulein Clärchen beladen mit Kissen und Decken für die Nachtfahrt, die schwersten Stücke trug der freundliche Schaffner. Ja, es war ein Zug, der nicht wenig Aufsehen erregte und auch so viel Mitleid, daß uns die unterwegs verlorenen Gegenstände noch in den davonsausenden Schnellzug nachgeworfen wurden. Nun war es jäh mit meiner Mutter Kraft zu Ende. Totenbleich, das Gesicht von Schmerzen verzogen, lag sie in der Ecke des Abteils. Wir drückten uns flüsternd aneinander, denn wir wußten, das Gespenst unserer Kindertage, Mamas Migräne, war im Anzuge.

In Wien besaß sie doch schon wieder Lebenskraft genug zu einer Fahrt durch die Stadt. Den Welthändeln fremd, ja feindlich gesonnen, hatte sie harmlos wie alle Preußenmütter ihre vier Jungen in graue Offizierspaletots mit roten Kragen gekleidet und ihnen Soldatenmützen auf die Lockenköpfe gesetzt. Man schrieb 1868 — Flüche und Schimpfwörter wurden uns nachgerufen, geballte Fäuste erhoben sich drohend, ein Stein flog, und die Jungen begannen zu weinen. Der Fiakerkutscher wandte sein rundes, rotes Gesicht zurück und erklärte, nicht weiterfahren zu wollen, wenn die Buben die sackrischen Mützen nicht hinuntertäten. Schnell kehrten wir unter den sicheren Schutz des Hotels zurück, und für die weitere Fahrt durch Österreich wurden neutralere Kopfbedeckungen hervorgesucht.

Die zweite Nacht im rollenden Zug. Ich erwachte unter den schlafenden Kindern. auch Fräulein Clara und die gepeinigte Mutter hatten Ruhe gefunden. Die Deckenlampe schimmerte matt hinter ihrer blauen Gardine. Ich saß am Fenster und hob nach einer Weile den Vorhang. Eine unsäglich fremde Gegend grüßte mich von draußen: graue Halden, von Steintrümmern bedeckt — kein Baum, kein Strauch — nichts Lebendiges! Und diese grauweiße Öde in ein unwirkliches rosafarbenes Licht getaucht. Ich starrte betroffen hinaus — wo waren wir? Plötzlich ergriff mich die freudige Gewißheit: Dies ist die Lüneburger Heide! Wahrscheinlich hatte sich bei mir die Schilderung einer Lehrerin von der Weite und Größe der Heidelandschaft irgendwie im Unterbewußtsein festgesetzt. Ich empfand eine stolze Befriedigung, die Lüneburger Heide gesehen zu haben, während alle die andern schliefen. Auch als später Fräulein Clara mich belehrte, es sei der Karst, über den wir fuhren, machte mir dies unverstandene Wort keinerlei Eindruck. Ich hatte eben die Lüneburger Heide gesehen, und das war irgendwie für mich ein bedeutsames Ereignis, wenn ich auch nicht hätte erklären können, in welchem Sinne.

Als wir uns in Triest auf den Dampfer begaben, gesellte sich ein freundliches, knabenhaftes Kerlchen zu uns. Er war kaum 16 Jahre alt, ein junger Jude, meinem Vater von Geschäftsfreunden warm empfohlen. Hellblond, mit großen, blauen Augen und feinen Zügen, immer ein wenig verlegen, taktvoll und bescheiden, sehe ich ihn viele Jahre hindurch als unsern täglichen Tischgast. Dabei entwickelte er sich zu einem klugen und tüchtigen Manne, in dem mein Vater endlich die lang entbehrte Hilfe fand.

Das Wetter war während der ganzen Überfahrt regnerisch. Mama und Fräulein Clara litten an der Seekrankheit. Da wir Kinder nicht ohne Aufsicht bleiben durften, mußten wir uns ebenfalls die meiste Zeit in den engen Betten der übel duftenden Kabine aufhalten. Mein Trost war das homöopathische Arzneibuch für den Gebrauch in Familien. Trotz seiner soliden Bestimmung enthielt es Andeutungen und Schilderungen, die den Reiz einer gewissen Unanständigkeit besaßen, was denn immerhin mit der grausigen Langeweile der übrigen Teile versöhnte.

Thom und ich standen auf Deck, als langsam eine weiße Stadt am Horizont emportauchte. Ich sah verwundert hinüber — die Häuser hatten ja alle keine Dächer! Thom aber flüsterte mir erschrocken zu: „Du, da hat's gebrannt — da sind alle Dächer abgebrannt!" Dies war unser erster Eindruck von orientalischer Bauart, deren wir uns begreiflicherweise aus der frühesten Kindheit nicht mehr erinnerten.

Wie viele fröhliche Spielstunden haben wir später auf dem flachen Dache unserer Wohnung zugebracht!

Papa und der Kontormohamed standen zu unserm Empfange bereit. Kaum waren wir bewillkommnet und die Schiffstreppe hinuntergestiegen, als unter tobendem Gebrüll die rasenden Eselbuben meine angstvoll schreienden Brüder auf ihren Tieren nach allen vier Windrichtungen zu entführen versuchten. Ich hing sicher an Papas Hand, aber Fräulein Clara kämpfte unter Zuhilfenahme aller englischen und französischen Vokabeln, die ihr gerade einfielen, einen Verzweiflungskampf um den kleinen Lola, der ihrem Schutze anvertraut war. Der Kontormohamed schlug rücksichtslos mit seinem Bambussteckeн nach rechts und links unter die zerlumpte braune Bande und schrie sie mit unverständlichen Schimpfwörtern an. Lola war mit kühnem Schwung auf seine Schultern gehoben, wo das Kindchen nun sicher und hoch über dem Gewühl thronte, die anderen drei hingen ihm an den Falten seiner Pluderhose, und das war der Beginn einer langen, treuen Freundschaft. Der kleine, feine Herr B., unser neuer junger Mann, hatte, diensteifrig wie immer, aus dem vielen Handgepäck ein

Körbchen mit einem Töpfchen für gewisse kindliche Bedürfnisse herausgegriffen und schwenkte es gleich einem glücklich geretteten Kleinod hoch in der Luft, während zahllose braune Hände um ihn herumzappelten und es ihm zu entreißen trachteten. Endlich waren wir in zwei offenen Wagen glücklich geborgen und fuhren mit schönen, schnellen Pferden unserm neuen Leben entgegen.

Orientbilder.

Als mein Vater nach Alexandrien kam, pflegte man die Missetäter noch an den Seiten der belebten Straßen aufzuknüpfen, wo sie dann zum warnenden Exempel einige Tage hängen mußten. Bei abendlichen Besuchen der Eltern trug der Diener die geschnitzte Laterne vor ihnen her durch die Finsternis. Das war während der Regierung des grausamen Abbas-Pascha. Jetzt unter dem geschäftsklugen Khedive Ismael wurden die Hauptstädte in Windeseile europäisiert. Es entstand eine tolle Mischung von Talmizivilisation und altem behaglichen Orient. Vor den Läden mit den letzten Modeneuheiten, mit Konfitüren, Perlenketten und Diamantdiademen führte das Völkchen der arabischen Eselbuben, Taschenspieler und Märchenerzähler sein vergnügtes Lumpenleben. Die Militärmusik schmetterte aus dem Pavillon auf der Place des Consuls, wo die hohen Fontänen rauschten. Vor den Kaffees schlürften elegante junge Männer grünlichen Absinth, aus vorüberrollenden Equipagen schauten die geschminkten Gesichter von Damen, deren Krinolinenkleider wie ungeheuere bunte Ballone über den Polstern lagen, während winzige Hütlein auf ihren Chignons schwebten. Der fromme Derwisch, der auf seinem Gebetsteppich kniete, schaute sich nicht nach ihnen um, sondern versank mit uralten würdigen Gebärden in die Anbetung Allahs.

Unerhört farbig, unerhört reich war das Straßenbild, in das meine Kinderaugen staunten, während mein Vater gelassen Häusliches mit meiner Mutter besprach.

Er hatte den Oberstock eines Hauses gemietet, das, inmitten der Kreuzung verschiedener Straßen gelegen, von Luft und Sonne umweht und umglänzt war. Seine Vorderseite stieß an einen kleinen Platz, der aus den niedern Nebengebäuden einer Moschee gebildet wurde. Die Moschee selbst mit ihren vielfachen Höfen, mit dem schlanken Minarett, das den traditionell-südlichen, gelbrosa und weiß gestreiften Bewurf trug, barg eine Fülle geheimnisvoller, die Neugier anregender Ereignisse und malerischer Zeremonien. Abends, wenn der Himmel orangegolden glühte, zu der feierlichen Stunde des Sonnenunterganges, tönte von der obersten der feinen Galerien, die das Minarett gliederten, der Ruf des Muezzins, tief und langgezogen in die Runde hallend: „Allah il Allah rasul Allah" . . . Und die Mosleminen ringsumher verließen ihre Arbeit, welche Beschäftigung es auch sein mochte, neigten ihre Stirn zu Boden, nach der Gegend des heiligen Mekka, und vereinigten ihre Seelen mit Gott im Gebet. Oft stand ich auf dem Balkon, hörte auf die Töne, die gleichsam von göttlicher Höhe herniederzuklingen schienen, und wartete des merkwürdigen Ereignisses. Die Frauen fuhren ruhig in ihren Beschäftigungen fort, denn wenn es ihnen auch nicht verwehrt war, Allah in der Stille zu verehren, so hatten sie doch keinen Teil an dem offiziellen Glaubensleben der Männer, und was mit ihnen nach dem Tode geschah, blieb unbestimmt.

Tagsüber konnten wir aus den Fenstern unseres Schulzimmers den erhabenen Greis und Rufer Allahs in seiner Häuslichkeit beobachten. Er wohnte mit seinem Weibe, mit Söhnen, Schwiegertöchtern und Enkelkindern in einer der niedern weißen Baulichkeiten, die den Hof umgaben. Hier spielte sich das primitivste Patriarchenleben uralter Völker genau so einfach und natürlich ab, wie wir es in den heiligen Büchern der Bibel beschrieben fanden. Dem ehrwürdigen Greis, dessen Augen erblindet waren, wurde von allen Seiten Unterwerfung und Gehorsam bezeigt. Sein schimmernd weißer Bart fiel bis zum Gürtel seines dunklen Gewandes, mit einem langen Stabe tastete er seinen Weg, oder ein schlanker brauner Knabe führte ihn. Meist saß er vor seiner Tür in der Sonne und hielt in seinen Armen ein junges Lamm, in dessen Wolle er seine erstarrten Hände wärmte. Die Zeit schien um ihn stillzustehen. Die Frauen in ihren blauen Hemden waren beschäftigt, Maiskolben zwischen flachen Steinen zu Mehl zu zerreiben, oder sie kneteten und buken die flachen Brote, oder sie spannen flockige Baumwolle, die Spindel im Arme haltend — die alte Großmutter, deren erbleichtes Haar feuerrot gefärbt unter dem schwarzen Schleier das hexenhafte Gesicht umlohte, kauerte auf dem Boden und ließ das Weberschiffchen durch die aufgespannten Fäden schießen. Die Kinder liefen in den Straßen umher und sammelten den trockenen Pferdemist zur Feuerung. Die Männer kehrten heim von ihrem Dienst in der Moschee, man verzehrte den Mais oder Bohnenbrei und einige Datteln als Nachtisch. Den Rest trug man dem Bettler hinaus, dem Lazarus, der schwärenbedeckt auf einer Strohmatte vor der Tür im Straßenstaube lag. Alle Gleichnisse Jesu wurden lebendig. Ein Weib mit einem Tonlämpchen, in dem ein Ölflämmchen schwelte, durchsuchte die dunkle Hütte und den Staub davor nach dem verlorenen Groschen, und ein Freudengeheul entstand bei ihr und den Nachbarinnen, wenn sie ihn endlich gefunden. Heftigen Streit gab es zuweilen in der engen Gemeinschaft, und die Stimmen der Weiber kreischten in den Tönen wilder Tiere, während die rotgefärbten Nägel nach der Gegnerin krallten. Der Greis erhob den langen Stab und schlug zwischen die Keifenden, die erschrocken auseinanderstoben. Aber auch in der stillen Nacht wurden wir geweckt durch langgezogene Weiberschreie. Zwei Tage später saß eine der Frauen in schönen seidenen Hosen vor ihrer Tür, ein neugeborenes Kindchen an der Brust, und nahm die Gaben entgegen, die die Nachbarinnen ihr brachten: in Palmenkörben junge Tauben, auf flachen, feingeflochtenen Schalen getrocknete Früchte, Datteln, Feigen und Aprikosen von Damaskus.

Mehrere der Frauen waren als Klageweiber in der Moschee beschäftigt. Sah man sie so friedlich bei ihren häuslichen Hantierungen, so hätte man sich niemals vorstellen können, wie grauenvoll sie wirkten, wenn drüben in dem inneren Hof des Gotteshauses eine Totenbahre stand und sie ringsumher kauerten, ihre Kleider und Schleier zerrissen, sich taktmäßig gegen die bloßen Brüste schlugen und merkwürdige rhythmische Klagelieder ausstießen, die den Rufen unheimlich wilder Vögel glichen. Diese Dinge konnten wir nur gelegentlich durch die Türöffnungen erspähen, denn das Innere der Moschee durften wir keinesfalls betreten. Weil uns also die meisten der dort stattfindenden religiösen Feierlichkeiten nur stückweise und ohne zusammenhängenden Sinn bekannt wurden, beschäftigten sie die Phantasie um so mehr. Vor allem fesselte es uns Kinder, wenn ein buntgekleideter Knabe auf einem schönen Pferdchen, das mit seidenen Decken, mit Silbergeschirr und Blumen prächtig geschmückt war, begleitet von Männern und Frauen, die jauchzten und jubelten, unter dem Schall von Flöten und Becken in die Moschee geleitet wurde. Wir rieten so viel über diese Sache hin und her, daß mein Vater ungeduldig wurde und uns kurz und bündig sagte: „Der Junge würde beschnitten, und wenn wir nicht gleich den Mund hielten, würden wir auch beschnitten. Damit würden wir Türken und könnten dann sehen, wo wir blieben!" Da schwiegen wir vor Schreck gleich still.

Die Mitte unserer Wohnung wurde von einem viereckigen, mit Marmorplatten gepflasterten Flur eingenommen. In diesem Flur erschien jeden Morgen eine Fellachin in blauem Hemd, den schwarzen dicken Schleier, an einer Silberspange befestigt, vor dem Gesicht hängend, so daß nur die Augen hervorschauten. Ihr seltsam starker, an Rosmarin, Sandelholz und den Rauch von offenen Reisigfeuern erinnernder Geruch erfüllte den Flur. Sie führte eine Ziege am Strick, braun und weiß gefleckt und mit Schlappohren wie ein Kaninchen. Das Tier wurde von der Frau vor unseren Augen gemolken und gab die Milch für unseren Kleinsten. Der Frau folgte nach kurzer Zeit ein Araberjunge, dessen Lumpen überall den dunklen Körper hervorschauen ließen. Er trug ein naßtriefendes Ungeheuer auf dem Rücken, das früher auch eine Ziege gewesen war. Aus dem Halse des Untiers stürzte er in der Küche einen Strom klaren Wassers in den gewaltigen Tonbehälter von uralter Form, der auf einem Ständer ruhte, wie er schon in den Räumen der Untertanen der Pharaonen gestanden haben mochte. Und in derselben Weise wie deren Sklaven widmete unser Berberiner dem Trinkwasser die erprobte sorgfältige Pflege, damit es frisch und kühl auf den Tisch der Herrschaft kam. Um drei Uhr nachmittags pflegte unser brauner Diener das schlichte Hemd, das er zu seinen häuslichen Verrichtungen trug, gegen einen prächtigeren Anzug zu vertauschen. Ich gestehe, daß wir Kinder gern der Vollendung seiner Ausschmückung zuschauten. Das eine Ende eines langen, bunten seidenen Schals wurde mit den Fransen an die Türklinke der Küche geknüpft und Mohamed, am anderen Ende beginnend, wand sich vom Eßzimmer aus über den Flur hinüber mit sonderbaren Bewegungen wie ein tanzender Derwisch das Prunkstück viele Male um die Taille. Es bildete die Mitte zwischen der blütenweißen, faltigen Pluderhose und der goldgestickten Tuchjacke. So geschmückt, den Tarbusch mit dicker Trobbel keck auf den Kopf gedrückt, rote Schnabelschuhe an den Füßen, die Zigarette zwischen den Lippen, begab er sich ins Café, eine Tänzerin anzuschauen oder dem Vortrag eines Märchenerzählers zu lauschen. Und da die Berber den edelsten Typus des Arabers darstellen, hatte Mohamed wirklich das Ansehen eines orientalischen Fürsten.

Außer dem Diener waltete in der Küche eine gelbe, leidenschaftliche Triestinerin, die köstliche Mehlspeisen zu bereiten verstand. Hauptsächlich der Strudel war eine feierliche Angelegenheit, bei der auch die Eßstube mit dem großen Tisch in den Bereich ihrer Tätigkeit gezogen wurde. Marietta den Teig papierdünn ausrollen zu sehen, war beinahe ebenso interessant wie das Anlegen von Mohameds Seidenschal. Mit ihren Tugenden verband Marietta leider eine böse Angewohnheit. Jeden Morgen, wenn sie von der Messe und vom Markte kam, brachte sie außer dem mit südländischen Gemüsen und Früchten, mit Fischen und Geflügel bepackten Korb einen umfangreichen, strohumflochtenen Fiasco italienischen Landweins mit. Von dem labte sie sich eifrig, daß ihr Gemüt am Ende verdüstert wurde und sie alle paar Tage den Dienst kündigte. Mama nahm die Ausbrüche ihres Mißvergnügens mit Ruhe auf. Wußte sie doch, daß ein starker Magnet die Mehlspeisenperle bei uns festhielt. Das waren die „Gartenlaube" und die Romane der Marlitt. Die „Gartenlaube" kam jede Woche mit dem „Steamer" von Deutschland, und solange die „Goldelse" oder die „Reichsgräfin Gisela" nicht glücklich in den Armen der Liebe gelandet waren, hatten wir unsere Marietta sicher. Bedenklich blieben nur die Zwischenzeiten, in denen andere Dichter mit weniger Anziehungskraft in dem Blatte ihre Feder tummelten. Da mußte man sehr geduldig mit ihr umgehen. Während solcher längeren Pause geschah der Auftritt, der sie endgültig von uns trennte. Die Eltern waren verreist. Wir Kinder saßen mit dem jungen Herrn B. und Fräulein Clara um den Mittagstisch, als in der Küche ein wilder Zank erscholl. Die Tür wurde aufgerissen, der majestätische Mohamed stürzte mit allen Zeichen des Entsetzens herein und schrie: „Ya magnun, ya magnun!" (Die Verrückte, die Verrückte). Hinter ihm raste Marietta, das Haar um den Kopf starrend, irr flackerten die Augen, sie schwang ein Waschbecken und suchte es dem Berberiner über den Kopf zu gießen. So jagten die beiden um den Eßtisch, an dem wir alle, entgeistert vor Schreck, nicht wagten, uns dem wütenden Weibe entgegenzuwerfen. Endlich sprang Mohamed mit einem Satz in den Flur und schloß sich in der Vorratskammer ein, während das Waschbecken krachend gegen die Tür flog.

Marietta würde durch einen arabischen Koch ersetzt, der statt der österreichischen die französische Küche bei uns einführte.

Mani und Lola, die Kleinen, wurden von einem Hausmädchen aus Kärnten betreut. Sie hatte eine Fülle von Liebesabenteuern mit den Männern verschiedenster Zonen erlebt. Mit urwüchsiger Komik pflegte sie mir und Fräulein Clara davon zu erzählen, ohne sich um deren pädagogische Einwürfe zu kümmern. Man kann sich leicht vorstellen, wie meine Ohren diesen noch nie gehörten Geschichten lauschten. Eines Abends kam der Kärntnerin zu unserem größten Erstaunen eine lange Stopfnadel aus dem Innern der Hand, die sich vor vielen Jahren an ganz anderer Stelle in ihren Körper verirrt hatte.

Unser Haus war wohl lustig und gesund, aber das Stadtviertel nicht elegant. In den regellosen Straßen vertrugen sich alle Arten von Baulichkeiten. An der Seite von Marmorpalästen gab es eingestürzte Häuser mit den Resten von Tapeten und öde Strecken, bedeckt von Trümmern aus der Römerzeit, zwischen denen die wilden Hunde umherliefen.

Die Gegend war zumeist von italienischen und griechischen Handwerkern bewohnt. Hoch und schmal stiegen die Gebäude aufwärts, rosenrot, blau und orangegelb getüncht — aus den Fenstern quollen bunte Fetzen und bildeten ein sonderbares Farbengewirr mit den grotesken Malereien der Wände. Drachen und lilafarbene Panther bleckten erschreckend rote Zungen, die heilige Jungfrau mit dem Kinde wurde von Sonne, Mond und Sternen beschienen, die mit Menschengesichtern lächelten, Teufel mit langgeringelten Schwänzen umsprangen unter Palmen den heiligen Sebastian, dessen Leib gespickt war mit Pfeilen, wie Mamas Nähstein mit Stopfnadeln.

Das war freilich ein interessanteres Spazierengehen mit Fräulein Clara als in Dessau auf der Kavalierstraße! Jeder Augenblick bot Neues, Unbekanntes. Im weißen Straßenstaub trieben die ehrsamen Kleinmeister mit Gesellen und Lehrlingen ihr Werk. Der Tischler fügte Schränke und Kommoden zusammen, aufgestapelt standen Särge; ungeheure Ballen staubigen Roßhaares, zerbrochene Federn umgaben den Tapezierer, der Matratzen und Sofas stopfte. Geheimnisvoll schimmerten aus dunklem Verlies rötliche Kessel und Kannen, malerisch beleuchtet von dem Flackerfeuer, an dem der Kupferschmied in ohrbetäubendem Takte klopfte. Aber wie entzückend war es erst, dem Goldarbeiter zuzuschauen, der die zierlichen Filigranblüten zwischen seinen metallischschwarzen Fingern entstehen ließ. Der Seiler zog den Hanf quer über die Straße; aus der Luft herab tropften die schwarzen und blauen Zeugstücke, die der Färber von einem Fenster zum andern spannte. Über die Balkongitter neigten sich dunkellockige Frauenspersonen in losen Nachtjacken und keiften auf die Kinder hinab, die sich mit Geschrei und Gejohle zwischen dem unruhigen Wesen herumtrieben. Ein splitternacktes Mädchen spreizte sich eitel in einem alten Krinolinengestell. Ein anderes hing sich Hobelspäne als künstliches Gelock um den Krauskopf. Ein Bübchen ließ sich von der Mutter lausen, ein anderes stieß das Brüderchen von ihren Brüsten fort, um selbst ein paar Schlucke der süßen Milch zu saugen, ehe er wieder in eine rohe Gurke biß. Die Luft in diesen Straßen war angefüllt mit dem fettigen Dampf der Frittata. Alle Leckereien der Bewohner, gebackene Fische, Artischocken, Oliven und Kuchen, in Öl und Honig schwimmend, und Berge blauer Trauben waren auf der Straße zu kaufen, Sie wurden auch hier verzehrt. Araberweiber wehten schläfrig mit ihren Fliegenwedeln über den Eßwaren hin und her, und die italienischen Kochkünstler feilschten und schrien, was sie konnten.

Täglich dehnten wir unsere Entdeckungsreisen weiter aus. Es war keine Gefahr dabei. Vier Kinder sind für ein junges Mädchen ein guter Schutz gegen die Annäherung von Abenteurern. Die Eingeborenen aber erwarteten damals das Beste von den Europäern, es herrschte ein gutes, freundliches Verhältnis zu ihnen.

Nur ein Verbot gab der Vater uns mit: Niemals die gebahnten Straßen zu verlassen, nie auf den Trümmerstätten herumzuklettern. Ein grausiges Ereignis hatte kurz vor unserer Ankunft eine ihm bekannte Familie betroffen. Die Mutter saß mit ihren Kindern im Garten, ihr kleines Mädchen lief über ein von der Berieselung aufgeweichtes Beet — plötzlich öffnete die Erde einen Spalt, das Kind versank vor den Augen der Mutter in einen Abgrund, den die stürzenden Erdmassen gleich wieder schlossen. Bei den angestellten Nachgrabungen traf man auf so ausgedehnte Höhlungen, Mauerwerke und Schächte, daß man es aufgeben mußte, die kleine Leiche zu finden. Die unglückliche Mutter verlor den Verstand und wurde ins Irrenhaus gebracht.

So sandte die Vergangenheit der Jahrhunderte, auf der wir Gegenwärtigen unser sorglos Wesen trieben, zuweilen schauerliche Botschaft von ihrem dunklen Dasein an die Oberfläche.

(Fortsetzung folgt.)

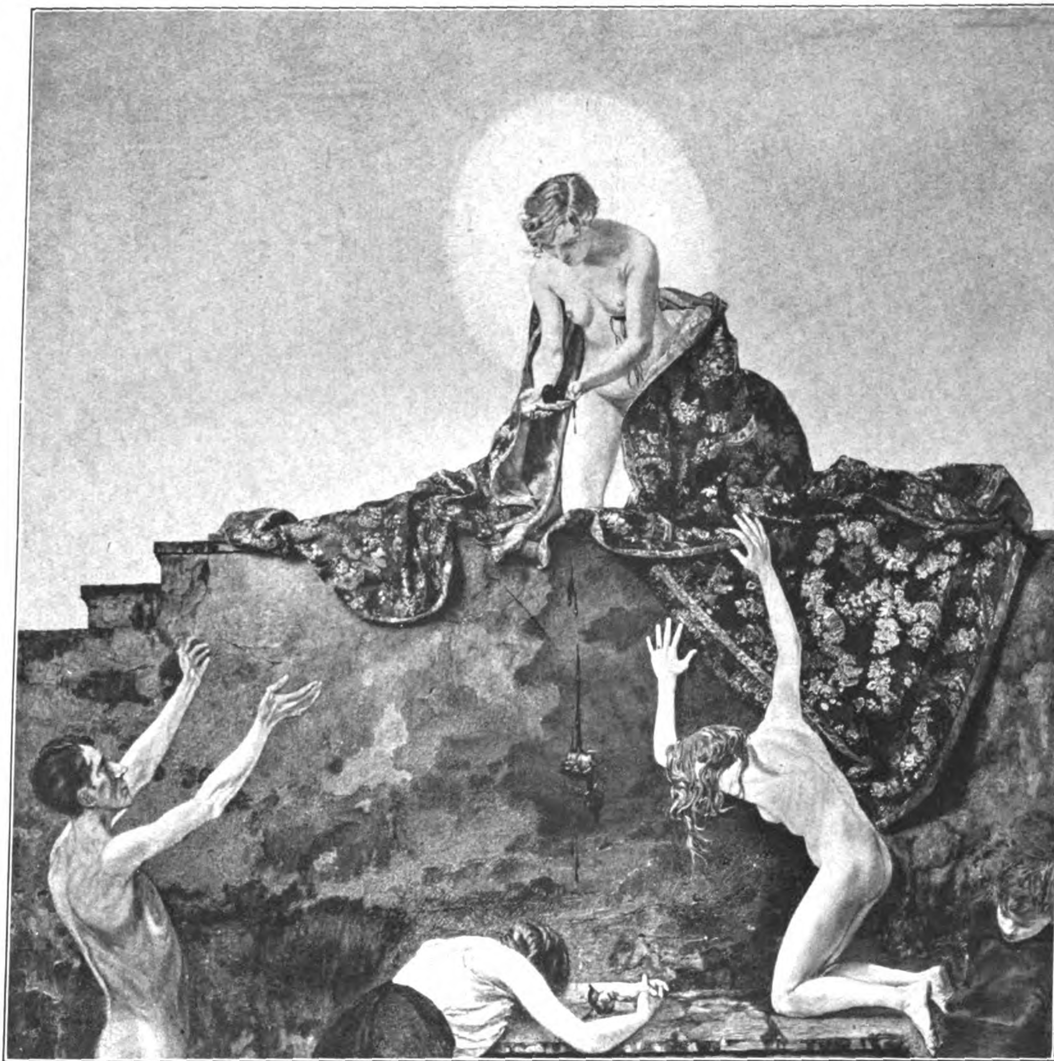
Sidonie Springer. / Von Dr. Paul Herrmann, Berlin.

Wer in der vorigen Ausstellung des Münchner Glaspalastes den Raum betrat, der ausschließlich Werke der bisher unbekannten Malerin Sidonie Springer enthielt, empfand sofort: Hier zeigt sich eine der wenigen Sensationen dieses Jahres! Und doch liegt dem Wesen der Künstlerin weit ab von allem Sensationellen vielmehr das Sensitive zugrunde. Nach ihrem eigenen Bekenntnis gilt es, dem Stoffe das abzuringen, was zum Ausdruck des Denkens und Fühlens dient: Form, Farbe, Licht, Bewegung, Mienenspiel der Objekte, die die Interpretation dessen sind, was den Künstler so ganz und stark erfüllt, daß er es sagen muß.

Bei solcher psychologischen Auffassung bildet natürlich das eigene Schicksal das Leitmotiv. Der jungen Künstlerin boten die tragischen Erlebnisse ihrer Mutter die ersten großen Leidmotive. Damals wurde sie auch von kongenialen Dichtern wie Lenau inspiriert. Liebevolle Betrachtung der Natur und gründliches Studium der Zusammenhänge waren ihr intensives Bedürfnis. Über die Neigung zur Philosophie gelangte sie zu sozialen Problemen. Konflikte in der Ehe führten sie zu voller Reife. Erst nach vielen Jahren scheuer Zurückhaltung entschloß sich Sidonie Springer, der Öffentlichkeit ihre nackte Künstlerseele zu schenken.

Wenn man der Malerin kein Unrecht antun will, muß man diesem inneren Entwicklungsgange folgen. Was den äußeren betrifft, so dürften einige kurze Angaben interessieren.

Aus dem romantischen Felsenort Adersbach in Deutschböhmen kam Sidonie Springer nach Gablonz a. N., wo sie auf der Fachschule für Kunstgewerbe von tüchtigen Lehrern in die bildende Kunst eingeführt wurde. Nach dem Fiasko der Bauspekulationen ihres Vaters trug die junge Sidonie schon selbst zu den Kosten ihrer Ausbildung bei, indem sie bis tief in die Nacht für eine Nähschule Monogramme zeichnete. Mehrere Jahre später siedelte sie nach Prag über, wo sie sich an der Spezialschule für dekoratives Malen durch die düster-ernsten Themen des Professors J. Schikaneder besonders angezogen fühlte. Auch die unheimliche Schönheit der verfallenen Altstadt regte zu mancher Kreide- oder Federzeichnung an. Doch erst in München, wo die Künstlerin seit etwa einem Jahrzehnt ihren festen Wohnsitz hat, kam das Talent durch eifriges Studium alter Meister zu voller Entfaltung.



Die nach Liebe Schmachtenden. (Mit Genehmigung des Novitas-Verlags, Berlin.)

Bis etwa 1915 ist bewußte Anlehnung an Memling und Bouts zu erkennen. Die zwei hier wiedergegebenen Kompositionen mit je einer Figur gehören der späteren Periode mehr selbständiger Schöpfung an. Das Gemälde „Die nach Liebe Schmachtenden" ist erst im Jahre der Ausstellung vollendet worden, wo es den größten Erfolg der ganzen Kollektion errang. Es ist ebenso wie die anderen Hauptwerke in Tempera ausgeführt. In diesen Gemälden befriedigt die vornehme, leicht nuancierte Tonigkeit von Felsblock, Baumstamm und Statue ebenso wie das jubelnde Blau des blumenbestickten Mantels und das zu Rosen sich wandelnde Herzblut im Kontrast zu den lichten Tönen der Körper und des Himmels.

Mit Graphik beschäftigt sich die Künstlerin gleichfalls. Zur Zeit ist ein zehngliedriger Zyklus im Werden: „An meine Mutter," aus dem schon zwei Blatt auf der diesjährigen Großen Düsseldorfer Kunstausstellung Aufsehen erregen.

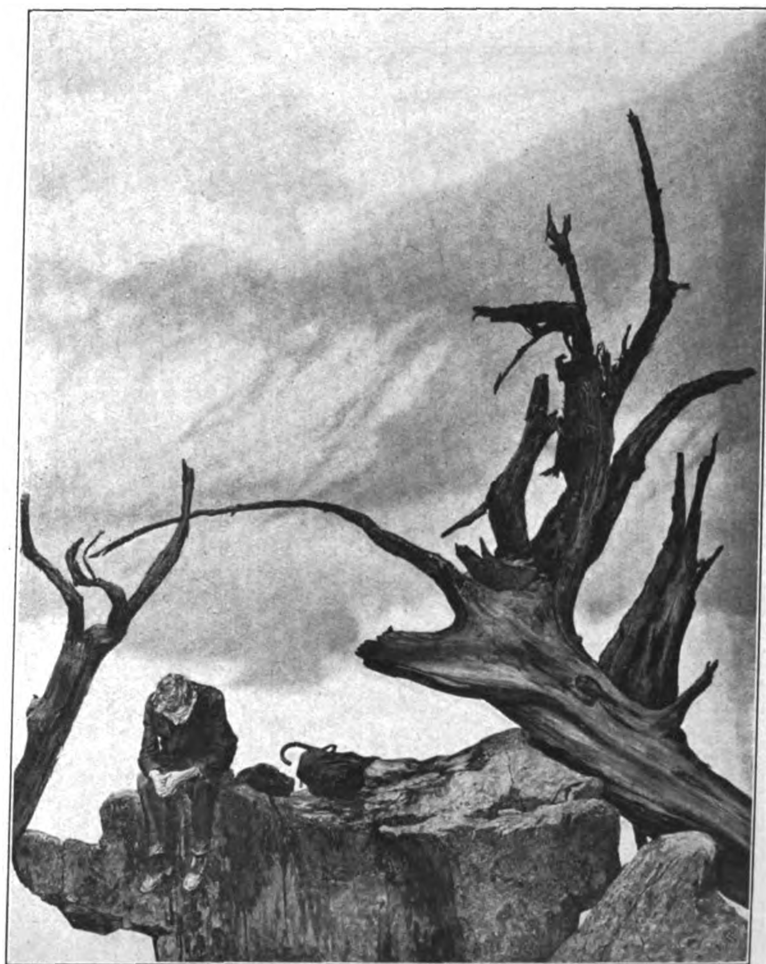
Jeder Künstler, auch der Autodidakt, hat bewußt oder unbewußt eine geistige Ahnenreihe. Es führt eine Linie von Fra Angelico zu Sidonie Springer. Aus unserer Zeit sind Anklänge an Otto Greiner, Max Klinger, Sascha Schneider, Hans Thoma unverkennbar.

Wer aus fremder Sphäre mit kühler Kritik an die Springerschen Gemälde tritt, wird vielleicht von illustrativer Phantastik, von geistreichelndem Rätselspiel, von theatralischem Pathos, von weibischer Schwachheit sprechen. Wer aber die Schöpferin recht verstehen will, erblickt lose Tagebuchblätter einer wunden- und wundervollen Seele, die aufs tiefste ergreifen. Die Neigung zum Grausigen hat nichts Grausames, Leid und Leidenschaft sind durch Mitleid geläutert.

Sidonie Springer ist ein Licht, das in der Finsternis unserer Zeit leuchtet und wärmt.



Zuflucht. (Mit Genehmigung des Novitas-Verlags, Berlin.)



Die Entwurzelten. Mit Genehmigung des Novitas-Verlags, Berlin.)



Hasen im Treiben. Nach einem Gemälde von Adolf Weczerzick.

(Aus dem Prachtwerk „Die Jagd geht auf“; Verlag von J. J. Weber, Leipzig.)

Das Haus. Skizze von Agnes Harder.

Nun fuhr der Wagen mit den letzten Badegästen davon. Ein Grüßen und Winken, Tücherschwenken und „Auf Wiedersehen!“-Rufen. Jetzt bogen sie um die Ecke. Gott sei Dank! Sie waren fort! Meta Wiese hielt sich einen Augenblick am Staketenzaun. Dann ging sie ins Haus. Da kam ihr Minna entgegengestürzt.

„Nun hat die Geheimrätin doch das Riechfläschchen vergessen, wo sie immer ihre Zustände kriegt! Und die Unordnung oben! Rein wie die Wilden haben die Herrschaften gehaust! Es dreht sich einem alles um. Drei Tage werde ich zu tun haben, ehe ich fort kann. Wo doch mein Bruder Hochzeit macht. Unsereins muß sich ja totschinden. Und das Trinkgeld! Lumpige —“

Fräulein Wiese unterbrach sie mit einer Handbewegung, nahm ihr das Fläschchen ab, zog das Umschlagetuch fester und sagte kurz:

„Ich laufe zur Bahn. Ich hole sie noch ein.“ —

Als sie atemlos auf dem Bahnsteig ankam, fiel ihr die exzentrische Geheimrätin fast um den Hals.

„Das sind ganz Sie, liebes Wieselchen! Ich habe es aber eben zu Seiner Exzellenz gesagt, nur im Haus Wiese, nie wo anders will ich wohnen! Die Verpflegung in der teuren Zeit! Und die Aufmerksamkeit und Rücksicht! Wissen Sie, ich kenne doch Pensionen in der ganzen Welt, was unsereins in der glücklichen Zeit die ganze Welt nannte — aber Ihr Haus steht einzig da, einzig, Wieselchen!“

Da kam der Zug. Die Geheimrätin und die beiden Exzellenzen und das geizige alte Fräulein, das den Lobeshymnus mit hochgezogener Nase angehört hatte, weil so viel Anerkennung ihrer Meinung nach die Leute nur verdarb, stiegen ein, verstauten ihr umfangreiches Gepäck und winkten noch einmal, schon merklich zerstreut. Meta Wiese verließ den Bahnsteig und setzte sich draußen in den Anlagen auf eine Bank. Die See ging hoch. Man hörte sie bis hierher. Der Herbstwind, der sie hergetrieben hatte, würde ihr jetzt entgegen sein. Sie mußte warten, bis sich ihr Herz beruhigte. Einen Augenblick schloß sie die Augen.

„Na, nun können Sie sich ja ausruhen“, sagte die Flundernfrau, die mit dem Zug aus der Stadt gekommen war. „Den ganzen Winter können Sie sich nun ausruhen! Wenn es doch unsereins auch einmal so hätte! Aber nun muß man mit den Fischen wieder in die Stadt. Alles was recht ist, Fräulein Wiese, zu Ihnen ging ich am liebsten. Sie handeln nicht wie der Teufel um eine arme Seele, und einen Topf Kornkaffee gibt es obendrein.“

Meta Wiese nickte nur. Sie konnte nicht sprechen. Vor Tage war sie aufgewesen, die Brote zum Mitnehmen fertigzumachen. „Nicht zu wenig“, hatte das sparsame Fräulein betont. Auch wollte man noch einmal gemeinsam Kaffee trinken, auf der Glasveranda mit dem Blick auf das Meer. Ja, wenn man die mitnehmen könnte! Wenn man überhaupt das Wieselchen zu oberst in den Koffer legen könnte! Die glückliche Schwester, zu der sie für den Winter ging! Die war zu beneiden.

Meta Wiese ging langsam die Strandstraße hinab, nach Hause. Die meisten Häuser waren schon geschlossen. Sie hatte immer die spätesten Gäste. Eigentlich wollte sie ja für die zweite Septemberhälfte auch niemand annehmen. Ihre Nerven waren dann immer am Ende. Aber sie konnte so schwer nein sagen. Zudem war es eine falsche Rechnung, sie sagte es sich jedes Jahr. Es kam nichts dabei heraus. Deckte doch schon der volle Betrieb in den letzten Jahren nur gerade die Unkosten. Sie fürchtete sich schon vor der Abrechnung. Die Gäste machten die alten Ansprüche und hätten am liebsten auch die alten Preise bezahlt. Und sie nahm nun einmal nur das Publikum, an das sie gewohnt war, ob es auch verbittert und ungerecht geworden war. Mit dem neuen Reichtum wußte sie nichts anzufangen. Die anderen Pensionsinhaberinnen machten glänzende Geschäfte, sie wußte es wohl. Sie hatten sich organisiert und setzten die Preise fest und überboten sich dann heimlich. Aber Meta Wiese hatte sich dem Verein nicht angeschlossen. Sie hatte auch keine Zeit für Sitzungen — vielleicht auch keine Kraft. Das schlimmste aber war, daß sie ihre Menschenliebe verloren hatte. Im Grunde haßte sie jetzt ihre Gäste. Sie blieb ganz erschrocken stehen, als ihr das plötzlich zum Bewußtsein kam. Sie war an der letzten Biegung vor ihrem Haus. Von hier an hatte die Straße nur noch eine Häuserzeile, was die Lage um so begehrenswerter machte. Sanddorn ging bis zur Vordüne herab. Seine gelben Beeren leuchteten in der glasklaren Luft. Richtig, sie hatte der Exzellenz versprochen, ihr ein Postpaket davon zu schicken. Recht schöne Zweige, daß sie beim ersten Tee-Empfang damit prahlen konnte. Es würde ein unbequemes Paket sein. Sie mußte es auch selbst zur Post tragen. Minna durfte sie damit nicht kommen. Sie dachte an die kleine eitle Frau, die nun schon vierzehn Jahre zu ihr kam. Vierzehn Jahre! Damals war ihr Mann noch Major gewesen. Mit dem Generalstitel war er dann verabschiedet worden. Nun, der Krieg hatte ihm noch eine Nachblüte gebracht, Etappenarbeit und den ersehnten Titel, der sie über alle späteren Schwierigkeiten tröstete.

Nun bin ich auch bitter geworden! dachte Meta. Hatte nicht gerade diese alte Bekannte sie in diesem Jahr so verändert gefunden? „So grau sind Sie geworden, Wieselchen! Wissen Sie noch, als wir zum erstenmal hier waren, damals, als noch niemand wußte, daß der Ort einmal eine Zukunft haben würde? Aber wir hatten alle eine Zukunft, Sie auch, Wieselchen. Eigentlich waren Sie damals reizend. So in der zweiten Blüte. Ein bißchen voll geworden; aber reizend. Mein Mann dachte noch neulich daran. Und der Gerichtsrat aus Braunschweig ließ es Sie sehr merken. Sehen Sie, wie sie sich verändert haben? Sie werden nicht einmal mehr rot, wenn ich Sie an eine alte Liebe erinnere.“

„Er war in diesem Sommer hier, im Juli, mit Frau und Kindern. Er ist sehr glücklich geworden.“

„Und das sagen Sie so gleichgültig?“

Meta Wiese dachte daran, daß ihr der alte Verehrer auf die Erinnerung hin den Preis gedrückt hatte, und daß seine Frau sie immer mit der Herablassung einer Siegerin behandelt hatte. Sie schwieg.

Nein, sie haßte alle, wie sie da an der Wegbiegung der Strandstraße stand und auf ihr Haus sah. Minna hatte eben, wo die Gäste gewohnt, die Fenster aufgemacht. Der Wind wehte die Gardinen weit heraus. Es sah aus, als sei eine Leiche herausgetragen, dachte sie unwillkürlich. Sie mochte gar nicht hineingehen. Sie fürchtete sich. Bergehoch lag nun die Arbeit, ehe sie fortkonnte. Zwar, das Reinemachen würde Minna mit der Hilfe noch besorgen, wenn sie auch redete. Geld lockte. Aber dann mußte sie die Wäsche durchsehen und stopfen. Ergänzungen waren jetzt zu teuer. Neulich war wieder mit der Zigarre ein Loch in die Kaffeedecke gebrannt. Sonst hatte sie sich immer auf diese letzten Tage gefreut, die sie ganz allein in ihrem Zimmer wohnte, ehe sie zuschloß. In diesem Jahr fürchtete sie sie. — Sie stieg zum Strande hinab und versuchte es, ein Stückchen gegen den Wind

anzukämpfen. Aber der Atem versagte, und sie war froh, sich in den Schutz eines Fischerbootes zu ducken. Nun hatte sie die See ganz nahe. Zuweilen rollte eine gierige Wellenzunge bis dicht vor ihre Füße. Starr sah sie hinaus, über die flaschengrüne, schaumkräuselnde Unendlichkeit. Liebte sie auch das Meer nicht mehr? Selten kam sie noch an den Strand, vor allem in den letzten Jahren, seit die Wirtschaft alle Kraft verbrauchte. Und doch war das Meer schuld an der Wendung ihres Lebens. An dem großen Glück, das sie gemacht hatte, wie die Menschen sagten. Und die Menschen wissen alles besser als die, die es angeht. Jung war sie gewesen, jung und reizend, in voller Blüte, nicht in der Nachblüte, von der die Exzellenz neulich gesprochen. Ein hübsches Talent zum Aquarellmalen hatte sie ausgebildet und gab Stunden in der Mittelstadt, in der sie groß geworden war. Einen ordentlichen Notgroschen hatte sie auch, genug zu einer Aussteuer, und noch etwas darüber. Denn ihre Eltern waren tot, und sie war ihr eigener Herr. Sie hatte kühne Pläne. Sie wollte ihr Talent richtig ausbilden. Sie dachte sogar an Paris. Sie fürchtete sich gar nicht vor der Welt. Die lockte wie ein reifer Apfel, und sie hatte gute Zähne. Da lud sie die Tante, die Schwester ihres Vaters, für einen Sommer an die See ein. Sie hatte sich das Haus gebaut, billig, mit einem guten Geruchssinn der Möglichkeiten des Orts. Damals lag es weit draußen, allein. Mit steigendem Begehren waren die Häuser ihm nachgewachsen. Es war geschmackvoll und hübsch, in dem neuen Landhausstil, der eben aufkam. Die Menschen blieben stehen und bewunderten es. Es hatte Zukunft. So paßte es zu Meta, die der Liebling der Tante war. Und dann sah sie zum ersten Male die See. Nie hatte sie einen so gewaltigen Eindruck gehabt. Erst nach Wochen wagte sie sich mit ihrem Skizzenbuch heran. Im Eßzimmer hing noch das kleine Bildchen. Es hatte etwas Rührendes in der Ehrfurcht, die daraus sprach.

Sie kam dann noch einmal wieder. Da hatte das Leben sie schon mit festerer Hand angefaßt. Sie hatte ihre erste Herzensenttäuschung hinter sich und war schwer mit ihr fertig geworden. Es zeigte sich, daß sie überhaupt nichts leicht nahm. Alles gab bei ihr Narben. Das schlimmste war, daß sie nicht mehr an ihr Talent glaubte. „Ganz nett," hatte der große Meister gesagt, zu dem sie bei einem Aufenthalt in der Hauptstadt gegangen, „ganz nett. Aber heiraten ist besser." — Da hatte sie ihre Künstlerträume begraben. Sie mochte nun nicht einmal mehr Stunden geben. Sie war zu ehrlich dazu. Sie nahm sich dieses Mal mehr der Wirtschaft an. Die Tante hatte Unglück mit ihrer Stütze. Meta ersetzte sie ihr, und Gäste und Wirtin waren zufrieden.

„Soll ich dir das Haus verschreiben, wenn ich Testament mache?" fragte die Tante. „Du könntest etwas abzahlen an die andern Erben. Du wirst sehen, der Ort wächst. Sie bauen im nächsten Jahr einen Steg ins Meer, und die Wege zum Strande werden fest gemacht, daß man nicht im Sand zu waten hat. Heiraten ist Unsinn. Ein rechtes Frauenzimmer schlägt sich allein durch die Welt."

Sie hatte der Tante die Hand geküßt. Das sei noch lange hin, sie würde den Aufstieg des kleinen Bades mitgenießen. Aber im nächsten Jahr, gerade als ihre jüngere Schwester geheiratet hatte, war die Tante krank geworden und hatte sie gerufen. Ja, und dann hatte sie sie nicht mehr losgelassen, und mit fünfundzwanzig Jahren war sie Besitzerin des Hauses Wiese. Nicht einmal den Namen brauchte sie zu ändern. „Was für ein Glück", schrieb die Schwester, bei der eben das zweite Kind angekommen war. „Wenn du wüßtest, wie wir uns einschränken! Aber nun können wir den Urlaub bei dir verleben. Die See ist so gut für Kinder. Im Winter lebst du dafür bei uns. Der Raum ist zwar knapp, aber es muß gehen, und wieviel kannst du mir abnehmen!"

War denn auch diese Erinnerung vergällt? — Meta sah in die Wellen, bis ihre Augen tränten. War es nicht süß gewesen, die Schwester von der Bahn zu holen, den Kleinen Eimer und Schaufeln in die Hand zu drücken und zwischen aller Arbeit einmal herunterzulaufen an den Strand und ihre Burgen zu bewundern? Und die Weihnachtsfeste in dem warmen Familienkreis, dessen Glieder sich so innig liebten! Sie war freilich meist todmüde vom Backen und den Vorbereitungen. Aber es waren doch Menschen, zu denen sie gehörte, denen sie etwas bedeutete. Warum sang der Wind über ihr, daß sie sich immer selbst betrogen? Daß man sie nur ausgenützt, durch all die langen Jahre? Immer, immer war sie die Gebende gewesen. Im Sommer als Wirtin, im Winter als Gast. In späteren Jahren hatte sie oft das Bedürfnis eines vollständigen Ausspannens gehabt. Nur ganz selten hatte sie es befriedigen dürfen, nur für kurze Zeit. Die Schwester lebte jetzt in einer großen Stadt. Da gab es Anregung genug. Man hatte freilich wenig Geld übrig für Konzerte und Theater, da war es gut, daß die Tante diesen oder jenen mitnahm. Allein machte es ihr doch kein Vergnügen, wenn so viele sehnsüchtige Augen ihren Berichten lauschten.

Es wäre ja auch alles gut gewesen, wenn die Sorgen nicht gewachsen wären von Jahr zu Jahr. Sie hielten Schritt mit der Vergrößerung des Ortes, die so viele neue Anlagen verlangte, von denen die alte Zeit nichts gewußt hatte. Elektrische Anlage und Heizung der unteren Räume, wenigstens Kaminfeuer in der Diele an kühlen Tagen, Wasserleitung und die schöne Glasveranda mit dem Blick auf die See, alles entstand nach und nach, den Ansprüchen der Gäste gemäß, die der wachsende deutsche Reichtum verwöhnte. Die Miterben mußten pünktlich ausgezahlt werden. Waren im Herbst die Reparaturen gemacht, so war Meta oft genug froh, winterüber wenigstens umsonst bei der Schwester zu leben.

„Du verstehst dein Geschäft nicht", sagte der Schwager dann mißmutig. Und Meta gab ihm recht.

War sie von Jahr zu Jahr müder geworden, ohne daß sie sich Rechenschaft darüber gegeben hatte? Sie wußte es nicht. Aber als sie sich mühsam am Bootsrand aufrichtete und durch den fliegenden Sand zur Straße schleppte, wußte sie, daß sie nicht nur die Menschen haßte, sondern auch ihr Haus. Ihr Haus zumeist. Ihr Feind war es, ihr Todfeind. Die Lebenskraft hatte es ihr ausgesogen, die roten Tropfen hatte es aus ihrem Blut genommen trotz aller Seeluft. Nicht geerbt hatte sie damals, enterbt war sie worden. Entrechtet, betrogen.

„Ich weiß nicht, was mit Fräulein Wiese ist", sagte die Kapitänsfrau zu ihrem Mann. „Ich traf sie gestern im Wald, als ich Reizker suchte, du weißt, Mann, an der Fichtenschonung, wo sie sich am längsten halten. Ich sprach sie an und fragte sie nach dem Sommer, denn in der Badezeit sind die Vermieterinnen ja alle aus dem Häuschen. Sie gab aber kaum Antwort. Ganz komisch kam sie mir vor. Ich muß doch einmal hingehen und mich nach ihr umsehen. Was meinst du, wenn wir sie morgen zum Essen einladen? Wir haben doch den Lachs, und nachher gebe ich Kalbsleber. Seit die Sommergäste fort sind, läßt der Schlächter ja wieder mit sich reden. Eigentlich kommt nun doch der schönere Teil des Jahres. Wie froh bin ich, daß du auf deine alten Tage den Posten an der Rettungsstation bekommen hast."

Aber die Frau Kapitän klopfte vergebens an. Niemand öffnete ihr.

„Sie wird schon fort sein. Die Minna war ja schon vor einer Woche bei unserer Auguste. Die hat auch gesagt, bei ihrer Herrschaft hätte es geschnappt. Sie sitze am Fenster und sähe aufs Meer. Nicht den Finger rühre sie. Gerade so, als sei sie zu Salz geworden. Ihr sei es gleich. Sie sei nun mit dem Gröbsten durch und mache sich dünne."

Der Kapitän schmauchte seine Pfeife und antwortete nicht. Er hätte gern erfahren, wie die dicke Minna sich dünne machen könne. Aber dazu hätte er den Mund aufmachen müssen; das überließ er seiner Frau. —

Meta Wiese saß am Fenster und sah auf das Meer. In ihrem Schoß lag ein Brief ihrer Schwester.

„Gut, daß du bald kommst, Meta. Unsere Älteste, die nach dir genannt ist, soll sich verloben. Es sind aber noch allerlei Förmlichkeiten zu erledigen. Sie macht eine ganz gute Partie. Aber in dem Geschäft ihres Verlobten gibt es augenblickliche Schwierigkeiten. Diese schreckliche Zeit! Niemand ist seines Lebens sicher. Es muß Kapital geschafft werden. Arnold meint, du könntest eine Hypothek aufnehmen. In ein paar Jahren sind die Schwierigkeiten überwunden. Du hast ja einen guten Sommer gehabt. Bertrams, die auf meine Empfehlung bei dir waren, da wir in diesem Jahr nicht abkommen konnten, sind des Lobes voll. Und Meta ist schließlich dein Patenkind. Sie hätte dir selbst geschrieben. Aber sie hat den Kopf voll mit ihrer Liebschaft. Auch erwarten wir ja täglich deine Anmeldung.“ —

Ein paar Tage darauf wurde der Kapitän in der Nacht geweckt. Es brenne in der Strandstraße. Er nahm den kürzesten Weg am Strande entlang. Da sah er eine Frau den Wogen entgegenlaufen. Er fing sie auf, ohne daß sie sich wehrte. Es war Meta Wiese. Oben flammte ihr Haus. Er brachte sie zu seiner Frau und ging an die Löscharbeit. Viel war nicht zu retten.

Meta Wiese brachte man in eine Nervenheilanstalt.

Der Kunstkenner. Eine lustige Geschichte von Paul Bliß.

Herr Heinz Hartwig war Besitzer einer großen Strumpffabrik; er war ein reicher Mann, denn nicht nur die Fabrik warf einen sehr beträchtlichen Nutzen ab, sondern auch das Heiratsgut seiner Frau trug eine ansehnliche Rente ein.

So war also Herr Heinz Hartwig jeder gemeinen Not enthoben, und wenn er nun trotzdem sich Sorgen machte, so lag das daran, daß die Gattin, die teure, mit immer neuen Wünschen ihm zu schaffen machte.

Frau Therese wollte höher hinaus; der Titel einer Fabrikbesitzersgattin hatte für sie trotz der Länge keinen volltönenden Klang — sie war eine ideale Natur — das Getriebe des Alltagslebens schien ihr öde und grau, sie wollte sich und ihren Gatten in eine andere, in eine höhere Sphäre hinaufführen, nämlich in die Regionen der Kunst.

Und da nun weder sie noch ihr biederer Heinz irgendeine Kunst auszuüben wußten, so wollten sie sich wenigstens einen Kreis von gottbegnadeten Jüngern der hohen und hehren Kunst an ihr Haus fesseln, um so in den Stunden der Geselligkeit der grauen Alltäglichkeit enthoben zu sein.

Aber dies Wollen hatte selbst bei so reichen Leuten seine Schwierigkeiten. Denn das Ehepaar wußte nicht nur keine einzige Kunst auszuüben, sondern es verstand auch absolut nichts von der Kunst.

Und das darf nicht wundernehmen.

Herr Heinz nämlich hatte sich aus den allerkleinsten Anfängen heraufgearbeitet und war stets von seinen Geschäften so in Anspruch genommen, daß ihm zu einer Nebenbeschäftigung nicht die mindeste Zeit blieb.

Frau Therese aber hatte die oberflächliche Pensionserziehung der sogenannten höheren Tochter bekommen, die den jungen Mädchen von allen Bildungsstoffen nur ein Kostehäppchen gibt, so daß die armen Geschöpfe, wenn sie ins Leben treten, nichts Halbes und nichts Ganzes sind.

Dessenungeachtet aber wußte Frau Therese sehr genau, was sie wollte: sie hatte gehört und in Romanen gelesen und auch bei anderen Familien gesehen, daß es reiche Leute für notwendig erachten, der Kunst ein gastfreies Haus zu gewähren, und deshalb hielt auch sie es nun für unumgänglich notwendig, diese Mode mitzumachen.

Armer Heinz!

Um seine Ruhe war es geschehen, seit die Gattin es sich in den Kopf gesetzt hatte, ihren Gästen stets die Tagesberühmtheiten der Kunst in ihren Salons vorzuführen.

Tagaus, tagein führte sie den geplagten Mann umher — von einem Atelier ins andere, von Ausstellung zu Ausstellung, vom Theater in den Konzertsaal — treppauf, treppab, immer auf der Suche nach Berühmtheiten, die man einladen könnte.

Und nicht nur das allein! Nein, der gute Heinz mußte sein Interesse für die Kunst auch praktisch betätigen! Er mußte in den Geldbeutel greifen, tief, oft sehr tief, und mußte kaufen — Bilder und Bildwerke, alles, was Frau Therese haben wollte! Und dann mußte er auch hier und da helfend beispringen, wo es galt, einen Künstler zu unterstützen, vor allem dann, wenn es die lieben Nachbarn erfuhren!

So wurde aus dem Strumpffabrikanten Heinz Hartwig nach und nach ein Kunstmäzen. Und wenn auch die Künstler heimlich über die Torheiten des reichen Ehepaares lächelten, man suchte sein Haus doch immer wieder auf, weil man dort außerordentlich gut bewirtet wurde, und weil der gute Heinz fast immer eine offene Brieftasche hatte.

* * *

Anfang November feierte der Mäzen seinen fünfzigsten Geburtstag. Und zu diesem Fest kamen alle Künstler des Kreises mit Angebinden und Widmungen für das Geburtstagskind, so daß Herr Heinz und die teure Gattin schier aufgelöst waren vor freudiger Überraschung.

Gegen Mittag kam auch Karl Meinhold mit seiner Gabe. Er war ein junger Tiermaler, der trotz seiner enormen Begabung noch immer vergeblich um die Anerkennung kämpfte. Er war ein armer, aber humorvoller und lebenslustiger Bursch, der auch schon verschiedentlich das offene Portefeuille des Herrn Mäzens kennengelernt hatte. Nun wollte auch er sein bescheidenes Scherflein zu der allgemeinen Freude beisteuern.

Er hatte ein kleines humorvolles Genrebild gemalt, das er „Ein Kunstkenner“ benannte; es stellte einen Schafbock dar, der vor einem Bild, einer gemalten grasgrünen Wiese, bewundernd steht und am liebsten das gemalte grasgrüne Gras auffressen möchte.

Als Herr Heinz Hartwig das Bild ansah, wußte er zuerst nicht, ob er sich freuen oder sich ärgern sollte; im heimlichen Zweifel sah er bald das Bild, bald auch seine Gattin an, als suche er bei ihr Beistand in dieser Ungewißheit.

Aber Frau Therese ging es nicht viel besser, auch sie wußte nicht, was sie davon denken sollte; schließlich aber ermannte sie sich doch, betrachtete das Bild durch ihr Lorgnon, und endlich sagte sie höflich, aber ein wenig kühl: „Sehr nett, sehr wirkungsvoll und auch recht lebenswahr.“

Das war für Herrn Heinz das erlösende Wort; nun atmete er wie befreit auf, sah auch mit Kennermiene auf das Bild und sagte dann zuvorkommend: „Wirklich, lieber Meinhold, das ist Ihnen ausnehmend gut gelungen! Meinen allerbesten Dank für das Kunstwerk!“ — wobei er dem jungen Maler, der ein verstohlenes Lächeln verbarg, mit Gönnermiene die Hand drückte.

Als aber eine halbe Stunde später das Ehepaar allein war, trat Frau Therese noch einmal vor das Bild hin und sah es lange und prüfend an, und endlich schüttelte sie den Kopf, indem sie sagte: „Das Bild muß fort — wir dürfen es nicht zeigen — wir machen uns lächerlich damit.“

Ein wenig erstaunt fragte der Gatte: „Aber weshalb denn nur, Frauchen?“

Und sie nun lächelnd überlegen: „Ja, merkst du denn gar nicht, daß der Mensch dich uzen wollte? Sieh dir doch mal das Bild genau an!

Plötzlich blitzte es in ihm auf. Jetzt verstand er, was sie eben gedacht hatte. Wütend sah er das Bild an und rief: „Das ist ja direkt empörend! Was erlaubt

sich denn dieser Hungerleider!" — Wütend lief er umher, denn jetzt war er an seiner empfindlichsten Stelle verletzt.

Und noch in derselben Minute verschwand das Bild in der Rumpelkammer, da, wo sie am tiefsten war.

Als am Abend dann Herr Karl Meinhold zum Souper kam, suchte er sein Bild vergebens, und ferner mußte er die Bemerkung machen, daß die Gastgeber, besonders der Mäzen, ihn recht obenhin behandelten; er war aber ein Mann mit Humor, der junge Maler, und so lächelte er nur dazu, verschwand sehr bald — und mied fortan das Haus Hartwig.

Vier Wochen später war der große Weihnachtsbasar, den die vornehme Welt alljährlich arrangierte.

Und Frau Hartwig, die auch in diesem Jahre wieder verschiedenes für die Wohltätigkeit tun mußte, schickte auch diesem Basar eine reiche Anzahl von Gaben, unter denen sich auch das Bild befand, das ehedem ihr Mißfallen erregt hatte; dies war — so fand sie — eine günstige Gelegenheit, das dumme Bild aus dem Hause zu schaffen; natürlich tat sie das ohne Wissen ihres Mannes.

So hing nun also das arg verlästerte Bild in den Räumen des Basars.

Angesehen und belächelt wurde es auch von manchem; es aber zu kaufen, dazu entschloß sich niemand, obgleich es sehr billig zu haben war.

Am letzten Tage des Basars ging auch Karl Meinhold durch die Räume. Er war in bester Laune, denn soeben hatte er sein erstes großes Bild „Kühe am Teich" verkauft — endlich war sein Streben belohnt, endlich war die Anerkennung da! — Und als er nun so seelenvergnügt durch die Räume wanderte, da erblickte er sein Bild, das er einst dem Mäzen gestiftet hatte.

Lächelnd sah er seine so mißachtete Arbeit an — und plötzlich kam ihm eine Idee.

Er kaufte das Bildchen.

Sodann fuhr er zu seinem Kunsthändler, instruierte diesen und wartete lächelnd der Dinge, die sich nun abspielen würden.

Die nächsten Tage schon brachten die große Überraschung für die Kunstwelt: Karl Meinhold war über Nacht ein berühmter Mann geworden — sein verkauftes neues Bild war ein Schlager allerersten Ranges, ein echtes Kunstwerk, das alle in helles Entzücken versetzte. Nun kamen Glückwünsche von allen Seiten, und der junge Künstler hatte es bisher gar nicht gewußt, daß er so viele Freunde hatte, die ihn nun für sich reklamierten.

Natürlich wußten auch Hartwigs sofort die Neuigkeit.

Aber während der Mäzen sich freute, wurde die gute Therese plötzlich sehr verlegen.

„Jetzt werden wir ihm einen Besuch machen," sagte Herr Heinz, „dann werden wir ihm zu Ehren ein Fest geben, und dann wird er schon wieder ausgesöhnt sein."

„Aber das geht ja nicht," protestierte sie, „sein Bild ist ja nicht mehr da!"

Erstaunt fragte er: „Ja, wo ist es denn geblieben?"

Und nun gestand sie, was sie ohne sein Wissen getan hatte.

Jetzt war der Mäzen in Nöten!

Einladen mußte man den Maler, wenn man nicht vor den anderen der „Gesellschaft" zurückstehen wollte — Wie aber ihn einladen, ohne sein Bild zu haben? — Und wo sollte man nun dies unglückselige Bild wieder aufspüren?

Ratlos lief er hin und her.

Endlich sagte sie: „Versuch's doch mal bei den Kunsthändlern."

Wütend sah er sie an und fragte: „Weißt du auch, was der Spaß dann kosten kann, wenn ich es bei einem Händler finde?"

Aber sie zuckte nur die Schultern und schwieg.

Er indessen stieg in eine Droschke und fuhr von einem Kunsthändler zum andern. Endlich fand er sein Bildchen wieder, zahlte schweren Herzens dreitausend Mark dafür und fuhr damit nach Hause.

Als drei Tage später Herr Karl Meinhold seinen Besuch im Hause Hartwig machte, sah er sein einst so verlästertes Bild nun im Salon an einem Ehrenplatz hängen; und als dann der Mäzen stolz zu ihm sagte: „Ja, lieber Meinhold, wir haben Ihr Genie ja längst erkannt!" — da nickte der junge Maler lächelnd und dachte: Diese kleine Lüge hat mir dreitausend Mark eingebracht.

So haben auch Bilder ihre Schicksale.

Schwindelei. Von Hans Bauer.

Bei Schuberts war Sommerfest. — Der dicke Abendbrot war da und der kleine Sachs und die zierliche Müller und die Krause und die Stickert und auch der forsche Lorentz. Nach der Abendtafel saß die liebenswürdige Gastgeberin mit Lorentz in einer Laube und sprach von dem und jenem. Schließlich glitt auch das Gespräch auf die Ferienreisen. Schuberts waren in den Alpen gewesen. Lorentz hatte Norderney aufgesucht gehabt. „Ach? Norderney?" sagte die Madam. „Schauen Sie an: Norderney!"

„Jawohl", sagte Lorentz. „Norderney." Und er erzählte nun von Strandpromenaden und Wetter und Leuten und berichtete auch von der Liebhaberbühne, die sie errichtet gehabt, und von Sudermanns „Höherem Leben", das sie darauf gespielt hätten. Alle Leute der guten Gesellschaft wären aufgefordert gewesen, mitzuwirken. Er natürlich habe die ganze Sache erst eingefädelt gehabt und die Hauptrolle gespielt. Aber das sei spaßig, meinte die Madam. Und er also habe da auch mitgespielt? „Die Hauptrolle sogar, jawohl!" betonte Lorentz, der sich gern aller möglichen Dinge rühmte und gerade bei Schuberts mit der reichen, hübschen Tochter Wert darauf legte, als vielerlei zu gelten.

Als sie das Thema genügend erschöpft hatten, gesellte sich der kleine Sachs den beiden zu. Der kleine Sachs ... Ja, war der nicht auch in Norderney gewesen? Aber gewiß! Frau Schubert hatte doch erst vor dem Abendbrot das aus seinem Munde gehört. „Da höre ich eben," sagte sie darum, „daß Herrn Lorentz' Wahl mit Ihrer in diesem Sommer identisch gewesen ist, Herr Sachs! Denken Sie sich: er war auch in Norderney. Und übrigens: sagten Sie nicht, daß Sie auch im Juli dort gewesen wären? Also, wie zufällig sich das trifft! Da haben Sie beide vielleicht nebeneinander geschlafen, ohne sich zu kennen."

Sachs sagte: „So, so", und Lorentz: „Schon möglich", und beiden war nicht ganz wohl zumute. Dann kam Frau Schubert auf das Liebhabertheater zu sprechen. „Pfui Teufel", dachte Lorentz, der sich alles aus den Fingern gesogen hatte und nur ein wenig großtun und renommieren hatte wollen, im übrigen aber in diesem Sommer gar nicht daran gedacht hatte, in seiner bedrängten Lage nach einem Seebad zu fahren. Und „Pfui Teufel", dachte Sachs, der nicht wußte, ob Norderney an der Ostsee oder Nordsee lag, und sagte: „Jawohl, natürlich! Das Liebhabertheater habe ich mir angesehen."

Lorentz staunte.

„Aber mitgespielt haben Sie nicht?"

„Nein, nein: Ich bitt' schön! Zu so etwas habe ich doch kein Talent."

„Denken Sie: Herr Lorentz hat die ganze Geschichte, wie er mir erzählt, eingefädelt gehabt und die Hauptrolle gespielt."

„Ah! Ich weiß wohl! Und Sie also sind dieser Herr Lorentz? So so! Sie sind dieser Herr Lorentz!"

Lorentz war glatterdings paff.

Ein paar Wochen später teilte Frau Schubert Lorentz übrigens vertraulich mit, daß Meyer, den er ja auch kenne, vor kurzem mit ihr gesprochen habe. Zufällig sei da auch wieder das Gespräch auf die Reisen gekommen. Und auch Meyer wäre in Norderney gewesen. Oder vielmehr: habe in Norderney gewesen sein wollen. Aber wie man so manchmal den Menschen auf die Schliche komme. Keine Ahnung habe der von der Liebhaberbühne und dem Drum-und-Dran gehabt, von dem er, der Herr Lorentz, und Herr Sachs ihr erzählt hätten. Und das müsse er doch gewußt haben, wenn er wirklich im Juli, wie er vorgäbe, in Norderney gewesen wäre! Das müsse er doch! Na, sie habe weiter nichts gesagt. Aber seitdem behandle sie ihn sehr kühl, den Herrn Meyer. Die verflixte Lügerei und Renommiererei könne sie für ihr Leben nicht leiden.

Lorentz bestätigte, daß Lügen und Renommieren allerdings schon etwas ganz Ekelhaftes wären.

Für die Frauenwelt.

Das gesteckte Kleid. Man verlangt von dem Anzug der Frau Abwechslung. Selbst Hübsches verliert, allzu häufig gesehen, seinen ursprünglichen Reiz. Dem Wunsch nach wechselnden Wirkungen nachzugeben, dessen Berechtigung man — wenn auch nur mit Einschränkungen — anerkennen muß, bedeutet in unserer Zeit vielfach eine mit unüberbrückbaren Hindernissen umgebene Freude. Nicht nur die Preise aller Arten von Webwaren sind bedeutend gestiegen, auch die Herstellungskosten eines Kleides stehen in gar keinem Verhältnis zu den früheren. Selbst der Tag der Hausschneiderin bedeutet für viele Frauen um der Beköstigung willen eine lästige Ausgabe. Nun wird natürlich trotz aller Hindernisse niemals der Wunsch nach hübscher Kleidung schweigen. Er liegt nun einmal tief in der Natur der Frauen begründet. Aber nicht nur Eitelkeit treibt zu seiner Erfüllung. Berufe wie der der Bühnenkünstlerin und der Filmschauspielerin zwingen die, die sich ihnen verschreiben, sich ernsthaft mit der Materie „Kleidung" und ihren zahllosen Ausstrahlungen zu beschäftigen. Besonders für die Filmkünstlerin ist es fast unmöglich, häufiger als einmal in demselben Kleid zu „arbeiten". Das Publikum legt auf ihre wechselnde Toilette großen Wert. Man betrachtet vielfach den Kinobesuch als anregende Modenschau.

Nun ist der Gedanke, gesteckte Kleider zu tragen, vielleicht fürs erste überraschend. Bei gründlicher Überlegung wird man jedoch erkennen, daß nächst gutem Willen hauptsächlich eine geschickte Hand und geschulter Geschmack nötig sind, diese Anregung erfolgreich zu verwerten. Damit ein Kleid gefällt, muß es die moderne Linie zeigen. Es gibt immer noch viele, die die Bedeutung der Innehaltung der aktuellen Linie verkennen und glauben, durch spielerisches Beiwerk ihr Nichtvorhandensein verbergen zu können. Das ist unmöglich. Das Beiwerk interessiert weit weniger als die Linie, die den Wechsel der Mode veranschaulicht. Mit Überlegung läßt sich das Zerschneiden der kostbaren Stoffe vermeiden, so daß sie immer wieder in eine neue Form gebracht werden können. Die augenblickliche „gewickelte" Mode zeigt sich für die Verwendung vorhandener Stofflängen besonders geeignet. Kleinliche Ausgestaltungen, die hier einen schmalen Streifen, dort eine unmotivierte Raffung verlangen, sind für Kleider, die ihre Existenz hauptsächlich der Stecknadel verdanken, nicht günstig. Sie setzen sehr viel Mühe voraus und verlangen durch ihre Komplikationen zu viele Nadeln. Wirksamer und zweifellos eleganter ist in jedem Fall die „große Linie", die mit Geschmack um den Körper drapiert wird und sehr gut nur „gesteckt" werden kann. Man verschafft sich auf diese Weise die Möglichkeit, schöne Stoffe auszunutzen und sich immer wieder neu und reizvoll zu kleiden.

Ola Alsen.

Luxuswäsche als Handarbeit. Die leidenschaftliche Liebe für feinste Wäsche ist fast immer ein Zeichen kultiviertester Erziehung und Gewöhnung, und die wirkliche Dame wird lieber auf ein neues Kleid verzichten als auf eine Garnitur feiner neuer Wäsche, wenn sie die Wahl hat und beides ihr gleich notwendig scheint. Sie gibt ihre Ansprüche auf solche Wäsche selbst dann nicht ohne weiteres auf, wenn ihr auch das Kopfüber-Kopfunter der Kriegsfolgen Sparsamkeit in diesen Dingen nahelegt. Beim Nachdenken über das „Wie" der Anschaffung wird ihr eines Tages der Gedanke kommen, sich ihre Wäsche selbst zu arbeiten, oder nein, zu arbeiten nicht, zu handarbeiten. Denn gute Wäsche ist ja eigentlich — plötzlich geht ihr dieses auf — nichts anderes als feine Handarbeit, und wenn sie sich nun selbst damit befassen wird, so zwingt sie nichts dazu, sich im Stile der kleinen Hausfrau an die ratternde Nähmaschine zu setzen. Wahrhaftig ein glänzender Einfall! Nie wieder wird sie diese langweilige Hedebodecke in die Hand nehmen, an der sie nun schon seit Jahrhunderten stickt, mag sie ewig ein Torso bleiben. Sie stürzt sich an den Wäscheschrank, in dessen leisem Lavendelduft (wie recht hatten unsere Großmütter, ihn zu lieben) die leichten seidengebündelten Stapelchen ihrer Wäsche liegen, und während die Hände hier und da ein Stück herausziehen, bewundern die Augen zärtlich die feinen handgenähten Säume, die zierlichen Hohlnähte und die handgesäumten Nähte. Mein Himmel, eigentlich haben diese Sachen doch gar keinen komplizierten Schnitt. Wenn man sie genau betrachtet, sind es oft zum Teil nur gerade Streifen; es muß wirklich eine Lust sein, so etwas zu arbeiten. Ein bißchen feinen Batist hat man noch, auch etwas echte Spitzchen und ein paar wundernette kleine Filetmotive, und ganz feines Garn und noch viel feinere Nähnadeln finden sich auch, und ehe man es sich versieht, ist der Entwurf im Kopf schon fertig, und am Nachmittag, als die Freundin zum Tee kommt, hat man schon seine neueste Handarbeit neben sich im japanischen Körbchen liegen. Und es ist merkwürdig, wie man darauf kommt, an diesem kleinen Ding zu arbeiten, und wie viele halbe Stündchen am Tage sich plötzlich dafür finden. Und endlich ist es fertig, und man ist geradezu beseligt von seinem Werk. Man rechnet aus, daß es einfach gar nichts gekostet hat, im Laden aber mindestens ein paar hundert Mark gekostet haben würde, und man überschlägt weiter, wie viel man nun im Laufe der Zeit an Wäscheausgaben sparen wird, und was alles für andere Herrlichkeiten dafür gekauft werden können. Und nicht nur das, ist es nicht auch ein Triumph vor den Freundinnen, ist es nicht ein großer Augenblick, als man nun auch mit einer solchen Gabe zum Geburtstag der Allergeschätztesten kommt, und sie nimmt aus der rosa Seidenpapierhülle dieses kleine Wunderwerk an? Schick und Eleganz, diese kleine Untertaille aus schwarzem Chinakrepp mit den eingestickten weißen Seidenranken und den zierlichen Hohlnähten! Ja, man fühlt es, alle staunen und bewundern ehrlich, und alle sind ein klein wenig neidisch auf diese geschickten Hände und ihre intelligente Besitzerin. Wahrlich, ein herrliches Gefühl!

O. M. Moß.

Gymnastische Kurse für Frauen. Die wilde Tanzleidenschaft, diese weitverbreitete Nachkriegserscheinung, dürfte allem Anschein nach ihren Höhepunkt erreicht haben, das bedeutet, daß die Epidemie im Erlöschen begriffen ist, die Krisis ist vorüber; man wird sich nach einem zeitgemäßen Ersatz umsehen müssen. Wie wäre es mit den gymnastischen Übungen, die vor dem Kriege, besonders in den nordischen Ländern, viele Anhängerinnen hatten, und die gerade begannen, auch in Deutschland verständnisvolle Aufnahme zu finden? Diese gymnastischen Kurse dürfen nicht mit den orthopädischen Kursen verwechselt werden, in denen schlecht gewachsene, körperlich zurückgebliebene, schwächliche Personen Gesundung suchen; die gymnastischen Übungen sind ein alter, aber niemals veralteter Sport für gesunde Frauen und Mädchen, die sich ihre guten Formen, ihre kräftigen Muskeln, ihre weichen Linien erhalten wollen, ein Sport für vernünftige Menschen, die die Schönheit des Körpers mit gesunden Sinnen empfinden, die den Rhythmus lieben. Die Unrast unserer Zeit tobt sich in den seltsamsten Passionen aus, verbotenes Glücksspiel und Kokainschnupfen, übermäßiges Rauchen und andere Verirrungen richten so manche Frauenexistenz zugrunde. Körperliche und geistige Gesundheit sind die beste Schutzwehr gegen die Not unserer

Zeit, mehr denn je ist die gebildete Frau auf einen gut disziplinierten Körper, auf starke Nerven, auf äußere und innere Vorzüge angewiesen, mehr denn je ist die Frau aller Kreise dazu gezwungen, am Kampf ums Dasein teilzunehmen. Die gymnastischen Übungen eignen sich vorzüglich dazu, unseren in langen Jahren der Entbehrung geschwächten Körper zu kräftigen; sie sind ein gesunder Sport, der unser Schönheitsgefühl anregt und unser Seelenleben günstig beeinflußt. Die gymnastischen Übungen erfordern keine besonderen Räume, keine Geräte wie das Turnen, sie sind reine Freiübungen, die am liebsten mit Musikbegleitung — Klavier, Gesang — ausgeführt werden, am besten ohne Kommandos, nur den Rhythmen der Musik folgend. Zu den reizvollsten Abarten der gymnastischen Übungen gehören die Luftreifenspiele und die Ballreigen mit Musik; sie sind es, die alle Anmut des weiblichen Körpers in liebenswürdiger Weise zum Ausdruck bringen, sie unterstreichen die selbstverständliche Schönheit der einfachen Linien, die natürliche Grazie der klug durchdachten Bewegung, die ganz ungezwungen wirken muß, ohne jene Übertriebenheiten, jene sinnlos bizarren Verrenkungen zu zeigen, denen wir in den letzten Jahren vielfach bei Spiel und Tanz begegneten. Bei zunehmendem Interesse für die verschiedenen gymnastischen Übungen wäre der gebildeten Frau als Leiterin solcher Kurse ein vornehmer Beruf vorbehalten, der Beachtung verdient.

Else Levin.

Mittelalterliche Kosmetik. Es ist gewiß keine Übertreibung, wenn man behauptet, das Schminken sei älter als die Kleidung. Ehe noch der Mensch daran dachte, seine Blöße mit einem Schurzfell zu verhüllen, war das Schmuckbedürfnis in ihm rege, das sich in der Bemalung des Körpers äußerte. Das Tätowieren der Naturvölker liefert uns hierfür die beste Bestätigung, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie diese Kunst oft mit einer großen Geschicklichkeit handhaben. Eitelkeit kann man als die Triebfeder des Schminkens bezeichnen, und solange es eitle Frauen gibt — und sie werden nie aussterben — dürften auch die Versuche, gewisse Nachteile der Gesichtsbildung oder Hautdefekte mit dem Farbenstift und durch andere kosmetische Manipulationen wegzutäuschen, niemals aufhören. Wenn darum seit jeher Moralisten, Satiriker und in christlicher Zeit die Prediger von der Kanzel ihrer Entrüstung über das Schminken in heftigen Worten Luft gemacht und mit beißendem Spott das Übel aus der Welt zu schaffen geglaubt haben, so erinnert dieser Kampf gegen eine fest in der weiblichen Natur verwurzelte Sitte an Don Quichottes Angriffe auf die Windmühlenflügel. Im Corriger la beauté hat die Frau sich stets besonders erfinderisch gezeigt. Das gilt sowohl für die Ägypterin als auch für die Römerin des Kaiserreichs, die Gentildonna der Renaissance und die Rokokomondäne. Viele brachten es darin zu einer großen Virtuosität, viele verwandelte auch der Schönheitsdrang in eine Karikatur. Nicht immer hatten es die Damen so bequem wie heute, wo ihnen ein ganzes Arsenal von Schönheitselixieren, Balsamtinkturen, Pomaden und Schminkstiften zur Verfügung steht, unter denen sie nur auf Empfehlung einer erfahrenen kosmetischen Beraterin das Passende für sich zu wählen brauchen. Im Mittelalter mußten sie die Mixturen selbst brauen und die Salben mischen, wenn nicht der Zufall einen Krämer, der mit solchen Waren handelte, in die Burg verschlug. „Chrâmer gip die varwe mir, diu mîn wengel roete", heißt es in den Carmina burana. Die üblichsten Schminkattribute waren Mennig, mit altem Fett zubereitete Pflanzenfarben, Weizenmehl, Firnis, Alaun und Kampfer. Zum Haarfärben benutzte man schon kompliziertere Rezepte; um blondes Haar zu erzielen, beispielsweise eine Mischung aus Eigelb, Schwefel und Harz oder die Lauge aus der Wurzel der weißen Seelilie und der wilden Weinrebe, vermengt mit Kümmel, safrangelber Distelblüte und Rinde vom Granatbaum; manche ließen auch schon, wie später die italienischen Damen in der Renaissance, ihr Haar an der Sonne bleichen. Heinrich de Mondeville gab im 14. Jahrhundert ein Werk heraus, das damals als ein Vademecum für die Schönheitspflege galt. Hören wir, was der berühmte Chirurg empfiehlt. Gegen übermäßige Gesichtsröte soll man Blutegel in die Nähe der Ohren oder Schröpfköpfe unter die Achseln setzen; Blässe vertreibe man mit weißem Senf, vermischt mit Arsenik und Milch; überflüssige Haare im Gesicht entfernt man am besten mit Eidechsenkot; für die Erlangung eines jugendlichen Antlitzes ist ein junger, aus dem Nest genommener Rabe, der vierzig Tage mit hartgekochten Eiern genährt wurde, von großer Wichtigkeit; er wird mit Myrthenlaub gekocht und destilliert, ehe man ihn verwendet. Mondeville gibt auch das Rezept zu einem seltsamen Parfüm an. Es lautet: „Nimm frischen rinder- oder Küdreck so vil nug ist / mache jhre dürr an der Sonnen oder inn einem ofen / darnach stoße jhn zu puluer / vnd besprenge es mit Rosenwasser / biss es wol feucht wirt / lasse es also ein gantzen tag lang stehen / darnach dörre es widerumb an der Sonnen / vnnd thu solches iij oder viermal." Manche der Mondevilleschen Rezepte schreiben reine Pferdekuren vor. So sollte man, um eine welke Haut zu beseitigen, mit einem scharfen Rasiermesser die obere Hautschicht abschaben oder sie mit einem Reizmittel von Kanthariden und Sauerteig beschmieren. Und selbst diese Vorschriften wurden ungeachtet aller Qualen, die sie bereiteten, getreu befolgt. Ja, was tut man nicht alles um der Schönheit willen!

Dr. Valerian Tornius.

Unser eiweißreichstes Gemüse. Durch einen besonders hohen Nährstoffgehalt zeichnet sich nach den in den „Landwirtschaftlichen Jahrbüchern" veröffentlichten Untersuchungen der Assistentin an der landwirtschaftlichen Versuchsstation Göttingen Marie Freiin v. Schleinitz die Gartenmelde (Atriplex hortensis) aus. Die Analysen ergaben, daß die Blätter der Gartenmelde einen wesentlich höheren Gehalt an Trockensubstanz aufweisen als die des Spinats; dieser betrug bei ersteren 8,21 Proz., bei letzteren aber nur 6 Proz. Die chemische Zusammensetzung der Trockensubstanz selbst ist bei beiden Arten ähnlich, jedoch besitzt die Melde einen noch etwas höheren Eiweißgehalt als der Spinat; der Gehalt an Reineiweiß betrug bei den am 31. Mai geernteten Meldeblättern 32,07 Proz. gegenüber nur 31,47 Proz. bei den Spinatblättern. Die Gartenmelde dürfte hinsichtlich des Eiweißreichtums an erster Stelle unter all unseren Gemüsearten stehen und kann als ein vollwertiger Ersatz für den echten Spinat gelten. Wegen ihres etwas herberen Geschmackes wird sie diesem sogar vielfach vorgezogen. Man unterscheidet bei der Gartenmelde Sorten mit gelben, blutroten und grünen Blättern. Sobald die Pflanze das achte Blatt entwickelt hat, werden die ausgewachsenen Blätter abgezupft, während man später die Spitze ausbricht. Dadurch wird die Pflanze zur Bildung neuer Seitentriebe angeregt, so daß bis in den Herbst hinein geerntet werden kann. Wo die Melde als Zwischenfrucht zwischen Kartoffeln, Puffbohnen, Kohl u. dgl. gezogen wird, erntet man die ganze Pflanze, wenn sie eine Höhe von etwa 20 cm erreicht hat. Auch aus den aufgeschossenen Stengeln läßt sich ein feines Gemüse bereiten. Die Stiele endlich werden von Kaninchen und Ziegen sehr gern gefressen.

Dr. S. v. Jezewski.

Vom Universitätsstudium der Frau. Die Zahl der studierenden Frauen, die im Laufe des Krieges von 4100 auf 8300 emporgeschnellt war, ist jetzt auf 8000 zurückgegangen. Die Gründe der Zurückhaltung der Frauenwelt gegenüber dem akademischen Studium zeigen ihre derzeitige Verteilung auf die einzelnen Studienfächer und die darin eingetretenen Veränderungen näher: die Aussichtslosigkeit des Lehrerinnenberufes und die Unmöglichkeit für die Frau, sich in der Medizin ein größeres Arbeitsfeld zu erobern, und schließlich die Berufsnot der Akademiker und die beginnende Zurückdrängung der Frau im Berufsleben. So gingen die Studentinnen der Philosophie, Philologie und Geschichte innerhalb des letzten Halbjahres von 3200 auf 3000 zurück, die der Mathematik und der Naturwissenschaften von 1300 auf 1200 und die Medizinerinnen von 2300 auf 2200. Andererseits steigt der Zustrom zum Studium der Staatswissenschaften (Nationalökonomie) immer weiter. Ihnen widmen sich heute bereits 950 Frauen gegen 750 im letzten Winter und erst etwa 100 vor dem Krieg. Es handelt sich um die Vorbereitung für die Tätigkeit im Wirtschaftsleben, in der sozialen und sozialpolitischen Arbeit und im Dienste von Berufsorganisationen, Gesellschaften usw. Ähnlich steht es bei der Zahnheilkunde, auf die 240 Frauen entfallen gegen 180 im vorigen Jahre und erst 50 im Sommer 1914. Pharmazie studieren 150 wie im vorigen Jahre.

Literatur und Kunst.

Die rheinische Dichtung der Gegenwart.

Von Hans Gäfgen.

Das Rheinland steht heute in besonderem Maße im Vordergrund des allgemeinen Interesses. Es mag deshalb berechtigt sein, in kurzen Zügen auf die Dichter zu sprechen zu kommen, die heute im westlichen Deutschland, soweit es am Rheine oder in der Nähe des Stromes liegt, am Werke sind bzw. dort geboren wurden. Berücksichtigt sollen dabei nur diejenigen werden, die Hervorragendes geleistet haben oder eine Hoffnung darstellen, auf die man bauen darf. Herbert Eulenberg, als Bühnendichter, Novellist, Lyriker und Essayist gleich bekannt und geschätzt, mag den Reigen eröffnen. Er ist auch Mitherausgeber der vornehmen Kunst- und Literaturzeitschrift „Feuer“, die in Saarbrücken erscheint und sich mit Erfolg dem Ausgleich der Gegensätze zwischen den Älteren und „Jüngsten“ widmet. Wilhelm Schäfer, unter dessen Leitung „Die Rheinlande“ stehen, hat als Anekdotendichter und Verfasser der „Halsbandgeschichte“ lebhafte Anerkennung gefunden. Auch seine „Rheinsagen“ und besonders der 1915 erschienene Pestalozzi-Roman „Der Lebenstag eines Menschenfreundes“ gehören zu den wertvollsten Gaben, die Deutschland dem rheinischen Schrifttum in den letzten Jahren zu verdanken hat. Wilhelm Schmidtbonn hat erst in letzter Zeit die seinem Schaffen gebührende Anerkennung gefunden, muß aber immer noch mit schärfstem Widerstand literarischer Gegner kämpfen. „Der verlorene Sohn“, das 1912 erschienene Drama, und der Legendenband „Der Wunderbaum“ haben seinen Namen in weitere Kreise getragen. Karl Röttger gehört zu den feinsten Köpfen unter den „Stillen im Lande“. Seine Christuslegenden, besonders der Band „Der Eine und die Welt“, zählen zu den schönsten Blütenranken, die deutsche Dichtung um die Gestalt des Gottessohnes gewunden hat. Auch als Bühnendichter ist Röttger in den letzten Jahren hervorgetreten. Der 1883 geborene Josef Ponten beginnt allmählich sich durchzusetzen; seine Romane werden mit Recht hoch gewertet. Eine eigenartige, scharf umrissene Persönlichkeit ist der in Rüdesheim als Amtsrichter wirkende Leo Sternberg, der als Balladendichter, Novellist und Lyriker starke Leistungen hervorgebracht hat, aber auch als Literarhistoriker — eine „Nassauische Literaturgeschichte“ entstammt seiner Feder — Beachtung verdient.

Die vielleicht wichtigsten Erscheinungen unter den rheinischen Dichtern der Gegenwart sind „Die Werkleute auf Haus Nyland“, deren markanteste Vertreter als Rheinländer anzusprechen sind. Zunächst der Hunsrücker Jakob Kneip, der zuerst mit einem im Insel-Verlag erschienenen Gedichtbuch „Bekenntnis“ hervortrat. Wesentlich schärfer herausgearbeitet erscheint sein eigenartiges, literarisches Profil im „Lebendigen Gott“, bei E. Diederichs, Jena, erschienen, einem ausgesprochen balladesken Werk, mit welchem Kneip dem zur Zeit an erster Stelle stehenden Balladendichter Börries von Münchhausen den Rang streitig macht. Das Buch läßt in einer holzschnittartigen Sprache das Erwachen des Gottesbewußtseins in einem Bauern erleben; es ist aus einer seltsamen Mischung von altheidnischen Überlieferungen, die in der Heimat des Dichters noch fühlbar sind, und katholischen Anschauungen entstanden und gehört zu den wertvollsten Auseinandersetzungen zwischen Gott und Dichter, die wir besitzen. Neben Kneip steht Lersch, der im Kriege zum Dichter gereifte Kesselschmied, dem wir Lyrik verdanken, die aus der Umgebung des Dichters schöpft und überaus starke Eindrücke hinterläßt. Josef Windler, der sich ebenfalls zu den „Werkleuten“ zählt, ist gebürtiger Westfale und wohnt in Mörs bei Düsseldorf, weshalb er in diesem Zusammenhang genannt sei. Auch Wilhelm Vershofens mag hier in Kürze gedacht werden, da er gebürtiger Rheinländer ist. „Der Fenriswolf“ und auch sein neues Werk „Till Eulenspiegel“ zeichnen sich durch interessante Problemstellung und eigenartige formale Fassung aus. Alle, die sich zum Nylandkreis zählen, sind bekanntlich nicht nur Dichter, sondern üben auch einen bürgerlichen Beruf aus; so ist Windler, der in einem der Hefte des „Nyland“ sein kühnes neues Werk „Die Sirenen“ (Tragödie der Unfruchtbarkeit) veröffentlicht hat, in einem technisch-wirtschaftlichen Fache tätig, während Vershofen in der Großindustrie wirkt.

Auch der Expressionismus hat im Rheinland seine Vertreter. Neben Hans Franck, dem Dramaturgen des Düsseldorfer Schauspielhauses und bisherigen Herausgeber der angesehenen Theaterzeitschrift „Masken“, verdienen besonders Kurt Heynicke und Carl Maria Weber Erwähnung. Eine Sonderstellung nimmt der stille versonnene Zerkaulen ein, der viel Verwandtschaft mit Max Jungnickel hat und wie dieser in Gedichten und kurzen Prosaarbeiten — sein neuestes Büchlein nennt sich „Hans Heiners Fahrt ins Leben“ — ein reiches Innenleben und eine romantisch durchpulste Feder offenbart.

Wenn es mir auch in diesen knappen Zeilen nicht möglich war, ein auch nur einigermaßen erschöpfendes Bild der zeitgenössischen rheinischen Dichtung zu geben, so glaube ich doch mit meinen Ausführungen dargetan zu haben, daß auch im westlichen Deutschland tüchtige Kräfte am Werke sind, die auf allen Gebieten des literarischen Schaffens Erfreuliches gegeben haben und noch geben werden.

Bücherbesprechungen.

Reisebücher. Unter den Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Reiseliteratur gebührt dem Buche Friedrich Perzynskis „Von Chinas Göttern“ (Kurt Wolff Verlag, München; geheftet 40 Mark, gebunden 64 Mark) der Vorrang. Es sind Reisen durch China, die der Verfasser schildert. Das Reich der Mitte hat in den letzten Jahrzehnten immer mehr an Anziehungskraft für den Europäer gewonnen. Die ungeheuren Schätze einer ehemals hochstehenden Kultur wurden langsam erschlossen und dem Verständnis des Europäers nahe gebracht. Aber noch sind viele zu heben; das lehrt uns so recht das Werk Perzynskis, der bei seinen Streifzügen vor allem den Tempelbauten, ihrer Architektur und Plastik seine Aufmerksamkeit widmet und uns die Schönheit dieser Bauten mit ihrem Schmuckwerk mitgenießen läßt. Für die Bereicherung der Kenntnisse über China ist dieses Buch von fundamentalem Wert. — „Aus einem verschlossenen Paradies“ (Verlagsbuchhandlung Paul Parey, Berlin) nennt Dr. A. Berger seine Welt- und Jagdreise, die in zweiter Auflage eben erschienen ist. Ein unterhaltsames Reisebuch lernen wir hier kennen, das uns auf bunten Kreuz- und Querfahrten über den Ozean nach Nordamerika, von dort nach den Hawaischen Inseln, Japan, China, Indien, dann wieder zurück nach Japan und Australien, schließlich nach Ostafrika und dem Sudan führt, und das besonders durch die lebendig geschilderten Jagderlebnisse einen farbigen und spannenden Inhalt erhält. Dem Jagdfreund sei auch empfohlen „Auf Großtierfang für Hagenbeck“ von Chr. Schulz (Verlag Deutsche Buchwerkstätten, Dresden; geheftet 25 Mark, kartoniert 30 Mark). Das mit vielen Illustrationen geschmückte Werk führt den Leser mit unübertrefflicher Sachkenntnis ein in die großartige Wunderwelt der ostafrikanischen Steppe mit ihrem ungeheuren Reichtum an exotischen Tieren. Der Verfasser, ein routinierter Jäger und Tierfänger, plaudert von seinen Abenteuern mit Raubtieren, Büffeln, Elefanten, Nashörnern, Giraffen und anderen Großtieren, die er in großer Anzahl bei seinen erfolgreichen Expeditionen für die Firma Carl Hagenbeck erbeutete. — Die „Werde- und Wanderjahre in Südamerika“ von A. Pohlman-Hohenaspe (Meyersche Hofbuchhandlung, Detmold; gebunden 7,50 Mark) bringen das Lebensbild eines deutschen Kaufmanns, das insofern besonders interessant ist, als sich in ihm ein Stück jenes Konkurrenzkampfes zwischen dem deutschen und dem englischen Kaufmann abspielt, durch den England so sehr seine Handelsvormacht in der Welt bedroht sah. Dieser Gruppe angeschlossen sei noch das von Paul Rohrbach herausgegebene Sammelwerk über „Armenien“ (Verlag von J. Engelhorns Nachf., Stuttgart). Es enthält von hervorragenden Kennern geschriebene Beiträge zur Landes- und Volkskunde Armeniens, das ja nach dem Friedensvertrage seine Selbständigkeit erlangt hat.

Expressionismus. Die so beifällig aufgenommene Sammlung „Junge Kunst“ (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig; 5,50 Mark) ist wieder um acht neue Bändchen bereichert worden, die uns einen Blick in die Schaffenswerkstätten begabter jüngerer Künstler der Gegenwart gestatten. Mit einem Eigenbrötler, der unbekümmert seines Weges geht und vom Expressionismus nur so viel in sich aufnimmt, als seine künstlerische Ekstase es zuläßt, mit dem Schlesier Willy Jaeckel, beginnt die neue Folge. Ernst Cohn-Wiener schrieb dazu die Einleitung. In dem Nächsten, Edwin Scharff, tritt uns schon ein ausgesprochener Expressionist entgegen, der bei Lehmbruck und Höttger in die Schule ging. Dem Vlamen Maurice de Vlaminck, der zuerst unter van Goghs Einfluß stand und schließlich ganz der neuen Richtung verfiel, widmet Daniel Henry ein paar Einführungsworte. Der seit den Kämpfen bei Langemark im August 1917 vermißte jugendliche Wilhelm Mogner, dessen Graphik besonders so viel versprach, widmet Will Fries eine kurze Würdigung. Für den schrullenhaften kubistischen Zeichner Paul Klee tritt H. v. Wederkop ein. Ein Bändchen mit einer Einführung von Leopold Zahn ist Josef Eberz gewidmet, der auf dem Gebiet der religiösen Malerei sein Bestes leistet. Den Franzosen André Derain behandelt Daniel Henry. Und den Schluß der Serie bildet ein Bändchen, das uns über die Kunst eines der bedeutendsten Expressionisten — Schmidt-Rottluffs — unterrichtet, zu dem Wilhelm Valentiner das Vorwort schrieb. Das Reizvolle aller dieser schmalen Bändchen ist die Verbindung von kurzer textlicher Einführung, meist mit Anschluß autobiographischer Dokumente, und die knappe, aber charakteristische Auswahl der Werke des betreffenden Künstlers. Wer in die „Methode des Expressionismus“ eindringen möchte, greife zu Georg Marzynskis Büchlein im gleichen Verlag. Es enthält auf wenigen Seiten das Wesentliche, was über diese Frage zu sagen wäre. Anschließend sei auf die beiden Bändchen von Gustav Hartlaub: „Die neue deutsche Graphik“ und Willi Wolfradt: „Die neue Plastik“ (Verlag Erich Reiß, Berlin) hingewiesen. Eine ausgezeichnete Ergänzung zu der „Jungen Kunst“ auf literarischem Gebiet ist die „Menschheitsdämmerung“, eine Symphonie jüngster Dichtung, herausgegeben von Kurt Pinthus (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin, 12 Mark). Ein gründlicher Kenner der Dichtung unserer Tage hat hier aus der Fülle expressionistischer Lyrik das Beste ausgewählt. Einen ähnlichen Überblick, nur noch auf das Novellistische, Dramatische und Essayistische ausgedehnt, bietet Alfred Wolfensteins Jahrbuch für neuere Dichtung und Wertung „Die Erhebung“ (S. Fischer Verlag, Berlin; 9 Mark.) In diesem Zusammenhang sei auch noch das Jahrbuch der neuen Jugend „Der Anbruch“ (Roland-Verlag, München; 6 Mark) erwähnt, das Otto Schneider und Arthur Ernst Rutra herausgegeben haben. Es ist nicht so vielseitig wie die beiden oben genannten Sammlungen, bringt aber doch einige recht interessante, für die Psychologie unserer unserer heutigen Literatur charakteristische Beiträge.

STOEWER

STOEWER-WERKE AKTIENGESELLSCHAFT VORMALS GEBRÜDER STOEWER STETTIN

PERSONEN- UND LASTKRAFTWAGEN ALLER ART FLUGMOTOREN MOTORPFLÜGE

Eigene Verkaufs-Filialen in Berlin, Hamburg und Stettin. Vertretungen an fast allen größeren Plätzen.

FROSTALLA

das anerkannt wirksame Mittel gegen

überall erhältlich

FROSTBEULEN

Jahrelang erprobt und bewährt.

Frostalla-Pulver für Hand- u. Fussbäder | Mark 0,75 | Mark 3,50
Frostalla-Firnis in Tuben Mark 4,50.

L. ELKAN ERBEN, G. m. b. H.
OZET-BÄDERFABRIK
Berlin S 42

Prospekte auf Verlangen kostenfrei.

Dr. Warda-Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Bad Blankenburg, Thüringerwald.
Dr. Karl Schulze's
Sanatorium Am Goldberg
Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Waldsanatorium Schwarzeck in Bad Blankenburg, Thüringerwald. Prosp. für nervöse u. innere Kranke.

DRESDEN. *Hotel Westminster und Astoria-Hotel*
am Hauptbahnh. Vornehmstes Familienhaus. Alle Zimmer mit Ferntelephon, Warm- u. Kaltwasser-Zufluß. Privatbäder.

Dr. Wigger's Kurheim, Partenkirchen (Bayerisches Hochgebirge)
Sanatorium
für innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke, Kurbedürftige.
Gute zeitgemäße Verpflegung.
5 Ärzte. Auskunftsbuch.

TRIBERG

Luftkur- und Wintersportplatz I. Ranges.
Glanzpunkt der bad. Schwarzwaldbahn, 700—1000 m ü. M.
Prachtvolle Gebirgslandschaft.
Nebelfreie, windgeschützte Lage, hervorragend geeignet für Erholungsbedürftige.
Weitausgedehntes Schigelände, schönste Rodelbahn,
einzige Kunstbobsleighbahn des Schwarzwaldes.
Ständige Ausstellung Schwarzwälder Heimatkunst in der Gewerbehalle.
Prospekt u. Preislisten kostenfrei von der Städt. Kurverwaltung.

Schwarzwald-Hotel
Allerersten Ranges. Beste Höhenlage. Zentralheizung. Prospekte durch die Direktion.

Hotel Wehrle Behagl. Familienhotel I. Ranges. Zentralheiz. Illustr. Prosp. frei.

Hotel Löwen-National

Hotel Sonne Bürgerliches Haus. Zentralheizung. Trockenraum.

Gasthof Adler || **Pfaff** Pension zunächst Wasserfall und Rodelbahn.

Hotel Tanne **Triberger Hof**

Waldhotel Villingen
Badische Schwarzwaldbahn. Idealer Wintersport.
Ski-, Schlitten- und Eisbahnen.
Zentralheizung. Eigene Landwirtschaft. Direktor Wiedemann.

Davos-Dorf (Schweiz). **Sanatorium Seehof.** Chefarzt Dr. Alexander. Preise täglich Fr. 17.50 bis 24.-.

Wendelsteinbahn
Bayerns erste Bergbahn
Berghotel Wendelsteinhaus.
1840 m Höhenlage. Tägl. Konzert.

Thüringer Wald-Kurheim Dr. LOTS
Friedrichroda
für Nervöse u. Erholungsbedürftige
Eig. bewährte Kur bei allen nervösen Erkrankungen.
Südlage, daher ganz besonders für Herbst- u. Winterkuren geeignet.

Tannenhof
S.-R. Dr. Bieling
Heilanstalt
Friedrichroda in Thüringen.

Browning Kal. 7,65 M. 250, Kaliber 6,35 M. 250, Mauser M. 350. Jagdwaffen. Benekendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.



Die bildgeschmückte Wochenschrift

Die Landfrau

ist das

anerkannte Lieblingsblatt

der Guts- und Landfrauenwelt. Durch vortreffliche Fachaufsätze aus der Haus-, Hof- und Außenwirtschaft, Tierzucht, Gartenbau usw., wie durch seine Anregungen auf dem Gebiet der Gesundheits- und Heimpflege, des Rechtslebens und durch kostenlose Fragebeantwortung ist die „Landfrau“ der nie versagende und

unentbehrliche Ratgeber

für den

Land- und Selbstversorger-Haushalt

zugleich

Stellenmarkt

für gebildete ländliche Berufe.

Bestellungen bei jeder Postanstalt. Probehefte umsonst durch den

Verlag Die Landfrau, Gotha 3.

Schierke

Bedeutendster Winterkur- und Sportplatz des Harzes!
Prospekte durch die Kurverwaltung. Telephon Nr. 50

Sanatorium Schierke im Harz.
Das ganze Jahr geöffnet.
Ärztliche Leitung: San.-R. Dr. Kratzenstein.
Wirtschaftl. Leitung: Th. Johannsen. — Näheres durch Prospekt.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Wir retten Ihre Haare!
Senden Sie sofort zur mikroskopischen Untersuchung unter ärztlicher Leitung Ihre ausgekämmten Haare. Darauf erhalten Sie von uns genaue Vorschrift für Ihre Haarpflege. Untersuchung und Vorschrift kostenlos.
Kur- und Heilanstalt Schloß Falkenberg
bei Grünau 201 (Mark)

Dr. Hoffbauer's ges. gesch.
Yohimbin-Tabletten
Anregend! Kräftigend!
Reinstes Yohimbin ohne jeden Zusatz

Original-	25	50	100	200 Stück
Packung:	15.—	29.50	58.—	115.— Mk.

Literatur diskret und gratis.
Elefanten-Apotheke, Berlin 212, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).

Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel
entfettet d. Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Gesetzl. gesch. Bestens empfohlen. Dosen zu Mk. 2.—, Mk. 3.50 und Mk. 5.— bei Damenfriseuren, in Parfümerien u. Drogerien od. von Pallabona-Gesellschaft, München 39D.
Nachahmungen weise man zurück.

Das Glück des Feinschmeckers

Herzog v. Burgund

Die Imex schafft Weltverbindungen für jede Industrie
Über 1000 Eigene Auslands-Vertreter
IMEX
IMPORT-EXPORT GESELLSCHAFT
DRESDEN-A 24
MESSPALAST MÜNCHNERSTR. 4

Stotterer bevorzugen die Anstalt von Robert Ernst Berlin, Großbeerenstr. 67. Prospekt gratis.

Wund- und Kinderpuder, Körperpuder, Fußstreupuder und Pasta
LANULA

Lauten, Gitarren, Mandolinen
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig 17.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Inseratenteil Ernst Medel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferenez ...
Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.